

BIOS

ZEITSCHRIFT FÜR
BIOGRAPHIEFORSCHUNG, ORAL HISTORY
UND LEBENSVERLAUFSANALYSEN

Inhalt 1 und 2 / 2019 (32. Jahrgang)

30 Jahre BIOS

Ein Reader mit Beiträgen zum Wiederlesen

Mit Beiträgen von

Dan Bar-On,

Selma Leydesdorff,

Wolfram Fischer,

Pierre Bourdieu,

Eckart Liebau,

Lutz Niethammer,

Daniel Bertaux und Isabelle Bertaux-Wiame,

Monika Wohlrab-Sahr,

Hans-Christoph Koller,

Gabriele Rosenthal,

Armin Nassehi,

Charlotte Heinritz,

Oliver Sill,

Jürgen Straub,

Albrecht Lehmann,

Mark Roseman,

Almut Leh,

Alexander von Plato,

Harald Welzer,

Udo Kelle und

Martin Schmeiser



BIOS

Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen

Herausgegeben von Bettina Dausien (Wien), Johannes Huinink (Bremen), Almut Leh (Hagen), Albrecht Lehmann (Hamburg), Lutz Niethammer (Jena) und Alexander v. Plato (Neuenkirchen) in Verbindung mit Manuela du Bois-Reymond (Leiden), Gerhard Botz (Wien), Erika M. Hoerning (Berlin), Martin Kohli (Berlin), Maya Nadig (Bremen).

Redaktion: Bettina Dausien, Johannes Huinink,
Almut Leh, Alexander von Plato
Postanschrift: Institut für Geschichte und Biographie
der FernUniversität in Hagen, Feithstr. 152, 58097 Hagen
E-Mail: bios@budrich.de

BIOS erscheint halbjährlich mit einem Jahresumfang von ca. 320 Seiten. Abonnementskündigungen müssen drei Monate vor Jahresbeginn erfolgen, anderenfalls verlängert sich das Abonnement um ein weiteres Jahr.

Das digitale Angebot, alle Informationen zum Abonnement sowie zu Einzelausgaben finden Sie auf <https://bios.budrich-journals.de>.

Bestellungen bitte an den Buchhandel oder an:

Verlag Barbara Budrich GmbH, Stauffenbergstr. 7, 51379 Leverkusen-Opladen

Tel.: +49 (0)2171 79491 50, Fax: +49 (0)2171 79491 69

E-Mail: bios@budrich.de – www.budrich.de

ISSN: 0933-5315 – ISSN Online: 2196-243X

Anzeigenpreisliste BIOS-Mediadaten-2021 vom 01.01.2021

Druck: paper & tinta, Warschau

Printed in Europe

BIOS wird ausgewertet/indiziert in SSOAR.

© Verlag Barbara Budrich GmbH Opladen, Berlin, Toronto

Die Zeitschrift sowie alle in ihr enthaltenden Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlages. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder.

Redaktionelle Hinweise

Für die Einsendung von Manuskripten bittet die Redaktion um Beachtung redaktioneller Hinweise. Sie finden diese auf: <https://bios.budrich-journals.de>.

Bios

Zeitschrift für
Biographieforschung, Oral History
und Lebensverlaufsanalysen

Inhalt Heft 1/2 2019 (32. Jahrgang)

30 Jahre BIOS

Ein Reader mit Beiträgen zum Wiederlesen

Bettina Dausien, Johannes Huinink, Almut Leh und Alexander von Plato

Vorwort3

Selma Leydesdorff

Das gebrochene Schweigen.

Lebensgeschichten von Überlebenden des jüdischen Proletariats in Amsterdam7

Dan Bar-On

Moral und unterschwelliges Streben nach Macht.

Interview mit einem KZ-Arzt und seinem Sohn17

Wolfram Fischer

Wie man sein Leben erlebt.

Zur Sinnstruktur biographischer Ereignisse und Handlungen30

Pierre Bourdieu

Die biographische Illusion41

Eckart Liebau

Laufbahn oder Biographie? Eine Bourdieu-Lektüre48

Lutz Niethammer

Kommentar zu Pierre Bourdieu: Die biographische Illusion55

Daniel Bertaux und Isabelle Bertaux-Wiame

„Was du ererbt von deinen Vätern ...“

Transmissionen und soziale Mobilität über fünf Generationen58

<i>Monika Wohlrab-Sahr</i> Institutionalisierung oder Individualisierung des Lebenslaufs? Anmerkungen zu einer festgefahrenen Debatte	84
<i>Hans-Christoph Koller</i> Biographie als rhetorisches Konstrukt	103
<i>Gabriele Rosenthal</i> Erzählbarkeit, biographische Notwendigkeit und soziale Funktion von Kriegserzählungen. Zur Frage: was wird gerne und leicht erzählt.....	116
<i>Armin Nassehi</i> Die Form der Biographie. Theoretische Überlegungen zur Biographieforschung in methodologischer Absicht.....	136
<i>Charlotte Heinritz</i> Das Kind in der autobiographischen Kindheitserinnerung.....	155
<i>Oliver Sill</i> „Über den Zaun geblickt“. Literaturwissenschaftliche Anmerkungen zur soziologischen Biographieforschung	175
<i>Jürgen Straub</i> Zur narrativen Konstruktion von Vergangenheit. Erzähltheoretische Überlegungen und eine exemplarische Analyse eines Gruppengesprächs über die „NS-Zeit“	190
<i>Albrecht Lehmann</i> Wald als „Lebensstichwort“. Zur biographischen Bedeutung der Landschaft des Naturerlebnisses und des Naturbewusstseins.....	218
<i>Mark Roseman</i> Erinnern und Überleben. Wahrheit und Widerspruch im Zeugnis einer Holocaust-Überlebenden.....	230
<i>Almut Leh</i> Forschungsethische Probleme in der Zeitzeugenforschung	247
<i>Alexander von Plato</i> Zeitzeugen und die historische Zunft. Erinnerung, kommunikative Tradierung und kollektives Gedächtnis in der qualitativen Geschichtswissenschaft.....	259
<i>Harald Welzer</i> Das Interview als Artefakt. Zur Kritik der Zeitzeugenforschung.....	284
<i>Udo Kelle</i> Die Integration qualitativer und quantitativer Methoden in der Biographie- und Lebenslaufforschung	297
<i>Martin Schmeiser</i> Vom „statistischen Kleingemälde“ zur „Lebensgeschichte“. Die Entwicklung von Biographie- und Lebensverlaufforschung in der frühen deutschen Soziologie	324

30 Jahre BIOS

Ein Reader mit Beiträgen zum Wiederlesen

Vorwort

Eine Biographie zu haben, ist nicht länger ein bürgerliches Privileg. Der Lebensverlauf ist nicht mehr in Klassenkulturen aufgehoben. In den letzten Jahrzehnten ist ein Individualisierungs- und Biographisierungsschub zu beobachten, der nicht einfach als Parallelprozeß zur Modernisierung der Gesellschaft zu begreifen ist, sondern entscheidend gefördert wurde durch die Erfahrungs- und Kontinuitätsbrüche im Zuge der Auf- und Zusammenbrüche des 20. Jahrhunderts. Diese Begegnung mit der Geschichte mutet jedem einzelnen die Verarbeitung einer Erfahrung zu, für die traditionelle Muster nicht ausreichen.

So hieß es im Editorial des ersten BIOS-Heftes im Jahre 1988. Im Jahr 2018 blickte BIOS auf dreißig Jahre zurück und feierte somit einen „runden Geburtstag“. Im Sinne dieses Editorials hatten sich seinerzeit Personen aus verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen zusammengesetzt und diese Zeitschrift gegründet. Die Gründung war Ausdruck eines wissenschaftlichen Aufbruchs, der nicht nur in der Soziologie und Historiographie stattfand, sondern auch in der Pädagogik und Didaktik, in der Ethnologie und Volkskunde, in den Literaturwissenschaften, in der Psychologie und Psychoanalyse sowie in anderen Feldern. Und dieser Aufbruch war nicht nur ein deutscher, sondern er war international; er hatte sicherlich auch etwas zu tun mit den Ausläufern der internationalen Studentenbewegung und der neuen feministischen Bewegung seit Ende der 1960er Jahre. Daher waren von Beginn an für die Redaktion und die Herausgeberschaft die Interdisziplinarität und die Internationalität der Zeitschrift wesentliche Elemente ihres Selbstverständnisses, das sich in dichten Netzwerken über Disziplinen und Ländergrenzen hinweg darstellte. Denn, wie es im Editorial der Nummer 1 von BIOS weiter hieß:

Ein wissenschaftliches Forum, das sich dieser Problematik zuwendet, steht also auf der Tagesordnung. Eine Zeitschrift, die ihre Aufgaben vom Quellenbereich her angeht, eine Zeitschrift, die die entsprechenden Arbeitsbereiche zusammenführen will, ist unter diesen historischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen notwendig. BIOS stellt Fragen der Erhebung, Dokumentation und Auswertung lebensgeschichtlicher Zeugnisse zur Diskussion. [...] Die Zeitschrift will ein Forum sein für Fragestellungen und methodische Wege in mehreren Disziplinen, die sich mit biographischen Dokumenten befassen.

Die Gründungen solcher Zeitschriften, Netzwerke und Verbände fand in einer Zeit statt, als die Verarbeitung von Krieg und Nachkriegszeit, in Deutschland besonders auch des Nationalsozialismus, neue Wege suchte. In den drei Jahrzehnten seit der Gründung gab es natürlich neue „Auf- und Zusammenbrüche“, die die Individuen und die verschiedenen Wissenschaften herausforderten:

Es war eine Zeit, in der ehemalige „Kolonialländer“ gerade ihre Unabhängigkeit gewonnen hatten oder um sie rangen, in der in den USA die antirassistische afroamerikanische Bürgerrechtsbewegung den fortdauernden Rassismus bekämpfte und entsprechende Gesetze durchzusetzen versuchte, in der das Apartheidsregime in Südafrika von innen und außen kritisiert, isoliert und 1994 mit der Wahl Nelson Mandelas abgeschafft wurde, in der Militärregime vor allem in Südamerika blutig herrschten und jedwedes Zeugnis ihrer Taten zu eliminieren versuchten, bis sie schließlich Mitte/Ende der 1970er Jahre in El Salvador, in Guatemala, in Ecuador, in Honduras, der Dominikanischen Republik oder in den 1980er-Jahren in Brasilien, Argentinien, Honduras und Bolivien beendet wurden.

Und es waren Jahrzehnte des Aufbruchs von Bürgerrechtsbewegungen in Mittel- und Osteuropa, die sich vom Joch ihrer Regime und der sowjetischen Dominanz zu befreien versuchten, besonders in Polen, in den baltischen Staaten oder in Ungarn, dann auch in der DDR, bis schließlich 1989/90 die sowjetisch-kommunistischen Einparteiensysteme ihre Macht verloren und in der Sowjetunion mit *Glasnost* und *Perestroika* eine neue Zeit aufblinkte.¹ Schon hier wird sichtbar, dass die Erfahrung und Verarbeitung von politisch-gesellschaftlichen Systembrüchen ein weiteres wesentliches Thema biographischer Forschung sind.²

Es waren zudem Jahrzehnte eines sozialen Wandels, der auch individuelle Lebensläufe und Biographien ergriff und den man in der sozialwissenschaftlichen Forschung als Trend zur De-Institutionalisierung diagnostizierte. Er fand seinen wohl deutlichsten Ausdruck in der Ausdehnung der Jugend- bzw. der Lebensphase des jungen Erwachsenenalters, die in den 1950er Jahren überwiegend einem institutionalisierten Ablaufmuster folgte, aber auch in den noch andauernden Veränderungen und Differenzierungen des Alter(n)s.

In den Wissenschaften und auch in BIOS fanden diese Entwicklungen ihren Niederschlag, sowohl in den historisch-politischen Themen als auch in theoretischen und methodologischen Überlegungen. In Deutschland spielten historische wie soziologische Artikel über die Vorbedingungen der Wiedervereinigungen und ihre gesellschaftlichen Folgen eine wesentliche Rolle. In Mittel- und Südamerika wurde die Geschichte von Militärdiktaturen, ihre Überwindung und ihre Hinterlassenschaften thematisiert.

Zahlreiche Artikel zu methodologischen Fragen erschienen im Laufe der Jahre in BIOS. Der dynamische soziale Wandel individueller Lebensläufe bot Anlass zu einer Erweiterung des Herausgeberkreises und zur Veränderung des Namens der Zeitschrift

1 So fand 1989 eine erste, fast noch klandestine internationale Konferenz von Oral Historians aus aller Welt in Moskau statt, und 1990 dokumentierte die internationale Oral-History-Konferenz in Essen mit einem Schwerpunkt „Oral History in der Sowjetunion“ den dortigen Stand dieser Forschungsmethode.

2 Vgl. auch die große und interdisziplinär angelegte Tagung der Sektion Biographieforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, die unter dem Titel „Biographien in Deutschland“ im Mai 1991 an der Humboldt-Universität stattfand (Peter Alheit und Wolfram Fischer-Rosenthal (Hg.) 1995: Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktionen gelebter Gesellschaftsgeschichte, Opladen: Westdeutscher Verlag).

– die Erweiterung um die „Lebensverlaufsforschung“, in der es unter anderem um das Verhältnis qualitativer und quantitativer Forschung in diesem Feld geht. BIOS heißt seit 2002 „BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen“.

Als interdisziplinäres Projekt ist BIOS ein „Nischenprodukt“ geblieben, das sich gleichwohl bewährt und auch etabliert hat. Heute wie vor dreißig Jahren ist BIOS ein Forum für den Austausch im Feld der biographischen Forschung über die Disziplinengrenzen hinweg. Den dreißigsten Geburtstag wollen wir mit einer Jubiläumsausgabe begehen, die den Blick zurück richtet auf Beiträge der frühen Jahre. Während die Hefte seit 2005, seit BIOS im Verlag Barbara Budrich erscheint, unter Budrich Journals online verfügbar sind,³ liegen die Beiträge der Jahre 1988 bis 2004 einschließlich nur in gedruckter Form vor, sind zum Teil vergriffen und nur schwer zugänglich. Mit unserem Jubiläumsreader wollen wir zumindest einige dieser frühen Texte neu abdrucken und dabei die disziplinäre Vielfalt und thematische Breite abbilden, die für BIOS bis heute charakteristisch sind.

Bis 2004 sind rund 220 Beiträge in 34 Heften erschienen.⁴ Eine Auswahl daraus zu treffen ist uns nicht leichtgefallen. Wie repräsentiert man Vielfalt und Breite? Zudem ist BIOS für sich schon außergewöhnlich, indem die Zeitschrift Forschungsergebnisse, Projektberichte, methodologische und andere Texte aus Feldern publiziert, die auch in ihren jeweiligen Disziplinen bisweilen besondere sind. Repräsentieren wollten wir in jedem Fall die verschiedenen Fächer, die auch in dem Kreis der (Gründungs-)Herausgeberinnen und Herausgeber vertreten waren und zum Teil bis heute sind: Geschichtswissenschaft, Soziologie, Pädagogik/Bildungswissenschaft, Volkskunde/Ethnologie, Literaturwissenschaften und benachbarte Disziplinen. Dabei lesen sich manche Texte erstaunlich aktuell, während andere wissenschaftshistorisch interessant sind, weil sie deutlich die Zeit spiegeln, in der sie entstanden sind. Aufnehmen wollten wir auch solche Artikel, die ungewöhnliche Zugänge nutzten, die Pionierarbeiten waren, bestimmte Ereignisse sowie deren Folgen untersuchten, Diskussionen hervorriefen oder/und häufig zitiert worden sind. Leicht hätten wir zwei oder drei Reader füllen können. Und so ist unsere Auswahl in vieler Hinsicht unbefriedigend geblieben. Ganze Rubriken haben wir am Ende ausgelassen, wie z.B. die „Länderberichte“, die über den Stand der Biographieforschung und Oral History in anderen Ländern informieren. Wichtige Themen und Debatten sind außen vor geblieben, viele lesenswerte Beiträge konnten wir nicht berücksichtigen. Und natürlich sind Autorinnen und Autoren nur mit je einem Artikel vertreten, so dass wir uns in manchen Fällen nur schwer für einen entscheiden konnten. Getröstet haben wir uns am Ende mit der Entscheidung, in naher Zukunft alle Beiträge der Jahre 1988 bis 2004 online verfügbar zu machen.⁵

Für den Neuabdruck haben wir die Beiträge neu gesetzt und in die neue Rechtschreibung übertragen. Auch haben wir die Literaturverzeichnisse überprüft, gegebenenfalls aktualisiert und, wo möglich, die elektronische Auffindbarkeit mittels DOIs ergänzt. Auf weitere Bearbeitungen, etwa Gendern, haben wir bewusst verzichtet. Schließlich

3 <https://www.budrich-journals.de/index.php/bios>.

4 Ein Gesamtverzeichnis der Beiträge bis 2006 findet sich auf den Seiten des Instituts für Geschichte und Biographie der FernUniversität in Hagen: <https://www.fernuni-hagen.de/geschichteundbiographie/docs/gesamt2006-2.pdf>.

5 In Kürze werden sie unter diesem Link zu finden sein: <https://www.fernuni-hagen.de/geschichteundbiographie/bios/index.shtml>.

handelt es sich um „historische“ Texte mit anderen sprachlichen und sozialen Gepflogenheiten. Bei der Reihenfolge sind wir der Erscheinungsweise gefolgt.

Dreißig Jahre BIOS sind auch Anlass, an die Kolleginnen und Kollegen aus dem Kreis der Herausgeberinnen und Herausgeber sowie der Redaktion zu erinnern, die inzwischen verstorben sind. Mit großem Respekt denken wir an Charlotte Heinritz, Werner Fuchs-Heinritz, Utz Jeggle und Jürgen Zinnecker. Unser Dank gilt Armin Nassehi, der BIOS einige Jahre als Herausgeber und Mitglied der Redaktion unterstützt hat, wegen neuer Schwerpunktsetzungen dann ausgeschieden ist.

Heute, nach mehr als dreißig Jahren stehen BIOS bzw. die beteiligten Wissenschaften vor neuen Herausforderungen und Möglichkeiten: Die frühe Emphase einer „Demokratisierung der Wissenschaften“, einer „Geschichte von unten“ steht angesichts zunehmender autoritärer, nationalistischer und rechtsradikaler Strömungen in den Arbeiterklassen und Unterschichten der industriell entwickelten Länder vor neuen Belastungen, aber auch neuen Themenfeldern. Die interdisziplinären Grundorientierungen in den biographieanalytischen und erfahrungsgeschichtlichen Teilwissenschaften bedürfen neuer Anschläge oder sogar einer Wiederbelebung ebenso wie der internationale Austausch und Vergleich. Die Digitalisierung schafft neue Möglichkeiten, aber auch Gefahren in der Erhebung, Analyse und Archivierung lebensgeschichtlicher Quellen. Das Problem der Verallgemeinerung von Fallanalysen oder von durch Befragung gewonnenen Thesen war von Anfang an Thema in einschlägigen Projekten und Zeitschriften. Das gilt ebenso für das Verhältnis von qualitativen und quantitativen Methoden sowie von Biographie- und Lebenslaufforschung. Diese Debatten sollten wieder aufgegriffen werden. Ganze gesellschaftliche Gruppen oder Zugehörigkeiten harren ihrer wissenschaftlichen Bearbeitung: Biographien im Kontext von Migration, Ethnien, Sprach- und Religionsgemeinschaften, die durch die Flucht vor (Bürger-)Kriegen auch in Mitteleuropa an Bedeutung gewonnen haben. Die Geschichte der Sozialhygiene, der Krankheiten und Pandemien, die in den hier vertretenen Wissenschaften bisher nur geringen Widerhall gefunden hat, erlebt eine neue Aktualität. Die Entwicklung der Medien und aktuelle Phänomene wie spezieller mediale „Kommunikationsblasen“ bedürfen dringend der Diskussion und Untersuchung nicht allein wegen ihrer Bedeutung für biographische Befragungsmethoden und Darstellungsformate. Auch die Wissenschaftsgeschichte von qualitativen Befragungsmethoden und erfahrungsgeschichtlichen Ansätzen sollte stärker als bisher bearbeitet werden.

Wie es aussieht, werden uns zumindest auf absehbare Zeit die Themen nicht ausgehen. Wir freuen uns darauf.

Bettina Dausien (Wien)

Johannes Huinink (Bremen)

Almut Leh (Hagen)

Alexander von Plato (Neuenkirchen)

Das gebrochene Schweigen

Lebensgeschichten von Überlebenden des jüdischen Proletariats in
Amsterdam

Selma Leydesdorff

[*BIOS 1 (1988), Heft 2, 17-26*]

Augenzeugenberichte als historische Quelle¹

Obwohl allgemein davon ausgegangen wird, dass Augenzeugenberichte in der Interaktion von Interviewtem und Interviewer gemeinsam produziert werden und ihr historischer Gehalt daher sorgfältig zu überprüfen sei, sind solche Quellen manchmal die einzigen, die dem Historiker zur Verfügung stehen. Sie können zudem ganz neue Aspekte vermitteln, etwa Erfahrungen aus einer bestimmten Epoche. Dies trifft auf die Erforschung der jüdischen Vergangenheit zu, deren Geschichte unter Trauer vergraben ist und die verschleiert ist durch die Sehnsucht der Interviewten nach den guten alten Zeiten, die vor dem Einbruch des Bösen liegen.²

Oral History war zudem von Anfang an eine der Hauptquellen der Geschichtsschreibung des Holocaust. Es war eines der wichtigsten Anliegen der Nazis, alle Spuren ihrer Verbrechen zu verwischen, und obgleich es Historikern trotz der Verschleierungen der Nazis mittlerweile gelungen ist, die Beweise der Verbrechen in Eisenbahn-Fahrplänen und anderen indirekten Quellen aufzuzeigen,³ bleiben die Geschichten der Überlebenden dennoch die Hauptquelle. Nur sie können einen Eindruck vom tagtäglichen Leiden und von der Stärke derer vermitteln, die gegen den Entpersonalisierungsprozess ankämpften.⁴

Die Praxis von Gerichtsverfahren

In vielen Kriegsverbrecher-Prozessen wurden Zeugenaussagen über diese Leiden als „subjektiv“ oder „voreingenommen“ entwertet. Die Anwälte von Kriegsverbrechern

1 Der Beitrag beruht auf meiner Untersuchung über das jüdische Proletariat in Amsterdam vor 1940, vgl. Leydesdorff (1987).

2 Zur Analyse der Nostalgie vgl. Leydesdorff (1986).

3 Vgl. die hervorragende Arbeit von Raul Hilberg, die zeigt, dass sogar Eisenbahn-Fahrpläne das Udenkbare verraten: Hilberg (1985).

4 Bettelheim (1952); zum Problem der Entpersonalisierung im späteren Leben vgl. auch Kestenberg (1982); eine bewegende Darstellung über die Problematik von Interviews mit Überlebenden in Bravo/Jalla (1985).

pfliegten Leuten die unverschämtesten Fragen zu stellen, die versuchten, ihrem zerstörten Gedächtnis Worte für Ereignisse abzurufen, die in keine Sprache mehr passen. Sie konnten keine Sätze für jene Tage und Monate finden, in denen die einzige Überlebenschance darin bestand, zu vergessen, dass es eine Welt voller Güte, Wärme und Schönheit gibt. Ein bleibendes Beispiel eindrucksvoller Stärke und mutiger Sprachfähigkeit findet sich im Werk Victor Frankls.

Die Überlebenden der Shoah wurden in den Kriegsverbrecher-Verfahren wegen ihrer widersprüchlichen Aussagen in unerträglicher Weise missachtet. Sie machten widersprüchliche Angaben zum Verhalten von Angeklagten, über die Art und Weise, wie Menschen getötet worden waren, oder sie verwechselten die Gesichter ihrer Folterer. Dies kann jedoch nicht den Zeugen angelastet werden, sondern der besonderen Beweisführung (eine rechtliche Konstruktion in großem Zeitabstand) der Anwälte der Kriegsverbrecher. Diese bestehen auf genauen Tatsachenfeststellungen. Dabei lassen sie außer Acht, dass im konkreten Erinnerungsprozess „Tatsachen“ in Lebensgeschichten eingelagert sind. Tatsachen sind Teil einer Geschichte und sind deshalb nicht weniger wahr, auch wenn ein Anwalt dies gern so annehmen würde. Der Gerichtsfall ist ja auch nur eine besondere Geschichte: eine Geschichte in der Sprache des juristischen Diskurses.

Die Praxis von Zeugenbefragungen in Verhandlungen über Verbrechen gegen die Menschlichkeit wurzelt einmal in einer Prozessverfahrensordnung, die unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg institutionalisiert wurde; weiter spiegelt sie die Art wider, in der verschiedene Forschungsinstitute über Kriegsverbrechen arbeiten, und schließlich geht sie allgemein auf Verfahren der Geschichtsschreibung zurück, die in der Vergangenheit gezwungen war, auf diese Weise überhaupt die Existenz verleugneter Verbrechen zu beweisen. Doch nun wendet sich die Methode gegen sich selbst.⁵ Bei den Augenzeugenberichten geht es auch um den tiefen Wunsch der Überlebenden, die Welt zu informieren und zu warnen, wie dies in den bewegenden Aussagen eines Primo Levi (1975) deutlich wird.

Sie sind auf der Suche nach den Ursachen der Zerstörung menschlichen Verhaltens und wollen herausfinden, weshalb der menschliche Geist von Gräueltaten angezogen werden kann. Allerdings wurden beweiskräftige Augenzeugenberichte auch für andere Zwecke benutzt, so etwa für die antifaschistische Rhetorik der DDR – oder, um nicht bei Deutschland zu bleiben, für die Streichung von Frankreichs Vichy-Vergangenheit im kollektiven Gedächtnis des nationalen französischen Kampfes.⁶

5 Ich war überrascht, dass die meisten Arbeiten über den Holocaust oder die Vernichtungslager Interviews als Quelle benutzen, aber es gibt kaum Studien über die methodische Verwendung der Interviews. Ein wichtiger Beitrag ist Cereja/Mantelli (1986). Grundsätzliche Fragen der Geschichtsschreibung des Holocaust und besonders der Gebrauch von mündlichen Quellen werden hier diskutiert. Ein interessanter Versuch einer anderen Arbeitsweise findet sich in einigen Artikeln des 1986 erschienenen Sonderheftes „L'illusion Biographique“ der Actes de la Recherches en Sciences Sociales, 12, No. 62/63.

6 Rousso (1987); er zeigt auf, wie viele Gruppen sich auf den Krieg beziehen und dabei die enorme Spaltung in Frankreich während der Naziokkupation vernachlässigen. Zum Stellenwert des Holocaust in verschiedenen Nationalgeschichten vgl. Dawidowicz (1981).

Ein Versuch, anders vorzugehen: Clara

Es ist heute schwierig, andere Wege zur Erforschung von Kriegserfahrung aufzuzeigen. Erklärung und Interpretation solcher Erfahrungen stehen im Mittelpunkt der Auseinandersetzung um die zeitgenössische Sozialgeschichte. Diese können nicht beschränkt werden auf die Erfahrungsabschnitte der „Vorkriegs-“, „Kriegs-“ und „Nachkriegszeit“. Die Geschichten entstammen vielmehr einer lebenslangen Erzählung von vorher und nachher, und jede gesammelte Information steht in Beziehung zum personalen und sozialen Gedächtnis. Die Forderung nach unumstößlichen Beweisen hat auch zu einer Situation geführt, in der nach der Vieldeutigkeit von Worten nicht mehr gefragt wird.⁷ Vergangene Ereignisse werden in Worten erinnert, die aus dem Sprachsystem jener Zeit stammen, einem Sprachsystem, das heute nicht mehr besteht. Selbst wenn einzelne Worte noch da sind – wie eine Festung gegen die Erinnerungswucht des wirklich Geschehenen (oft eine Überlebensbedingung) –, sind sie doch fremd in unserem jetzigen Sprachsystem. Ein Beispiel soll die dadurch mögliche Verwirrung verdeutlichen:

Für meine Arbeit über proletarische Juden im Vorkriegs-Amsterdam interviewte ich eine alte Frau, die in Haifa lebte. Nach einer langen Erfahrung in Bergen Belsen war sie nach Israel emigriert. Vor ihrer Inhaftierung hatte sie mit sehr armen Kindern gearbeitet. Ich traf nach einer extrem heißen Fahrt von Jerusalem am späten Vormittag verabredungsgemäß bei ihr ein, müde, durstig und hungrig. Sie bemerkte dies und kümmerte sich liebevoll um mich. Vor dem Mittagessen erzählte sie mir über ihr Leben in der Vorkriegszeit und wie sie als Lehrerin in einem Dorf in der Provinz gearbeitet hatte. Manchmal musste sie zwei Stunden von der Schule nach Hause laufen. Wenn sie vergessen hatte, ihr koscheres Essen mitzubringen, gab es für sie im Dorf nichts zu essen, weil sich keiner sonst an die Speiseregeln hielt; dann hätte sie „hungern“ müssen; und während sie mir das erzählte wurde sie „hungrig“. Als ich sie aber später im Interview nach dem Ausmaß des Hungers in den Armengassen des jüdischen Ghettos in Amsterdam fragte, ergab sich folgender Dialog:

*„Oh - es gab Hunger, aber nicht so, wie ich ihn später kennengelernt habe.“
Frage: „Können Sie sich erinnern?“ Antwort: „Ich stellte mich in Bergen Belsen an die Abfalleimer. Wenn Leute kamen, die das, was sie uns gaben, nicht hinunterbekamen und das ekelhafte Essen wegwerfen wollten, bat ich sie, es mir zu geben.“ Frage: „Aber – auch wenn der Hunger nicht so groß war, wie in Bergen Belsen?“ Antwort: „Ich war in Bergen Belsen.“ Frage: „Nein, ich meine in Amsterdam, vorher ... sahen Sie viel Hunger, auch wenn er von einer anderen Art war?“ Antwort: „Ja, aber wir wußten damals ja gar nicht, was Hunger war.“*

Ogleich sie die Armut des Ghettos liebevoll beschrieben hatte und sogar den Schmutz in ihrer Darstellung romantisch verklärt hatte, konnte sie sich im Interview keine andere Art von Hunger mehr vorstellen. Als wir zum Mittagessen ausgingen, sorgte sie sich:

⁷ Während der Arbeit an diesem Beitrag erschien eine interessante belgische Studie: Van den Berghe (1987); aufgrund vieler Geschichten von Augenzeugen zeigt der Autor im Detail, wie widersprüchlich Geschichten über den Holocaust sein können. Sein deutlichstes Beispiel handelt von Mala Zimetbaum, die am 22. August 1944 ermordet wurde und von der es viele Geschichten über ihren Tod und ihren Widerstand vor ihrem Tod gibt.

„Sind Sie nicht hungrig?“ Später am selben Tag wollte sie, dass ich noch bliebe, weil sie fürchtete, ich würde sonst Hunger haben (Interview mit Clara in Haifa).

Es war sehr deutlich, dass Clara, wie sie genannt wurde, nicht über den Hunger der Kinder, mit denen sie gearbeitet hatte, sprechen konnte. Noch hätte sie irgendeine andere Information über deren Bedürftigkeit geben können als in der offiziellen Fürsorgeterminsprache jener Zeit. Diese Kinder waren alle tot; in Bergen Belsen hatte sie versucht, den Tod anderer Kinder zu verhindern und war dabei gescheitert. Dies war jedenfalls ihr Gefühl. In ihrer Leidensgeschichte erscheinen die Amsterdamer Kinder nur als elende schutzbedürftige Geschöpfe. Aber nur auf den ersten Blick wird diese Geschichte in einer offiziellen Sprache erzählt, die damals nicht ihre Sprache gewesen sein konnte – soweit ich dies aus schriftlichen und mündlichen Berichten rekonstruieren konnte. Ihr Erfolg bei der Gründung eines Hauses für diese Kinder resultierte aus ihrem Mangel an Distanz, ihrer unmittelbaren Solidarität und ihrer Art zu sprechen – in all diesem unterschied sie sich sehr von den anderen professionellen Fürsorgern.⁸

Vor Gericht wären Claras Zeugenaussagen sofort angegriffen worden. Die Tatsachen waren so unklar wie ihre Liebe zu den Kindern eindeutig. Wenn sie einen Ausdruck wie „Elendsstraßen“ benutzte, könnten sicher zehn Zeugen dagegehalten, wie schön man in diesen Straßen spielen konnte. Das Wort passte nur auf das Innere der übervollen Häuser. Sie beschrieb das Wasser in den Grachten als dunkel; dies könnte ein Ausdruck ihrer Trauer sein, denn in diesem Teil der Stadt war das Wasser schon jahrhundertlang wegen des Regulationssystems und der Fluttore zum Meer besonders sauber.

Ebenso wenig wie dieses Interview, das von einem solchen Verlustgefühl überschattet ist, einem Gerichtsverfahren genügen würde, würde es gründlicher historischer Forschung standhalten.⁹ Die Verstrickung gegenwärtiger und vergangener Vorstellungen im Interview ist kaum zu entwirren. Für Clara war es ein nahezu hoffnungsloser Versuch, einer viel jüngeren Person wie mir eine gewisse Vorstellung von einer vollkommen zerstörten Kultur zu vermitteln. Wie hätte sie mir den Lärm im Ghetto vermitteln können, die ich nie in einem Ghetto gelebt hatte und die ich in einem Land großgeworden bin [den Niederlanden, Anm. d. Red.], in dem die jüdische Bevölkerung in größerem Umfang vernichtet worden ist als in allen westeuropäischen Ländern (vgl. Presser 1965). Wie hätte sie ihr Gefühl der Sicherheit vor dem Krieg vermitteln können, das in einer Tradition der Toleranz wurzelte, wogegen wir heute so genau wissen, dass sich nirgends in Europa die Bürokratie so leicht dem neuen Regime angepasst und so reibungslos mit den Nazi-autoritäten kollaboriert hatte?

Überlebende und ihre Einzigartigkeit

Dies waren einige der Probleme, denen ich bei meiner Studie über das jüdische Proletariat im Vorkriegs-Amsterdam begegnete. Sie beruht auf einer Reihe von neunzig Interviews, die teils informativen Charakter haben, teils wirkliche Lebensgeschichten

8 Sie schrieb ein Buch über die ermordeten Kinder: Asscher-Pinkhoff (1946); die Sprache des Buches unterschied sich auch erheblich von der des Interviews.

9 Das gilt natürlich immer für eine Überlieferung der Vergangenheit in einer Gesellschaft, die die Vergangenheit verleugnet oder umändert; vgl. Loewenthal (1985).

sind. Ich versuchte dabei mit einem nostalgischen Bild der Vergangenheit zurechtzukommen, in dem alles, was sich vor dem großen Unheil ereignete, im Licht der Kriegserinnerung verwandelt und verklärt wurde.

Oft habe ich mich gefragt, ob man wirklich begriffen hat, was es heißt, ein Konzentrationslager überlebt zu haben, wo doch das Wort „Überlebender“ von so vielen gebraucht und damit missbraucht wird, vor allem in der jüngsten deutschen Geschichtsschreibung. Wenn jeder für sich selbst diesen Begriff beanspruchen kann, geht dessen Besonderheit von Trauer und Klage verloren. Dies gilt sowohl für Juden wie für viele andere; wenn man alles in einen Topf wirft, wird alles gleichgemacht; im verzweifelten Versuch, die Unerträglichkeit einzelner Schicksale hervorzuheben, schließt man gerade jedes tiefere Verstehen fremden Leids aus. Dagegen wird jeder, der mit einem Überlebenden eines Konzentrationslagers spricht, zögern, irgendein anderes Leiden damit zu vergleichen; denn er weiß, dass jeden Augenblick die Rede abbrechen kann, Vergangenheit und Gegenwart verschmelzen und die Sprache nicht mehr in der Lage ist, die auftauchenden Bilder zu vergegenwärtigen. In solchen Augenblicken erscheint das Schweigen wie ein schneidendes Schreien, und man wünscht sich, taub zu sein; gleichzeitig wünscht man als Historiker, die Bilder der Augenzeugen und Opfer eines der größten Verbrechen der Geschichte deuten und übersetzen zu können. Aber meine Untersuchung wurde zu meinem eigenen Erstaunen auch eine Studie über die Stärke des menschlichen Geistes, denn ich begegnete einer Vielzahl von Menschen, die sich ein neues Leben aufbauen konnten und Glück auf andere Weise als vorher fassen und erleben konnten. Auch diejenigen meiner Gesprächspartner, die nicht im Konzentrationslager waren, haben fast alle ihre Familien, ihre Art zu leben und ihre sozialen Netze verloren.

Verlorene Kultur, verlorenes Leben

Im Alltag können wir auf verschiedene Weise mit unseren Erinnerungen umgehen. Es gibt Familienangehörige, die uns verbessern, Straßen und Zeichen, die uns die Vergangenheit zurückrufen, und es gibt natürlich Zeitungsartikel, das Fernsehen und die wissenschaftlichen und offiziellen Geschichten über die Vergangenheit. Nichts dergleichen gilt für meine Untersuchung. Das alte Ghetto ist hinweggefegt worden, darüber hinaus haben sich andere Viertel, in denen Juden zu leben pflegten, vollständig verändert. Eine ganze Kultur ist verschwunden. Der Blick in die Vergangenheit entspringt dem persönlichen Verlust von Familienangehörigen und geliebten Menschen und der Vernichtung der kulturellen Grundlage des persönlichen Lebens. Die Welt, die es gab, gehört in eine andere Zeit mit anderen Werten, und die einzige Antwort darauf ist eine nostalgische Sehnsucht danach.

Vom jüdischen Proletariat, das so sehr in die niederländische Gesellschaft integriert war, sind mehr Leute getötet worden als anderswo. Es fiel zuerst den deutschen Besatzern zum Opfer, bevor es die Reicher traf, und es hatte weniger Fluchtmittel. Mit den Eisenbahntransporten in den Osten ging es unter. Der einsame Rückweg einiger weniger von ihnen, die in eine Gesellschaft zurückkehrten, die sie nicht willkommen hieß und die ihnen ihre Häuser nicht zurückgab, ist oft als noch schlimmer erfahren worden.

Der Entschluss, diese zurückgekehrten Menschen im Rahmen eines akademischen Projektes zu interviewen, entstand nicht alleine aus intellektuellem Interesse. Ich hatte mich oft über den extrem nostalgischen Romantizismus in der Literatur über das alte

jüdische Stadtviertel gewundert. Anscheinend gab es keinen anderen Weg, mit der Vergangenheit umzugehen. Ich bezweifelte diese Geschichten, da ich aus den Archiven andere, bittere kannte. Außerdem hatte ich verzweifelte Geschichten über Leute gehört, die in den Slums aufgewachsen waren, wo sie auf Zeitungspapier und unter Lumpen geschlafen hatten, mit großen Familien in Einzimmerwohnungen gelebt hatten. Wo waren diese Leute? Waren sie so sozialistisch, wie viele Erzählungen uns glauben machen wollten? Wo waren diese Hausierer und fliegenden Händler, und wäre es möglich, sich ihrer in einer Lebensgeschichte anders zu erinnern? Könnte es mit dieser Methode möglich sein, ein realistischeres Bild zurückzugewinnen, weniger statisch als das nostalgische? Was hatte Leute in dieser Gesellschaft bewegt, die nicht nur einfach da gewesen waren, sondern auch ihre Kämpfe, Hoffnungen, Ängste und Zweifel gehabt hatten?¹⁰

Der Hintergrund

Die meisten Juden, die vor 1940 in Amsterdam lebten, waren arm. Sie machten etwa zehn Prozent der Stadtbevölkerung aus. Ihre Familien lebten seit dem 18. Jahrhundert oder sogar noch länger in der Stadt. Zwar waren sie seit 1796 formal gleichberechtigt, aber im zwanzigsten Jahrhundert waren sie immer noch von einer großen Anzahl von Berufen ausgeschlossen. Ebenso waren die Juden häufig vom sozialen und ökonomischen Netz ausgeschlossen oder nur sporadisch zugelassen, auch wenn der Antisemitismus in den Niederlanden weniger virulent war als in anderen westeuropäischen Ländern. Sie fanden in einer begrenzten Anzahl von Berufen Beschäftigung. Die Arbeiterklasse und die Armen arbeiteten in der Diamant-, Textil- und Tabakindustrie sowie im Handel. Bis um die Jahrhundertwende lebten die meisten jüdischen Armen unter sehr kargen Lebensbedingungen und nach eigenen Regeln in klar abgegrenzten Stadtvierteln. In meiner Arbeit untersuche ich die Anstrengungen, die gemacht wurden, um die Leute, die innerhalb dieser Kultur lebten, zu „zivilisieren“ und ihnen „normale“ Lebensformen im Einklang mit der niederländischen Wirtschaft und unter dem Einfluss des Sozialismus beizubringen. Mehr als alle anderen betrieben die Sozialdemokraten eine Politik der gewaltsamen Zivilisierung; es wurden neue Häuser gebaut, woraus ein neues jüdisches Arbeiterviertel im Osten der Stadt entstand. Die jüdischen Arbeiterfamilien, die in das neue Viertel einzogen, mussten sich an eine Kultur anpassen, die sich mit einem Großteil jüdischer Tradition nicht vertrug. Die Weltwirtschaftskrise von 1929 traf auch die jüdische Ökonomie aufs Schlimmste und die neue Lebensart erschien immer weniger verheißungsvoll. Man sah, wie sich Überfluss in Arbeitslosigkeit verwandelte. So zerbrach die Welt in vielerlei Hinsicht. Zuletzt erschienen jüdische Identität und Werte zwiespältig.

Der Straßenhändler Maurits und ein Psychoanalytiker

Maurits, einer der Interviewten, ist ein Beispiel für die sich zunehmend aufspaltende jüdische Identität. Ich traf ihn als Händler auf einem Markt. Er erregte meine Aufmerksamkeit durch seine Stimme und die Art, wie er die Waren feilbot. Wir begannen ein langes Gespräch, das sich über Monate fortsetzte. Bei seinen endlosen widersprüchlichen Monologen lernte ich, auf die vielen versteckten Geschichten in seiner Erzählung zu achten. Schnell stellte sich heraus, dass er sehr ambivalent war, in welchem Umfang

¹⁰ Ausführliche Forschungsergebnisse und Belege in Leydesdorff (1987).

er in die niederländische, nicht-jüdische Gesellschaft integriert sein wollte. Er war ein stolzer Sozialist gewesen und sprach lieber über Humanität als über Juden. Unterschiede zwischen Leuten rechnete er vergangenen Ideologien zu. Aber er genoss auch das jüdische Leben: Kerzen am Freitagabend – eine ganz andere Welt konnte er da schildern. Er erzählte von seiner gegenwärtigen Ambivalenz, stellte die Hoffnung auf eine bessere Welt, die er früher gespürt hätte, dem Wissen gegenüber, dass ein Jude in den Augen der anderen immer ein Jude bleibt. Er verdeutlichte mir die verschiedenen Stufen seines Lebens und wie er sie empfand. Aber, so stellte sich heraus, seine Erinnerung war nicht einfach eine gewöhnliche Erinnerung, sondern die traumatisierte Erzählung eines Überlebenden.

Die Bekanntschaft mit Maurits verwirrte mich lange. Es war mir fast ein Problem, nicht zu einer Art Sozialarbeiterin zu werden, und ich hatte Schwierigkeiten, mich professionell zu definieren. Es gibt eine bestimmte Art des Verständnisses, das nur ein Historiker anbieten kann. Wir wissen, wo die Straßen waren, wissen um den Polizisten an der Ecke und um den süßen Geruch aus der Bäckerei. Aber es ist sehr viel wertvoller für unsere Forschung und für unsere Interviewpartner, wenn wir uns unserer Identifikationen bewusst sind. Erst wenn wir ständig erkennen, wie sehr die Geschichten Verdinglichungen der Vergangenheit aus der Gegenwart sind, beginnen wir auch einen Einblick in die Vergangenheit zu haben. Dies wird noch deutlicher in Interviews mit Leuten, die durch eine Psychoanalyse zur Behandlung ihrer Traumata gegangen sind. Ich interviewte einen bekannten Analytiker, der nach dem Zweiten Weltkrieg Karriere gemacht hatte. Er wiederholte ständig die Geschichte seiner schönen Kindheit und situierte sich selbst in einem Teil der Arbeiterklasse, dem er nicht angehörte. Dies erkannte ich an der Straße, dem Beruf des Vaters und an der Schule, die er besuchte. Er wurde es selbst gewahr, als er den schrecklichen Geruch eines Hauses beschrieb, an dem er auf seinem Schulweg vorbeigehen musste. Ich zeigte ihm auf der Karte, dass er nicht an diesem Haus vorbeigekommen sein konnte. Seine Kindheit und die psychoanalytische Konstruktion, die er sich davon gemacht hatte, brachen zusammen. Es hätte schlimm ausgehen können, aber zuletzt war er sehr dankbar.

Nur der Krieg?

Interviews werden nicht nur durch Kriegserinnerungen kompliziert, und sie sind auch nicht allein von Nostalgie bestimmt. Die Massendeportationen sind eine so verheerende Tragödie, dass ein Historiker leicht übersieht, wie Überlebende auf anderes als den Krieg reagieren. Ihr Leben war vielleicht sowieso uneinheitlich oder in Stücke gegangen. Das folgende Beispiel einer Lebenskontinuität, die gar nichts mit dem Zerfall eines Lebensmusters zu tun hat, kann den Interpreten verwirren, wenn er wie selbstverständlich mit lebensgeschichtlichen Brüchen rechnet.

Simon war so schlau, dass er den Deutschen entkommen konnte, ohne in den Untergrund zu gehen. Während der großen Hungersnot im Winter 1944 ging er zu den Bauernhöfen nördlich von Amsterdam, um etwas zu essen zu suchen. Er konnte die Patrouillen klug umgehen und kam mit Lebensmitteln zurück. Betrachten wir Simons Erfolg genauer. Als kleines Kind kam er in ein Haus, das obdachlose Kinder und Erwachsene aufnahm. Es gelang ihm, sich hier durchzuschlagen, das scheint ihm sehr gut gelungen zu sein. Später in den Dreißigern konnte er die Kontrollen der Sozialversicherung klug umgehen. Sein Fluchtmuster ermöglichte ihm zu überleben. Er musste ja

sein ganzes Leben lang dieses Verhaltensmuster einsetzen. Was er im Krieg tat, war sehr klug, es fragt sich nun, ob damit ein Verhaltensmuster erzeugt worden war, das er in die Vorkriegszeit zurückverlegt, also ob ihn dies veranlasste, sein Leben vor dem Krieg auf diese Weise zu reinterpreten? Oder hat nicht dieses Verhaltensmuster schon vorher bestanden, und war es nicht genau diese Fertigkeit, die ihm weiterhalf? Die Interpretation von Simons Interview wurde noch schwieriger, weil er sein Leben so darstellte, als ginge es ihm derzeit gut. Dies stimmte aber ganz offensichtlich nicht.

Die Sprache

Im Prozess der Erinnerung schichtet sich Sprache sozusagen auf. Es gibt oft sehr persönliche Deutungen, die dennoch nicht in den Sprechakten der einzelnen erfunden werden.¹¹ Meine Erzähler gaben sich sehr große Mühe, den passenden Ausdruck für das zu finden, was ihnen wesentlich war. Sie verteidigten ihre individuelle Lebensdarstellung und Wortwahl gegenüber den Geschichten, deren Kenntnis sie mir unterstellten. Gleichzeitig erwarteten sie bestimmte Fragen von mir. Ihre Geschichten sind also dadurch gekennzeichnet, dass sich die Kultur und das unterstellte kollektive Gedächtnis hinter dem Rücken der Erzähler als wirksam erweisen (vgl. Freud 1940).

Jude zu sein ist für sie zur Begegnung mit dem Tod geworden; dies war nicht immer so, und das wollten sie auch vermitteln. Sie hatten von ihren Eltern nicht Abschied nehmen können; statt normal zu trauern, mussten sie an anonymen Gräbern leiden. Jeder Ausgleich ist unmöglich geworden und wurde durch eine nostalgische Sprache und die Verherrlichung des jüdischen Familienlebens ersetzt. Dies passt andererseits nicht zu der Begeisterung, mit der sie eigentlich das moderne assimilierte Leben begrüßten. Erst nach langen Jahren Interviewerfahrung, in denen ich mich immer wieder an diesem Widerspruch rieb, lernte ich, dass das Wort „jüdisch“ für etwas steht, das niemals aufgegeben wurde; es symbolisiert den Zusammenprall zweier Kulturen. Eine von ihnen hatte zwangsläufig gesiegt.

Einige Leute wurden aufgrund des Krieges „niederländischer“, andere nicht. Für andere blieben die Dinge fragwürdig. Ich denke, dass Oral History mithilfe von Lebensgeschichten diese Widersprüche verlebendigen kann. Als historische Quelle bleiben sie allerdings verwirrend. Als eine der Frauen, die ich interviewte, ins Krankenhaus sollte, habe sie zum Arzt gesagt: „Herr Doktor, lassen Sie mich nicht abholen.“ Dies erzählte sie mir erst nach einem langen Interview. Der Zusammenhang scheint offensichtlicher, als er tatsächlich ist. Es geht nämlich nicht um die Angst vor der Deportation, sondern das Interview eröffnet eine Kindheit, in der die Erzählerin zwischen zwei Welten – der jüdischen und der nicht-jüdischen – verborgen war. Ihr Versteckspiel zwischen diesen beiden Welten war ein Teil von ihr, und es kam mir vor, als würde ich zwei verschiedenen Personen zuhören, die mir zwei abgeschlossene Welten darstellten. Und dennoch, sie konnte mir sehr viel darüber sagen, dass es in der einen keinen gebatenen Fischrogen gibt.

Schluss

Die Erzählungen der interviewten Überlebenden sind Konstruktionen, die auch durch die Gegenwart bestimmt sind. Aber sie sind strukturiert und beeinflusst durch eine

¹¹ Hier waren zwei Autoren anregend für mich: Lacan (1978) und Macherey (1966).

ganze Reihe von verzweifelten lebenslangen Erfahrungen. Dies wird selbst zum Problem, sobald wir uns dem Krieg und dem Holocaust zuwenden. Wie verhalten sich unsere Ergebnisse zu den Forschungen, die sich mit verschiedenen nicht-jüdischen Individuen und Gruppen und deren Umgang mit jener Zeit befassen? Jene haben Formen des kollektiven Gedächtnisses ausgebildet, die den Erinnerungen anderer Zeugen der gleichen Periode widersprechen könnten oder diese sogar ausschließen. Dies wurde mir während der Tagung über „Biographie und historische Großereignisse“ in Bielefeld im November 1987 bewusst, auf der mir als einer Historikerin, die jüdische Überlebende interviewt hat, viele der Beiträge fremd waren, die die deutsche Erfahrung darstellten. Die Beteiligung der deutschen Bevölkerung an der Vernichtung der Juden war so massiv, dass es mir schwerfällt, mir irgendeinen Deutschen als Opfer, das selbst an diesem Krieg und seinen Folgen gelitten hat, vorzustellen.

Die Entfremdung zwischen zwei Welten der Erfahrung, des Bewusstseins und des kollektiven Gedächtnisses dürfte in dem Maße wachsen, wie einige Historiker die deutsche Geschichte umschreiben wollen. Die immer wiederholten Anschuldigungen, dass auch andere zeitweise getötet hätten, sollen eine positive Identifikation mit der deutschen Vergangenheit ermöglichen.

Es könnte eine der künftigen Aufgaben der Oral History sein, die Sprache der neo-nationalistischen Geschichtsschreiber mit den Geschichten der Überlebenden zu konfrontieren. Eine vollständige wissenschaftliche Analyse bewertet die Schriften der Historiker ebenso nach dem, was sie auslassen, wie nach dem, was sie explizit aussagen.

LITERATUR

- Asscher-Pinkhoff, Clara (1946): *Sterrenkinderen*, Den Haag.
- Bettelheim, Bruno (1952): *Surviving and other essays*, New York.
- Bravo, Anna und Daniele Jalla (Hg.) (1985): *La Vita Offesa, Storia e memoria dei lager nazisti nei racconti di duecento sopravvissuti*, Milano.
- Cereja, Federico und Brunello Mantelli (Hg.) (1986): *La Deportazione nei campi sterminio nazisti, Studi e testimonianze*, Milano.
- Dawodowicz, Lucy S. (1981): *The Holocaust and the Historians*, Harvard.
- Frankl, Viktor E. (1964): *Man's Search for Meaning*, New York.
- Freud, Sigmund (1940): *Das Ich und das Es (1923)*, in: Sigmund Freud, *Gesammelte Werke*, Band 13, herausgegeben von Anna Freud und Edward Bibring, London 1940, 235-289.
- Hilberg, Raul (1985): *The Destruction of European Jews*, New York 1961, (Deutsch: *Die Vernichtung der europäischen Juden: die Gesamtgeschichte des Holocaust*, Frankfurt am Main, Olten, Wien 1985).
- Kestenberg, Judith S. (1982): *The Experience of Survivor Parents*, in: Milton E. Jucovy and Martin S. Bergmann (Ed.), *Generations of the Holocaust*, New York, 83-102.
- L'illusion biographique* (1986): Sonderheft der *Actes de la Recherche en Sciences Sociales*, 12, No. 62/63. <https://doi.org/10.3406/arss.1986.2317>
- Lacan, Jaques (1978): *Le moi dans le théorie de Freud et dans la technique de la psychoanalyse*, Paris.
- Levi, Primo (1975): *Il sistema periodico*, Turino, (Deutsch.: *Ist das ein Mensch?*, Die Atempause, München, Wien 1988).
- Leydesdorff, Selma (1987): *Wij hebben als mens geleefd, Het Joodse proletariaat van Amsterdam 1900-1940*, Amsterdam.
- Leydesdorff, Selma (1986): *The Screen of Nostalgia, Oral History and the Ordeal of Working Class Jews in Amsterdam*, in: *International Journal of Oral History*, Vol. 7, Nr. 2, 109-116.

Loewenthal, David (1985): *The past is a foreign country*, Cambridge.

Macherey, Pierre (1966): *Pour un théorie de la production littéraire*, Paris.

Presser, Jaques (1965): *Ondergang, de vervolging en verdelging van het Nederlandse Jodendom 1940-1945*, 'sGravenhage.

Rousso, Henry (1987): *Le syndrome de Vichy 1944-198....*, Paris.

Van den Berghe, Gie (1987): *Met de dood voor ogen, Begrip en onbegrip tussen overlevenden van Nazi-Kampen en Buitenstaanders*, Berchem.

Übersetzung aus dem Englischen von Wolfram Fischer-Rosenthal

Moral und unterschwelliges Streben nach Macht

Interview mit einem KZ-Arzt und seinem Sohn

Dan Bar-On

[BIOS 1 (1988), Heft 2, 59-71]

Überlebende, Zeugen und Täter von Auschwitz und anderen Orten der Nazi-Verfolgung und des Vernichtungsprozesses haben unterschiedliche Normalisierungsstrategien entwickelt, die Teil ihrer Bemühungen sind, nach dem Holocaust zu einem normalen Leben zurückzufinden (Rosenthal 1988: 198). Während viele Überlebende mit psychischen Nachwirkungen von extremer Hilflosigkeit und „Überlebensschuld“ (Kestenbergs 1972) zu kämpfen haben, haben sich die Täter ein moralisches Ich aufgebaut, um die „direkte Schuld“ an ihren grausamen Taten während des Holocaust zu bewältigen. Auch Zeugen, die diese Grausamkeiten nicht begangen haben, zeigen – obwohl sie keine moralische Verantwortlichkeit haben – ebenso das Bedürfnis, die eigene Hilflosigkeit und Untätigkeit während dieser Zeit zu normalisieren (Bar-On 1989a).

Die bei den Überlebenden des Holocaust am meisten zu beobachtenden Normalisierungsstrategien sind völliges Schweigen oder die zwanghafte Beschreibung des Erlebten (Davidson 1980). Beide Strategien hatten ähnliche Auswirkungen auf die Kinder, sie führten zur Errichtung einer emotionalen „doppelten Mauer“ zwischen den Generationen. Selbst wenn es einer Seite gelang, ein „Fenster“ in der Mauer zu öffnen, stieß sie meist auf die emotionale Mauer der anderen. Damit wurde das Bedürfnis nach Normalisierung an die nächste Generation weitergegeben (Bar-On 1986).

Ein ähnliches Abblocken haben wir bei Tätern und Zeugen des Holocaust feststellen können (Bar-On/Charny 1988). Auch hier führte das Schweigen der Eltern zum Aufbau einer „doppelten Mauer“ bei den Kindern. Unter den 49 von uns befragten Kindern von Tätern und Zeugen des Vernichtungsprozesses gab es nur zwei Fälle, bei denen ein „gegenseitiges Öffnen der Fenster“ gelang. Beide Male führte dies zum Nervenzusammenbruch der betroffenen Elternteile (einem Täter und einem Zeugen).

In der vorliegenden Arbeit¹ wird anhand von Interviews mit einem Zeugen – einem deutschen Arzt in Auschwitz – und dessen Sohn die Verwendung derartiger Normalisierungsstrategien analysiert. Für den Arzt bestanden keine äußerlichen Gefahren, die ihn zum Gebrauch von Normalisierungsstrategien nötigten. Er war vor 40 Jahren im

1 Dieser Artikel basiert auf einer von 1985 bis 1988 durchgeführten Untersuchung, die von anonymer deutscher Seite, vom JDC-Israel und von der Internationalen Konferenz für Holocaust und Genozid, Jerusalem unterstützt wurde. Ich möchte mich bei Frau Dr. Gabriele Rosenthal für ihre hilfreichen Anmerkungen zu einer früheren Fassung dieses Manuskripts, bei Herrn Z. Templer und Frau Antje Schaefer für die Übersetzung sowie bei Frau Tzilla Barneis für die Niederschrift der Interviews bedanken.

polnischen Auschwitz-Prozess wegen seiner Bemühungen, KZ-Häftlinge zu retten, rehabilitiert worden und hatte seine frühere Tätigkeit als Dorfarzt gleich nach seiner Freilassung wieder aufgenommen. Da er als der einzige deutsche Arzt bekannt geworden war, der seinen moralischen Prinzipien gefolgt war, indem er die Teilnahme am Selektionsprozess in Auschwitz verweigerte, gab es für ihn keinen ersichtlichen objektiven Grund, etwas zu verschweigen.²

Interview mit Ernst B., dem Arzt (74 Jahre alt)

Das Interview mit Ernst B. begann mit dem Bericht einiger Kindheitserinnerungen, des Weiteren erzählte er von seinem Medizinstudium. Er berichtete von der seit den späten dreißiger Jahren bestehenden Aufforderung, als Medizinstudent der NSDAP beizutreten, welcher er trotz der ablehnenden Einstellung seiner Eltern zu den Nazis nachkam. Nach Abschluss seines Studiums heiratete er eine junge Ärztin, und beide beschlossen, als zum Fronteinsatz alternativen Dienst am Vaterland in eine unterentwickelte, ländliche Gegend im Süden Bayerns zu ziehen:

Es war keine gute Sache, aber ich war nicht frustriert. Im Gegenteil. Ich war begeistert, man konnte sehr viel machen. Ich wohnte in dem Haus des Praxisinhabers. Der war beim Militär, seine Frau war da. Die Frau war sauer, weil ihr Mann als Alter beim Militär war, und der Junge kam nicht dran. In dieser Weise war es recht unerquicklich.

Doch dieser Entschluss hielt nicht lange an. 1941 trieb ihn das plötzliche Bedürfnis, etwas für das Vaterland zu tun:

Und da kam nun auch ein Sinneswandel in mir auf. Also früher, da kann ich nicht sagen, daß ich ein Pazifist war. Bestimmt keine Ambitionen zum Militär oder so wie ... Ich kam selber innerlich fest zur Überzeugung, Du gehörst raus. Trotzdem, daß ich verheiratet war, trotzdem ein Kind da war. Es war einfach Psychose oder Massenhysterie, die ersten zwei Kriegsjahre. Ich dachte, ich muß hier raus. Nach einem Jahr habe ich mit allen möglichen Mitteln versucht, an die Front zu kommen. Mit viel Unterstützung von allen, die Interesse hatten, daß ich rauskam. Es war einfach nicht möglich, da ich von viel zu viel Institutionen festgehalten war, bürokratisch unabhkömmlich. Es waren drei Bezirksämter, die unglücklicherweise da zusammenkamen, und noch die Ärztekammer dazu.

In diesem kurzen Abschnitt spielen sich verschiedene Dinge ab. Herr B. berichtet offen und ehrlich von seinem plötzlichen Drang, das Dorf zu verlassen und „an die Front zu gehen“. Gut in seine Berichterstattung integriert, führt er aus heutiger Perspektive diesen Drang auf eine Art „Massenpsychose“ zurück, womit er uns sorgfältig auf die kommenden Ereignisse vorbereitet.

2 Ich habe diesen Arzt (74) und seinen ältesten Sohn (44) in ihren jeweiligen Wohnungen im Herbst 1985 interviewt. Ein Kollege hatte mich an den Arzt verwiesen, um über ihn an seine Kinder zu gelangen. Ich habe mich als israelischer Wissenschaftler vorgestellt, der eine Forschungsarbeit über „Familienerinnerungen aus dem Dritten Reich“ durchführt. Die Gespräche wurden auf Deutsch geführt, auf Tonband aufgenommen, niedergeschrieben und in englischer Übersetzung veröffentlicht (Bar-On 1989b).

Er fährt in seiner Berichterstattung fort: Nachdem er sich in diesem bürokratischen Netz gefangen sah, traf er sich mit einem Freund, der ihm beim Eintritt in die Waffen-SS behilflich war. Man schickte ihn zu einer kurzen militärischen Ausbildung nach Pommern und dann an das Institut für Hygiene in Berlin.

Ich kam zum Chef: Das trifft sich ganz gut, Sie kennen doch den W., er hat sie schon angefordert, er braucht einen. Wo ist das? In Auschwitz. Wo? Reichsgau. Wir haben also dort unser Labor, wir müssen auch das Konzentrationslager, vor allen Dingen die Mannschaften betreuen. Sie sind sehr gefährdet – Gelbfieber, Typhus. Weil die Lager alle verseucht sind. Fahren Sie hin. Sie werden schon sehen. Ich kam nun wie gesagt, ich kannte W. besser als die Sträflinge, und der freut sich, sagt er, ich hab' Dich angefordert. Wir gehören zur Waffen-SS, wir haben im KZ nichts zu tun. Hundert Häftlinge arbeiteten in den Labors in diesen Instituten. Das ist ein Kommando, das die Laborarbeit macht. Du brauchst nur die Aufsicht zu führen über die Routinetätigkeiten usw. Sonst kannst Du Dich betätigen, wie Du willst, wir sind gut eingerichtet usw. Im Lager selber hast Du nur beratende Funktionen.

Auf diese Weise gelangte der Arzt B. nach Auschwitz; dort hatte er gewöhnliche Routinearbeiten zu verrichten und auf die Einhaltung von hygienischen Bedingungen zu achten, ohne zu wissen, was dort wirklich vor sich ging. Es sah so routinemäßig aus, dass er bei seinem ersten Besuch in Auschwitz sogar seine Frau mitnahm.

Na ja, ich konnte mir nichts vorstellen unter einem KZ ... habe auch wirklich von dem Konzentrationslager, und vor allen Dingen, nach einer kurzen Zeit sah man, was damals so ein Vernichtungslager angerichtet ... also mit Krematorien, es dauerte 10 Tage, bis man durchgeschaut hat. Er ging dann nach Berlin, war von vorneherein ganz allein und habe das nun alles so unter der Haut erlebt und erfahren. Entsetzt, verzweifelt, es gab keine Alternative, es gab gar nichts, was man machen konnte, es gab nur das eine, sich herauszuhalten aus allem, was irgendwie inhuman ist ...

Der W. der hatte sich schon abgesetzt von dieser ganzen Sache, und ich war dann der Chef dort. Und ich hatte den Riesenvorteil, daß der W. kein überzeugter SS-Mann, daß ihm die Sache auch überhaupt nicht geschmeckt hat, und dazu kam dann, daß ich mit ihm also Deutsch reden konnte.

Nachdem er herausgefunden hatte, dass er sich in einem Vernichtungslager befand, war er entsetzt und verzweifelt. Im Interview jedoch lassen weder nonverbale noch verbale Äußerungen irgendwelche Anzeichen dieses Entsetzens erkennen.

Sein Vorgesetzter, der ihn angefordert hatte, verlässt kurz darauf das Lager. Der unerfahrene (und motivierte) Arzt Ernst B. sah selbst „keine Alternative, keinen Ausweg“. Weshalb vertraute er einerseits W., folgte aber dessen Beispiel nicht und verließ dieses Vernichtungslager? Diese Frage bleibt unbeantwortet.

Nun kam also sehr bald die Diskrepanz zwischen der Lagerleitung einerseits, dem Kommandanten, dem man offiziell unterstellt war, daß man abgestellt war,

abkommandiert war vom Hygieneinstitut. Und nun war es also juristisch gesehen, wer ist eigentlich da unser Chef, der das Sagen hat. Das war mein Problem. Das war rein theoretisch. In der Praxis war's so, daß ich tatsächlich nicht involviert war richtig und zunächst im Bereich des Hygieneinstituts, eventuell mit beratenden Dingen, wie man Baracken desinfiziert usw. Das ging aber nur bis zum Spätherbst 1943. Die Vergasungskapazität war so groß, daß die Lagerärzte, die mit ihrem Pensum, mit dem sie an der Rampe zu tun hatten, nicht fertig wurden ...

Langsam setzt Herr B. seinen logischen Gedankengang fort: Von den Schreckenstaten hielt er sich fern. Sein emotionales Engagement bei der Erzählung ist jedoch so gering, dass wir nur in der Nazi-Terminologie über die Probleme mit der „Vergasungskapazität“ erfahren, dass mehr und mehr Juden nach Auschwitz gebracht wurden, um getötet zu werden, mehr als das gewöhnliche Selektionsteam bewältigen konnte. Im Folgenden beschreibt er dann eine für ihn viel wichtigere Angelegenheit, seine Fahrt nach Berlin zu seinem Vorgesetzten. Diesen bat er darum, ihn und seine Kollegen im Labor von den Selektionen auf der Rampe und im Lager zu befreien.

Professor B. (der Leiter des Instituts) sagte: Das gibt es doch überhaupt nicht, das ist eine Unglaublichkeit, daß die über unsere Leute verfügen wollen, diese Kommandanten. Das lassen wir uns nicht gefallen. Was ist das für ein Chef? Ich werde ihm alle unsere Leute nehmen, dann hat er keine ... Und dann ging zwischen den zweien ein Krieg los, und ich konnte mich auf dieser Basis aus der Sache raushalten ...

Dies war seine persönliche moralische Tat, mit der er versuchte, sich der Pflicht zur Selektion zu entziehen. Es gelang ihm, die Unterstützung seines Vorgesetzten zu gewinnen (jedoch mit formellen, bürokratischen Argumentationen und nicht mit der moralischen Begründung, dass dort Juden vergast werden). Hätte er das Schicksal eines anderen jungen SS-Arztes, der statt seiner nun zu den Selektionen nach Auschwitz geschickt wurde, nicht miterleben müssen, wäre dies soweit recht gut verlaufen. Doch dieser junge Mann war anfangs derart schockiert, dass er seine Aufgabe nicht weiter ausüben konnte. An dieser Stelle im Interview wird die Berichterstattung unseres Arztes plötzlich sehr emotional:

... Und da kann man sich ja vorstellen diese Selektion, man kann sich nicht vorstellen ganz genau, das war ganz anders ... Die jeweiligen Offiziere, der diensthabende Arzt und der Kommandoführer, und der hatte die Aufgabe, daß alles geordnet war. Ich habe ihn selber nur zweimal gesehen, und das war schon ... die Häftlinge, die Kapos, machten eine große Vorsortierung und zwar Kinder, ganz alte Frauen und ganz alte Männer, die wurden als erstes selektiert. War's ein ganz großer Transport, dann wurde das ganz oberflächlich gemacht. War's ein normaler Transport, dann wurde die Sache genauer gemacht. Die Transporte kamen in der Nacht an. Wenn da einer normalen Dienst tagsüber machen muß und dann extra auch nachts, da war dieser Junge ebenfalls, der war also so krank nach der allerersten Nacht, daß man ihn nicht mehr einsetzen konnte, aber er war nun direkt zugeteilt, es war seine Pflicht.

Ich bemerke die Erregung von Ernst B., die sich im Hin- und Herschwanken zwischen sachlicher Berichterstattung über Größe und Zeitpunkt der Transporte und seinen Gefühlen für den jungen, ihn ablösenden Arzt ausdrücken, wobei die emotionalen Reaktionen seinen Gedankengang immer wieder unterbrechen. Die starke Identifikation mit seinem jungen Kollegen beherrscht den weiteren Verlauf des Gesprächs. Indem er beschreibt, wie fürchterlich die Selektionen für den jungen Arzt waren, bringt er seine eigenen Gefühle darüber zum Ausdruck. Hätte er das gleiche Schicksal wie der junge Mann gehabt, wenn er gezwungen gewesen wäre, die Selektionen fortzusetzen?

Man kann sich einfach nicht vorstellen, daß man sich an so was gewöhnen kann, die Situation der Häftlinge war furchtbar, wenn man als Satter ... und man kann sich einfach nicht vorstellen, wie man den Rauch aus den Krematorien, die Transporte und das alles, was um uns herum lief und die Selbstverständlichkeit, mit der die Menschen einfach selektiert und umgebracht werden, war einfach ein unfaßbarer Zustand, daß man das zu ertragen lernt und schließlich auch mitmacht und zwar mitmacht ohne Engagement, einfach seine Pflicht tut. Das ist ihm passiert ... Und der hat dann, man hat ihn dann, ich meine, er war jung verheiratet und hat seine junge Frau kommen lassen, und er konnte mit ihr zusammenwohnen und na ja, na ja, das mag vielleicht auch eine Rolle mitgespielt haben. Man hat immer wieder nur geredet, daß sie die schwerste Arbeit in diesem Krieg, in dieser Epoche haben, wo es darum geht, die germanische Rasse zu etablieren und ein für alle Male das Judenproblem zu lösen. Da hat er getan, den er sich weigerte zu tun ... (Pause von einigen Sekunden, er ist gefühlsmäßig sehr aufgebracht) ... Nach einem Jahr, nach einigen Monaten hat er Selbstmord begangen.

An dieser Stelle im Interview, bei der Herr B. seine eigene Last zum Ausdruck bringt, fühle ich mich mit meinem Gesprächspartner emotional im Einklang: sein moralischer Akt, das indirekte Umgehen der Selektionen, hat zum Selbstmord eines anderen jungen deutschen Arztes geführt. Die Identifikation mit dem Schicksal seines jungen Kollegen steht im erschreckenden Kontrast zur Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal der tatsächlichen Opfer von Auschwitz.

I: Wie lange mußten Sie in Auschwitz bleiben?

B: Bis zum Schluß. Bis zum Schluß.

I: Mit den anderen Ärzten, die die Selektion machen wollten oder mußten?

B: W. und ich, wir haben uns, so weit wie es geht, abgeschottet, distanziert. Die üblichen Pflichten. Mengele war der einzige, zu dem wir einen besseren Kontakt hatten ... Seine SS-Begeisterung hatte er vor uns gar nicht so sehr an die große Glocke gehängt, von dem wir aber doch fest annahmen, daß er ein ganz, ganz fester Nazi war, SS-Mann, daß der in keiner Weise der sadistische Folterer war. Er hat überhaupt keine sadistischen Züge, wie er immer so dargestellt wird. Daran lag es auch, daß man ihn so lange nicht wirklich gesucht hatte, weil die Staatsanwaltschaft durch Zeugenaussagen also doch rausgekriegt hat, daß er eigentlich nichts anderes war, wie ein anderer SS-Lagerarzt. In seinen Versuchen, die er gemacht hatte, die waren ... das mußte ich immer wieder betonen,

die waren im Rahmen des Auschwitz-Alltags überhaupt nichts Außergewöhnliches. Seine Zwillingsversuche, die wurden ja an Menschen gemacht, die auf jeden Fall, unter allen Umständen zum Tode verurteilt waren.

Ich war fassungslos. Wie konnte die gleiche Person, die mir eben noch von der emotionalen Last durch das Schicksal des jungen Kollegen erzählt hatte, nun Mengele positiv darstellen, als jemanden, der „nichts Ungewöhnliches“ getan hatte? Herr B. fühlt sich Mengele nicht moralisch überlegen, sondern aufgrund des eigenen Mangels an Überzeugung und Enthusiasmus eher unterlegen! Mir scheint, dass er 40 Jahre danach noch immer die Werte von Auschwitz in sich trägt.

I: Kaum vorstellbar ... Hat er sich geäußert, daß es ihm so schwer ist?

B: Nein, nein. Durchaus nicht ... Ich war an sich davon überzeugt, daß er begeisterter Nazi ist, aber nicht, weil er sich besonders in dieser Weise gebärdet hatte, sondern weil er ständig daran war, an den Schwierigkeiten des Alltags, etwas herauszupicken, was technisch nicht geklappt hat, ein Wahnsinn. Dieser Idiot hat seine Arbeit nicht gemacht. Wir werden damit nicht fertig, man kann das doch nicht so machen. Ungeheuer sachlich involviert, daß ich mir gesagt habe, na ja, wenn einer sich dafür begeistern kann, das möglichst gut machen will, dann ist er absolut überzeugt davon. Ich meine, wir haben viel darüber diskutiert, er war einer, der gern diskutiert hat. Ich meinte, daß es so etwas wie die Endlösung, Umbringen, das war absolut was Falsches. Madagaskar und was man alles sonst vorgeschlagen hat, wäre sicherlich das Beste wahrscheinlich die Assimilation, aber da war er absolut abgeschottet, hat gesagt, man braucht gar kein Historiker zu sein, um zu sehen, daß das nicht geht. Andere haben es versucht mit anderen Möglichkeiten. Es geht nicht.

I: Konnten Sie das als Arzt akzeptieren?

B: Wenn Du als Truppenarzt draußen bist, nach einem Gefecht, selektieren mußst, der wird noch versorgt und wird zuerst versorgt, der nicht, nimmst Du den Russen oder einen Franzosen oder einen Deutschen. Das sind moralisch sehr viel größere Verantwortungen. Wenn man dieses Thema ausbreitet, und der andere will seinen Standpunkt motivieren, hat er sehr viele Möglichkeiten.

Zuerst war ich mir nicht sicher, ob ich mein Gegenüber richtig verstanden hatte. Doch ich bin nicht der einzige, den diese eigenartige Mischung aus Sensitivität, Moral, Faszination für Mengeles starke Persönlichkeit und dem Bedürfnis, die eigenen Taten zu rechtfertigen, verblüfft (Lifton 1986). Nur schwer kann ich mir dieses makabere Bild vorstellen: die beiden Ärzte diskutieren mitten in der Hölle von Auschwitz über die Legitimität der „Endlösung“, die dort tagtäglich praktiziert wird, so als wären es nicht Menschen, die ihr zum Opfer fallen.

Herr B. normalisiert seine Vergangenheit, indem er den moralischen Standpunkt des Heilenden dem unterschweligen Streben des Mörders nach Macht – dessen Ideal Mengele für ihn darstellte – logisch aneinanderreihet. Seine Darstellung ist nichts anderes als eine Reflexion dieser extremen Widersprüche.

Im weiteren Verlauf des Interviews geht der Arzt B. nur ein einziges Mal auf einen jüdischen Insassen näher ein. Er erzählt von einer Situation, in der er glaubte, einen ehemaligen Schulkameraden in einer vorbeimarschierenden Gruppe von Inhaftierten

wiederzuerkennen. Er bedauert, dass er dies nicht auf irgendeine Weise feststellen und diesem Mann helfen konnte. Alle anderen Opfer bleiben für ihn eine anonyme Masse, der gegenüber er bis zum Ende des Interviews keine Gefühle zeigt. Auf meine Frage, wie es sich über all diese Jahre hinweg mit solchen Erinnerungen leben lässt, gibt er folgende, gründlich überlegte Antwort:

Mit Träumen war nicht viel bei mir. Ich hatte ganz andere Schwierigkeiten, ganz andere Erlebnisse. Es ist nicht das Grauen, das Verhängnis des Menschen, das ist es nicht, verstehen Sie. Komischerweise gewöhnt man sich daran. Aber die Tatsache der Selektion – wenn ich also im Garten bin und fange zu graben an, da sind Schnecken. Dieses Schneckenvernichten kommt mir jedesmal wie eine Zwangsvorstellung. Nicht, daß ich die Schnecken kaputt mache. Das mache ich schon. Aber dann gibt es eine, die ich übersehe. Die nehme ich noch extra heraus. Und töte sie. Es ist ein quälendes, phobisches Erlebnis irgendwie. Und die Idee, daß die Selektion weitergeht, die Selektion weitergeht.

Es sind nicht die Schreckenstaten, das entsetzliche Schicksal dieser Menschen – daran gewöhnte man sich –, sondern die moralische Verantwortung für die Selektion (und die Faszination über die damit verbundene Macht), die seine Gedanken noch immer beherrscht – sogar bei der täglichen Gartenarbeit.

Welche Auswirkungen hat all das auf seine Kinder?

I: Ist es schwierig, den Kindern zu erklären, was Auschwitz war?

B: Das ist auch wieder was Seltsames. Diese Generation, meine Kinder haben einfach keinen Bezug zu dieser Zeit. Sie haben überhaupt kein Interesse, komischerweise, an menschlichen Problemen. Später sind es für sie solche Begriffe: Millionen Menschen, stellt ihr euch mal vor, in einer Nacht so viele Leute zu liquidieren wie hier im Ort Einwohner! 24 Stunden, sind sie Asche. Das sind Dimensionen, die schieben junge Menschen weit von sich, weit von sich. Und wenn sie noch hören: das sind die Deutschen ... Wenn man wirklich drin steckt, hat man ganz andere Probleme. Mit der Geschichte, das Problem, man will es verdrängen.

Herr B. projiziert seine Gleichgültigkeit über „die Millionen, die zu Asche verbrannt wurden“ auf seine Kinder, ohne jedoch zu bemerken, dass deren Gleichgültigkeit aus seinen eigenen gemischten Gefühlen und Beschreibungen resultiert: dem Versuch, das Anormale zu normalisieren; dem Versuch, Grausamkeiten und Unmoral einen Anschein von Normalität zu verleihen.

Wenn er seine Moral nicht schon damals bewiesen hätte, könnte man ihn leicht unter diejenigen reihen, die im Nachhinein versuchen, ihre Gräueltaten zu rechtfertigen. In gewissem Maß war er jedoch ein *normaler Mensch*: er hat mehr als jeder andere Arzt um ihn herum gewagt! Wie sind die im Verlauf des Interviews auftauchenden Widersprüche zwischen Moral und Gleichgültigkeit zu verstehen?

Bei dem Versuch, die widersprüchlichen, emotionalen Berichte dieses Arztes nachzuvollziehen, muss auf die „paradoxe Moral“ hingewiesen werden (Bar-On 1989a): Der Interviewte hat all die Jahre eine offene, moralische Diskussion mit Schuld- und

Schamgefühlen geführt, wobei er exakte Vignetten wählte (der junge Arzt, der Klassenkamerad), die die jahrelang miterlebten Schreckenstaten unterdrücken sollen. Würde er auch diese Ereignisse ignorieren, besäße er keinen Beweis mehr dafür, dass auch er über ein moralisches Gewissen verfügt. Würde ihn die Macht des Arztes und Mörders in Auschwitz offenkundig faszinieren, so würde sein moralisches Ich in Gefahr geraten. Deshalb ist diese „paradoxe Moral“ eine wirksame Strategie, die es ihm ermöglicht, gleichzeitig zu wissen und nicht zu wissen. Sie hilft ihm dabei, sich 40 Jahre lang für emotional und moralisch zu halten und die widersprüchlichen Gefühle Mengele und dem jungen Kollegen gegenüber zu unterdrücken.

Was hat er von diesem emotionalen, moralischen und ideologischen Chaos an seine Kinder weitergegeben, was wissen diese über die Weigerung des Vaters, an den Selektionen teilzunehmen, aber trotzdem bis zum letzten Tag in Auschwitz zu bleiben? Was wissen sie über den Selbstmord seines Nachfolgers? Über seine Faszination für Mengele? Über seine Gleichgültigkeit den Opfern gegenüber? Über seine Lust vor und Angst beim andauernden Selektionsprozess bei den Schnecken? Inwieweit ist es den Kindern gelungen, angesichts einer derartigen „paradoxen Moral“ ein unabhängiges, moralisches Ich zu entwickeln? Mit diesen Fragen ging ich in das zweite Interview mit dem Sohn von Herrn B.

Interview mit dem Sohn (44 Jahre alt)

Den Sohn – wir nennen ihn Peter – treffe ich zirka einen Monat nach dem Interview mit seinem Vater. Bevor er sich zu einem Treffen bereit erklärte, hatte er das Einverständnis des Vaters eingeholt. Auf dem Weg vom Bahnhof zu seiner Wohnung warnt mich Peters Frau, das Interview würde nur kurz werden, da ihr Mann nicht jemand sei, der viel rede, „vor allem nicht über diese Dinge.“

Unser Gespräch beginnt mit wenigen frühen Kindheits- und späteren Kriegserinnerungen:

Die ersten Erinnerungen an meinen Vater möchte‘ ich sagen, das ist, habe ich jetzt zwar nie mehr drüber gesprochen, aber, aber, ich, der ist irgendwann mal heimgekommen und hat blaue Dragees, damals für mich waren es Bonbons. Und die hab ich gegessen, und da hab ich kotzen müssen wie a Reiher, und da habe ich voll in die Stiefel reingekotzt. Das ist die erste Erinnerung von meinem Vater. Und der war nur 2 bis 3 Tage, ob das jetzt im Krieg war oder während der Untersuchungshaft war, das weiß ich nicht. Da habe ich auch nie mehr drüber gesprochen. Das ist aber, wie gesagt, das einzige, was ich da, was ich da von der Zeit von meinem Vater erinnere.

Als ich nach der Rückkehr des Vaters aus der Haft frage, kann Peter kaum etwas erzählen. Er betont, wie normal und alltäglich es in seiner Familie zugegangen sei.

... also ich glaub, daß wir so behütet aufgewachsen sind, daß wir das gar nicht, gar nicht gemerkt haben, daß er weg war oder wie er gekommen ist und so. Er war halt eines Tages wieder da und fertig. Und ich glaub, daß der, daß der zwei bis drei Tage später schon, also bilde ich mir ein, daß das Leben ganz normal,

also ganz, ganz normal weitergelaufen ist, daß der halt seine Arbeit gemacht hat.

Auf meine Frage, wann er zum ersten Mal etwas über die Rolle seines Vaters im Krieg gehört habe, meint er, darüber erst aus dem Fernsehen erfahren zu haben, und zwar „nur Positives“. Außerdem hätten ehemalige Auschwitz-Häftlinge die Familie auf dem Weg in die Ferien besucht; für Peter ein weiterer Beweis für die „positive Rolle“ des Vaters während des Krieges. Als ich Peter jedoch frage, was er über Auschwitz weiß, gebraucht er Wörter, die Distanz ausdrücken, wie „es“, „das“, „die“, „sozusagen“.

Zur damaligen Zeit hatte man überhaupt keinen Begriff. Wir sind in der Schule oder so nie informiert worden. Das ist total ... Was ich davon weiß, sind mehr oder weniger Eigeninitiativen. Ich weiß nicht, ob mein Bild das richtige ist, weil manchmal glaube ich doch wirklich, daß es ein bisschen verzerrt wird. Nicht in dem Sinn, wie es die Neonazis verzerrten, sondern daß es doch ein klein bisschen übertrieben wird, bilde ich mir ein. Von diesem Mengele her und so. Also gut. Daß es nicht richtig war, das glaube ich. Daß es so brutal, wie sie geschildert werden, kann ich mir manchmal gar nicht vorstellen.

I: Haben Sie versucht, mit Ihrem Vater darüber zu sprechen?

B: Ich glaube, ich hab's sogar mal. Jetzt weiß ich nicht sicher. Hab', glaube ich, einmal darüber gesprochen, und er sagte damals, also ich weiß es jetzt nicht ganz sicher, war es mein Vater oder war es jemand anders, er sagte, er hatte einfach das Herz nicht. Wir haben jetzt nicht über die Brutalität und Dings, sondern wir haben darüber gesprochen, wie kann, wie konnte der Mann das machen. Und da sagte er, er hatte einfach diese Charakterstärke nicht, daß er nein sagt. Ob er so sadistisch war, wie es dargestellt wird. ... Er sagte, er hat seinen Befehl gehabt und den hat er ausgeführt. Er konnte nicht nein sagen, sozusagen.

I: Ihr Vater?

B: Nein. Mengele. Mein Vater hat sich gedrückt vor diesen Selektionen, der hat sich halt nicht gedrückt. Der hat den Befehl angenommen sozusagen. Mein Vater hat auch gesagt, es war für ihn auch reine Glückssache, daß er sich drücken konnte sozusagen. „Daß ich halt immer wieder was gefunden hab, daß ich nicht hin mußte“. Sozusagen. Er hat sich bewußt gedrückt davor, aber er hat halt das Glück gehabt, daß er sich drücken konnte. Er hat sich schon voll bewußt davor gedrückt. Wenn der eingestellt war, und er hätte sich nicht drücken können, er hat halt geschaut, daß er an diesen Diensten vorbeigekommen ist, und wenn er das Glück nicht gehabt hätte, hätte er es wahrscheinlich auch machen müssen. Er sagt schon, er hat Befehlsverweigerung gemacht, in dem Sinn, sozusagen, gell? Aber wie es genau war, weiß ich nicht. Wie schwer das gehandhabt wurde, weiß ich auch nicht, weil ich war nicht beim Militär. Was eine Befehlsverweigerung ist, weiß ich auch nicht.

An dieser Stelle weist Peters Vergleich zwischen Mengele und seinem Vater, so wie er ihn zum Ausdruck bringt, einen interessanten Unterschied zur Darstellung des Vaters

auf: Während der Vater Mengeles Enthusiasmus beschreibt, begründet der Sohn Mengeles Taten mit dem „Befolgen von Befehlen“. Des Vaters positiver Eindruck von Mengele ist ungebrochen auf den Sohn übertragen worden.

I: Glauben Sie, daß diese Vergangenheit Ihre Beziehung zu Ihrem Vater beeinflusst hat?

B: Auf keinen Fall, auf gar keinen Fall, weil ich bestimmt 18 Jahre alt war, wo ich das zum ersten Mal gehört habe. Deshalb auf gar keinen Fall. Auf gar keinen Fall.

Peter präsentiert seine vorbereitete Formel über Auschwitz: Es handele sich um nichts Besonderes, solche Dinge seien schließlich auch vorher und nachher passiert. Aus Kneipengesprächen entnimmt er, dass auch heute – bei veränderter politischer Lage – den Türken in Deutschland dasselbe geschehen könnte. Ich provoziere ihn und hebe hervor, dass es sich bei den Mördern schließlich auch um Menschen gehandelt habe.

I: Der Unterschied ist vielleicht nicht sehr groß, aber die Menschen, die diese Taten ausgeführt haben, glauben Sie nicht, daß die kaputt waren? Sie konnten nicht mehr weitermachen?

B: Wissen sie, wenn Sie sich mit primitiven Arbeitern unterhalten, da gibt es keine Skrupel, da gibt es keine Skrupel. Also ich bewundere einen Mensch am Münchner Schlachthof, der hunderte von Schweinen am Tag absticht. Ich bewundere, wie er das machen kann. Daß er nicht eine Stunde sagt, jetzt kann ich nicht mehr. Aber ich traue sehr vielen Leuten zu, daß sie das mit Menschen genauso machen, heute noch genauso machen würden. Das traue ich sehr vielen zu, nur von ihrem Gerede her ... Die haben einfach keine Gefühle.

Es ist interessant zu verfolgen, wie der Sohn eine andere moralische Argumentation als der Vater entwickelt. Auschwitz ist keine singuläre Erscheinung mehr. Der Sohn hat eine äußerst pessimistische Sichtweise entwickelt, „so etwas hat es auch früher gegeben und gibt es heute noch“. Es gibt Leute, „die das jederzeit tun könnten.“ Das unterschwellige Streben nach Macht und die Faszination des Vaters für die Macht haben sich fortgesetzt: Der Sohn zeigt eine gewisse Bewunderung für den Schweineschlächter, so wie sein Vater Mengele und die Macht der Selektion bewundert.

Als ich ihn frage, wie er sich anstelle seines Vaters verhalten hätte, antwortet Peter offen:

I: Was ist Ihre Phantasie oder so? Was würde Ihnen passieren, wenn Sie durch so ein Lager hindurchgehen würden?

B: (Überrascht) Da habe ich nicht darüber nachgedacht. Das habe ich mir nie vorgestellt.

I: Sie können sich nicht vorstellen, wie Ihr Vater dort gearbeitet hat in so einem Lager jahrelang?

B: Nein. Das kann ich nicht. Wie gesagt, ich weiß noch nicht mal, wo er gesessen ist, ob er mit den Erschießungen oder den Vergasungen etwas zu tun hatte, das weiß ich nicht mal. Ich weiß nur, daß er KZ-Arzt war und daß er durch seinen

Dienst irgendwie ... Soviel ich weiß, ist er gar nicht . . . Wie weit er jetzt dran war, weiß ich nicht.

I: Aber wenn Sie wissen, daß Ihr Vater täglich im Lager gearbeitet hat, Menschen, er mußte zusehen, wie Menschen umgebracht werden, dann kommt er nach Hause, ist nett zu seiner Frau, nett zu den Kindern, ein netter Vater, dann geht er zurück und macht weiter, macht das Monate und Jahre lang.

B: Hab nie Gedanken drüber gemacht. Ich weiß nicht, was in meinem Vater vorgegangen ist, wie gesagt, weiß nicht, wie nah er dran war, ob er es nur vermutet hat oder gewußt hat, weil jeder Deutsche sagt: Ich hab gar nichts gewußt. Ich meine, gewußt wird er schon haben. Aber da habe ich mir nie Gedanken drüber gemacht. Wie gesagt, solange ich mich erinnern kann, war das eigentlich immer ein normaler Vater.

Hier ist ein Wendepunkt im Interview zu verzeichnen. Mit etwas zögernder Stimme räumt der Sohn ein, dass er noch nie darüber nachgedacht habe, wie es für seinen Vater gewesen sein muss, was es für ihn bedeutet haben muss, jahrelang in Auschwitz gelebt zu haben, wobei er „wahrscheinlich“ wusste, was dort vorging: Er kann sich einfach nicht vorstellen, wie es war. Entweder hat der Vater niemals in diesem Maße seine Neugierde geweckt – weil er das eigene emotionale Durcheinander (bedingt durch den jungen Arzt, der Selbstmord begangen hat; durch den jüdischen Klassenkameraden etc.) dem Sohn nie mitgeteilt hat – oder es liegt am selektiven Zuhören des Sohnes bei manifesten Berichten des Vaters.

I: Ihrem Vater muß es irgendwie sehr schwer sein, weil er viele Gedanken über die Zeit hat, die er seinem Sohn nicht mitteilen will.

B: Ich glaub schon, wenn ich heute heimkomme und möchte mit meinem Vater sprechen, daß er mir ohne weiteres Rede und Antwort stehen würde, glaube ich auf jeden Fall. Aber ich hab's eigentlich nie gemacht, weiß nicht warum. Wir haben ein oder zweimal kurz am Rande, auch dann ging das von einem ganz komischen Anlaß aus, aber daß ich ihn gefragt oder er mir was gesagt hätte, ist eigentlich nie gewesen. Vielleicht, kann sein, im Unterbewußtsein, bissel verdrängt, daß ich es gar nicht wissen möchte, kann schon sein. Eigentlich kann man etwas, das man nicht weiß, nicht verdrängen.

Die sich verändernde Einstellung des Sohnes unserem Gespräch gegenüber wird deutlich. Er beginnt von Vorfällen zu erzählen, die sich in seinem Dorf, in dem er heute lebt, während des Krieges ereignet haben, von Exekutionen polnischer Gefangener, die mit deutschen Mädchen geschlafen hatten. Weiterhin berichtet er von seinem frühzeitigen Verlassen des Elternhauses – aus „intellektuellen Gründen“, denn er wollte seinen Eltern beweisen, dass er in der Lage sei, seinen Lebensunterhalt auch ohne Universitätsausbildung als Koch zu bestreiten. Heute hält er es jedoch für möglich, dass andere Gründe beim Verlassen des Elternhauses mitgespielt haben, aber damals „hat er darüber einfach nicht nachgedacht“.

Gegen Ende des Interviews nimmt Peter wieder seine anfängliche kontrollierte Haltung ein: Die Fähigkeit zum Töten ist in den Genen des Menschen angelegt: Entweder ist man Pflanzen- oder Fleischfresser.

Durch die Relativierung von Auschwitz befreit sich der Sohn von einer näheren Konfrontation mit den Erlebnissen des Vaters. War es diese Einstellung, die der Vater meinte, als er vom Desinteresse der jungen Generation am Kriegsgeschehen sprach?

Vergleicht man die beiden Interviews, so fällt auf, dass es an dieser Stelle des Interviews dem Sohn – im Unterschied zum Vater – an emotionaler Komplexität mangelt. Hierbei handelt es sich um ein gutes Beispiel für die praktizierte „doppelte Mauer“: Unklar bleibt, ob der Vater seine emotionalen und widersprüchlichen moralischen Reaktionen gegenüber dem im Holocaust Erlebten dem Sohn nicht mitteilen wollte oder ob dieser nichts davon wissen wollte. Wie im Verlaufe der beiden Interviews deutlich wurde, besteht zwischen Vater und Sohn eine emotionale Distanz. Dies hängt unter anderem mit Peters frühzeitigem Verlassen des Elternhauses zusammen, zu einer Zeit, lange bevor sich Peter über die Rolle seines Vaters im Holocaust bewusst geworden war. Die Normalisierungsstrategien des Vaters konzentrieren sich auf die Aufrechterhaltung seiner Integrität mit Hilfe einer „paradoxen Moral“, wobei er sein unterschwelliges Streben nach Macht sorgfältig umgeht. Der Sohn hingegen versucht eine Normalisierung zu erreichen, indem er sich vom Vater und dessen Erlebnissen in Auschwitz distanziiert.

Würden wir uns auf die Darstellung des Vaters beschränken, ohne den Sohn zu hören, so würden wir nur von dessen paradoxen Moral erfahren. Das Interview mit dem Sohn verdeutlicht jedoch, dass der Vater seinen Sohn nicht von der Last seiner Vergangenheit befreien konnte oder wollte. Wahrscheinlich war der rehabilitierte Auschwitz-Arzt zu sehr mit der Wahrung der eigenen Normalität beschäftigt, sodass er sich nicht um die moralischen und psychischen Schwierigkeiten seines Sohnes kümmern konnte.

Durch das Interview zwang ich den Sohn zur Konfrontation. Als ich ihm vorschlug, sich in die Lage seines Vaters zu versetzen – selbst wenn nur für einen Augenblick –, begann seine Normalisierungsstrategie zu zerbröckeln: Er hat niemals vorher darüber nachgedacht! Die emotionale Unsicherheit des Sohns und die moralischen Fragezeichen wurden wahrscheinlich durch meine Art des Fragestellens entblößt und zugleich legitimiert. Gegen Ende des Interviews kehrt der Sohn zu seiner Normalisierungsstrategie zurück („es liegt in den Genen“), so als wolle er mir zu verstehen geben, „vielleicht sollten Sie jetzt besser gehen, ich muss meine Kontrolle und Distanz wiederherstellen“.

Diese Schwankungen innerhalb eines relativ kurzen Gesprächs lassen darauf schließen, dass die Normalisierungsstrategien des Arztsohnes Versuchen, sie zu durchbrechen, leichter zugänglich sind als die des Vaters. Während der Vater nicht zur Infragestellung seiner inneren Widersprüche gegenüber den Auschwitz- Erlebnissen bereit ist, wird es dem Sohn möglich – wenn auch nur für kurze Zeit –, sich mit dem schwierigen Thema zu konfrontieren. Dem Sohn war es gelungen, die Beteiligung des Vaters am Vernichtungsprozess zu betrachten, ohne sich dabei hinter alten Klischees zu verstecken.

Während eines einzigen Interviews kann es jedoch kaum gelingen, alle fünf Phasen des Aufarbeitungsprozesses (Bar-On 1988) zu durchlaufen, die die folgenden Fragen beinhalten: Was weiß ich eigentlich über die Rolle meines Vaters im Holocaust? Welche moralischen Folgen hat dieses Wissen? Welche Gefühle bringe ich meinem Vater gegenüber auf, nachdem ich weiß, dass er daran teilgenommen hat? Zu welchem emotionalen Konflikt führt das? Wie kann ich Wissen, Bedeutung und emotionale Reaktionen in mein moralisches Ich integrieren?

Die vorliegende Analyse zeigt, dass es nicht möglich ist, lange Zeit an einem Schreckensprozess teilzunehmen (als Opfer, Täter oder Zeuge), ohne irgendwelche Normalisierungsstrategien zu entwickeln, die ein „normales“ Weiterleben ermöglichen. Dieses Bedürfnis nach Normalisierung des Anormalen wird an die Kinder weitergegeben, die die eigentlichen Anomalitäten gar nicht miterlebt haben. Durch langandauernde und systematische Befragungen oder andere Formen der therapeutischen Behandlung kann den Kindern geholfen werden, ihr Bedürfnis nach Normalisierung aufzuarbeiten, das bei ihnen durch die paradoxe Moral der Eltern hervorgerufen wurde, während bei den Eltern selbst ähnliche Erfolge nicht zu erwarten sind.

LITERATUR

- Bar-On, Dan (1986): *The Pantomime Stick: Conversations with Parents and their Children after the Holocaust* (in Hebräisch), Tel Aviv.
- Bar-On, Dan (1988): *Children of Holocaust Perpetrators: Working through one's own Moral Self*, in: ders., Friedhelm Beiner und Manfred Brusten (Hg.): *Der Holocaust: familiale und gesellschaftliche Folgen – Aufarbeitung in Wissenschaft und Erziehung?*, Ergebnisse eines Internationalen Forschungs-Kolloquiums an der Bergischen Universität-Gesamthochschule Wuppertal, 33-56.
- Bar-On, Dan (1989a): *Holocaust Perpetrators and Their Children: A Paradoxical Morality*, in: *Journal of Humanistic Psychology*, vol. 29, issue 4, 424-443.
<https://doi.org/10.1177/0022167889294002>
- Bar-On, Dan (1989b): *Legacy of Silence: Encounters with Children of the Third Reich*, Cambridge.
- Bar-On, Dan und Israel W. Charny (1988): *Children of Perpetrators of the Holocaust: How do they Create a Moral Self?* (in Hebräisch), in: *Journal of the Israeli Psychological Association*, 1, issue 1, 29-38.
- Davidson, Shamai (1980): *The Clinical Effect of Massive Psychic Trauma in Families of Holocaust Survivors*, in: *Journal of Marital and Family Therapy*, 1, 11-21.
<https://doi.org/10.1111/j.1752-0606.1980.tb01700.x>
- Lifton, Robert J. (1986): *The Nazi Doctors: Medical Killing and Psychology of Genocide*, New York.
- Kestenberg, Judith S. (1972): *Psychoanalytic Contributions to the Problem of Children of Survivors from Nazi Persecution*, in: *Israeli Annals of Psychiatry and Related Sciences*, 10, issue 4, 312-325.
- Rosenthal, Gabriele (1988): *Biographische Strategien zur Entpolitisierung der NS-Vergangenheit*, in: Dan Bar-On, Friedhelm Beiner und Manfred Brusten (Hg.): *Der Holocaust: familiale und gesellschaftliche Folgen – Aufarbeitung in Wissenschaft und Erziehung?*, Ergebnisse eines Internationalen Forschungs-Kolloquiums an der Bergischen Universität-Gesamthochschule Wuppertal, 112-118.
- Spence, Donald P. (1983): *The Paradox of Denial*, in: Shlomo Bresnitz (ed.): *The Denial of Stress*, New York, 103-123.

Wie man sein Leben erlebt

Zur Sinnstruktur biographischer Ereignisse und Handlungen¹

Wolfram Fischer

[*BIOS 2 (1989), Heft 1, 3-13*]

Was jeder weiß, macht keinen heiß. Jeder erlebt sein Leben und weiß irgendwie darum, was also interessiert den Soziologen an dieser Banalität? Es ist die Vermutung, dass man auf alltäglich verborgene Zusammenhänge stößt, wenn man nachkonstruiert, wie dies genauer vor sich geht. Eine solche Nachkonstruktion eines erlebten Lebens wird hier entlang dreier ausgewählter biographisch relevanter Ereignisse versucht, und ich komme zur Sache.

Die Sache sei: *Ein Mann geht durch Zürich*. Das ist nicht nur vorstellbar, es fällt auch in die Selbsterfahrungsreichweite des durchschnittlichen Kongressteilnehmers des Soziologentags 1988 in Zürich. Es ist etwas, das Sie alle mehr oder weniger dieser Tage selbst getan und erlebt haben, und es trifft auch dann auf Sie zu, wenn Sie kein Mann sein sollten und auch sonst etwas anderes erlebt haben sollten als jener. Das ist in gewisser Weise ja auch Thema – Ihr Erleben – und sei es in Zürich, aber darüber kann ich nicht genauer sprechen, über meines will ich nicht, also versuch ich's mit jenem Mann. Damit überspiele ich schon gleich zu Anfang des Beitrags ein fundamentales methodisches Problem des Fremdverstehens von Erleben, denn für Dritte steht in fetten Lettern „NO ENTRY“ am Tor des Vergnügungsparkes oder vielleicht auch „INDIVIDUALS ONLY“.

„Ein Mann geht durch Zürich“ verweist auf ein Ereignis, und wenn es ein Ereignis ist, das ich erfahrungswissenschaftlich auslegen kann, dann war es ein Ereignis, das in Zürich zu einer bestimmten Zeit unter weiterhin bestimmbareren Umständen tatsächlich stattfand. Wenn ich jetzt eröffne, dass dieser Mann bereits vor knapp zwanzig Jahren, genauer im März oder April 1969, durch Zürich ging, mag man finden, dass ich ziemlich altes Datenmaterial hier vorführe, aber das macht gar nichts, denn dem Material eignet eine spezifische Präzision, die ihm hier und heute nach fast zwanzig Jahren eine eigenartige „Aktualität“ verschafft, die ich nutzen möchte, ja brauche. Worauf es mir ankommt, ist nämlich nicht das „bloße“ Ereignis, sondern wie es erlebt wurde, und das *Erleben*² dieses Mannes ist hier hinreichend deutlich autographisch protokolliert und textuell bearbeitbar.

1 Dem Beitrag liegt ein Vortrag auf dem Soziologentag in Zürich 1988 zugrunde; die Redeform wurde aus inhaltlichen Gründen hier weitgehend beibehalten.

2 Die Unterscheidung von „Ereignis“ und „Erlebnis“ soll nicht suggerieren, dass in der biographischen Perspektive beide zu trennen seien, sie sind vielmehr dialektisch aufeinander bezogen; vgl. hierzu die Diskussion zwischen Binswanger und Straus: Binswanger (1955), bes. 154, und Straus (1930).

Der Mann erlebte eine „eigentümliche melancholische Verzauberung“ (33/1),³ sie erstreckte sich ziemlich genau über die Zeitspanne vom späten Samstagnachmittag bis zum Sonntagabend im Frühjahr 1969 in Zürich. Dieser Erlebnisinhalt und seine Eigenarten sollen nun analysiert werden.

Das Textmaterial ist so gestaltet, dass sich in der schrittweisen sequentiellen Präsentation verstehen, ja nacherleben lässt, worum es hier geht:

Es ging auf Samstagabend zu, zum ersten Mal spazierte er allein durch Zürich und atmete den Duft seiner Freiheit. (32/15 f.).

Es braucht keine Semantik von „Samstagabend“, „allein“ und „Freiheit“, um die Qualität des Ersterlebnisses sofort zu erraten, und ich kann es Ihnen bestätigen: Der Mann, gut über vierzig, genießt es, dass er seine Frau los ist und geht unternehmungslustig in den Abend, wenn nicht gar ins Ungewisse.

Hinter jeder Straßenecke war ein Abenteuer versteckt. Seine Zukunft wurde wieder zum Geheimnis. (32/17 f.).

Dem Mann ist angenehm unklar, was kommt, das determinierte Leben von gestern – Leben mit Frau – hat sich wieder zurückverwandelt in das offene Leben von vorgestern.

Das Junggesellenleben kehrte zu ihm zurück, das Leben, von dem er früher mit Sicherheit angenommen hatte, daß es für ihn bestimmt war, denn nur so konnte er sein, wie er wirklich war. (32/18-21).

Wenn Sie jetzt wissen wollen, was da von des Mannes Schultern fiel, welcher Art das gestrige Leben war, hören Sie weiter:

Sieben Jahre war er an T. (anonymisierter Frauennamen) gekettet gewesen, und ihre Augen hatten jeden seiner Schritte verfolgt. Es war, als hätte sie ihm schwere Eisenkugeln an die Fesseln gebunden. Jetzt war sein Schritt viel leichter. Er schwebte beinahe ... er genoss die süße Leichtigkeit des Seins. (32/22-27).

Das über mehrere Stunden anhaltende Gefühl der Hochgestimmtheit, die „melancholische Verzauberung“ in der Sprache des Dokuments, ist präsent als „unmittelbares“ Erleben. Es hat einen evidenten, eindeutig angenehmen „Wert“, der einfach da ist, für den Spaziergänger selbst nicht erschlossen oder ausgelegt werden muss. Erleben und Erlebnis ist so unabweisbar da wie er selbst, und es ist etwas höchst Überraschendes im Spiel, etwas völlig Neues. Wie nun am Text weiterhin zu sehen, ist die inhaltliche Bestimmung der gefühlsevidenten melancholischen Verzauberung nicht aus dem Augenblick heraus alleine möglich. Das Fast-Schweben versteht sich weder allein aus dem märz- oder aprilhaften Zürich und ist auch keine ohne weiteres erwartbare stimmige Reaktion auf das „bloße“ Ereignis, soeben überraschend verlassen worden zu sein. Erst

3 Das Erlebnisprotokoll findet sich in Kundera (1987); die Seiten- und Zeilenangaben beziehen sich auf diese Ausgabe.

die biographischen Bezüge und Verweise, die lebensgeschichtlichen Erinnerungselemente und Erwartungsbruchstücke geben dem Erlebnis seinen Inhalt. Das Überraschende und Neue ist gefasst und begrenzt in Altbekanntem. Im konkreten biographischen Kontext des Mannes ist das Erlebnis – soweit es zur Sprache gebracht wird – dann auch jenseits von Vermutungen eindeutig verstehbar für andere, also etwa für uns, wie wir soeben erlebten. In einer abstrakten und noch groben Annäherung lässt sich im Augenblick sagen, das Erleben konstituiert sich in spontanen lebensgeschichtlichen Dimensionen; Erleben hat gleichermaßen etwas zu tun mit Neuem und Begrenztheit.

Ich formuliere pointiert: *Erleben hebt lebensgeschichtlich Konstituiertes auf*. Aber das ist ein Fernblick auf die schneebedeckten Gipfel der Abstraktion jenseits des Zürichsees, wir sind noch mit unserer „Empirie“ hier in Zürich, müssen also erstmal weg hier und weiter, um dorthin zu kommen. Der Einfachheit halber und aus Prinzip bleibe ich beim Fall. Ich setze darauf, dass Sie wissen wollen, wie es weiterging, oder dass Sie schon gewisse Hypothesen haben. Die Neugier wird zuletzt nicht leer ausgehen. Ich schlage jedoch zunächst einen notwendigen Umweg vor und führe Sie in die Vergangenheit des Züricher Spaziergängers und analysiere ein weiteres Ereignis. Das zweite Ereignis, das dem ersten vorausging:

Der Mann steht in seiner Wohnung am Fenster, schaut über den Hof auf die Mauer des gegenüberliegenden Wohnblocks.

Das reicht, um zu erschrecken, noch bevor man mehr weiß. Kann man sich einen schärferen Kontrast zur ersten Szene vorstellen? Dort beschwingtes Bewegtes durch weltstädtisches Ambiente in offenen Horizonten, hier klaustrophobische Erstarrung, flüchtender Fernblick, zwar den Hinterhof überwindend wird er an einer Mauer gestoppt.

Das spricht für das, was in dem Mann vorgeht, was er erlebt: Er weiß nicht, was er tun soll, körperlich erstarrt sucht er nach einer Antwort, überlegt:

Sollte er sie für immer nach Prag holen? Er fürchtete diese Verantwortung. Würde er sie jetzt einladen, sie würde kommen, um ihm ihr ganzes Leben anzubieten. (10/19 ff.).

Wir sind in Prag, Sie haben es jetzt bemerkt, wenn Sie es nicht schon vorher wussten. Der Protagonist hat dort bis jetzt, das ist im Jahre 1962, gelebt. Er arbeitet als Chirurg, ist Junggeselle aus Überzeugung und Erfahrung und mit Vergnügen; wechselnde Amouren, eine zweijährige Ehe liegt etwa zehn Jahre zurück. Es geht jetzt offenbar um ein Entscheidungsproblem, ein Einladungsproblem, an das weitreichende Auswirkungen für die Zukunft geknüpft sind. Ein erschreckender, wenn auch recht vager Zukunftshorizont mit offenbar unausweichlichem Aufforderungscharakter bestimmt zentral dieses Erleben. Sein ganzes Leben scheint bedroht durch die Nähe eines anderen Lebens. Ich halte nur hier am Rande fest, dass auch dieses Erlebnis – wie das „Wochenende in Zürich“ – eine konstitutive Zukunftsdimension hat, inhaltlich verschieden, doch hier wie dort gebunden ans Selbstbild vom eingefleischten Junggesellen.

Zurück ans Fenster. Das Aktual-Erlebnis der quälenden Unentschiedenheit bleibt nicht im nebligen Zukunftsraum, es füllt sich vielmehr rasch mit wechselnden mannigfaltigen Bildern, die im Datenmaterial empirisch verfügbar sind. Wegen der Fülle kann hier nur eine Auswahl präsentiert werden, die sequentielle Ordnung wird beibehalten.

Immer wieder sah er sie vor sich, wie sie auf seinem Bett lag; sie erinnerte ihn an niemanden aus seinem bisherigen Leben. Sie war weder Geliebte noch Gemahlin. Sie war ein Kind, das er aus dem pechbestrichenen Körbchen gehoben und an das Ufer seines Bettes gelegt hatte. (10/29 ff.).

Die Mauer gegenüber ist wie eine Leinwand, auf die Filmschnipsel aus dem Spielfilm seines eigenen Lebens projiziert werden. Projiziert von wem? Natürlich von dem Mann selber, aber steuern kann er die Auswahl und Abfolge der Clips nicht. Sie werden ihm quasi vorgespielt. Das aktuelle Erleben bebildet sich aus dem vergangenen. Vor zwei bis drei Wochen hatte er diese Bettszene erlebt, die offenbar nicht in die lange Reihe ähnlicher Erlebnisse einzuordnen war. Auf Suche nach orientierungsmächtigen Erfahrungen wird er im eigenen Leben nicht fündig, mythologisches Vor-Bild scheint angemessen, „Moses“ nicht zu groß, die Bedeutung der Geschichte und ihres Anfangs zu chiffrieren. Er gerät dann ganz in ein Nach-Erleben:

Sie war eingeschlafen. Er kniete sich neben sie. Ihr fiebriger Atem wurde schneller, und er hörte ein schwaches Stöhnen. Er preßte sein Gesicht an ihres und flüsterte ihr besänftigende Worte in den Schlaf ... Er spürte an ihren Lippen den herben Geruch des Fiebers und atmete ihn ein, als wollte er die Intimität ihres Körpers ganz in sich aufnehmen. (10/33 ff.).

Der Mann steht unentschieden am Fenster und holt diese Szene in ihrer leiblichen Präsenz zurück, als sei es jetzt – das könnte Sie als Zuhörer sogar fast peinlich berührt haben; er spielt sich sein vergangenes Erleben wieder vor und zwar so intensiv, dass ihm sogar die damaligen Antizipationen wieder kommen:

Er stellte sich vor, daß sie schon viele Jahre bei ihm war und nun im Sterben lag. Plötzlich hatte er das untrügliche Gefühl, er könnte ihren Tod nicht überleben. Er würde sich an ihre Seite legen und mit ihr sterben wollen. ... Jetzt steht er am Fenster und besinnt sich auf jenen Augenblick. Was konnte es anderes sein als die Liebe, die sich ihm auf diese Weise offenbart hatte? (11/2 ff.).

Das schwerste Gewicht wirft er in die Waagschale, die bittersüße Todesantizipation als Maß, wie viel ihm diese Frau wohl bedeute.

Genau wie Sie jetzt fragen werden, ob das Liebe sei, tat es dann auch der Mann, er überlegt sich, immer weiter im Zustand der Unentschiedenheit:

War es nicht eher die Hysterie eines Menschen, der sich im Grunde seines Herzens seiner Liebesunfähigkeit bewußt war und anfing, sich die Liebe vorzuspielen? Sein Unterbewußtsein war dabei so feige, daß er sich für seine Komödie ausgerechnet diese armselige Serviererin aus einem Provinznest ausgesucht hatte, die im Grund keine Chance hatte, in sein Leben zu treten! (11/11 ff.).

Die Qual der Wahl wird so zur psychoanalytisch geschulten Selbstquälerei, plötzlich ist das Thema nicht jene bedrohliche Frau, sondern er selbst. Selbstzweifel hinsichtlich des eigenen Erlebens – „ist es Hysterie oder Liebe“, gar hinsichtlich seines Mannestums

– „ein richtiger Mann hätte sofort gewußt, was tun“. Und so würde er vielleicht heute noch dastehen, wenn ihm nicht dieses eingefallen wäre:

Er haderte mit sich, bis er sich schließlich sagte, es sei eigentlich ganz normal, daß er nicht wisse, was er wolle. Man kann nie wissen, was man wollen soll, weil man nur ein Leben hat, das man weder mit früheren Leben vergleichen noch in späteren korrigieren kann. Ist es besser, mit T. zu leben oder allein zu bleiben? Es ist unmöglich zu überprüfen, welche Entscheidung die richtige ist, weil es keine Vergleiche gibt. Man erlebt alles unmittelbar, zum ersten Mal und ohne Vorbereitung. Wie ein Schauspieler, der auf die Bühne kommt, ohne vorher je geprobt zu haben. Was aber kann das Leben wert sein, wenn die erste Probe für das Leben schon das Leben selber ist? (11/28 ff.).

Damit ist das Erlebnis am Fenster abgeschlossen, die Unentschlossenheit fixiert, der Mann tut gar nichts. Das Erlebnis, die Krise, ist hier – wie bereits in der Zürichszene – dadurch gekennzeichnet, dass es aus der Kontinuität des sonstigen Lebens herausgehoben ist (vgl. Gadamer 1965: 65). Es setzt den Erlebenden selbst in Diskontinuität zu dem ihm Üblichen und damit ist gleichzeitig dieses ganze Übrige, sein Leben, *mitthematisiert*, ohne gleichzeitig vollständig gewusst zu sein. Was da passiert, das quälende Gewahrwerden seiner Unentschlossenheit, die Handlungs- und Planungsblockade – und sagen Sie jetzt nicht, das sind doch „nur“ Gedanken – dieses aktuelle Erleben ist auf ein mögliches zukünftiges Leben bezogen, das ihn anlockt und ihm Angst macht. In diesem Erleben steht sein ganzes bisheriges wie mögliches Leben zur Disposition. Das Erleben am Fenster bezieht sich sowohl auf Erinnerungen und Erwartungen, wie es gleichzeitig den Erlebenden „sich spüren lässt“. Es macht meines Erachtens die Qualität des Materials aus, dass dieses „Sich-selber-Spüren“ nicht als Begreifen, sondern als ein „Nur-teilweises-Begreifen“ und prinzipielles „Nicht-begreifen-Können“ ausgedrückt ist. Das sich „Innewerden“ oder „Innesein“ (Dilthey)⁴ im aktuellen Erleben vereint untrennbar mehrere Ebenen. Es wirft mir Licht auf das, was mich bewegt – oder mir im Wege steht – und gleichermaßen Licht auch auf mich selber. Es bringt mir gleichursprünglich die „andere Seite“ oder Hälfte meines Lebens, die ich nicht sehen und begreifen kann, zu Gespür. Darauf wird zuletzt zurückzukommen sein.

Wie ging es weiter mit dem Mann, den wir jetzt gut genug kennen, um ihm einen fiktiven Vornamen zu geben?

Die Entscheidung, die „Tomas“ am Fenster fürchtet, hat er nie in dieser Weise getroffen oder treffen müssen. Die Frau kam einfach von sich aus und blieb die nächsten sieben – schweren – Jahre bei ihm. Er hat sich – ganz im Sinn des „Fenster-Erlebnisses“ – weder dagegen noch dafür explizit entschieden, sondern mit ihr gelebt.

Am Samstag-Sonntag im Frühjahr 1969 in Zürich liegt das hinter ihm, denn sie hat ihn soeben mit dem gemeinsamen Hund verlassen und ist nach Prag zurückgekehrt. Sie ist zurück in eine Stadt, die seit knapp einem halben Jahr ebenso hinter ihm liegt. Er ist für immer ausgewandert. Hinter ihm liegt die sowjetische Invasion, der Prager Frühling, Dubcek und das, für was er stand.

Sie erinnern sich.

4 „Im Erlebnis ist Innesein und der Inhalt, dessen ich inne bin, eins.“ (Dilthey 1979: 27).

Er schwebte beinahe. ... er genoss die süße Leichtigkeit des Seins. (32/25 ff.).

Damit bin ich beim dritten und letzten Ereignis angelangt: *Der Mann faßt einen schweren Entschluß.* Die Montagsernüchterung kam, wie Sie erwartet haben:

T. brach in sein Denken ein: er fühlte, wie ihr zumute war, als sie den Abschiedsbrief schrieb. . . (usf.) Er stellte sich vor, wie sie die Prager Wohnung aufschloß, und spürte in seinem eigenen Herzen, wie Verlassenheit und Einsamkeit ihr ins Gesicht wehten, als sie die Türe öffnete. (33/2 ff.).

Das kann man nachempfinden, wenn man kein Herz aus Stein hat und einem nicht genteilige selbsterlebte Abschiede und Trennungen aversivere Gefühle mobilisieren. Für Tomas mehr als ein schlechter Montags-morgens-Geschmack oder ein Kater nach libertinösem Wochenende, er fühlt sich krank. Die Selbstdiagnose des Arztes Tomas lautet: Mitgefühl. Eine Krankheit, der er nicht erliegen will.

Am Samstag und Sonntag hatte er die süße Leichtigkeit des Seins aus der Tiefe der Zukunft auf sich zukommen gefühlt. Am Montag fiel eine Schwere auf ihn nieder, wie er sie bisher noch nicht gekannt hatte. All die eisernen Tonnen der russischen Panzer waren nichts, gemessen an dieser Schwere. Es gibt nichts Schwereres als das Mitgefühl. (33/22 ff.).

Tomas verliert den Kampf gegen diese Krankheit; sie, sein Mitgefühl also, erwirkt den Entschluss, zu T. nach Prag zurückzukehren. Voller Scham teilt er der Klinikumsleitung in Zürich seine Rückkehr mit: „Es muß sein. Es muß sein.“ (34/13 f.). So seine Worte zum betroffenen Direktor.

Das unausweichliche Erleben – es wird hier Mitgefühl genannt – führt zurück in die eigene Lebensvergangenheit. Die eigene „innere Lebensgeschichte“ (Binswanger 1961) ist so gewirkt und wird so spezifisch vergegenwärtigt aus dem Mitgefühl zur Frau, mit der zusammen dieses Leben gelebt wurde, dass eine völlig andere Zukunft gegenüber dieser Vergangenheit einschließlich der dazugehörigen Erwartungen und Antizipationen keine Chance zu haben scheint. Das Trotzige im „Es muß sein“ und die Scham sind Hinweis genug, dass der Protagonist andere Möglichkeiten sah oder hatte, aber die Entscheidung zur Rückkehr bestätigt die praktische Irreversibilität seiner bisherigen Lebensgeschichte im Sinne einer entschiedenen Fortsetzung dessen, was sich bislang von selbst – im schlichten Erleben – ergeben hatte. Dass mögliche Zukunft von ihm abgekappt wurde, bleibt dem Protagonisten als nicht erlebter Hintergrund seines weiteren Lebens eingeständnisfähig und bewusst. Nach der Rückkehr, neben T. liegend, kontrastiert er verzweifelt das „Es muß sein“ mit einem „Es könnte auch anders sein“ und denkt über die Zufälle⁵ nach, die dieses „Es muß sein“ seiner gewordenen Biographie ausmachen. Mit diesem letzten Bild können wir den Fall verlassen.

Es war schon spät in der Nacht. Er spürte, daß er Magenschmerzen bekam, wie so oft in Momenten seelischer Not. Ihr Atem ging ein- oder zweimal in leises

5 „Nie werden wir mit dem fertig, was wir Zufall nennen: das, was bedeutsam für unser Leben wurde als herrlich oder furchtbar, scheint immer durch die Tür des Zufalls einzutreten.“ (Dilthey 1979: 74).

Schnarchen über. Tomas verspürte nicht das geringste Mitgefühl. Das einzige, was er fühlte, war ein Druck im Magen und die Verzweiflung darüber, daß er zurückgekehrt war. (37/22 ff.).

Wir sind jetzt in dieser Art von Analyse einen Weg rückwärtsgegangen, den Dilthey in der Fundierungssequenz „Erleben-Ausdruck-Verstehen“ diskutierte (Dilthey 1979: 25 ff.; 70 ff.; 224 ff. u. ö.). Dabei haben wir der Einfachheit halber so getan, als seien uns drei biographisch relevante Ereignisse im Erleben dieses Tomas direkt zugänglich. Die Rede in der dritten Person über etwas, was streng genommen nur in der Ich-Rede sagbar, jedenfalls nur in Ich-Form erlebbar ist, repräsentiert den Übergang vom Erleben zum Ausdruck, wie ihn Milan Kundera uns als Quasi-Sozialforscher präsentiert. Man kann sich allerdings vorstellen, dass auch der Sozialwissenschaftler in einer geeigneten Interviewtechnik Tomas selber ähnliche Äußerungen hätte entlocken können, wenn er nicht schon vor Jahren im Autounfall gestorben wäre und wenn er nicht überhaupt eine Schöpfung des Dichters wäre. Was sich hier dennoch von uns verstehen und am Kunstprodukt nachvollziehen ließ, basiert also nicht auf Ereignissen, sondern, so hätte es jedenfalls Dilthey gesehen, auf dem Erleben des Künstlers und auf unseren eigenen Erlebensvorgängen und ihren Produkten, den Geschichten, die wir uns erzählen. Man wird Diltheys Versuch, „den Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften“ im Erlebnis (oder „Leben“) zu fundieren als nicht gelungen ansehen dürfen oder gar seine Ausgangsfrage bezweifeln wollen.⁶ Dennoch sind für den, der nicht so hoch hinauswill, seine Studien zum Strukturzusammenhang von Erleben-Ausdruck-Verstehen und den darin enthaltenen Versuchen zum Autobiographischen (vgl. Dilthey, 1979: 141 ff., 152 ff., 199 ff.) in der gegenwärtigen theoretischen Fundierung der Biographieforschung noch auszuschöpfen. Da dazu hier nicht die rechte Gelegenheit ist, begnüge ich mich mit wenigen eigenen Anmerkungen.

Im Erleben ist die Zusammenhangsstruktur meiner Leiblichkeit und ihrer Welt für mich in ständiger Präsenz⁷ lebendig. Die lebendige Gegenwart in ihren Horizonten von für mich Vergangenen und für mich Zukünftigem bildet den Untergrund aller meiner Erfahrung. Erfahrung, eine dichter am Handeln und seinem Orientierungsbedarf liegende Kategorie, kommt nach dem Erleben. Erfahrung ist Interpretationsprodukt, eine Melange von Erinnerung und Erwartung, die bereits auf Wiederholbarkeit aus ist. Sie abstrahiert schon von der Leiblichkeit und der ehemals gegenwärtigen einzigartigen Situation, auch wenn ich sie mir noch selbst zurechne als „meine Erfahrung, die man mir nicht nehmen kann“. Soll die Entstehung der Erfahrung und soll ihre Bewährung

6 Vgl. hierzu Gadamer 1965: 205 ff.; Habermas (1969); Marcuse (1978), sowie zusammenfassend Riedel (1981).

7 Dilthey verdeutlicht den doppelten Zeithorizont der Vergangenheit und Zukunft im aktuellen Erleben am Beispiel: „Ich liege des Nachts wachend, ich Sorge um die Möglichkeit, begonnene Arbeiten in meinem Alter zu vollenden, ich überlege, was zu tun sei ... Nun aber wird mein Auffassen vom Erlebnis selbst auf Grund der in ihm enthaltenen Momente zu Erlebnissen fortgezogen, welche im Verlauf des Lebens, wenn auch durch lange Zeiträume getrennt, strukturell mit solchen Elementen verbunden waren ... beides, Vergangenes und Zukünftiges, sind auf das Erlebnis bezogen in einer Reihe, welche durch solche Beziehungen zu einem Ganzen sich gliedert. ... So entsteht in diesem Vorgang die Anschauung des psychischen Zusammenhanges in der Zeit, der den Lebensverlauf ausmacht. In diesem Lebensverlauf ist jedes einzelne Erlebnis auf ein Ganzes bezogen. Dieser Lebenszusammenhang ist nicht eine Summe oder ein Inbegriff aufeinanderfolgender Momente, sondern eine durch Beziehungen, die alle Teile verbinden, konstituierte Einheit.“ (Dilthey 1979: 139 f.).

und Veränderung im aktuellen Kontext verstanden oder wissenschaftlich untersucht werden, ist zum Erleben und seinen Eigentümlichkeiten zurückzufragen. Dabei gerät die Relation von Zeit und Leib in viel grundsätzlicherer Weise in den Blick als bislang innerhalb der soziologischen Biographieforschung diskutiert.⁸ Auf der Suche nach Konzepten und Antworten sind die Versuchsfelder und Problemregionen phänomenologischer Traditionen (zum Beispiel Edmund Husserl, Erwin Straus, Ludwig Binswanger und Maurice Merleau-Ponty)⁹ vertieft zu explorieren.

Die kognitiven Engführungen von Handlungs-, Erfahrungs- und in gewisser Weise auch Wahrnehmungskonzepten können meines Erachtens geweitet werden, wenn es gelingt, das Erleben, seine Zeit- und Leibdimensionen biographietheoretisch einzuholen, bzw. schon geleistete Analysen wiederzuentdecken.

Biographische Konzepte, in denen ein Selbstbezug des Biographen zu sich berücksichtigt wird, etwa im Konzept der „Lebensgeschichte“ (mit ihrem Erhebungskorrelat der biographischen Narration) oder im Handlungskonzept, das auf einen leiblich-lebenszeitlichen Rahmen bezogen werden muss, können nicht ohne Bezug zum Lebendigen¹⁰ auskommen. Das wird nicht erst bei der Analyse von sogenannten biographischen Grenzerfahrungen wie Schmerz, Leid, Krankheit, Geburt und Tod erforderlich – dort ist es unabweisbar. Die Textanalysen zeigten, dass dies schon bei unspektakulären Alltagserlebnissen zutrifft.

Am Schluss mit Blick auf den Titel des Vortrags gefragt, wie erlebt man denn nun sein Leben, meine ich, streng genommen kann man sein Leben *in toto* nicht erleben, weil man es nur durchleben kann. Erleben im Sinne reflexiven Innewerdens meiner Selbst fasst mich nicht als zeitlich erstreckte empirische Entität. Zwar ist unser Leben im Erleben ganz für uns da als selbstverständlicher Horizont, aber was wir erleben, sind Inhalte, die Leben als Ganzheit voraussetzen und aus denen sich die Inhalte speisen. Zugleich ist Erleben in seiner leiblichen Präsenzqualität und in seinen Einzelinhalten das Fundament und Materiallieferant für das, woraus das eigene Leben aufgebaut, ausgedrückt und verstanden wird. Dies darf keineswegs monadisch, also bewusstseinsphilosophisch auf ein Ego begrenzt verstanden werden; die biographische Selbstauffassung ist immer zugleich intersubjektiv für und mit anderen konstituiert.¹¹ Im Erleben hebt sich lebensgeschichtlich Konstituiertes auf, habe ich oben behauptet. Wie lässt sich das jetzt am Ende des Beitrags verstehen?

Das schon in der Erfahrung Erarbeitete wird im präsentischen Erleben ebenso verflüssigt wie das Erwartete. Das Konstituierte wird dabei nicht ausgelöscht und außer Kraft gesetzt – wie pathologisch etwa im Korsakow-Syndrom – sondern bleibt als Be-

8 Versuche des Autors in diese Richtung vor der Erstpublikation des Beitrags: Fischer (1986a), (1986b), (1986c) und danach: Fischer-Rosenthal (1999); Fischer (2003), (2013), (2018), (2022).

9 Vgl. etwa Husserl (1972), bes. §§ 9-13, 36-66; Straus (1930), (1956); Merleau-Ponty (1966).

10 Es kann dabei keineswegs um ein fragwürdiges Auffrischen lebensphilosophischer Traditionen gehen, sondern um die konzeptionelle Umsetzung der leiblichen Dimensionen des Handelns, einer Öffnung der „Lebenswelt“ und des Einzelnen zur „Natur“; vgl. Waldenfels 1975, bes. 120 f.; 126 ff.; in Auseinandersetzung mit Apels „Leibapriori“ (Apel 1976, bes. 99 ff.) und anknüpfend an Merleau-Pontys leibliches Zur-Welt-Sein vgl. Métraux 1975; vgl. die Ausweitung zum *corpus politicum* in O'Neill 1985; vgl. ferner Böhme 1988.

11 „So bin ich als dieser bestimmte Mensch der, als welchen ich mich nicht nur selbst auffasse, sondern zugleich der, welcher für die Anderen, die Mitmenschen als dieser gilt.“ (Landgrebe 1978: 36), vgl. zum Ganzen auch den dortigen Aufsatz „Von der Unmittelbarkeit der Erfahrung“, 125 ff.

grenzungs- und Orientierungsreservoir erhalten, aufgehoben. Dieser Prozess ist unlösbar verbunden mit der Leiblichkeit in ihrer körperlich-sozialen Ambiguität. Hier steht die soziologische Forschung ebenso am Anfang, wie etwa die körperorientierten Wissenschaften¹² vor unlöslichen Rätseln stehen, wenn sie entdecken, dass biographische Vorgänge den Körper beeinträchtigen, zum Beispiel krank machen.

Die prinzipielle Offenheit des Lebens vor dem Hintergrund seiner Endlichkeit impliziert notwendig seine prinzipielle Unerschließbarkeit im Denken und selbstreflexiven Erfassen. Es bleibt uns eine andere „Hälfte des Lebens“, eine Dunkelzone des Fremden und Anderen im eigenen Leib und Leben. Sie ist durch Metaphern eingekreist, mit Negativ-Namen belegt, moralisch qualifiziert, aufs jeweils andere Geschlecht geschoben oder durch Zurechnungen zur biotischen Natur scheinbar erhellt worden und schließlich mit der Dialektik der Aufklärung identifiziert worden. Die Dunkelseite, die andere Hälfte des Lebens hat sich so nicht bewältigen lassen. Im Erleben kommen wir ihr noch am nächsten. Es scheint, dass das Erleben mehr als alle Variationen des Denkens tiefer reicht und eine Selbstentfaltung des Lebens auch aus den unbegreifbaren Sphären heraus ermöglicht. Wenn eine solche Lebensäußerung – sei sie sprachlicher oder nicht-sprachlicher Art – als Ausdruck von bislang uns selbst Verborgenen für andere „lesbar“ und verstanden wird, haben wir aufgrund des noch unbegriffenen Erlebens mehr von uns mitgeteilt, als wir zunächst wissen. Unser Erlebens-Ausdruck gibt mehr von uns weiter, als wir selbst denken. Er erlangt im Einzelfall gelegentlich – durchaus nicht nur im Kunstwerk – eine Allgemeinheitsqualität, die als Inbegriff menschlichen Erlebens und Lebens einer Epoche oder gar darüber hinaus erfasst wird. Der gut dreißigjährige Friedrich Hölderlin schreibt 1803 dieses Gedicht:¹³

HÄLFTE DES LEBENS

Mit gelben Birnen hänget
 Und voll mit wilden Rosen
 Das Land in den See,
 Ihr holden Schwäne,
 Und trunken von Küssen
 Tunkt ihr das Haupt
 ins heilignüchterne Wasser.
 Weh mir, wo nehm ich, wenn
 Es Winter ist, die Blumen und wo
 Den Sonnenschein,
 Und Schatten der Erde?
 Die Mauern stehn
 Sprachlos und kalt, im Winde
 Klirren die Fahnen.

12 Die Existenz einer psychosomatischen Medizin darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass es immer noch an allgemein anerkannten theoretischen Konzepten sozio-psycho-somatischer Wirkungszusammenhänge fehlt, vgl. Uexküll; Wesiack (1986) und (1988).

13 Zitiert nach Hölderlin 1983: 193.

Als dies 1805 mit einer Handvoll anderer Gedichte unter dem Titel *Nachtgesänge* in einem Kalenderjahrbuch erscheint, ist Hölderlin bereits tief in jener Nacht versunken, die für ihn vierzig weitere Jahre dauerte und erst durch seinen Tod beendet wurde. Das muss man nicht wissen, um in diesen Worten sein eigenes sprachloses Erschrecken zu finden.

LITERATUR

- Apel, Karl-Otto (1976): Szientistik, Hermeneutik, Ideologiekritik, in: Ders.: Transformationen der Philosophie, Bd. 2: Das Apriori der Kommunikationsgemeinschaft, Suhrkamp-Taschenbücher Wissenschaft, 165, Frankfurt am Main, 96-127.
- Binswanger, Ludwig (1955): Geschehnis und Erlebnis, Zur gleichnamigen Schrift von Erwin Straus, 1931, in: Ders.: Ausgewählte Vorträge und Aufsätze, Bd. 2: Zur Problematik der psychiatrischen Forschung und zum Problem der Psychiatrie, Bern, 147-173.
- Binswanger, Ludwig (1961)²: Lebensfunktion und innere Lebensgeschichte, in: Ders.: Ausgewählte Vorträge und Aufsätze, Bd. 1: Zur phänomenologischen Anthropologie, Bern, 50-73.
- Böhme, Hartmut (1988): Der sprechende Leib, Die Semiotiken des Körpers am Ende des 18. Jahrhunderts und ihre hermetische Tradition, in: Ders.: Natur und Subjekt, Frankfurt am Main, 179-211.
- Dilthey, Wilhelm (1979)⁷: Gesammelte Schriften, Bd. 7: Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften, Stuttgart, Göttingen.
- Fischer, Wolfram (1986a): Soziale Konstitution von Zeit in biographischen Texten und Kontexten, in: Gottfried Heinemann (Hg.): Zeitbegriffe: Ergebnisse des Interdisziplinären Symposiums Zeitbegriff der Naturwissenschaften, Zeiterfahrung und Zeitbewusstsein (Kassel 1983), Konferenzschrift der Gesamthochschule Kassel, Interdisziplinäre Arbeitsgruppe für Philosophische Grundlagenprobleme der Wissenschaften und der Gesellschaftlichen Praxis, Freiburg/Breisgau, München, 355-377.
- Fischer, Wolfram (1986b): Prekäre Leiblichkeit und Alltagszeit, Kontingenz und Rekurrenz in der Zeiterfahrung chronisch Kranker, in: Friedrich Fürstenberg und Ingo Mörth (Hg.): Zeit als Strukturelement von Lebenswelt und Gesellschaft, Sozialwissenschaftliche Materialien, Bd. 9, Linz, 237-256.
- Fischer, Wolfram (1986c): Alltagszeit und Lebenszeit in Lebensgeschichten von chronisch Kranken, in: Klaus Hurrelmann (Hg.): Lebenslage, Lebensalter, Lebenszeit: Ausgewählte Beiträge aus den ersten fünf Jahrgängen der „Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie“, Weinheim, Basel, 157-171.
- Fischer, Wolfram (2003): Körper und Zwischenleiblichkeit als Quelle und Produkt von Sozialität, in: Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung (ZBBS), 4, Heft 1, 9-31.
- Fischer, Wolfram (2013): Biographie, Leib und chronische Krankheit, in: Dieter Nittel und Astrid Seltrecht (Hg.): Krankheit: Lernen im Ausnahmezustand?, Brustkrebs und Herzinfarkt aus interdisziplinärer Perspektive, Berlin, Heidelberg, 185-198.
https://doi.org/10.1007/978-3-642-28201-0_14
- Fischer, Wolfram (2018): Zeit und Biographie, in: Helma Lutz, Martina Schiebel und Elisabeth Tuidter (Hg.): Handbuch Biographieforschung, Wiesbaden, 461-472.
https://doi.org/10.1007/978-3-658-21831-7_39
- Fischer, Wolfram (2022): Sensual Construction of Body and Biography, in: Qualitative Sociological Review, XVIII, issue 1, im Erscheinen.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1999): Biographie und Leiblichkeit, Zur biographischen Arbeit und Artikulation des Körpers, in: Peter Alheit, Bettina Dausien, Wolfram Fischer-Rosenthal, Andreas Hanses und Annelie Keil (Hg.): Biographie und Leib, Edition psychosozial, Gießen, 15-43.

- Gadamer, Hans-Georg (1965)²: *Wahrheit und Methode*, Tübingen.
- Habermas, Jürgen (1969): *Diltheys Theorie des Ausdrucksverstehens: Ich-Identität und sprachliche Kommunikation*, in: Ders.: *Erkenntnis und Interesse*, Frankfurt am Main, 178-203.
- Hölderlin, Friedrich (1983): *Werke in 4 Bänden*, Bd. 1, Frankfurt am Main.
- Husserl, Edmund (1974)⁴: *Erfahrung und Urteil: Untersuchungen zur Genealogie der Logik*, Revidiert und herausgegeben von Ludwig Landgrebe, Philosophische Bibliothek, Bd. 280, Hamburg.
- Kundera, Milan (1987): *Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins*, Fischer, 5992, Frankfurt am Main.
- Landgrebe, Ludwig (1978): *Der Weg der Phänomenologie: das Problem einer ursprünglichen Erfahrung*, Gütersloh.
- Marcuse, Herbert (1978): *Das Problem der geschichtlichen Wirksamkeit*, in: Ders.: *Schriften*, Bd. 1: *Der deutsche Künstlerroman*, Frankfurt am Main, 474-487.
- Merleau-Ponty, Maurice (1966): *Phänomenologie der Wahrnehmung*, Phänomenologisch-psychologische Forschungen, Bd. 7, Berlin. <https://doi.org/10.1515/9783110871470>
- Métraux, Alexandre (1975): *Zur Erfahrung des Leibes*, in: Alexandre Métraux und Carl Friedrich Graumann (Hg.): *Versuche über die Erfahrung*, Bern, Stuttgart, Wien, 51-68.
- O'Neill, John (1985): *Five Bodies, The Human Shape of Modern Society*, Ithaca, London.
- Riedel, Manfred (1981): *Einleitung*, in: Wilhelm Dilthey (Hg.): *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 354, Frankfurt am Main, 9-86.
- Straus, Erwin (1930): *Geschehnis und Erlebnis, Zugleich eine historiologische Deutung der psychischen Traumas und der Renten-Neurose*, Berlin. https://doi.org/10.1007/978-3-642-66978-1_5
- Straus, Erwin (1956)²: *Vom Sinn der Sinne, Ein Beitrag zur Grundlegung der Psychologie*, Berlin. <https://doi.org/10.1007/978-3-642-66976-7>
- Uexküll, Thure von und Wolfgang Wesiack, (1986)³: *Wissenschaftstheorie und psychosomatische Medizin, ein bio-psycho-soziales Modell*, in: Rolf H. Adler, Jörg Michael Herrmann, Karl Köhle, Othmar W. Schonecke, Thure von Uexküll und Wolfgang Wesiack (Hg.): *Psychosomatische Medizin*, München, Wien, Baltimore, 1-30.
- Uexküll, Thure von und Wolfgang Wesiack (1988): *Theorie der Humanmedizin, Grundlagen ärztlichen Denkens und Handelns*, München.
- Waldenfels, Bernhard (1975): *Intentionalität und Kausalität*, in: Alexandre Métraux und Carl Friedrich Graumann (Hg.): *Versuche über die Erfahrung*, Bern, Stuttgart, Wien, 113-135.

Die biographische Illusion¹

Pierre Bourdieu

[*BIOS* 3 (1990), Heft 1, 75-81]

Die „Lebensgeschichte“ ist eine jener vertrauten Alltagsvorstellungen, die sich in das wissenschaftliche Universum hineingeschuggelt haben; zunächst ohne Pauken und Trompeten bei den Ethnologen, dann in jüngerer Zeit und nicht ohne Getöse bei den Soziologen. Über Lebensgeschichte zu sprechen setzt mindestens voraus, und das ist nicht nichts, dass das Leben eine Geschichte ist und dass, wie in dem Buch *Ein Leben* von Maupassant [1883 als Fortsetzungsroman in der französischen Zeitschrift *Gil Blas* (Paris) erstmals erschienen, Anm. d. Red.], ein Leben unauflöslich das Gesamt der Ereignisse einer individuellen Existenz ist, aufgefasst als eine Geschichte und als die Erzählung dieser Geschichte. Genau dies sagt die Alltagsvorstellung aus, die gewöhnliche Rede also, die das Leben als Weg, Straße, Karriere mit ihren Kreuzungen (Herkules zwischen dem Laster und der Tugend), ihren Gefährdungen, zumal ihren Hinterhalten (Jules Romains spricht von den „sukzessiven Hinterhalten der Zwischenprüfungen und Examen“) beschreibt, oder als ein Weitergehen, also als einen Weg, den man macht und der gemacht werden muss, eine Strecke, ein Wettrennen, Kursus, Passage, Reise, vorgezeichneter Parcours, eine lineare Bewegung, mit einer Richtung (die „Mobilität“), bestehend aus einem Anfang („einem Eintritt ins Leben“), Abschnitten, und einem Ende im doppelten Sinn, nämlich im Sinn von Ziel („Er wird seinen Weg machen“ bedeutet: er wird Erfolg haben, eine gute berufliche Karriere machen) und im Sinne von Ende der Geschichte. Das bedeutet, stillschweigend die Philosophie der Geschichte im Sinne des Aufeinanderfolgens historischer Ereignisse zu akzeptieren, *Geschichte* [im Original deutsch, Anm. d. Übers.], die in einer Philosophie der Geschichte im Sinne der historischen Erzählung impliziert ist, Historie also – kurz, in einer Theorie der Erzählung, sei es eines Historikers oder eines Roman-Autors, was in dieser Hinsicht nicht zu unterscheiden ist. Biographien oder Autobiographien sind dafür besonders prädestiniert.

Ohne Absicht auf Vollständigkeit kann man doch versuchen, einige der Vorannahmen dieser Theorie freizulegen. Zunächst die Tatsache, dass „das Leben“ ein Ganzes konstituiert, einen kohärenten und orientierten Zusammenhang, der als ein einheitlicher Ausdruck einer subjektiven und objektiven „Intention“, eines Projekts aufgefasst werden kann und muss: Sartres Bestimmung des „*projet original*“, des ursprünglichen Projekts, bringt lediglich explizit zum Ausdruck, was in den „schon“, „von nun an“,

1 Bourdieu, Pierre (1986): *L'illusion biographique*, in: *Actes de la recherche en sciences sociales*, 62/63, 69-72. Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Pierre Bourdieu. Aus dem Französischen übersetzt von Eckart Liebau.

„seit seinen jungen Jahren“ etc. der gewöhnlichen Biographien impliziert ist oder in den „immer“ („Ich habe immer die Musik geliebt“) der „Lebensgeschichten“. Dieses Leben, das als eine Geschichte organisiert ist, spielt sich nach einer gleichzeitig chronologischen und logischen Ordnung ab, von einem Anfang an, einem Ursprung im doppelten Sinne des örtlichen Ausgangspunkts und des zeitlichen Anfangs, aber ebenso nach einem Prinzip, einer *raison d'être*, einem ersten Grund, bis zu seinem Ende, das zugleich ein Ziel ist. Die biographische oder autobiographische Erzählung, wie die des Untersuchten, der sich einem Befrager „öffnet“, schlägt Ereignisse vor, die, ohne immer ganz und vollständig in ihrer strikten chronologischen Reihenfolge dargestellt zu sein (jeder, der Lebensgeschichten zusammengetragen hat, weiß, dass die Befragten regelmäßig den Faden der strikt chronologischen Abfolge verlieren), dazu tendieren oder neigen, sich in nach einsehbaren Beziehungen geordneten Sequenzen zu organisieren. Das Subjekt und das Objekt der Biographie (der Fragende und der Untersuchte) haben in gewisser Weise das gleiche Interesse, das Postulat der Sinnhaftigkeit der berichteten Existenz (und, implizit, der gesamten Existenz) zu akzeptieren. Man ist zweifellos berechtigt zu unterstellen, dass die autobiographische Erzählung sich immer, mindestens teilweise, von dem Ziel anregen lässt, Sinn zu machen, zu begründen, eine gleichzeitig retrospektive und prospektive Logik zu entwickeln, Konsistenz und Konstanz darzustellen, indem sie einsehbare Beziehungen wie die der Folgewirkung von einem verursachenden oder letzten Grund zwischen aufeinanderfolgenden Zuständen herstellt, die so zu Etappen einer notwendigen Entwicklung gemacht werden. (Und es ist wahrscheinlich, dass der Ertrag von Kohärenz und Notwendigkeit prinzipiell interessegeleitet ist, variabel je nach Position und Laufbahn, die die Befragten in das biographische Unternehmen hereintragen, vgl. Muel-Dreyfus 1983). Diese Neigung, sich dadurch zum Ideologen seines eigenen Lebens zu machen, dass man im Dienst einer allgemeinen Intention gewisse signifikante Ereignisse auswählt und zwischen ihnen eigene Beziehungen stiftet, um ihnen Kohärenz zu geben – wie die, die ihre Setzung als etwas, was Ursachen hat oder häufiger als etwas, das auf ein Ziel führt –, findet die natürliche Komplizenschaft des Biographen, der alles, angefangen bei seinen Dispositionen des professionellen Interpreten, dazu beiträgt, diese artifizielle Kreation von Sinn zu akzeptieren.

Es ist bemerkenswert, dass die Aufgabe der Struktur des Romans als lineare Erzählung zusammengefallen ist mit der Infragestellung der Sicht des Lebens als Existenz mit gegebenem Sinn, in der doppelten Bedeutung der Bestimmung und der Richtung. Dieser doppelte Bruch, der durch Faulkners Roman *The sound and the fury* symbolisiert wird, drückt sich in aller Klarheit in der Definition des Lebens als Anti-Geschichte aus, die Shakespeare am Schluss von *Macbeth* vorschlägt: „Dies ist eine Geschichte, die ein Idiot erzählt, eine Geschichte voll von Lärm und Wut, aber ohne Sinn“. Eine Lebensgeschichte zu produzieren, das Leben als eine Geschichte zu behandeln, also als eine kohärente Erzählung einer bedeutungsvollen und gerichteten Abfolge von Ereignissen, bedeutet vielleicht, sich einer rhetorischen Illusion zu unterwerfen, einer trivialen Vorstellung von der Existenz, die eine ganze literarische Tradition nicht aufgehört hat und nicht aufhört zu unterstützen. Deshalb ist es logisch, bei jenen um Hilfe zu fragen, die einen Bruch mit dieser Tradition gerade auf dem Feld seiner exemplarischen Erfüllung gemacht haben. Wie Alain Robbe-Grillet darlegt, „ist die Inthronisierung des modernen Romans in einem präzisen Sinn an diese Erkenntnis gebunden: Die Wirklichkeit ist diskontinuierlich, geformt aus nebeneinandergesetzten Elementen ohne Grund, deren

jedes einzigartig ist, umso schwieriger zu fassen, als sie immer unerwartet auftauchen, unpassend, zufallsbedingt“ (Robbe-Grillet 1984: 208).

Die Erfindung einer neuen literarischen Ausdrucksform macht *a contrario* die Willkür der traditionellen Repräsentation des romanhaften Diskurses als kohärente und totalisierende Geschichte und der Existenzphilosophie deutlich, die diese rhetorische Konvention impliziert. Nichts verpflichtet dazu, die Existenzphilosophie zu übernehmen, die für einige ihrer Initiatoren mit dieser rhetorischen Revolution untrennbar verbunden ist²; aber man kann keinesfalls der Frage nach den sozialen Mechanismen ausweichen, die die gewöhnliche Erfahrung des Lebens als Einheit und als Ganzheit begünstigen und bestätigen. Wie also, ohne die Grenzen der Soziologie zu verlassen, auf die alte empiristische Frage nach der Existenz eines Ich antworten, das nicht auf die Rhapsodie der einzelnen Empfindungen reduzierbar ist? Zweifellos kann man im Habitus das aktive Prinzip der Vereinheitlichung der Praktiken und Repräsentationen finden, das nicht auf passive Wahrnehmungen reduzierbar ist (also das historisch konstituierte und dementsprechend historisch situierte Äquivalent dieses Ich, dessen Existenz man nach Kant postulieren muss, um der Synthese der wahrnehmbaren Vielfalt, wie sie der Empfindung gegeben ist und der Verbindung der Repräsentationen in einem Bewusstsein Rechnung zu tragen). Aber diese praktische Identität öffnet sich zur Intuition nur in der unerschöpflichen Serie seiner aufeinanderfolgenden Manifestationen, sodass die einzige Art, sie als solche zu empfinden, vielleicht darin besteht zu versuchen, sie in der Einheit einer totalisierenden Erzählung wieder zu ergreifen (wie es die verschiedenen, mehr oder weniger institutionalisierten Formen des „Redens von sich“, vertrauliche Mitteilung etc. erlauben).

Die soziale Welt, die dazu neigt, die Normalität mit der Identität zu identifizieren, die als Konstanz eines vernünftigen Wesens mit sich selber aufgefasst wird – also vorhersehbar oder, mehr oder weniger, verständlich im Sinne einer gut konstruierten Geschichte (im Gegensatz zu der Geschichte, die ein Idiot erzählt) –, verfügt über alle möglichen Institutionen der Totalisierung und Vereinheitlichung des Ich. Die offensichtlichste ist natürlich der Eigenname, der nach dem Ausdruck von Kripke als „rigider Bezeichner dasselbe Objekt in jedem beliebig möglichen Universum bezeichnet“, also konkret: in den verschiedenen Zuständen desselben sozialen Feldes (diachrone Konstanz) oder im selben Moment in verschiedenen sozialen Feldern (synchrone Einheit über die Vielfalt der eigenommenen Positionen hinaus, vgl. Kripke 1982, Engel 1985). Und Ziff, der den Eigennamen als einen „Fixpunkt in einer Welt in Bewegung“ beschreibt, hat Recht, in den „Taufriten“ die notwendige Art zu sehen, eine Identität zu erzwingen (Ziff 1960: 102 ff.). Durch diese ganz und gar einzigartige Form der Namensgebung, die den Eigennamen konstituiert, findet sich eine konstante und haltbare soziale Identität eingerichtet, die die Identität des biologischen Individuums in allen möglichen Feldern garantiert, wo es als Handelndes eingreift, also in allen seinen möglichen Lebensgeschichten. Es ist der Eigenname „Marcel Dassault“ – zusammen mit der biologischen Individualität, für die er die sozial instituierte Form darstellt –, der die Konstanz durch die Zeit und die Einheit in den sozialen Räumen der verschiedenen sozialen Akteure sichert, die der Ausdruck jener Individualität in den verschiedenen

2 „All' das, das ist vom Wirklichen, also Fragmentarischen, Flüchtigen, Vergeblichen, so zufällig und so partikular, daß jedes Ereignis hier in jedem Moment als grundlos erscheint, und jede Existenz schließlich als der mindesten vereinheitlichenden Kennzeichnung entzogen.“ (Robbe-Grillet 1984: 208).

Feldern sind: der Patron des Unternehmens, der Patron der Zeitung, der Abgeordnete, der Filmproduzent etc.; und es ist kein Zufall, dass die Unterschrift, *signum authenticum*, die diese Identität bestätigt, die juristische Bedingung der Übertragungen von einem Feld in ein anderes ist, also von einem Akteur zu einem anderen, von zugeordneten Eigentumstiteln an das so instituierte Individuum. Als Institution ist der Eigenname aus Raum und Zeit und aus den Veränderungen nach Orten und Zeiten herausgenommen: Dadurch garantiert er für die bezeichneten Individuen, durch alle Änderungen und alle biologischen und sozialen Fluktuationen hindurch, die Konstanz durch den Namen (*constance nominale*), die Identität im Sinne der Identität mit sich selbst, der *constantia sibi*, die die Sozialordnung erfordert. Und man versteht, dass im Namen des sozialen Universums die heiligsten Notwendigkeiten gegenüber sich selbst die Form von Notwendigkeiten gegenüber dem Eigennamen annehmen (der immer auch in dieser Hinsicht ein gemeinsamer Name ist, als Familienname, der durch einen Vornamen spezifiziert ist). Der Eigenname ist die sichtbare Bestätigung der Identität seines Trägers durch die Zeit und die sozialen Räume, die Grundlage der Einheit seiner aufeinander folgenden Äußerungen und der sozial anerkannten Möglichkeit, seine Äußerungen in den offiziellen Eintragungen zusammenzufassen: als *curriculum vitae*, *cursum honorum*, Strafregister, Nekrolog oder Biographie, die das Leben im Ganzen konstituieren, beendet durch das Urteil, das über eine provisorische oder definitive Bilanz gefällt wurde. Als „rigider Bezeichner“ ist der Eigenname die Form *par excellence* der willkürlichen Setzung, die die Instituierungsriten bewirken: Die Namensgebung und die Klassifikation führen scharf getrennte, absolute Teilungen ein, die indifferent gegenüber umständebedingten Partikularitäten und individuierenden Ereignissen in der Vagheit und der Bewegung der biologischen und sozialen Realitäten sind. So erklärt es sich, dass der Eigenname keine Eigenschaften beschreiben kann, und dass er keinerlei Information über das, was er bezeichnet, transportiert: Da das, was er bezeichnet, niemals etwas anderes ist als eine Rhapsodie, zusammengesetzt und getrennt von biologischen und sozialen Eigenschaften in dauerndem Wandel, wären alle Beschreibungen nur in den Grenzen eines Entwicklungsabschnitts oder eines Raumes gültig. Anders gesagt: Er kann die Identität der Persönlichkeit („*personnalité*“), da es sich um eine sozial konstituierte Individualität handelt, nur um den Preis einer massiven Abstraktion bestätigen. Das ist es, was sich in dem ungewöhnlichen Gebrauch äußert, den Proust vom Eigennamen macht, der durch den bestimmten Artikel begleitet wird („der Swann des Buckingham Palace“, „die Albertine von damals“, „die gummibemantelte Albertine der Regentage“), eine komplexe Art und Weise, durch die sich zugleich die „plötzliche Enthüllung eines fraktionierten, vielgesichtigen Subjekts“ und die Dauerhaftigkeit durch die Pluralität der Welten der Identität hindurch ausdrücken, die durch den Eigennamen sozial bestimmt ist (Nicole 1981: 200 ff.).

So bildet der Eigenname den Kern (man könnte dazu neigen, die Substanz zu sagen) dessen, was man den bürgerlichen Stand nennt, also jenes Ensemble von Eigenschaften (Nationalität, Geschlecht, Alter etc.), die Personen zugeordnet sind, denen das bürgerliche Recht juristische Effekte zuordnet und die, unter dem Vorwand, sie zu konstatieren, in Wirklichkeit die Akte des bürgerlichen Stands instituiert. Ergebnis des einführenden Instituierungsritus, der den Eintritt in die soziale Existenz markiert, ist er das zentrale Objekt all jener aufeinander folgenden Riten der Instituierung oder der Namensgebung, an denen entlang sich die soziale Identität konstruiert: diese Akte (oft öffentlich und feierlich) der Zuschreibung, ausgeführt unter der Kontrolle und mit der

Garantie des Staates, sind auch rigide Ernennungen, also wertvoll für alle möglichen Welten, die eine veritable offizielle Beschreibung von dieser Art der sozialen Essenz, die die Sozialordnung über den Eigennamen instituiert, entwickeln, die gegenüber den historischen Veränderungen transzendent ist; sie beruhen alle im Effekt auf dem Postulat der Konstanz des Namens, das alle Akte der Namensgebung unterstellen, und ebenso im allgemeinsten Sinn alle juristischen Akte, die sich auf eine langfristige Zukunft beziehen; das betrifft Zertifikate, die auf irreversible Art und Weise eine Fähigkeit (oder eine Unfähigkeit) garantieren, Verträge, die für eine entfernte Zukunft binden wie Kredit- oder Versicherungsverträge, oder Strafen, wobei jede Verurteilung die Bestätigung der Identität desjenigen, der sich das Verbrechen zuschulden kommen lässt, und desjenigen, der die Strafe verbüßt, über die Zeit beinhaltet.³

Alles spricht dafür zu unterstellen, dass die Lebenserzählung umso mehr dazu neigt, sich dem offiziellen Modell der offiziellen Selbst-Präsentation – Personalausweis, Nachweis des bürgerlichen Standes, *curriculum vitae*, offizielle Biographie, und der Philosophie der Identität, die dieses unterstellt – anzunähern, je mehr man sich den offiziellen Fragen offizieller Befragungen – deren Grenzfall die gerichtliche oder polizeiliche Befragung ist – nähert, wobei man sich gleichzeitig von den privaten Austauschformen zwischen Bekannten und der dementsprechenden Logik des Vertrauens, die auf diesen geschützten Märkten gilt, entfernt. Die Gesetze, die die Produktion der Diskurse in der Beziehung zwischen einem Habitus und einem Markt regieren, drücken auch dieser speziellen Form des Ausdrucks, die der Diskurs über sich selbst darstellt, ihren Stempel auf; und die Lebenserzählung wird sich in Form und Inhalt nach der sozialen Qualität des Marktes unterscheiden, auf dem sie angeboten wird – wobei die Befragungssituation selbst unvermeidlich dazu beiträgt, den notierten Diskurs zu bestimmen. Aber das eigentliche Ziel dieses Diskurses, die öffentliche Darstellung, also die „Offizialisierung“ einer privaten Vorstellung vom eigenen Leben, dem öffentlichen oder privaten, impliziert ein Mehr an spezifischen Zwängen und Zensuren (hier bilden die juristischen Sanktionen gegen Usurpierungen von Identität oder das illegale Tragen von Auszeichnungen die Grenze). Und alles erlaubt zu unterstellen, dass die Gesetze der offiziellen Biographie dazu neigen werden, sich über die offiziellen Situationen hinaus durchzusetzen: über die unbewussten Vorannahmen der Befragung (wie das Ziel der Chronologie und all das, was der Vorstellung vom Leben als Geschichte inhärent ist); auch über die Befragungssituation selbst, die nach der objektiven Distanz zwischen Befragendem und Befragtem und nach der Fähigkeit des ersten, diese Beziehung zu „manipulieren“, von jener sanften Form offizieller Befragung, die die häufigste ist, bis hin zur Vertraulichkeit variieren können wird – gegen den Willen des Soziologen, die soziologische Untersuchung; über, schließlich, die mehr oder weniger bewusste Vorstellung, die der Untersuchte sich von der Untersuchungssituation machen wird, auf dem Hintergrund seiner direkten oder vermittelten Erfahrung von entsprechenden Si-

3 Die im eigentlichen Sinne biologische Dimension der Individualität – die der bürgerliche Stand in der Form der Personalien und des Passfotos ergreift – ist gewissen Variationen nach Zeiten und Orten unterworfen, also den sozialen Räumen, die dafür (allerdings) eine wesentlich weniger gesicherte Grundlage zur Verfügung stellen als die reine namensbezogene Definition. (Über die Variationen der körperlichen Hexis nach sozialen Räumen könnte man S. Maresca (1981) lesen: *La représentation de la paysannerie. Remarques ethnographiques sur le travail de représentation des dirigeants agricoles*).

tuationen (Interview mit einem bedeutenden Schriftsteller oder einem Politiker, Examenssituation etc.) und die (dementsprechend) seine gesamte Anstrengung der Selbstdarstellung oder, besser, der Produktion seines Selbst orientieren wird.

Die kritische Analyse der schlecht analysierten und schlecht beherrschten sozialen Prozesse, die sich gegen den Willen und doch mit der Komplizenschaft des Forschers bei der Konstruktion des perfekten sozialen Artefakts abspielen, das da „Lebensgeschichte“ heißt (und hier besonders bei der Privilegierung, die der longitudinalen Abfolge der konstitutiven Ereignisse im Blick auf den sozialen Raum gewährt wird, in dem sie geschehen sind, wenn das Leben als Geschichte betrachtet wird), hat ihr Ziel nicht in sich selbst. Sie führt dazu, den Begriff der Laufbahn (*trajectoire*) als eine Abfolge von nacheinander durch denselben Akteur (oder eine bestimmte Gruppe) besetzten Positionen zu konstruieren, in einem (sozialen) Raum, der sich selbst ständig entwickelt und der nicht endenden Transformationen unterworfen ist. Den Versuch zu unternehmen, ein Leben als eine einzigartige und für sich selbst ausreichende Abfolge aufeinander folgender Ereignisse zu begreifen, ohne andere Bindung als die an ein Subjekt, dessen Konstanz zweifellos lediglich in der des Eigennamens besteht, ist beinahe genauso absurd wie zu versuchen, eine Metro-Strecke zu erklären, ohne das Streckennetz in Rechnung zu stellen, also die Matrix der objektiven Beziehungen zwischen den verschiedenen Stationen. Die biographischen Ereignisse definieren sich also als Platzierungen und Deplatzierungen im sozialen Raum, also, genauer, in den verschiedenen aufeinander folgenden Zuständen der Verteilungsstruktur der verschiedenen Kapitalsorten, die in dem betreffenden Feld im Spiel sind. Der Sinn von Bewegungen, die von einer Position zu einer anderen führen (von einem professionellen Posten zu einem anderen, von einem Verleger zu einem anderen, von einem Bistum zu einem anderen etc.) definiert sich in aller Klarheit in der objektiven Beziehung in einem bestimmten Moment zwischen dem Sinn und dem Wert dieser Positionen mitten in einem bestimmten Raum. Man kann also eine Laufbahn (also das soziale Altern, das unabhängig vom biologischen Altern ist, obwohl das eine das andere unvermeidlich begleitet) nur verstehen, wenn man vorher die aufeinander folgenden Zustände des Feldes, in dem sie sich abgespielt hat, konstruiert hat, also das Ensemble der objektiven Beziehungen, die den betreffenden Akteur – mindestens in einer gewissen Zahl anhaltender Zustände – vereinigt haben mit der Gesamtheit der anderen Akteure, die im selben Feld engagiert sind und die demselben Möglichkeitsraum gegenüberstehen. Diese Vorab-Konstruktion ist auch die Bedingung jeder rigorosen Evaluation dessen, was man die soziale Oberfläche nennen kann, als rigorose Beschreibung der Persönlichkeit, wie sie durch den Eigennamen gekennzeichnet ist, also das Gesamt der gleichzeitig in einem gegebenen Moment von einer biologischen, sozial instituierten Individualität besetzten Positionen, wobei sie mit Hilfe eines Ensembles von Attributen und eigenen Attributionen handelt, die es ihr erlauben, als effizienter Akteur in verschiedenen Feldern einzugreifen.⁴

4 Die Unterscheidung zwischen dem konkreten und dem konstruierten Individuum, dem wirksamen Akteur, verdoppelt sich durch die Unterscheidung zwischen dem Akteur, der in einem Feld wirksam ist, und der Person, die sozial durch die Namensgebung instituiert und Träger von Eigentum (srechten) und Macht ist, die ihr (in gewissen Fällen) eine soziale Schnittfläche sichern, also die Fähigkeit, als Akteur in verschiedenen Feldern zu existieren. Das macht eine gewisse Anzahl normalerweise, besonders im statistischen Ansatz ignorierte Probleme sichtbar: So werden z. B. die Untersuchungen über die „Eliten“ die Frage nach der sozialen Schnittfläche dadurch verschwinden lassen, dass sie die Individuen mit mehreren Positionen durch eine ihrer Eigenschaften charakterisieren, die als dominant oder determinierend angesehen wird, wobei dann der Industriepatron, der zugleich Pressepatron ist, in die Kategorie der Patrons

Die Notwendigkeit dieses Umwegs durch die Konstruktion des Raumes erscheint, erst einmal aufgezählt, so evident – wer würde davon träumen, sich eine Reise vorzustellen, ohne eine Idee von dem Land zu haben, in dem sie sich ereignet? –, dass man Mühe hätte zu verstehen, dass sie sich nicht sofort allen Forschern aufdrängt, wenn man nicht wüsste, dass das Individuum, die Person, das Ich, „das Unersetzliche des Seins“, wie Gide sagte, dem wir unwiderstehlich mit einer sozial unterstützten narzisstischen Bewegung begegnen, auch scheinbar das Realste der Realitäten ist, das *ens realissimum*, sofort unserer faszinierten Eingebung geöffnet, *intuitus personae*.

LITERATUR

- Bourdieu, Pierre (1986): L'illusion biographique, in: Actes de la recherche en sciences sociales, 62/63, 69-72. <https://doi.org/10.3406/arss.1986.2317>
- Engel, Pascal (1985): Identité et référence, La théorie des noms propres chez Frege et Kripke, Paris.
- Faulkner, William (1929): The Sound and the Fury, New York.
- Kripke, Saul A. (1982): La logique de noms propres (Naming and necessity), Paris.
- Muel-Dreyfus, Francine (1983): Le métier d'éducateur, Les instituteurs de 1900, les éducateurs spécialisés de 1968, Paris.
- Maresca, Sylvain (1981): La représentation de la paysannerie, Remarques ethnographiques sur le travail de représentation des dirigeants agricoles, in: Actes de la Recherche en Sciences Sociales, 38, 3-18.
- Nicole, Eugene (1981): „Personnage et rhétorique du nom“, in: Poétique, 46, 200-216.
- Robbe-Grillet, Alain (1984): Le miroir qui revient, Paris.
- Ziff, Paul (1960): Semantic Analysis, Ithaca.

eingeorordnet wird usw. (Das wird unter anderem dazu führen, aus den Feldern der kulturellen Produktion alle die Produzenten zu eliminieren, deren Hauptaktivität in anderen Feldern situiert ist, wobei man auf diese Weise einige Eigenschaften des Feldes verschwinden lässt.)

Laufbahn oder Biographie?

Eine Bourdieu-Lektüre¹

Eckart Liebau

[*BIOS 3 (1990), Heft 1, 83-89*]

Den kleinen Aufsatz *L'illusion biographique (Die biographische Illusion)*, hat Bourdieu im Jahre 1986 in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift *Actes de la recherche en sciences sociales* veröffentlicht.² Es ist ein Text, in dem Bourdieus Ansatz und Methode exemplarisch deutlich werden, zugleich ein Text, der inhaltlich in das Zentrum der aktuellen biographie- und sozialisationstheoretischen Debatten führt. Ich werde den Text einmal, knapp interpretierend, durchgehen und dann mit einigen allgemeinen Bemerkungen schließen.

1. Worum geht es in dem Text?

Bourdieu konstatiert zunächst, dass „Lebensgeschichte“, eine der vertrauten Alltagsvorstellungen, inzwischen auch als Konzept Eingang in die Sozialwissenschaften gefunden hat – „entré en contrebande“, hineingeschmuggelt also habe sie sich zunächst in die Ethnologie, dann in die Soziologie. Er zählt die Metaphern auf, mit denen Lebensgeschichte im Alltag verbunden wird: der „Weg“, die „Straße“, die „Karriere“, die „Strecke“, das „Rennen“, die „Reise“ usw., Bilder von Bewegungen mit Anfang und Ende also, Ende im doppelten Sinn von Schluss und Ziel: „Er wird seinen Weg machen“ bedeutet: er wird Erfolg haben, eine gute berufliche Karriere machen. Wenn man so über Lebensgeschichte redet, dann bedeutet das, „stillschweigend die Philosophie der Geschichte im Sinne des Aufeinanderfolgens historischer Ereignisse zu akzeptieren“, Geschichte also als biographisch oder autobiographisch erzählbare Geschichte. Das hat Implikationen.

Unter welchen Voraussetzungen diese Rede von der „Lebensgeschichte“ zumal in sozialwissenschaftlichen Untersuchungen steht, befragt Bourdieu im nächsten Schritt. Zunächst: Das Leben wird als „ein ganzes“ gesehen, als „kohärenter und orientierter Zusammenhang“, das sich nach einer gleichzeitig chronologischen und logischen Ordnung „als eine Geschichte“ abspielt. Die biographische oder autobiographische Erzählung (zum Beispiel eines Befragten in einer Befragungssituation) schlägt Ereignisse in

1 Der folgende Beitrag ist die leicht überarbeitete und gekürzte Fassung meines Referats auf der Jahrestagung der Sektion Bildungssoziologie der DGS, Hofgeismar, 15.5.1989.

2 Die Zitate des folgenden Textes stammen von wenigen, besonders gekennzeichneten Ausnahmen abgesehen, ausschließlich aus dem genannten, in diesem Heft abgedruckten Aufsatz. [gemeint ist die auch im vorliegenden Heft abgedruckte Übersetzung aus *BIOS 3 (1990)*, 75-81. Anm. d. Red.]

„nach einsehbaren Beziehungen geordneten Sequenzen“ vor, konstruiert also kohärente Zusammenhänge zwischen „signifikanten Ereignissen“; sie speist sich aus der Quelle bzw. Absicht, „Sinn zu machen“, „zu begründen“, „eine sowohl retrospektive wie prospektive Logik zu entwickeln“, konsistent und konstant, mit „einsehbaren Beziehungen“, verursachenden Gründen usw. – sie macht, kurzum, den Erzähler zum „Ideologen seines eigenen Lebens“: und den Biographen zu seinem natürlichen Komplizen. Denn beide, Erzähler und Biograph, haben ein Interesse daran, „diese artifizielle Kreation von Sinn“ zu akzeptieren; beide folgen dem „Postulat der Sinnhaftigkeit der berichteten Existenz (und, implizit, der gesamten Existenz)“:

„Lebensgeschichte“ wird in diesem phänomenologisch-idealistischen Ansatz also aufgefasst als Ausdruck von Intentionen, als Ergebnis eines Projekts mit Ursprüngen, Zielen, Absichten usw., als mehr oder weniger geschlossener, von Subjekten – im emphatischen Sinn der Phänomenologen – hergestellter Sinnzusammenhang. Der Hinweis auf die Beziehung zwischen Erzähler und Forscher, die ein gemeinsames Interesse am Postulat des Sinns der erzählten Geschichte haben – der Forscher als professioneller Sinn-Interpret und Sinn-Sucher, der Erzähler als Person mit einem Interesse an dem, was man eine „ordentliche Geschichte“ nennen könnte – macht bereits einen wichtigen Aspekt des Bourdieuschen Ansatzes deutlich: Er fragt immer zunächst nach den Praktiken und den Strukturen, in die sie eingebettet sind, nach den praktischen Relationen und den Interessen also, die in diesen Relationen zum Ausdruck kommen: hier dementsprechend nach den Interessen, die die Erzählung und die darin implizierte Sinn-Konstruktion konstituieren.

2.

In der modernen Roman-Literatur ist von wichtigen Autoren diese Struktur, die Struktur der „linearen Erzählung“, bewusst aufgegeben worden. Der Bruch mit der traditionellen Erzählform bedeutet auch den Bruch mit der korrespondierenden Sicht auf das Leben als a priori sinnerfüllte Existenz. Bourdieu bezieht sich auf Faulkners Titel *The sound and the fury* und zitiert dazu die entsprechende Shakespeare-Stelle, aus einer der Schlusszenen von *Macbeth*: „Dies ist eine Geschichte, die ein Idiot erzählt, eine Geschichte voll von Lärm und Wut (a story full of sound and fury), aber ohne Sinn“. Man kann und darf eben nicht von vornherein und ungeprüft die Sinnhaftigkeit einer Existenz unterstellen – „eine Lebensgeschichte zu produzieren, das Leben als eine Geschichte zu behandeln, also als eine kohärente Erzählung einer bedeutungsvollen und gerichteten Abfolge von Ereignissen: das bedeutet vielleicht, sich einer rhetorischen Illusion zu unterwerfen, einer gewöhnlichen Vorstellung von der Existenz.“

Womöglich sitzt die Soziologie, die die „Lebensgeschichte“ zum Thema macht, nur einer ideologischen, vielleicht auch einer historisch überholten Vorstellung vom Leben auf. Der moderne Roman jedenfalls tut das genaue Gegenteil – Bourdieu zitiert dazu zustimmend Alain Robbe-Grillet: „Die Inthronisierung des modernen Romans ist in einem präzisen Sinn gebunden an diese Erkenntnis: Die Wirklichkeit ist diskontinuierlich, geformt aus nebeneinandergesetzten Elementen ohne Grund, deren jedes einzigartig ist, umso schwieriger zu fassen, als sie immer unerwartet auftauchen, unpassend, zufallsbedingt“.

Man könnte nun einen Diskurs über die Fragmentierung der Person in der Moderne, über die Folgen von Traditionsbrüchen, über das Leben aus Zitaten und mit der Technik

etc. erwarten – also die postmodernen Themen. Dies wäre umso naheliegender, als der „moderne Roman“ von den Theoretikern der Postmoderne ja immer wieder als zentraler Bezugspunkt und zentrales Argument eingeführt wird. Aber Bourdieu ist ein moderner, kein postmoderner Autor. Er fährt daher in einer in einem strikten Sinn soziologisch (und nicht „philosophisch“) orientierten Argumentation fort:

Die Erfindung der neuen literarischen Ausdrucksform macht „*a contrario*“ „die Willkür“ der traditionellen Darstellungsformen und der zugehörigen Philosophie sichtbar. Nichts verpflichtet zur Übernahme der der Existenzphilosophie entsprechenden Sicht des Lebens als kohärenter und umfassender Geschichte, „aber man kann keinesfalls der Frage nach den sozialen Mechanismen ausweichen, die die gewöhnliche Erfahrung des Lebens als Einheit und Ganzheit begünstigen und bestätigen“. Wie also kann man, „ohne die Grenzen der Soziologie zu verlassen“, auf die alte Frage nach der Existenz des Ich antworten? – „Ohne die Grenzen der Soziologie zu verlassen“ – Bourdieu hält sich strikt an die Grenzen seiner Wissenschaft, der Soziologie, er fragt nicht danach, ob die Rede vom Sinn der Existenz als solche berechtigt ist – das wäre das Geschäft des politischen Menschen, professionell vielleicht das von Philosophen oder Pädagogen –, sondern er fragt nach den sozialen Mechanismen, aus denen diese Rede sich speist.

Inhaltlich gibt auf die soziologische Frage nach den Voraussetzungen der Erfahrung von Ganzheit bzw. Einheit eine erste Antwort natürlich der Habitus, dieser praktische Sinn, der die Entsprechung zwischen Existenzbedingungen und Lebensführung praktisch sichert. Was es damit auf sich hat, ist von Bourdieu selbst häufig dargestellt und auch in der Sekundärliteratur inzwischen viel beschrieben, viel diskutiert worden.³ Aber der Habitus ist eine praktische, keine erzählte Identität. Deswegen reicht es hier nicht, nur auf ihn zu rekurren.

3.

Der Soziologe, konfrontiert mit der Frage nach dem Ich, muss diese Frage als Frage nach der „*monde social*“ wenden. Dies geschieht denn auch im nächsten Argumentationsschritt: Es ist die soziale Welt, die über alle möglichen Arten der Einsetzung, der Instituierung von Ganzheitlichkeit und Einheit des Ich verfügt. – Das Ich ist nicht *a priori* gegeben; der Soziologe muss vielmehr danach fragen, wie in der Gesellschaft das Ich produziert wird, mit welchen Mechanismen die Gesellschaft das Ich einsetzt, wie also Ganzheitlichkeit und Einheit oder doch zumindest die Vorstellung davon erzeugt werden.

Wo und wie also wird das Ich eingesetzt? Es ist zunächst und vor allem der „*nom propre*“, der „Eigename“, der in diachroner und synchroner Hinsicht dem biologischen Individuum soziale Konstanz verleiht, über die Zeit in einem bestimmten sozialen Feld und gleichzeitig in den verschiedenen Positionen der verschiedenen Felder, in denen jemand sich aufhält. Der Eigename wird durch explizite Akte der Benennung verliehen, zum Beispiel die Taufriten oder die standesamtliche Eintragung; mit seiner einmal vollzogenen Verleihung „findet sich eine konstante und dauerhafte soziale Identität eingerichtet, die die Identität des biologischen Individuums in allen möglichen sozialen Feldern garantiert, wo es als Handelndes eingreift, also in allen seinen möglichen

3 Vgl. die Beiträge in Liebau/Müller-Rolli (1985) sowie in Eder (1989). Systematisch rekonstruiert ist das Habitus-Konzept in Liebau (1987).

Lebensgeschichten“. Und so ist es denn auch kein Zufall, dass die Unterschrift mit dem Eigennamen häufig die juristische Bedingung des Wechsels zwischen sozialen Feldern darstellt – so zum Beispiel beim Arbeitsvertrag, bei der Eheschließung, bei einer Feriencard. „Als Institution ist der Eigenname aus Zeit und Raum herausgenommen, und aus den Veränderungen von Orten und Zeiten“; er verleiht, bei allen biologischen und sozialen Veränderungen, „la constance nominale“, die „Konstanz durch den Namen“, „l’identité au sens de l’identité à soi-même“, die „Identität im Sinne der Identität mit sich selbst“ also, die die Sozialordnung erfordert – kurz gesagt, der Eigenname ist eine gesellschaftliche Institution der dauerhaften Identitätsbestimmung und -sicherung. Identität wird damit institutionalisiert und kann damit, im doppelten Sinne, „festgestellt“ werden – der Personalausweis heißt auf Französisch „carte d’identité“; man könnte über die Bedeutung dieser Differenz lange spekulieren.

Unabhängig von Bedingungen, Umständen, Bewegungen biologischer oder sozialer Realitäten, ist der Eigenname die Form „*par excellence*“ einer zugleich willkürlichen und institutionell notwendigen gesellschaftlichen Setzung. – Wieder also setzt Bourdieu die Beziehung und die durch die Beziehung vermittelte gesellschaftliche Bedeutung in den Mittelpunkt seines Vorgehens. Nicht das subjektive Bewusstsein oder Gefühl – etwa das von „Ich-Identität“ oder ähnlichem –, sondern ein objektives, institutionell vermitteltes und durch Kodifizierung geschütztes Merkmal der gesellschaftlichen Praxis, eben der Eigenname, bildet den Gegenstand seines Arguments.

4.

Inhaltlich sagt der Eigenname über den Träger wenig oder nichts aus, über seine Eigenschaften und seine Wandlungen – „alle Beschreibungen wären immer nur in den Grenzen eines Entwicklungsabschnitts oder eines Raumes gültig“. Der Eigenname kann also nur um den Preis einer massiven Abstraktion die Identität der „personnalité“, der „Person“ oder der „Persönlichkeit“ bestätigen, wie Bourdieu am Beispiel eines von Proust verwendeten Stilmittels erläutert: Proust nämlich wählt manchmal die ungewöhnliche Verbindung des Eigennamens mit dem bestimmten Artikel: „Der Swann des Buckingham Palace“, „die Albertine von damals“, „die gummibemantelte Albertine der Regentage“ und drückt damit die plötzliche Enthüllung eines fraktionierten, vielgesichtigen Subjekts aus.

So bildet der Eigenname den Kern dessen, was man den „bürgerlichen Stand“ nennt. Er ist Objekt und Grundlage aller institutionalisierten – oft öffentlichen und feierlichen – Zuschreibungsakte, „über die sich die soziale Identität konstruiert“ und die ausnahmslos auf dem Postulat der Konstanz des Namens beruhen – so zum Beispiel bei wichtigen Fixpunkten im Lebenslauf wie der Einschulung, der Konfirmation, der Einberufung zum Militär, der Berufsaufnahme, der Heirat usw.; das gilt auch für juristische Akte, Zertifikate, Verträge – zumal solche, die sich auf eine weitere Zukunft beziehen wie Kredit- oder Versicherungsverträge – oder auch Strafen. Diese Soziologie bezieht sich zunächst immer auf die objektive, die institutionelle Struktur. Und sie trennt, das wird hier besonders deutlich, nicht zwischen „Staat“ und „Gesellschaft“, sondern untersucht auch das Ineinander von Staat und Gesellschaft. Damit weist sie sich auch als vergleichsweise umfassend angelegte Herrschaftssoziologie aus.

5.

Nach dieser Rekonstruktion der sozialen Konstruktion und Institutionalisierung des Ich kehrt Bourdieu zu seiner Ausgangsfrage nach der sozialwissenschaftlichen Bedeutung erzählter Lebensgeschichten zurück. Alles, so meint er, spricht dafür, dass die Erzählung der Lebensgeschichte sich umso mehr dem offiziellen Darstellungsmodus – Identitätsausweis, Nachweis des bürgerlichen Stands, *curriculum vitae* – annähern dürfte, je mehr man sich den offiziellen Fragen offizieller Befragungen nähert, je mehr man sich also gleichzeitig von den privaten Austauschformen zwischen Bekannten und der dementsprechenden Logik der vertraulichen Mitteilung entfernt: „Die Gesetze, die die Produktion der Diskurse in der Beziehung zwischen einem Habitus und einem Markt regieren, drücken auch dieser speziellen Form des Ausdrucks, die der Diskurs über sich selbst darstellt, ihren Stempel auf; und die Erzählung des Lebens wird sich in Form und Inhalt nach der sozialen Qualität des Marktes unterscheiden, auf dem sie angeboten wird – wobei die Befragungssituation selbst unvermeidlich dazu beiträgt, den notierten Diskurs zu bestimmen.“

Aber das ist nicht das einzige; weitere Zwänge und Zensurierungen ergeben sich aus dem spezifischen Gegenstand dieses Diskurses, der die öffentliche Darstellung einer privaten Vorstellung vom eigenen Leben enthält. Die „offizielle Biographie“ wird – auch gegen den Willen des befragenden Soziologen – umso stärker zur Geltung kommen, je mehr die unbewussten Voraussetzungen der Befragung (Chronologie, die Implikationen der Erzählung des Lebens als Geschichte) und die sozialen Relationen zwischen Befragtem und Befrager bestimmend werden. Außerdem wird der Befragte in die Befragungssituation alles das einbringen, was er aus direkten oder mittelbaren Erfahrungen mit entsprechenden Situationen (Interview mit einem bedeutenden Schriftsteller oder einem Politiker, Examenssituation etc.) gelernt hat und was, dementsprechend, „seine gesamte Anstrengung der Selbstdarstellung oder, besser, der Produktion seines Selbst orientieren wird.“

Auch hier also wieder: keine abstrakt allgemeine Methodologie, sondern zunächst eine soziologische Analyse der – in diesem Fall methodisch vermittelten – Praxis. Das Ergebnis ist ziemlich eindeutig: Massive Skepsis ist angebracht gegenüber allen Vorgehensweisen, in deren Zentrum die erzählte Lebensgeschichte, und nur diese, steht. Der Blick „von innen“ kann die wirklichen Zusammenhänge bzw. die wirklichen Brüche nicht in den Blick bekommen; er führt zu systematischen Fehleinschätzungen und -urteilen, und dies umso mehr, als die Befragungssituation ja nicht als „exterritorial“ angesehen werden kann – sie wird ihrerseits bestimmt durch die objektiven (und dann auch subjektiven) sozialen Relationen zwischen Forscher und Erzähler. Und je mehr diese Relation den im Alltag erfahrenen Herrschaftsrelationen ähnelt, desto mehr werden auch die Erzählungen den „offiziellen Biographien“ ähnlich werden. Nicht zuletzt deshalb muss die Wissenschaft zwischen Alltags- und Wissenschaftssprache systematisch unterscheiden.

6.

Bei der kritischen Analyse „der schlecht analysierten und schlecht beherrschten sozialen Prozesse, die sich, gegen den Willen und doch mit der Komplizenschaft des Forschers, bei der Konstruktion des perfekten sozialen Artefakts, das da ‚Lebensgeschichte‘ heißt, abspielen“, bleibt Bourdieu indessen nicht stehen: Vielmehr spricht er

nun sein eigenes Konzept der „trajectoire“, der Laufbahn also, an, ohne dies allerdings hier in allen Einzelheiten auszubreiten. Die „trajectoire“ ist als eine Serie von Positionen zu verstehen, „die nacheinander von demselben Akteur (oder derselben Gruppe) in einem Raum eingenommen werden, der sich selbst ständig entwickelt und der unausweichlichen Transformationen unterworfen ist“. Es ist sinnlos, wenn man die Lebensereignisse und -erfahrungen nur an ein „Subjekt“ rückzubinden versucht, „dessen Konstanz zweifellos lediglich in der des Eigennamens besteht“. Ein solcher Versuch wäre „beinahe genauso absurd wie zu versuchen, eine Metro-Strecke zu erklären, ohne das Streckennetz in Rechnung zu stellen, also die Matrix der objektiven Beziehungen zwischen den verschiedenen Stationen“. Die biographischen Ereignisse müssen also als Platzierungen und Deplatzierungen im sozialen Raum verstanden werden, genauer, „in den verschiedenen aufeinander folgenden Zuständen der Verteilungsstruktur der verschiedenen Kapitalsorten, die in dem betreffenden Feld im Spiel sind“. Der Sinn von Bewegungen von einer Position zu einer anderen lässt sich nur verstehen, wenn man sie auf die objektiven Beziehungen im untersuchten Feld bezieht; das aber kann nur gelingen, wenn man die individuelle Laufbahn auf die Gesamtheit aller anderen im selben Feld handelnder Akteure bezieht, die sich demselben – keineswegs beliebigen, sondern seinerseits sozial in mehr oder weniger engen Grenzen bestimmten – Möglichkeitsraum gegenübersehen.

Ich will mit vier Thesen schließen:

1. In der Gegenüberstellung der Konzepte von „Lebensgeschichte“ und „Laufbahn“ wird Bourdieus Absicht der Überwindung des Gegensatzes von „Subjektivismus“ und „Objektivismus“ zugunsten einer „Praxeologie“ sehr deutlich. Es ist unzureichend und irreführend, nur vom Bewusstsein auszugehen und nur das Bewusstsein zu berücksichtigen, wie es die Idealisten (und damit sind bei Bourdieu zunächst einmal die Phänomenologen bzw. Existentialisten und ganz besonders Sartre gemeint) tun; es ist vielmehr notwendig, die Praxis, die Strukturen und Handlungen also, zu rekonstruieren, von der bzw. denen das Bewusstsein dann durchaus ein wichtiger Teil ist.

2. Das Geschäft der Soziologen ist die Soziologie, nicht die Sinndeutung, nicht die Praxis. Unpolitisch ist sie deshalb noch lange nicht. Die Theorie, die Forschung gibt ein Bild der Welt aus der wissenschaftlichen Distanz. Erkennen und Handeln bilden zwei grundlegend verschiedene Modi des Weltzugangs. Es kommt darauf an, die Erkenntnis mit den historisch erreichten Erkenntnismodellen bis an ihre Grenzen zu treiben. Aber die Objektivierung darf vor dem Objektivierenden, dem Forscher nicht halt machen. Er ist selbst Teil des Spiels, und nur wenn er sich in die Objektivierungsarbeit einbezieht, wird er zu angemessener Erkenntnis kommen können – Voraussetzung, so heißt es in der Einleitung zum *Sens pratique*, auf Deutsch unter dem unsinnigen Titel *Sozialer Sinn* erschienen, „einer über die kulturellen Unterschiede hinwegreichenden Solidarität“ (Bourdieu 1987: 33).

3. Damit ist nun doch noch nicht der politische Bourdieu angesprochen. Das Projekt einer Soziologie der Kultur als einer Ökonomie der Praxis ist angelegt in und hervorgegangen aus Herrschaftskritik. Im Kern steht dementsprechend die Frage danach, wie sich die Ungleichheit erhält und fortpflanzt. Diese Frage ist aus dem Interesse an Solidarität motiviert, also an Aufhebung, zumindest aber Verringerung von Ungleichheit. Und so ist es denn nicht überraschend, dass es nicht nur den Wissenschaftler Bourdieu, sondern auch den politisch handelnden Bourdieu gibt, der etwa im Bereich der

Bildungsreform versucht, aus einer kritisch angelegten Wissenschaft höchst praktische Konsequenzen zu ziehen. Aber, und darauf würde er großen Wert legen: Das sind zwei verschiedene Felder.

4. Wenn jemand aus dem Interesse an rationaler Aufklärung und in der Absicht, Modernisierung und Demokratisierung zu verbinden, handelt, und dies in einer Position, die dafür auch gewisse Handlungschancen bereitstellt, wenn jemand also mit wissenschaftlichen und politischen Mitteln zum Projekt einer „universellen Kultur“ (Bourdieu 1987: 15) beitragen will – muss man dann nicht davon ausgehen, dass so jemand zumindest die Möglichkeit von Aufklärung und damit auch die Möglichkeit des Subjekts denkt – eines Subjekts allerdings, das gerade nicht auf das „Bewusstsein“ zu reduzieren ist? Die Soziologie, heißt es im *Sens pratique*, „bietet auch das vielleicht einzige Mittel und sei es auch nur über das Bewußtsein der Determiniertheiten, dazu beizutragen, etwas wie ein Subjekt zu konstituieren, eine Aufgabe, die sonst den Kräften der Welt anheimfällt“ (Bourdieu 1987: 45). – Der Materialismus Bourdieus ist keineswegs so materialistisch wie er scheint.

LITERATUR

- Bourdieu, Pierre (1986): L'illusion biographique, in: Actes de la recherche en sciences sociales, 12, No. 62/63, 69-71.
- Bourdieu, Pierre (1987): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt am Main (Französisches Original: Le sens pratique, Les Éditions de Minuit, 1980. Collección «Le sens Commun».)
- Eder, Klaus (Hg.) (1989): Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis, Theoretische und empirische Beiträge zur Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieus Klassentheorie, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 767, Frankfurt am Main.
- Liebau, Eckart (1987): Gesellschaftliches Subjekt und Erziehung, Zur pädagogischen Bedeutung der Sozialisierungstheorien von Pierre Bourdieu und Ulrich Oevermann, Weinheim, München.
- Liebau, Eckart und Sebastian Müller-Rolli (Hg.) (1985): Lebensstil und Lernform, Zur Kultursoziologie Pierre Bourdieus, Neue Sammlung: Vierteljahres-Zeitschrift für Erziehung und Gesellschaft, Bd. 25, Stuttgart.

Kommentar

zu Pierre Bourdieu: Die biographische Illusion

Lutz Niethammer

[BIOS 3 (1990), Heft 1, 91-93]

Bourdieu's Anklage einer biographischen Illusion in der Ethnologie, den Sozialwissenschaften und – sollte man hinzusetzen – der neueren Sozial- und Kulturgeschichte bezieht ihren Reiz aus einer soziologisch-strukturalistischen Auflösung des Widerspruchs zweier Chimären. Auf der einen Seite steht eine autobiographische Sinnkonstruktion, die in der Tat aus den meisten Lebensgeschichten und lebensgeschichtlichen Interviews herauspräpariert werden kann, und der sich der biographische Forscher als Komplize anschleibe. Solche Komplizenschaft wird dann mit allem gleichgesetzt, was „out“ ist: Bewusstseinsphilosophie, bürgerlicher Roman, Existentialismus.

Auf der anderen Seite steht die Theorie des „nouveau roman“ als Fragment-Collage einer diskontinuierlichen und kontingenten Wirklichkeitserfahrung, was zwar auch nicht „in“ ist, aber daran kann sich eine strukturalistische Konzeption des Selbst als bürokratisch konstituierte nominalistische Identität besser assoziieren, die die Klüfte der Statuspassagen zwischen der gesellschaftlich zugewiesenen Teilhabe an Strukturen, deren Erforschung sich der Perspektive des erfahrenen Ich entzieht, gleichsam überbrückt.

Zum letzteren möchte ich mich auf die Bemerkung beschränken, dass der Hinweis auf den Beitrag des Staates zur Identität durch deren Bescheinigung oder auf den Gebrauch des Namens zur Unterwerfung unter Statuspassagen meines Erachtens nur auf aparte, aber unplausible Weise das Problem der individuellen Erfahrungsaufschichtung oder – wenn man will – der Beziehung zwischen individuellem und kollektivem Gedächtnis negiert. Anders als in Gesellschaften mit geringer und für Forschungszwecke vernachlässigenswerter Wandlungsgeschwindigkeit, an denen die strukturalistischen Konzepte und auch der Habitus-Begriff historisch und ethnologisch gewonnen wurden, lassen sich diese Beziehungen in sich schnell und in Brüchen wandelnden Gesellschaften mit dem Habitusbegriff nur abstrakt umreißen, aber nicht als Praxis empirisch erforschen.

In der Hauptsache möchte ich aber darauf hinweisen, dass ein soziologisch-historischer Diskurs im Ansatz versäumt wird, wenn dabei der mögliche historische Beitrag von vorn herein durch seine Reduktion auf geschichtsphilosophische Annahmen des 19. Jahrhunderts eliminiert wird. Das wäre ungefähr so, wie wenn der Diskurs in umgekehrter Richtung bei Comte, Riehl und Le Play oder meinetwegen auch Marx endete. Die Gleichsetzung des Charakteristikums einer Quelle – hier der narrativen Sinnpro-

duktion – mit dem der historischen Praxis ihrer Bearbeitung und Interpretation unterschlägt zumindest jene Distanzen, deren Wahrnehmung zu einem der wichtigsten historischen Arbeitsinstrumente gehört. Diese Unterschlagung wird nicht besser, wenn sie als Delikt des Komplimentums auf den Gegner projiziert wird. In der massenbiographischen oder in der Oral History-Forschung besteht das Ziel des Historikers doch nicht darin, die Sinnkonstruktion der Quelle durch Nacherzählung zu verstärken oder schlüssiger zu machen, sondern ihre konstruktiven Elemente, ihre Erfahrungsabhängigkeit und einen Pluralismus einschlägiger Typen herauszupräparieren und durch diese Verfremdungen ihren naiven Sinntransfer in der kulturellen Kommunikation zu destruieren. Historie hat es zunächst nicht mit Traditionsbildung, sondern mit der Kritik immer schon vorhandener Traditionen zu tun.

Neben dieser kulturellen Praxis ist aber auch das Erkenntnisinteresse des Historikers nicht auf Sinnvermittlung, sondern auf die Ermittlung von Vorprägungen und die Einschätzung voraussetzungsabhängiger Optionen gerichtet. Dabei ist der Unterschied zu den Sozialwissenschaften einmal – für mich treffend – auf die verkürzende Formel gebracht worden, dass diese Gesellschaften primär unter dem Gesichtspunkt ihrer Logik und der künftigen Machbarkeit betrachteten, die Historie aber unter dem Gesichtspunkt der Freiheit und der Zeitabhängigkeit. Ein primärer Gesichtspunkt setzt die Einsicht voraus, dass von ihm aus nicht die Wirklichkeit selbst erkannt werden kann, sondern nur ein wichtiger Aspekt und dass es der Gesichtspunkte der anderen Disziplinen bedarf, um die Begrenztheit der eigenen zu erkennen und zu erweitern.

Das neuere Interesse an Lebensgeschichten in beiden Disziplinen kommt unter anderem aus der Frustration mit der Passgenauigkeit idealtypisch einander zugeordneter wirtschaftlicher, sozialer, politischer und kultureller Großstrukturen, die sich in der Einzelforschung nicht bewährte, und aus der zunehmenden Ersetzung der steuernden Zentralperspektive auf die Gesellschaft durch die Perspektiven der in unterschiedlichen Zusammenhängen mitwirkenden einzelnen, sei es aus demokratischem Impuls, sei es auch nur aus mangelndem Zugang zu einem steuernden Machthaber oder dessen Un auffindbarkeit. Hinzu kommt die Erfahrung diskontinuierlich sich wandelnder Gesellschaften (Kriege, Revolutionen, Zusammenbrüche, Katastrophen) und das Interesse an der Kontinuität der Einzelnen, wie sie die sich ihnen bietenden oder aufdrängenden, oft gegensätzlichen Strukturen vermitteln, wirken lassen, nutzen oder umnutzen. Dieses Interesse am Einzelnen im Durchgang durch wechselnde Strukturen, das in der neueren Soziologie unter dem historisch etwas missverständlichen Stichwort Individualisierung behandelt wird, findet zunehmend auch in kontinuierlich sich entwickelnden Gesellschaften ein fruchtbares Arbeitsfeld, weil die Einzelnen mit zunehmender Häufigkeit die „trajectoire“ einer begrenzten Strukturzugehörigkeit betreten und nicht neu in sie hineingeboren werden, ihre Vorerfahrungen also nicht vernachlässigt werden können, weil diese die Strukturen mitgestalten. Für alle diese Erkenntnisinteressen ist die Bearbeitung von Lebensgeschichten nicht das einzige Arbeitsinstrument, aber eine wichtige Sonde. Dabei können die Lebensgeschichten auf die interaktiven Interessen, denen sie ihre Entstehung verdanken, geprüft und in (anders oft nicht erhebbare) faktische Daten und Verweise, in narrativ erinnerte Erlebnismoleküle sowie in Sinnkonstruktionen oder Erfahrungsaussagen zerlegt und diese mit Zeitschichten kultureller Deutungsmuster der umgebenden Gesellschaft verglichen werden. Wie das im Einzelnen zu machen ist und wie die „Linkage“ zu Strukturaussagen gelingen kann, darum gehen im Großen und

Ganzen die Auseinandersetzungen bei den Historikern und Soziologen, die sich mit Biographieforschung beschäftigen.

Bei all diesen Arbeitsschritten kann man natürlich alle möglichen Dummheiten machen oder Illusionen unterliegen, wie in allen anderen Analysen auch. Wer wohlfeilere Wahrheit hat, könnte auch einwenden, dass solche Analysen so aufwendig und in ihren Ergebnissen noch so unübersehbar seien, dass ihr Ertrag einer Kosten-Nutzen-Analyse nicht standhalte. Schließlich könnten sich auch die Soziologen darüber ärgern, dass die Historiker gewohnt sind, begrifflich nicht geklärte oder empirisch nicht zu sättigende Wirklichkeitsbezüge in anspielungsreiche Erzählungen dennoch hereinzuholen oder Biographien als eine literarische Gattung zu benutzen, um anderweitig schwer organisierte Materialien über einen gesellschaftlichen Wandel darzustellen. Und Historiker könnten sich darüber ärgern, dass Soziologen gern jene Wirklichkeit, die sich ihren Begriffen nicht fügt, als bloße Kontingenzen negieren oder sich derart auf das Rekonstruieren von Konstruktionen konzentrieren, dass dabei völlig aus dem Blick gerät, ob es sich um einen Wahn oder um eine diskutabile Organisation von Wirklichkeitserfahrungen handelt. Aber zu sagen, dass die soziologische und historische Biographieforschung im Wesentlichen nur darauf abhebe, den subjektiven Sinn der Quellen zum objektiven Sinn der Gesellschaft zu verdichten, ist eine Illusion über die Biographieforschung.

„Was du ererbt von deinen Vätern ...“

Transmissionen und soziale Mobilität über fünf Generationen¹

Daniel Bertaux und Isabelle Bertaux-Wiame

[*BIOS 4 (1991), Heft 1, 13-40*]

Was du ererbt von deinen Vätern hast/
Erwirb es, um es zu besitzen!
(Goethe, *Faust I*, Nacht)

Einleitung

Die Soziologen, die sich als erste mit den Fragen sozialer Schichtung auseinandersetzen, gingen nicht vom Individuum, sondern von der Familie als Grundeinheit aus. Doch mit der Entwicklung des repräsentativen Stichprobenverfahrens, das das Individuum als Grundeinheit nimmt, verschwand diese Orientierung innerhalb der Soziologie. So hat bedauerlicherweise eine methodische Festlegung eine theoretische Perspektive dem Vergessen preisgegeben.

Seit einigen Jahren bemühen wir uns, diese „familialistische“ Blickrichtung bei Fragen sozialer Schichtung und Mobilität wieder aufzugreifen und weiterzuentwickeln. So begreifen wir beispielsweise den *sozialen* Status als Merkmal familialer Gruppen und nicht als Attribut einzeln erfasster Individuen; letztere haben eine *berufliche Stellung*, was durchaus nicht dasselbe ist. Der Gedanke, den sozialen Status als Merkmal familialer Gruppen zu fassen, führt zu der Vorstellung von *sozialen Familien-Lebensläufen* [*trajectoires sociales familiales*], verstanden als Abfolge der sozialen Status einer Familie. Dass eine Familie, langfristig gesehen, eine „Einheit“ darstellt, die sich in jeder Generation teilt und neu zusammensetzt, widerspricht der Vorstellung ihres Fortbestandes nicht, sondern macht sie umso komplexer und interessanter. Zudem gehen wir davon aus, dass ein attraktiver sozialer Status in einer Klassengesellschaft – im Gegensatz zu einer Kasten- oder Ständegesellschaft – nicht als solcher von den Eltern auf die Kinder übertragen werden kann: Die Eltern können nur Statuselemente (zum Beispiel ökonomische und kulturelle Elemente, oder solche, die die Verortung im sozialen Raum betreffen) den Kindern zugänglich machen oder übertragen, auf deren Grundlage sie dann einen sozialen Status aufbauen können. Die „Reproduktion“ hat nichts Mechanisches an sich, sie ist ein dynamischer Prozess.

¹ Diesem Text liegt die überarbeitete Fassung des Aufsatzes „Le patrimoine et sa lignée: transmissions et mobilité sociale sur cinq générations“, in: *Life Stories/Récits de vie*, 1988, Heft 4, 8-26, zugrunde. Die deutsche Übersetzung von Angela Rammstedt und Charlotte Heinritz ist von Daniel Bertaux autorisiert.

Mit diesen wenigen Grundannahmen wird eine Soziologie der Schichtung und sozialen Mobilität möglich, die endlich auch die Frauen berücksichtigt und in der Familienbeziehungen und viele andere Phänomene ihren Platz finden, wie zum Beispiel die zunehmende Differenzierung der schulischen, beruflichen und letztlich sozialen Lebensläufe gemeinsam erzogener Geschwister. Diese theoretische Perspektive erforderte ein angemessenes methodisches Verfahren; hierfür haben wir mit der Erhebung und Auswertung von *Familiengeschichten* einen neuen Zugang zur Erkenntnis des Sozialen entwickelt (Bertaux/Bertaux-Wiame 1981; 1984; 1986).

Familiengeschichten bieten in der Tat einen überaus fruchtbaren Zugang zu den Entstehungsprozessen sozialer (individueller *und* familialer) Lebensläufe; dies gilt vor allem für die Prozesse, die man als *innere* Prozesse von Familien und Individuen bezeichnen könnte, um sie von den *äußeren* Prozessen (Arbeitsmarkt, soziale Rahmenbedingungen, kollektive historische Ereignisse) abzusetzen. Ist beispielsweise die Karriereentwicklung von Arbeitnehmern vom ersten Arbeitsplatz an vorwiegend auf externe Prozesse zurückzuführen, so erweist sich die Entscheidung für diesen ersten Arbeitsplatz, von der die gesamte weitere Karriere abhängen wird, als weitgehend durch die Herkunftsfamilie bestimmt. Dieses erste Sozialisationsmilieu ist jeweils geprägt durch ein bestimmtes (und zumindest in Frankreich je nach Familie unterschiedliches) Niveau ökonomischer, ausbildungsspezifischer und kultureller Ressourcen, unterschiedlicher Zugangschancen zu öffentlichen Bildungseinrichtungen und zum Arbeitsmarkt sowie durch *kulturelle Mikroklimata*, die sogar innerhalb desselben sozialen Milieus stark voneinander abweichen. Die Kinder, die inmitten dieser so verschiedenartigen Mikroklimata und mit so ungleichen Ressourcen aufwachsen, verkörpern diese Unterschiede in ihrer Lebensart und beispielsweise in ihrem Verhältnis zur Schule, zum Geld, zur Zukunft. Unter diesen multidimensionalen Unterschieden ist die statistische Variable „Beruf des Vaters“ nur ein rudimentärer Indikator.

Familiengeschichten leisten jedoch weit mehr als ein Sichtbarmachen dessen, was sich hinter der *sozialen Herkunft* eines Individuums verbirgt: Sie verschieben den Blick und lenken die Aufmerksamkeit nicht mehr auf die Individuen und ihren Lebenslauf, sondern auf das *Verhältnis* von Eltern und Kindern oder – allgemeiner – der Generationen untereinander sowie innerhalb einer Generation. Die Sozialisationsprozesse vollziehen sich im Umfeld verschiedenartigster *Transmissionen*² und zwar von Verhaltens- und Einstellungsmustern, von Werten und Tabus sowie von Ressourcen, die vom Sprach-, Wahrnehmungs- und Erkenntnisvermögen, von der Ausbildung, von den kommunikativen und affektiven Fähigkeiten und schließlich von den ökonomischen Ressourcen und dem Familienbesitz abhängen. Diese Transmissionen sind mehr oder weniger bewusst, mehr oder weniger gewollt; einige können vollkommen unbeabsichtigt sein, ja sogar den bewusst angestrebten Zielen zuwiderlaufen. Sie werden von denen, für die sie bestimmt sind, mehr oder weniger „angenommen“ oder angeeignet. Auf jeden Fall wird das, was ein Kind jeweils davon „behält“, nicht nur seine Persönlichkeit

2 [Da das französische „transmission“ im Kontext dieses Aufsatzes sowohl das Bedeutungsfeld „Übertragung, Weitergabe“ im weiteren, als auch „Vererbung“ und „Überlieferung“ im engeren Sinne umfasst, aber keiner der möglichen deutschen Begriffe diesem gesamten Bedeutungsumfeld entspricht, haben wir in der vorliegenden Übersetzung den Begriff Transmission gewählt. Dieser weite Konnotationsrahmen gilt auch für „transmissibilität“ und „transmettre“, die wir mit „Übertragbarkeit“ bzw. „übertragen“ übersetzt haben; d. Ü.]

weitgehend bestimmen, sondern zum Beispiel auch seine Schullaufbahn, seine Einbindung ins Berufsleben (den Ausgangspunkt seiner beruflichen Ausbildung), ja sogar seine soziale Einbindung beeinflussen.

Wir bearbeiten also Familiengeschichten unter der Fragestellung, wie es zur „Bildung sozialer Lebensläufe“ kommt und welche besondere Bedeutung dabei der *Transmission* zukommt. Bei der Erhebung der Familiengeschichten haben wir unseren Gesprächspartnern die Gestaltung ihrer Erzählung überlassen, soweit sich dies als möglich erwies; der Interviewer hatte lediglich einen offenen Leitfaden als Erinnerungsstütze für die Themen im Hinterkopf, die im Gesprächsverlauf angesprochen werden sollten. Die Rekonstruktion des genealogischen Stammbaumes, der zumindest bis zu den beiden Großelternpaaren des Interviewpartners (EGO) zurückgeht und *alle* Nachkommen dieser beiden Paare wie auch deren Ehepartner miteinschließt, war häufig Anlass zur Verlängerung des Gesprächs.

Hier soll uns nun vor allem die Frage der *Analyse* interessieren: Wie lässt sich die Vielzahl soziologischer Elemente, die implizit in jeder Familiengeschichte enthalten sind, explizit machen?

Eine *vergleichende* Analyse ist sicher die beste Methode. Nehmen wir beispielsweise zehn Familien, deren Großeltern zu Beginn dieses Jahrhunderts Bauern waren, und vergleichen ihre Schicksale: An der späteren Differenzierung der Berufswege der einzelnen Familienmitglieder lässt sich jeweils deutlich ablesen, welche Bedeutung den externen und internen Faktoren, der von Anfang an bestehenden Verschiedenartigkeit der Ressourcen (mag sie auch noch so gering sein), dem lokalen Kontext, den familialen Mikroklimata und anderen speziellen Phänomenen, an die man zuvor überhaupt nicht gedacht hat, zukommt. Hat man sich dann hinreichend gute Kenntnisse darüber erworben, welches Schicksal bei einer bestimmten sozialen Herkunft und innerhalb eines bestimmten historischen Zeitraumes wahrscheinlich, möglich oder auch unerreichbar war – das heißt, hat man, um Sartres Ausdruck aufzugreifen das Feld des Möglichen abgesteckt –, so wird man dann genauso mit anderen sozialen Milieus verfahren können. Erst dann wird es möglich, zum nächsten Forschungsschritt überzugehen und die *Felder des Möglichen verschiedener sozialer Milieus in einem bestimmten historischen Zeitraum zu vergleichen*.

Zuvor jedoch gilt es zu verstehen, was uns *jede* Familiengeschichte mitzuteilen hat und vor allem, was sie soziologisch bedeutet. Die Hauptschwierigkeit dieser Analysephase liegt im Fehlen einer Vergleichsdimension, einer „Variation der Variablen“. Darüber hinaus haben Fallstudien in der Soziologie keine Tradition. Der aristotelische Grundsatz „Es gibt nur eine Wissenschaft vom Allgemeinen“ verleitet zu schnell dazu, sich nicht für den Einzelfall zu interessieren, obwohl dieser doch offensichtlich immer auch eine allgemeine Dimension aufweist. Jede Familiengeschichte ist nur zum Teil einmalig; in einigen Punkten stimmt sie mit vielen, in vielen nur mit wenigen anderen Familiengeschichten überein. Das Allgemeine ist kein Vorrecht der hohen Zahl, es lässt sich auch im Einzelfall entdecken.

Die Familiengeschichte, die wir hier analysieren wollen – oder vielmehr die Erzählung, die ein Mitglied dieser Familie daraus gemacht hat – wurde in einer kleinen Stadt Mittelfrankreichs (im Folgenden „Sauveterre“) erhoben. Wir haben sie ausgewählt, weil sie uns einen Aspekt des allgemeinen Phänomens der Transmissionen besonders deutlich zu illustrieren schien: die Transmission von *handwerklichem Kapital*. In vier aufeinanderfolgenden Generationen waren die männlichen Mitglieder dieser Familie

Handwerker: ein Müller, ein Bäcker, ein Getreidehändler und schließlich ein Viehfutterproduzent Da wir außerdem herauszufinden suchten, inwiefern innerhalb einer Familie der Besitz eines Produktionsmittels (oder eines Handelsgeschäftes) die Schicksale der Nachfahren bestimmt oder auf ihnen lastet, schien uns diese Familiengeschichte einer eingehenden Analyse wert.³

Im Laufe der Arbeit zeigte sich, dass diese Fallstudie auch Überlegungen zu einer weitaus allgemeineren Problematik zuließ, nämlich zur Frage: Wer oder was steuert die individuellen Lebensläufe, die *Individuen* selbst oder die *soziostrukturellen Bedingungen*? So zugespitzt mag die Alternative vielleicht lächerlich erscheinen, sie ist dennoch unterschwellig in allen Konzepten enthalten, die in der Soziologie sozialer Mobilität Verwendung finden. So bestärken ganz offensichtlich Begriffe wie Reproduktion, Mobilitäts-Hindernis und soziale Homogamie (bei der Wahl des Ehepartners) die strukturalistisch-objektivistische Konzeption, während Begriffe wie *achievement*, *status attainment process* oder *Strategie* die entgegengesetzte Konzeption verstärken. „Nicht der Bauer erbt das Land, sondern das Land erbt den Bauern“ heißt es im Volksmund, wir wollen sehen, ob dies auch für unseren Fall, einer Handwerkerfamilie, zutrifft.

I. Die Geschichte einer Familienlinie über fünf Generationen

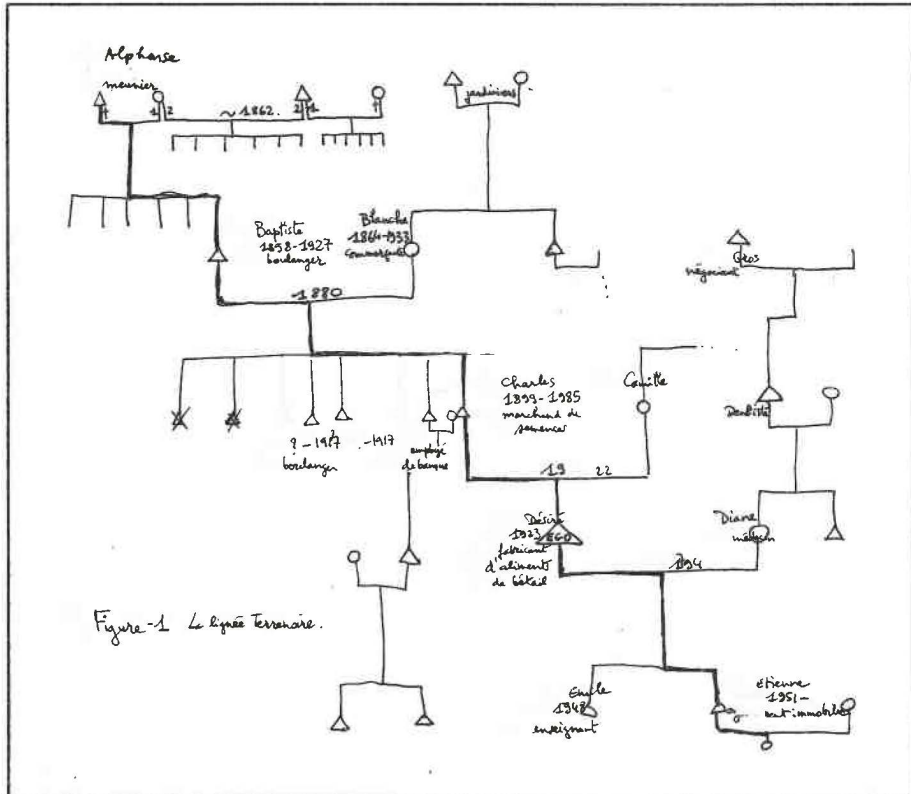
Sauveterre, Oktober 1987. Désiré Terrenoire, 65 Jahre alt und im Ruhestand, erzählt:

Mein Vater, der vor etwas mehr als einem Jahr verstorben ist, war von hier gebürtig, er ist 1899 geboren und 1985 verstorben, im Alter von 86 Jahren. Sein Vater, das heißt mein Großvater, war nicht weit von hier 1858 geboren, als Sohn einer Landwirtsfamilie (...) kleine Müller. In Beauvallon stellten die kleinen Mühlen der Gegend seinerzeit nicht nur Mehl her, sondern hatten auch die Ausrüstung, um Cidre zu machen, Walnußöl zu machen, und es gab dort auch eine kleine Färberei. Dies alles funktionierte mit der Mühle nahe an einem kleinen Bachlauf, der sehr fischreich war, ein Paradies für Angler: es gab sehr viele Forellen, wie mein Großvater sagte.

Der Großvater Baptiste ist der Jüngste in einer Familie mit sieben Kindern. Er ist noch ganz klein, als sein Vater Alphonse⁴, ein Landmüller, stirbt. Seine Mutter verheiratet sich erneut mit einem Landwirt, auch er ist Witwer und Vater von sechs Kindern (aus dieser zweiten Ehe werden noch sechs Kinder geboren werden). Baptiste wird von seiner Großmutter aufgezogen werden, weil „es Familienprobleme gegeben hatte“.

3 Diese Untersuchung konnte dank eines vom CNRS finanzierten Forschungsprojektes im Rahmen des Programms „Comparaisons franco-britanniques“ durchgeführt werden. Auf englischer Seite wurde das Projekt von Paul Thompson geleitet, der mit Forschungsmitteln des Social Science Research Council hundert Familiengeschichten erhoben hat.

4 Bei der Anonymisierung der genannten Personen haben wir Vornamen ausgesucht, deren Initialen auf die jeweilige Generation verweisen: Der Müller erhielt einen Vornamen mit dem Anfangsbuchstaben A, seine Söhne Vornamen, die mit B beginnen usw. Diese Systematik wurde auch auf die Vornamen der Ehefrauen ausgedehnt (Blanche, Camille, Diane).



Stammbaum der Familie Terrenoire

Etwa im Alter von 17 oder 18 Jahren geht Baptiste als Bäckerlehrling nach Sauveterre. Einige Jahre später, 1880, eröffnet der junge Mann seine eigene Bäckerei am Stadtrand, in der Straße, die zu seinem Geburtsort führt.

(...) Das Haus war sehr winzig, die Backstube war im Erdgeschoß (...) Es ist ziemlich schwer zu beschreiben, weil das Haus an der Kreuzung zweier Landstraßen lag. An der Straße nach R. ist es höher als an der anderen Straße, so gibt es praktisch zwei Erdgeschosse (...) da ist ein Höhenunterschied. Die Backstube befand sich auf der einen Seite und die Bäckerei auf der anderen, aber über der Backstube. Darüber war eine Küche und ein kleines Zimmer, und im zweiten Stock waren ebenfalls zwei Zimmer.

Mit 22 Jahren macht sich der junge Mann selbständig. Er heiratet ein 16-jähriges Mädchen, deren Eltern Gärtner sind; „sie handelten mit Gemüsepflanzen“.

Mein Großvater war für die damalige Zeit ein ziemlich großer Mann, ein ziemlich schöner Mann, und so hatte meine Großmutter ihn dann auch bemerkt. Aber sie hatte ihn nur in seiner Bäckerkleidung gesehen. Als sie heirateten, hat er seinen Hochzeitsanzug angezogen, sie hat ihn kaum wiedererkannt. Und als

Hochzeitsreise haben sie eine Kutsche genommen und dann sind sie wenige Kilometer weit weggefahren, und in der Hochzeitsnacht ist er dann um zwei Uhr morgens aufgestanden, um sein Brot backen zu gehen! Meine Großmutter hat mir das erzählt.

Das Familienleben orientiert sich ausschließlich an der Bäckerei. Die junge Frau kümmert sich um den Laden; aber das meiste verkauft Baptiste im ländlichen Umland auf seinen nachmittäglichen „Touren“ mit seinem Karren.

Meine Großmutter war eine sehr lebhaft, sehr dynamische Person. Sie hatte den Laden und auch das Lebensmittelgeschäft. Sie handelten auch mit Ackerbau-Produkten, Saatkorn und Dünger. Und meine Großmutter war eine sehr geschäftstüchtige, sehr aktive Person, die damals nicht davor zurückschreckte, nach Bordeaux (120 Kilometer entfernt) zu fahren, um Saatkorn zu kaufen, oder nach Toulouse, um Teigwaren oder Düngemittel zu kaufen, um Geschäfte zu machen, und allein.

Mein Großvater kümmerte sich ausschließlich um seine Bäckerei, um die Herstellung des Brotes, und er kümmerte sich um einen kleinen Garten. Das begeisterte ihn, Gartenarbeit begeisterte ihn. Er baute unheimlich viel Erdbeeren an, so viele, daß er große Mengen davon wieder verkaufte. Mein Großvater hatte seinen Garten mit einer Bewässerungsanlage angelegt: Da war ein Brunnen, es war sehr fruchtbar.

Baptiste und Blanche werden sechs Kinder haben, wovon zwei bereits im Kindesalter sterben werden. Vier zwischen 1882 und 1899 geborene Söhne werden übrigbleiben, zwei davon 1917 fallen. Charles, der Vater unseres Gesprächspartners, ist der jüngste der vier.

Charles schließt zunächst seine Grundschulzeit ab, geht dann zwei Jahre auf die höhere Schule und übernimmt im Alter von 16 Jahren eine Stelle als Bankangestellter. Aber unmittelbar nach dem Krieg gibt er diese Stelle auf, die er seit annähernd zwei Jahren innehatte, um seinem Vater zu helfen. Er heiratet 1922 ein junges Mädchen, das als Hausangestellte bei Privatleuten in derselben Straße arbeitete.

Meine Mutter stammte aus einer Nachbargegend, aus einer kinderreichen und nicht sehr wohlhabenden Familie. Sie mußte sehr früh „in Stellung“ gehen, mit 11 Jahren. Später, so mit 15, 16 Jahren ist sie dann in die Stadt gekommen, um als Dienstmädchen bei Leuten zu arbeiten, die in derselben Straße wohnen wie mein Vater. So hat er meine Mutter kennengelernt.

Die beiden Familien arrangieren sich. Da der Bäcker und seine Frau über der Bäckerei wohnten, zieht der junge Mann in ein einige Nummern weiter entferntes Haus in derselben Straße, das der Vater wenige Jahre zuvor gekauft hat. Charles' älterer Bruder, Bankangestellter, der sich ebenfalls verheiratet hat, wohnt dort bereits. Seine Frau ist Postangestellte. 1923, also ein Jahr nach ihrer Heirat, bekommen Charles und seine Frau Camille einen Sohn: Désiré, den Erzähler dieser Geschichte. Zu seiner Eltern wie auch zu seinem eigenen großen Bedauern bleibt Désiré ein Einzelkind. Vier Jahre später, 1927, stirbt sein Großvater Baptiste. Es folgt eine allgemeine Reorganisation:

Da das Lebensmittelgeschäft und der Handel mit Ackerbauprodukten ein etwas größeres Ausmaß angenommen hatte, hat mein Vater einen Arbeiter für die Bäckerei eingestellt und ein Dienstmädchen, das gleichzeitig im Laden und im Hause bediente. Die beiden Angestellten aßen mit uns: so war das Familienleben. Ich treffe übrigens ab und zu den Bäckergehilfen, der zwei Jahre älter als mein Vater war. Er ist jetzt 90 oder 91 Jahre alt. Er war es vor allem, der das Brot buk, mein Vater half ihm zwar beim Einschieben in den Backofen, aber das meiste wurde von ihm gemacht, und vorher von meinem Großvater. Mein Vater dagegen kümmerte sich hauptsächlich um den Verkauf, den Handel, um die Führung der Geschäfte mit den Lebensmitteln und den Ackerbauprodukten und um seine Brot-Touren.

Die Eltern Charles und Camille ziehen jetzt über die Bäckerei, während Désirés Großmutter von jetzt an mit ihm zusammenwohnt; sie wird sich in Zukunft um ihn kümmern:

Ich bin von meiner Großmutter sehr verhätschelt worden. Ich war bei meinen Eltern bis zum Alter von vier Jahren und danach hat mich meine Großmutter bis zum Alter von 9, 10 Jahren betreut. Ich wurde verhätschelt, wirklich (...) zu sehr. Zum Beispiel, sie hatte Asthma und – seinerzeit war das immerhin ziemlich selten – sie machte Thermalkuren und nahm mich mit. Ich bin mit ihr drei Jahre hintereinander mitgefahren. Ich war zufrieden, denn wir beide machten nicht nur ihre Kur, sondern auch ein bisschen Lokaltourismus. Ich war zwischen sieben und zehn Jahre alt. Ich bin an den gleichen Ort zurückgekommen, 50 Jahre danach, ich war mit meiner Frau unterwegs, und ich habe die Dame wiedergesehen, die damals Zimmermädchen im Hotel war, und die sich an meine Großmutter erinnerte. Weil sie dynamisch war, hat man sie beachtet (...) Sie sprach viel, sie informierte sich gern, sie verfolgte die Politik, sie war politisch nicht festgelegt, aber sie beschäftigte sich gern damit (...) Das war in jener Zeit ziemlich selten für eine Frau aus unseren Gegenden.

In dieser Atmosphäre liebevoller Zuwendung hat der kleine Désiré auch noch das Glück, von einem Lehrer aus seiner Familie „begleitet“ zu werden. Er besucht eine (staatliche) Grundschule, die nach einem Neffen seiner Großmutter benannt ist, einem im Ersten Weltkrieg gefallenen Soldaten. Der Bruder dieses Neffen ist Lehrer an dieser Schule. Aufgrund dieser guten Rahmenbedingungen verbindet Désiré angenehme Erinnerungen mit seiner Schulzeit.

Ich war zehn Jahre alt, als meine Großmutter verstarb, genau zehn Jahre war ich alt. Ihr Tod ist mir nahe gegangen. Sie war eine unheimlich energische Frau, wie ich Ihnen schon gesagt habe (...) Sie hat ihren Tod kommen sehen, und sie war immerhin ziemlich gläubig – sie war nicht bigott, sie war katholisch, aber sie war sehr aufgeschlossen – und sie hat darauf bestanden, die Letzte Ölung in Anwesenheit ihrer beiden Enkel zu empfangen, das ist ziemlich (...) sie ist eine sehr energische Frau (...) Das hat mich doch geprägt, das hat mich geprägt.

Nach dem Tod der Großmutter wird der vom Großvater Baptiste zusammengetragene Familienbesitz zwischen Charles und dessen Bruder aufgeteilt. Charles behält das Haus

mit der Bäckerei. Sein Sohn Désiré bewohnt von nun an dort ein kleines Zimmer im zweiten Stock; das Haus, in dem er mit seiner Großmutter lebte, wird Eigentum seines Onkels väterlicherseits (Charles' Bruder), der ebenfalls nur einen Sohn hat. Charles behält zudem noch ein drittes Haus, das der Großvater Baptiste in derselben Straße gekauft hatte und das als Warenlager dient. Im folgenden Jahr kauft er das Nachbarhaus der Bäckerei, um die Wohnräume zu erweitern, weil „es wirklich winzig war“.

Désiré besteht im sechsten Schuljahr die Aufnahmeprüfung zur höheren Schule. Er besucht sie bis zum Abschluss mit dem Baccalauréat ohne bemerkenswerte Schwierigkeiten, wobei er durch die Familie Ansporn und Unterstützung erfährt.

Mein Vater hätte es gern gesehen, daß ich ins Lehramt gehe. Ich muß sagen, daß ich keine sehr klare Vorstellung hatte (...) und dann, wir waren drei Kameraden, und von den dreien sagt einer am Ende des Bacc: „Wenn wir jetzt für eine Aufnahmeprüfung lernten (...)“ ich war 18 Jahre alt, „wenn wir die Prüfung für die Offiziersschule der Handelsmarine in Marseille machten.“ Für Landratten war das ziemlich ungewöhnlich.

Aber es gab hier dennoch einige Vorgänger: Ich hatte einen Freund, der älter war als ich, der Berufsoffizier war, und ich kannte seine Eltern gut.

Die drei Kameraden bestehen die Aufnahmeprüfung, die relativ schwer war (von 300 Kandidaten wurden nur 60 angenommen). Désiré besucht diese Schule zwei Jahre lang, fällt dann aber durchs Abschlussexamen.

Wir waren jung, uns waren keine Grenzen gesetzt, und wir hätten leicht das Examen wiederholen können; aber das war 1943, ich war zwanzig. Es war die Zeit der Besatzung. Ja, und ohne dazu verpflichtet zu sein, hatte ich mich '42 bei der Compagnie des Messageries Maritimes [Seetransportgesellschaft, d. Ü.] eingeschrieben, ich sollte nach Schwarzafrika fahren, aber das Schiff konnte die Reede nicht verlassen, ich habe dort eineinhalb Monate gewartet. Das hat mir dann '43 eingebracht, daß ich zum Service du Travail Obligatoire [Zwangsarbeit, d. Ü.] in der Ostsee dienstverpflichtet wurde, als Offiziersschüler in der deutschen Marine.

Diese Aussicht scheint Désiré Terrenoire keineswegs verlockend; wie viele andere Jugendliche zu dieser Zeit zog er es vor, in den Widerstand zu gehen. Gegen Kriegsende nutzt er eine Gelegenheit zum Besuch von Intensivkursen für Offiziersschüler in der Armee. 1945 – er ist jetzt Unterleutnant der Artillerie – verpflichtet er sich zur Teilnahme an einem Expeditionskorps in den Fernen Osten und wartet auf die Abreise in den Pazifik. Doch die Kapitulation Japans macht seine Verpflichtung hinfällig.

Ich konnte mich um einen Einsatz in Indochina bewerben, aber das wollte ich nicht. Ich habe gemerkt, daß mir die Militärtausbahn nicht gefiel. Man hat mich nach R. in die Nähe meines Heimatortes zurückgeschickt, da bin ich fast drei Monate geblieben und habe darauf gewartet, aus der Armee entlassen zu werden. Ich hatte einige Vorstellungen über meine Zukunft; mir war klar geworden, daß ich sehr selbständig war, daß ich meine Karriere in der Armee nicht fortsetzen konnte, auch nicht so etwas Ähnliches.

In diesen wenigen Monaten beantragt Désiré Terrenoire die Handelszulassungen, die sein Vater nicht besaß und die den Handel mit Getreide zuließen. Als er endlich aus der Armee entlassen wird, kehrt er mit diesem neuen Trumpf in der Hand nach Sauveterre zurück und tritt in das Geschäft seines Vaters ein, und zwar mit „der festen Vorstellung, Viehfutter herzustellen“.

Er hat noch andere Gründe, nach Sauveterre zurückzukehren: Er hatte ein gleichaltriges Mädchen kennengelernt, Diane Lemaire, die mit ihm die höhere Schule besucht hatte.

(...) Ich kannte sie praktisch nicht. Zu ihrem 18. Geburtstag veranstaltete sie eine Geburtstagsfeier und hat mich einfach so eingeladen, wie irgendeinen Kameraden (...) Sie hatte meine Kameraden eingeladen, die sie besser kannte als mich, und ich stand gerade mit diesen Kameraden zusammen, da sagt sie zu mir: „Sie können auch kommen“, einfach so, das ist alles. Von diesem Geburtstag an sind wir sechs Jahre lang oft zusammengekommen, mit Höhen und Tiefen. Ich war in Marseille als Offiziersschüler, heiraten wollte ich nicht, das ist nicht schwer zu verstehen: Es war unvereinbar mit der Marine. Wir haben '47 geheiratet. Sie hatte Medizin studiert, hatte aber '47 ihr Studium noch nicht ganz abgeschlossen. Sie hat dann im folgenden Jahr '48 ihren Doktor gemacht. Unser erster Sohn wurde kurz danach geboren.

Diane stammt aus einer in Sauveterre sehr angesehenen Familie. Ihr Vater und ihr Onkel sind dort Zahnärzte. Sie selbst arbeitet einige Jahre lang als Schulärztin in einer Nachbarstadt. Die Geburt eines zweiten Sohnes veranlasst sie 1952, vorübergehend ihre medizinische Tätigkeit aufzugeben. Zwei Jahre später wird ihr nahegelegt, ein regionales medizinisches Versorgungszentrum zu gründen. Daraufhin macht sie das für den Erhalt dieser Position erforderliche Staatsexamen. Zurzeit ist sie immer noch Leiterin dieses Zentrums, das sich in den dreißig Jahren erweitert hat.

In den ersten Ehejahren bewohnte das junge Paar eine der Wohnungen der Familie Terrenoire (das an die Bäckerei angrenzende Haus). Sehr bald schon bietet sich für Désiré eine andere Möglichkeit. Der Großvater seiner Frau bietet gerade Ladenräume zum Verkauf an; diese Gelegenheit nutzt Désiré Terrenoire und kauft sie ebenso wie ein daran angrenzendes Haus, das einer älteren Tante gehörte. Auf diese Weise rückt er näher ins Stadtzentrum und kann die Verwirklichung seiner Idee weiterverfolgen, nämlich Viehfutter herzustellen und es direkt an die Landwirte zu verkaufen. In den Jahren zwischen 1952 und 1958 setzt er sich immer stärker dafür ein.

Es gab hier einen Herrn, der ein auf regionaler Ebene sehr bedeutendes Unternehmen für Viehfutterproduktion besaß. Das war ein Unternehmen, das praktisch alle Viehfutterorten für die Region herstellte, und genau von der Idee bin ich ausgegangen, daß, wenn einer alles herstellt, wahrscheinlich noch Platz für einen Bescheideneren da ist. Dann wieder habe ich daran gedacht, Offizier bei der Gendarmerie zu werden, aber (...) Ich hätte es leicht werden können, aber doch ein oder zwei Jahre später, weil es am Anfang sehr schwer ist, ein Geschäft aufzubauen. Mir wurde klar, daß das schwierig ist, aber ich hatte die Viehfutterherstellung sozusagen immer im Hinterkopf.

Herr Terrenoire erkennt den neuen Bedarf der Bauern richtig. Aber er ist nicht der einzige: Die Ortsgenossenschaft beginnt ebenfalls mit der Viehfutterherstellung. Herr Terrenoire bemüht sich um einen Zusammenschluss mit ihr, doch ohne Erfolg.

Ich habe also so viel Viehfutter hergestellt, daß irgendwann dann mein kleines Unternehmen gut angelaufen war, aber ich war zu klein. Ich mußte daran denken, mich zu vergrößern. Ich habe ein Grundstück im Industriegebiet beantragt, um eine größere Werkshalle bauen zu können. Aber selbst um eine relativ bescheidene kleine Fabrik aufzubauen, waren große Kapitalmengen erforderlich: Ich war schon 44 oder 45 Jahre alt, und ich habe gezögert.

Wir sind jetzt im Jahre 1968. Herr Terrenoire zögert aus mehr als einem Grund. Sein Geschäft hat regionale Bedeutung erlangt dank einer fruchtbaren Verbindung mit einem anderen Unternehmen, das am anderen Ende der Region errichtet worden war. Aber nach einigen Schwierigkeiten mit den Leitern dieses Unternehmens will er diese Verbindung lösen. Zu ebendieser Zeit erhält die Ortsgenossenschaft einen neuen Präsidenten, den er persönlich kennt. Als dieser Präsident ihm eine Fusion vorschlägt, das heißt, seine Kundschaft einzubringen und selbst leitender Angestellter in der Genossenschaft zu werden, nimmt er sofort an.

(...) Mein ganzes Unternehmen ist an die Ortsgenossenschaft übergegangen, die eine große Genossenschaft war. Ich bin dort als kaufmännischer Leiter eingetreten, und ich konnte meine Betriebsräume zu Wohnungen umbauen, die ich vermietet habe. Ich bin dort 10 Jahre lang geblieben, und aus ziemlich schwerwiegenden gesundheitlichen Gründen habe ich noch vor Erreichen des Ruhestandsalters aufgehört.

Herr und Frau Terrenoire haben zwei Söhne bekommen, die in dem Haus im Stadtzentrum aufgewachsen sind. Der ältere hat ein Medizinstudium begonnen, sich dann aber dem Lehramt zugewandt; er ist Junggeselle, aber gesundheitlich sehr labil; er hat zurzeit weder Heiratsabsichten noch setzt er sich ernsthaft für seine berufliche Zukunft ein. Der zweite hat Architektur studiert, eine Zeit lang an einer Technikerschule unterrichtet und ist dann nach Sauveterre zurückgekommen, um sich als Immobilienhändler selbständig zu machen. Seine junge Frau arbeitet ebenfalls in dem Maklerbüro; sie haben eine etwa zehn Jahre alte kleine Tochter. Das Paar wohnt in dem Haus im Stadtzentrum.

Herr und Frau Terrenoire haben sich jetzt in einer Villa eingerichtet, die sie auf einer Anhöhe haben bauen lassen. Hier, in dem weiträumigen und sonnendurchfluteten Wohnzimmer mit Blick auf Sauveterre und seine ländliche Umgebung, hat Herr Terrenoire die Geschichte seiner Familie erzählt; dabei hat er seine Erzählung mit weitausholenden Handbewegungen unterstrichen und auf den einen oder anderen Ort gedeutet, wie zum Beispiel auf das Haus seiner Schwiegereltern, das man bei klarem Wetter von der Villa aus erkennen kann, oder auf die alte Mühle, die Wiege der Familie, die man hinter den Feldern und Wäldern erahnt.

II. Strukturen, Feld des Möglichen, Determination

Vor uns liegt eine männliche Familienlinie über vier Generationen: Baptiste hatte zwei Söhne, die das Erwachsenenalter erreichten; sein Sohn Charles hatte einen einzigen Sohn, Désiré; und dieser hat zwei Söhne, Emile und Etienne. Somit ist diese Familiengeschichte relativ leicht zu erfassen.

1. Die Abfolge der Berufe

Es handelt sich hier um eine Handwerkerlinie – Handwerker im weiten Sinne verstanden als „jemand, der ein Arbeitsmittel besitzt und selbst damit arbeitet“.

Man hätte eine mechanische Transmission der Handwerker-Stellung erwarten können, aber dem ist nicht so. Die Terrennoires waren nicht „Müller, Vater & Sohn“, noch nicht einmal Bäcker (Charles Terrennoire hat sich so bald wie möglich von der eigentlichen Tätigkeit als Bäcker befreit). Jede Generation scheint so ihren eigenen *Berufsplan* gehabt zu haben, ihre eigene *Akkumulationsstrategie*; sie hat sich von der vorhergehenden Generation abgesetzt, indem sie eine neue Tätigkeit entwickelte, indem sie *innovativ* wurde; jede Generation hat sich für etwas eingesetzt, was ihrer Eigenart entsprach.

Wenn zwischen den Generationen eine Transmission stattgefunden hat, so scheinbar nicht als *Transmission zum Identischen* wie im Fall des „Landes, das den Bauern erbt“ oder des Rechtsanwaltssohnes, der ebenfalls Rechtsanwalt wird. Die erste Aufgabe des Soziologen scheint uns darin zu bestehen, hinter den Worten die „objektiven“, das heißt, soziostrukturellen Determinationen zu erfassen: Das ist die *strukturalistische Etappe*.

Zunächst fällt die *technische Verwandtschaft* der ausgeübten Berufe auf. Die Gemeinsamkeit der Berufe des Müllers, des Bäckers, des Getreide- und Saatguthändlers und des Viehfutterfabrikanten liegt darin, dass *es immer um Korn geht*. Der Urenkel macht übrigens – genau ein Jahrhundert später und *mutatis mutandis* – dasselbe wie der Urgroßvater, der Müller: Er malt Getreide. Hatte der Müller die Ernährung von Menschen zum Ziel, so der Viehfutterfabrikant die von Tieren. Doch könnte dies nur eine formale Ähnlichkeit sein, sodass ein Schritt weitergegangen werden muss, um herauszufinden, ob diese Serie aufeinanderfolgender Berufe Kontinuität oder Diskontinuität bedeutet.

Der springende Punkt ist, dass es sich nicht nur um eine Transformation und/oder um Handel mit Korn oder daraus weiterverarbeiteten Produkten handelt, sondern dass die beruflichen Aktivitäten der Terrennoire'schen Linie weiterhin auf die Landwirte ausgerichtet blieben, obwohl sie 1875 – mit Baptiste – vom Land in die Stadt abgewandert ist.

Im Lebenszusammenhang jener bäuerlichen Welt, der Baptiste entstammt, wurden Geschäfte sogar noch lange ohne die Vermittlung durch das Geld getätigt. Eines der schönsten Beispiele hierfür ist gerade der „Tausch“, das heißt, der lokale Kreislauf von Weizen-Mehl-Brot: Jeder Bauer brachte dem Müller seinen Weizen und erhielt dafür Mehl (*sein* eigenes Mehl) im Tausch gegen einige Maß voll Weizen. Er konnte dann entweder sein Mehl selbst lagern und auf dem Hof sein Brot backen, oder es dem Dorfbäcker bringen und als Äquivalent Brot für die Dauer eines Jahres erhalten, nachdem ein bestimmter, der Arbeit des Bäckers entsprechender Prozentsatz abgezogen worden war. In diesem komplexen Kreislauf wurde kein einziger Centime bezahlt; der Tausch

erstreckte sich jeweils auf die Dauer eines Jahres; er beruhte offensichtlich auf dem Vertrauen, das die Bauern dem Müller und dem Bäcker entgegenbrachten.

Scheinbar brach Baptiste mit diesem Geschäftsgebaren, als er in die Stadt zog: Was sind die Marktstellen anderes als Märkte? Doch die Realität ist ganz anders. Baptistes Wahl des Ortes, an dem er seine Bäckerei einrichtete (am Ortsrand, an der Straße, die in seine Herkunftsregion führte), wie auch Zwischenbemerkungen in der Erzählung seines Enkels weisen darauf hin, dass diese „städtische“ Bäckerei in erster Linie auf die *bäuerliche* Kundschaft hin ausgerichtet war, auf jene Bauernfamilien nämlich, die Baptiste zweifellos *schon* als Sohn des Müllers Alphonse kannten.

Die Touren, die Baptiste jeden Nachmittag mit dem Pferdewagen ins ländliche Umland unternahm, werden nun in ihrer vollen Bedeutung klar: es war seine *Kundschaft*, ein indirekt vom Vater ererbter Kundenstamm, bei dem er seine Verkaufstouren machte. Erinnern wir uns, dass seine Frau mit Ackerbauprodukten wie Dünger und Saatgut handelte. Wem verkaufte sie ihre Ware? Sicherlich nicht den Städtern, sondern denselben Landwirten, denen ihr Mann sein Brot verkaufte.

Ihr Sohn Charles nahm diese Aktivitäten auf und entwickelte sie weiter; sein eigener Sohn erinnert sich sehr gut daran:

Früher machten wir das Brot mit Sauerteig (...) (Mein Vater) verkaufte manchmal Sauerteig, an Kunden, die ihr Brot selbst machten. Es (gab) viele Leute auf dem Lande, die ihr Brot machten und die den Sauerteig beim Bäcker kauften. Ich erinnere mich sehr gut, als kleines Kind gesehen zu haben, wie meine Eltern Sauerteig verkauften an die Landwirte, die ihr Brot selbst buken (...) Später ist (mein Vater) immer mehr zur Hefe übergegangen.

- Erinnern Sie sich, ob Ihr Vater den Bauern oder den Bewohnern von (Sauveterre) Kredit gewährte?

Ja, er gab Kredit. Oft bezahlten die Bauern ihr Brot in Naturalien, in Weizen oder in Mehl; sie praktizierten das, was man Tausch nennt, der bis 1950/60 praktiziert wurde.

(...) Meine Eltern hatten ein kleines Heft, in das sie regelmäßig ihre Lieferungen eintrugen.

Désiré, der zunächst mit seinem Vater Charles gearbeitet hatte, errichtete nun sein eigenes Unternehmen zur Herstellung und zum Verkauf von Viehfutter. Doch wer waren seine ersten Kunden, wenn nicht – wie man unterstellen kann – genau dieselben Bauernfamilien, *dieselben* Landwirte, deren Urgroßeltern den Weizen auf dem Eselsrücken zum Müller von Beauvallon brachten, zu Désirés Urgroßvater?

Im Laufe von vier Generationen haben sich die den Bauern verkauften Produkte gewandelt. Der Pferdekarren wurde durch einen Wagen mit Gasmotor ersetzt, später durch einen Kleinlastwagen mit Benzinmotor. Doch jenseits dieser Veränderungen gilt es, die Kontinuität in dem *Netz* wechselseitiger Bekanntschaftsbeziehungen herauszufinden, das die in die Kleinstadt emigrierte Familie Terrenoire mit den auf dem Lande gebliebenen Bauernfamilien verbindet. Wiewohl unsichtbar, immateriell, ungreifbar, so bildet dieses Beziehungsnetz dennoch den festen Kern einer Handelsform, die in der Familienlinie Terrenoire von Generation zu Generation transformiert wurde.

Es wird deutlich, dass die Abfolge der Transformationen, denen das Unternehmen Terrenoire unterworfen war, nicht der Phantasie entspringt. Sie entspricht im Gegenteil

genau den einzelnen Etappen der allgemeinen (regionalen, nationalen, ja sogar europäischen) Entwicklung der Landwirtschaft im Laufe eines Jahrhunderts. Die Kontinuität des Terrenoire'sche Unternehmens besteht darin, dass Korn umgewandelt und den Landwirten innerhalb eines bestimmten Raumes zurückverkauft wird. Die Müllerei, die Brotherstellung, die Auswahl von Saatgut, die Fabrikation von Viehfutter, dies sind vier Tätigkeiten gleichen Typs. Jede Tätigkeit ist zu ihrer historischen Stunde aufgetreten, und jedes Mal hat sich ein Nachfahre Terrenoire gefunden, um einer der ersten auf diesem neuen Markt zu sein.

Das bisher Gesagte erlaubt es, die außergewöhnliche *Kontinuität* des Terrenoire'schen Unternehmens über Generationen hinweg zu ermessen. Das Kapital, das von einer Generation der Familienlinie Terrenoire an die nächstfolgenden Generationen weitergegeben wird, beschränkt sich nicht auf ein physisches oder monetäres Kapital; es ist auch und *vor allem* ein Kapital sozialer Beziehungen, von Verbindungen, die im Laufe der Generationen zwischen Familien geknüpft wurden, in einem Universum, das von Stabilität und Dauer geprägt ist. Innerhalb dieses Beziehungsnetzes werden je nach Epoche und folglich je nach Nachfrage der Landwirte die verschiedenen Warenarten zirkulieren – in einem Wort: Es geht hier um das, was man *einen Kundenstamm* nennt.

Dieses „soziale Kapital“ erhält seinen vollen Wert jedoch nur, wenn ein Sohn Terrenoire selbst etwas daraus macht. Darin liegt seine Besonderheit; es ist also eine starke Determination, die – gleiche Verhältnisse vorausgesetzt – versuchen wird, jeder Generation einen Erben zu „entreißen“. Wir finden hier gleichsam eine prägnante Struktur, die genau das aufzuzeigen scheint, was wie eine echte Berufsgenealogie aussieht, eine Berufs-*Linie*, wobei selbst die Abweichung vom einen zum anderen Beruf nur die größtmögliche Anpassung an den Markt widerspiegelt.

Am meisten überrascht vielleicht der immaterielle Charakter dieser Struktur, der sie umso prägnanter macht: Ein physisches Kapital hätte verkauft werden können, und diese Veräußerung hätte, nachdem der Wert des Kapitals so zu Geld gemacht worden wäre, den Erben befreit. Aber ein Kundenstamm dieses Typs lässt sich nicht verkaufen.

Um die ganze soziologische Bedeutung dieses Phänomens zu verstehen, muss mit der Vorstellung gebrochen werden, die wir uns spontan von der Tätigkeit im Handel machen. Es gibt heute keine Tätigkeit, die anonymer ist als diese: Das Verhältnis zwischen dem Kunden und der Kassiererin im Supermarkt, dem Zeitungsverkäufer oder dem Tankwart ist ein kurzfristiges, eng umschriebenes, unpersönliches und fast vollkommen instrumentelles Verhältnis. Doch in der traditionellen Welt, in die unsere Familiengeschichte eingebunden ist, hatte Handel [commerce] einen fast entgegengesetzten Sinn; einen Sinn, den bis in unsere Tage überlieferte altfranzösische Redensarten widerspiegeln: So meint zum Beispiel „il (ou elle) est de commerce agréable“: „er (oder sie) ist ein umgänglicher Mensch“ oder „le commerce des hommes“ so viel wie: „häufig mit anderen zusammenkommen“. In diesem Universum wurde Handel nur zwischen Menschen betrieben, die sich seit langem kannten, sich gegenseitig vertrauten und zudem wussten, dass der Partner nicht von heute auf morgen verschwinden würde. Jede Transaktion beinhaltete eine unauflösliche Soziabilitäts-Dimension.

Die ökonomischen Beziehungen waren noch nicht von den sozialen Beziehungen getrennt. Man könnte vielleicht die Hypothese aufstellen, dass nicht die *berufliche* Stellung der Männer in der Familienlinie Terrenoire ihnen ihren *sozialen* Status verlieh, sondern dass im Gegenteil ihr *ererbter sozialer* Status – die Position einer Familie in

einem Raum von Soziabilität – es ihnen erlaubte, ihre berufliche Tätigkeit auszuüben und weiterzuentwickeln.

War das eigentliche Objekt der Transmission innerhalb der Familienlinie Terrenoire schließlich nicht ein physisches oder monetäres Kapital, sondern eine Stellung auf dem lokalen Markt, eine Stellung, die nicht von der Familienlinie Terrenoire getrennt werden konnte? Dann könnte man die außergewöhnliche Prägnanz dieser „Struktur“ verstehen; dann erhielte die Reproduktions-Idee ihre volle Bedeutung. Jenseits der Unterschiede zwischen den aufeinanderfolgenden Berufen entdecken wir einen dauerhaften Kern; und im Nachhinein erscheinen diese „Unterschiede“ nur noch als Abweichungen, die bei weitem nicht den persönlichen „Orientierungen“ der Männer dieser Familienlinie entsprechen, sondern im Gegenteil deren Vereinnahmung durch einen sich langsam wandelnden ökonomischen Markt zum Ausdruck bringen. Die Veränderungen selbst erscheinen als durch die objektive Entwicklung der Produktivkräfte und des Lebensstandards diktiert: Das ist der Triumph des materialistischen Determinismus.

2. *Das Erforschen des Feldes des Möglichen*

Die strukturalistische Betrachtung in dieser ersten Etappe hat uns zu der Hypothese einer dauerhaften Struktur geführt, dem Netz der im Laufe der Jahre entstandenen Beziehungen zwischen der Familienlinie Terrenoire und den Bauernfamilien im Umkreis von Sauveterre; aus soziologischer Sicht wäre es die *Stellung* im Zentrum dieser Struktur, die in dieser Familienlinie vom Vater auf den Sohn übertragen wird. Die strukturalistische Betrachtungsweise führt schließlich zu einer vollkommenen Umkehr der Perspektive: Wenn in jeder Generation ein Sohn Terrenoire diese Stellung erbt, die ihm mit der Leitung des Familienunternehmens zugewiesen wird, so sieht dies doch nur so aus. In Wirklichkeit greift sich das Unternehmen einen Sohn und erbt so einen Erben.

Das strukturalistische Modell hat den Vorzug der Kohärenz. Diese Qualität macht seine Stärke aus und erlaubt einen ersten *Bruch* mit dem äußeren Anschein. Doch hier sollten wir nicht stehenbleiben, denn die Vorstellung, die uns dieses Modell von der Welt gibt, ist durch ein in dieser Etappe notwendiges Übermaß an Kohärenz verzerrt. Wenn wir zu den konkreten Beobachtungen zurückkehren, die entsprechend den Anforderungen des strukturalistischen Forschungsschrittes vernachlässigt worden sind, dann kommen die wahren Widersprüche wieder deutlich zum Vorschein.

Dass Charles zwei Jahre lang als Bankangestellter arbeitete, bevor er von seinem Vater in die Bäckerei zurückberufen wurde, scheint auf einen gewissen Spielraum im Reproduktions-Mechanismus der Struktur hinzuweisen. In Wirklichkeit bestätigt dies aber nur die Determination: Erst nach dem Tod seines älteren Bruders, dem designierten Erben, wurde Charles zurückberufen.

Aber dass Désiré Sauveterre verlassen hat, um sich für die Offizierslaufbahn in der Marine zu verpflichten, ein Abenteuer, das von 1940 bis 1945 dauert (von seinem 18. bis zu seinem 23. Lebensjahr), scheint nun tatsächlich darauf hinzuweisen, dass nichts von vornherein festgelegt war.

Die „Reproduktion“ der ausgemachten Struktur scheint schließlich endgültig unterbrochen, als Désiré 1968 die Auflösung des Unternehmens Terrenoire beschließt: Der eine Sohn wird Lehrer, der andere Immobilienhändler, Berufe, die nichts mehr mit Korn zu tun haben.

Am meisten überrascht wohl, was uns Désiré über den Wunsch seines Vaters sagt: „*Mein Vater hätte es gern gesehen, daß ich ins Lehramt gehe.*“ Dieser Satz ist im Hinblick auf das oben skizzierte strukturalistische Modell sehr überraschend; er zerstört dessen Kohärenz, weil er aufzuzeigen scheint, dass der Handelnde selbst, durch den die parallelen Linien der Reproduktion verlaufen, nicht im reproduktiven Sinne handelt.

Weniger überraschend ist dieser Satz jedoch für denjenigen, der die ambivalente Einstellung von Handwerkern und Kleingewerbetreibenden zu ihrem Beruf in der heutigen Zeit kennt, das heißt, im Zeitalter der Konkurrenz zu den großen Industrie- und Handelsgruppen. Zum einen halten sie eine Klage-Rede: Wir werden von den Steuern und den Sozialabgaben erschlagen ... hart arbeiten, um den Staat zu mästen ... mit der Konkurrenz zu den „Dickern“ wird es immer schwieriger ... niemals Urlaub ... zwölf Stunden täglich arbeiten, sechs Tage in der Woche, und noch nicht einmal ein anständiger Ruhestand ... – eine Rede, die, wird sie vor den Kindern gehalten, unweigerlich endet mit: Ich hoffe sehr, dass du etwas anderes machen wirst.

Doch parallel zu dieser Klage-Rede entwickelt sich daraus eine andere, die für jeden typisch ist, der über einen gewissen Entscheidungsspielraum hinsichtlich seiner Arbeitsbedingungen verfügt: eine Rede, die eine gewisse Befriedigung unterstreicht, die entweder an den positiven Aspekten der täglichen Berufsausübung festgemacht wird oder – im Gegenteil – aus einer Bilanz über das ganze Leben resultiert: „Wir haben hart gearbeitet, *aber* wir haben auch etwas erreicht.“

Zwar ist dies nur ein Beispiel für eine jener zahlreichen „zweideutigen Botschaften“, die die Eltern ihren Kindern übermitteln und die natürlich nicht nur bei Handwerkern und Kleingewerbetreibenden vorkommen. Aber gerade aufgrund dieser *grundsätzlichen Ambivalenz der Beziehungen* muss über die strukturalistische Forschungs-etappe, die nur deterministisch, aristotelisch, kartesianisch sein kann, hinausgegangen werden.

Wir haben die Ambivalenz in der Beziehung zur Arbeit gesehen und die Ambivalenz der Rede darüber gegenüber den Kindern (also die Ambivalenz des Verhältnisses der Kinder zu ihrer Zukunft); aber das Konzept der *konstitutiven Ambivalenz sozialer Beziehungen* hat einen weitaus größeren Anwendungsbereich. (Zum Beispiel ist in dem Produktionsverhältnis Arbeitgeber/Arbeitnehmer der Arbeitgeber zugleich derjenige, der dem Arbeitnehmer Arbeit gibt, und derjenige, der ihn ausbeutet.)

Die Ambivalenz der Beziehungen ist nur ein Grund dafür, dass das Leben nicht vorherbestimmt ist; ein anderer Grund liegt in der Vielfältigkeit der Determinationsebenen, die ganz selbstverständlich Situationen schafft, in denen die Determinanten in entgegengesetzte Richtungen drängen: Paradoxerweise schafft diese „widersprüchliche Überdetermination“ so Freiheit, doch eine Freiheit, die erzwungen ist, da die Handelnden in gewisser Weise aufgefordert sind, zu wählen und eine Entscheidung zu treffen [espaces de liberté sous contrainte].

So öffnet sich jedem jederzeit ein *Feld des Möglichen*. Die Jugendjahre des Désiré Terrenoire illustrieren ausgezeichnet diese Situation (scheinbarer) Un-Determiniertheit, in der mehrere Wege eine Zeit lang verfolgt und dann wieder aufgegeben oder auch nur ins Auge gefasst werden („*Es gibt Höhen und Tiefen im Leben, ich habe einmal daran gedacht, Offizier in der Gendarmerie zu werden, aber (...) ich hätte es leicht sein können.*“)

Eine der Aufgaben ethnozoologischer Forschung zur sozialen Mobilität müsste gerade der Versuch sein, dieses Konzept vom Feld des Möglichen zu *denken*. Je nach

dem konkreten Kontext, dem sozialen Milieu, dem Alter, dem Geschlecht usw. gibt es „Möglichkeiten“, die wahrscheinlicher sind als andere, die wiederum sehr viel wahrscheinlicher sind als wieder andere; aber das, was sie hinsichtlich ihrer Wahrscheinlichkeit unterscheidet, ist genau das, was es aufzuklären gilt. Jedenfalls wäre eine Haltung, die im Namen einer zu engen „positivistischen“ Konzeption der Wirklichkeit nur die *tatsächlich verwirklichten* Schicksale untersuchte, nicht realistisch; denn die nicht verwirklichten Möglichkeiten sind tatsächlich Teil der Wirklichkeit. Wäre dem nicht so, dann wäre es ein Kinderspiel, die Zukunft vorherzusagen ...

3. Der Appell des Familienunternehmens

Noch sind wir nicht fertig mit der Dialektik des Äußeren und des Inneren, der objektiven und subjektiven Determinationen, des Strukturellen und des Innovativen usw. Der Weg ins Abenteuer, von dem Désiré Terrenoire schon geträumt hatte, bevor er ihn einschlug, führte direkt in eine Militärlaufbahn; als er sich darüber klar wird, sagt er uns: „*Mir war klar geworden, daß ich sehr selbständig bin*“; das heißt vom Charakter her zu selbständig, um sich der Militärdisziplin zu beugen. Und wohin führt ihn dieses Streben nach Selbständigkeit, wenn nicht ... wieder zurück, um mit dem Vater im Familienunternehmen zu arbeiten.

Man ist versucht, die Existenz einer *Rückrufkraft* zu unterstellen, die jedes Familienunternehmen auf die Schicksalswege seiner Nachkommen ausübt. Doch die aufmerksame Prüfung der allein in dieser Familiengeschichte gelieferten Hinweise reicht aus, um die Komplexität der Fragestellung aufzuzeigen.

Der deutlichste Fall ist der von Charles, Désiré Terrenaires Vater:

(Mein Vater) das ist eine Geschichte: Er hatte nicht vor, Bäcker zu werden. Einer seiner Brüder sollte die Nachfolge antreten. Aber im Krieg von 14 - 18 sind zwei seiner Brüder an der Front gefallen. Er selbst war kleiner Bankangestellter. Er hatte mit 16 oder 17 Jahren angefangen, doch beim Tod des Bruders, der die Nachfolge antreten sollte, hat er selbst die Nachfolge gesichert (...) Es war unbedingt notwendig, daß er seinem Vater hilft.

Der Fall ist von beispielhafter Klarheit. Der Gründer der Bäckerei hatte einen Erben „ausgewählt“, ohne Zweifel seinen ältesten Sohn, dem er diesen Beruf beigebracht hatte. Schon durch diesen Tatbestand allein schloss er die drei anderen Söhne vom Familienerbe aus: Zwei von ihnen wurden angespornt, Bankangestellte zu werden. (Sicher fiel diese Entscheidung nicht ohne Bezug zur Bäckerei selbst: Es ist wahrscheinlich, dass der Bäcker einen Bankkredit beansprucht hatte, um seinen Ofen zu bauen, und erkannt hatte, wie wichtig es war, zum örtlichen Bankier eine gute Beziehung zu haben.)

Als das Unternehmen, oder vielmehr sein Leiter, sich aus dem Kreis der Söhne einen Erben greift, schließt diese Wahl die anderen aus. Anders gesagt: auch wenn noch so wenig Kinder da sind, erzeugt selbst die Reproduktion des Familienunternehmens gleichzeitig Einbeziehungen und Ausschlüsse, determiniert das Schicksal eines Kindes, während sie die Un-Determiniertheit der Schicksale der anderen hervorhebt. Nur weil es in der Familienlinie der Terrenaires keine Töchter gibt und nur einen oder zwei überlebende Söhne in den letzten Generationen, kommt dieses Phänomen hier nicht in vollem Umfang zum Vorschein.

Der Fall von Charles illustriert diese Logik. Seine Stellung als Benjamin unter vier Brüdern hielt Charles von der Nachfolge fern; im Übrigen war er froh, der Angebundenheit zu entkommen, die das Bäckerhandwerk damals den Bäckern auferlegte; dennoch wird er beim Tod des Bruders, der für die Nachfolge „ausersehen“ war, brutal zurückberufen. Nachdem die schwere Hand des Schicksals den vorgesehenen Plan zerstört hatte, kommt die Rückrufkraft zu ihrer vollen Wirkung. Sich ihr zu entziehen, war in Anbetracht der Lage nicht möglich; es hätte bedeutet, sowohl den Vater im Stich zu lassen wie auch das Andenken des Bruders zu verletzen.

Es fällt nur auf, dass Charles so wenig wie möglich in der Bäckerei arbeitet. Er hat früh geheiratet, und es wäre zu erwarten gewesen, dass er mit seiner jungen Frau eine Art *Arbeitspaar* bildet. Denkbar wäre auch gewesen, dass die junge Frau in dem Laden für Ackerbauprodukte, den die Schwiegermutter aufgebaut hatte, mit dieser zusammenarbeiten würde. Nichts dergleichen – die dritte Lösung, die ursprünglich am wenigsten wahrscheinliche, hat sich durchgesetzt: Charles arbeitete mit der Mutter, während die junge Braut mit dem Schwiegervater ein Team bildete. Die sich so ergebende Arbeitsteilung in *gekreuzte Arbeitspaare* wird später das Schicksal des Kindes Désiré, der hier noch nicht einmal geboren ist, bestimmen.

Tatsächlich sieht sich Désiré – der von seiner Großmutter aufgezogen wurde, von der er die Lust am Reisen erbt – im Jugendalter konfrontiert mit einer transformierten Form des Familienunternehmens: Es ist nicht mehr die vom Großvater gegründete Bäckerei, sondern der von der Großmutter gegründete (und von *demselben* winzigen Laden aus betriebene) Handel, der zur Hauptaktivität, zum „Träger“ des Unternehmens geworden war. Hier hat innerhalb einer Generation eine erste *Metamorphose* des Familienunternehmens stattgefunden. Halten wir an dieser Stelle schon einmal fest, dass sich diese „generationsspezifischen“ Metamorphosen als notwendige Voraussetzungen für den subjektiven (das heißt symbolischen) Einsatz des Erben in das Unternehmen herausstellen könnten: Indem er etwas Neues, etwas Eigenes macht, kann er es sich tatsächlich subjektiv aneignen. Die Ironie liegt nun darin, dass sich die vom Erben eingeführte Neuerung, um erfolgreich sein zu können, unmittelbar an der Entwicklung des Marktes ausrichten muss, sodass sie objektiv vorhersehbar gewesen wäre; glaubt der Erbe dagegen, sich das Unternehmen aneignen zu können, indem er seine persönlichen Phantasmen darin einbringt, ist das Risiko groß, dass er das Unternehmen in den Bankrott führt. Die Praxis, die man gewöhnlich dem Trägheitsprinzip der Struktur entgegensetzt, ist niemals so wirkungsvoll, wie wenn sie mit den sich anbahnenden Veränderungen der Verhältnisse korrespondiert.

Während Désirés Vater Charles, der zunächst von der Erbschaft ferngehalten wurde, brutal und – wie es scheint – gegen seinen Willen zurückberufen worden war, riet dieser seinem einzigen Sohn und somit einzigen Erben dennoch ab, seinen Beruf zu erben. Doch schließlich erbt er ihn doch. Sein Fall illustriert eine andere Modalität dessen, was wir als den *Appell des Familienunternehmens* bezeichnen. Désiré wurde nicht aufgrund seines Geburtsranges berufen, er wurde auch nicht zurückberufen wie sein Vater; er hat gewissermaßen etwas entdeckt, was er lange übersehen hatte: die *Ressource*, die das Familienunternehmen darstellte.

Diese Ressource ist vielfältig. Zuallererst bietet das Familienunternehmen einen Arbeitsplatz, eine Einkommensquelle also. Sicher, Désiré Terrenoire hatte einen Beruf, Artillerieoffizier; doch hat das Waffenhandwerk den Nachteil, dass es in Kriegszeiten

einige Berufsrisiken mit sich bringt. Der Krieg in Indochina hatte gerade begonnen; vielleicht hatte er keine Lust, dorthin zu gehen.

Als mehr oder weniger dauerhaftes *Arbeitsplatzangebot* bietet das Familienunternehmen einen besonderen Rahmen: Hier arbeitet man zu Hause, mit den Seinen. Hier ist die Einarbeitungszeit auf ein Minimum reduziert; hier ist die Kommunikation im Prinzip denkbar einfach.

Aber im Fall von Désiré besteht der dritte Vorteil dieses *objektiven Arbeitsplatzangebots* darin, dass es sich potentiell um einen selbständigen Arbeitsplatz handelt. Sicher ist es kein Zufall, dass er genau dieses Wort verwendet, um zu erklären, weshalb er die Armee verlassen hat. „*Ich war zu selbständig*“, wird er wiederholen. Er, der verlorene Sohn, hatte übrigens dafür gesorgt, nicht mit leeren Händen zurückzukommen, vielmehr verhalfen ihm jene Handelszulassungen, deren Erwerb ihm gelungen war, zu einer gewissen Selbständigkeit gegenüber seinem Vater.⁵ Diese Initiative wird zum Beginn einer neuen Metamorphose des Unternehmens, die zur Folge hat, dass Désiré sich damit identifizieren kann, weil sie sein Werk ist.

Aber diese Familiengeschichte liefert uns noch ein drittes noch überraschenderes Beispiel für den „Appell des Unternehmens“: Es betrifft den zweiten Sohn Désirés, Etienne. 1952 geboren, machte Etienne nach dem Baccalauréat ein Architekturstudium:

(...) aber wie soll ich sagen, er hat gemerkt, daß der Beruf wirklich (...) es gab zu viele, er hat sich als Immobilienhändler in Sauveterre niedergelassen. Er hat eine sehr gute Lage, dem Rathaus gegenüber, in einem Gebäude, das mir ebenfalls gehört: In diesem Haus war früher mein Schwiegervater, der Zahnarzt war. Wir haben seinen Anteil meinem Schwager abgekauft. Er ist ebenfalls Eigentumsverwalter; er hat Vertrauen gewinnen können, er hat seinen Kundenstamm, er ist sehr gut integriert. Er hätte Lehrer an einer Technikerschule werden können; aber auch er, wie sein Vater, ist sehr selbständig, er wollte nicht weiter im Schuldienst bleiben. Jetzt fühlt er sich wirklich wohl in seiner Haut. Meine Schwiegertochter arbeitet mit ihm zusammen; sie kümmert sich insbesondere um die Mietverwaltung. Mein Sohn kümmert sich vor allem um den Verkauf. Er ist Vermögensverwalter. Es geht ihm gut. Und die Enkeltochter geht in die Schule.

Erinnern wir uns, dass das, was von dem vom Großvater 1880 gegründeten Familienunternehmen blieb, „realisiert“ worden war, das heißt verkauft oder vielmehr 1968 von Désiré Terrenoire gegen eine Stellung als Geschäftsführer eingetauscht worden war; und dass jedenfalls spätestens 1978, zum Zeitpunkt, als Désiré Terrenoire in den vorzeitigen Ruhestand ging, nichts mehr davon übrig war. Nun stellen wir fest, dass sich ungefähr zu dieser Zeit einer seiner Söhne als Hausverwalter, Vermögensverwalter und

5 In diesem Zusammenhang scheint uns der Hinweis auf die soziologisch interessante Trichotomie nützlich, die in Italien gewöhnlich zur Berufsklassifikation angewandt wird: Selbständige, Beamte und Lohn- und Gehaltsempfänger. Die Unterscheidung innerhalb der Arbeitnehmerschaft zwischen Arbeitnehmern, die „abhängig“ sind, weil sie ständig vom Arbeitsplatzverlust bedroht sind, und Arbeitnehmern, die einen sicheren Arbeitsplatz haben und dadurch eine gewisse „Unabhängigkeit“ sogar innerhalb der Arbeitnehmerschaft haben, scheint uns überaus treffend (siehe Bertaux 1987). Es ist kein Zufall, wenn Désirés Vater versucht hat, seinen Sohn zum Lehramt hinzuorientieren: Aus der Sicht des Handwerkers oder des Händlers verbindet eine Beamtenstelle die Vorteile der Arbeitsplatzsicherheit mit einer gewissen Selbständigkeit – Selbständigkeit ohne die Risiken: die ideale Kombination.

Immobilienmakler ebenfalls selbständig gemacht hat. Dem Anschein nach gibt es keine *direkte*, objektive Verbindung zwischen den beiden Unternehmen, abgesehen davon, dass das Gebäude selbst, in dem Etienne seinen Beruf ausübt, ihm von seinem Vater geliehen wurde.

Liest man jedoch das vollständige Interview noch einmal, so bemerkt man die Häufigkeit, mit der die von den Terrenaires getätigten *Grundstücksinvestitionen* erwähnt werden. Der Großvater Baptiste ging mit gutem Beispiel voran, indem er nacheinander in derselben Straße zunächst ein erstes, dann ein zweites und schließlich ein drittes angrenzendes Haus kaufte. Sein Sohn Charles hat – ebenfalls in dieser Straße – ein viertes dazugekauft und vielleicht noch andere, die nicht erwähnt werden. Und Désiré Terrenaire kauft ein großes Haus, das der Tante seiner Frau gehörte; 1968 hat er seine Werkstätten zur Viehfutterherstellung zu Wohnungen umgebaut, die er vermietet hat; schließlich hat auch seine Frau ihren Anteil an ererbtem Grundbesitz mit in die Ehe gebracht. Ist es dann Zufall, wenn sich einer ihrer Söhne *gerade* auf dem Immobiliensektor selbständig macht? Oder muss man darin wieder eine *Appell-Wirkung* sehen, die diesmal nicht mehr vom Unternehmen der Familie ausgeht, sondern ein Appell des Familienbesitzes ist?

Gewiss, fast alle Familien von wohlhabenden Händlern und Handwerkern legen ihre Ersparnisse in Immobilien an – eine in Frankreich besonders verbreitete Erscheinung –, doch ohne, dass sie alle gleich eins ihrer Kinder zum Immobilienmakler machen. Es wäre absurd, hier vom Einzelfall auf die Gesamtheit zu schließen. Wenn wir hier eine Verbindungslinie zwischen der Akkumulation des Immobilienerbes über drei Generationen und dem Beruf des Urenkels Etienne ziehen, so können wir damit zeigen, wie groß die *Reichweite* der Transmissionen ist: Die Akkumulation, die ein Vorfahre getätigt hat, kann quer durch die aufeinanderfolgenden Metamorphosen des Familienbesitzes den beruflichen Lebensweg seines Urenkels determinieren.

Der Determinationsgedanke gewinnt hier einen spezifisch humanwissenschaftlichen Sinn. Zu lange – zum Beispiel bei Auguste Comte oder Emile Durkheim, bei Friedrich Engels oder den französischen Strukturalisten – war *Determination* Synonym für *Zwang*. Die naturwissenschaftliche Erkenntnistheorie war so in ein anderes Universum hineingeschmuggelt worden, in dem sie nichts zu suchen hatte. Zu lange wurde das Soziale als nur aus Zwängen bestehend aufgefasst, die auf den Handelnden lasten, die sich unter Androhung von Sanktionen den Normen ihrer sozialen Gruppe anpassen müssen. Doch neben dem Bestrafungsprinzip existiert zumindest eine andere Form, um erwünschtes Verhalten zu erreichen: das Belohnungsprinzip. Da das Soziale sich nicht nur auf Zwänge beschränkt, sondern auch aus Ressourcen besteht, kann das Vorhandensein von Ressourcen, die dem Handelnden mithilfe eines bestimmten Verhaltens zugänglich werden können, dieses Verhalten ebenso sicher, ja sogar noch sicherer als die Angst vor negativer Sanktion „determinieren“.

Diese neue Verwendung des Determinationskonzepts ergäbe gewiss in den Naturwissenschaften keinen Sinn; aber hatte die alte Verwendung einen Sinn, wenn nicht einen rein metaphorischen? „Gehorchen“ die sozialen Wesen und die Objekte der physikalischen Welt in gleichem Sinne „Gesetzen, die ihre Bewegungen determinieren“? Wenn wir also sagen, dass eine aufsteigende Generation sehr wohl über das, was sie weitergibt, die Gestaltung der Lebensläufe künftiger Generationen „determinieren“ kann, so geben wir dem Begriff Determination nicht den Bedeutungsinhalt von Zwang,

sondern eher den einer begehrten Ressource, die, weil sie begehrten ist, ein vorhersehbares Verhalten erzeugen kann.

III. Eheschließungen, Sozialisation, Aneignung der Kinder

Bisher haben wir so argumentiert, als ob die Existenz der Familienlinie Terrenoire eine Selbstverständlichkeit sei. In Wirklichkeit stellt diese Familienlinie einen Sonderfall dar, a) weil sie sich um einen produktiven Familienbesitz herum gebildet hat und vor allem b), weil jede Generation – dies ist die demographische Besonderheit – nur ein oder zwei Kinder bis zum Erwachsenenalter führt, und zwar immer Jungen.

Diese beiden Besonderheiten machen in der Tat die Familienlinie Terrenoire zu einem annähernd idealtypischen Fall; deshalb haben wir sie auch ausgewählt. Aber selbst in diesem fast idealtypischen Fall müssen wir zur Kenntnis nehmen, wie sehr die Struktur von Verwandtschaftsverhältnissen von der Konstruktion einer Linie abweicht.

Betrachten wir kurz die Tatsache, dass Charles einen Bruder hatte, der sein ganzes Leben lang Bankangestellter blieb, Sauveterre nicht verließ und zwei Söhne hatte (Désirés Vettern), die beide Lehrer sind. Auch sie sind rechtmäßige Terreniores. Wenn sie einen „Seitenzweig“ bilden, so zunächst in Bezug auf unseren Erzähler (Erzähleffekt), aber *auch*, weil der produktive Familienbesitz, den Baptiste aufgebaut hat, Charles vermacht wurde.

So ist es doch wohl der *bewohnte Familienbesitz*, der die Familienlinie Terrenoire hervorgebracht hat, die wir beschrieben haben. Aber eine Familienlinie kann ohne Ehepartner nicht fortbestehen. In jeder Generation führt der Erbe des Besitzes der Familienlinie durch Heirat eine Person einer anderen Familie in seine Familienlinie ein; und die aus dieser Ehe hervorgegangenen Kinder sind zumindest *formal* ebenso Teil der einen wie der anderen Familie. Von dieser formalen Symmetrie des Ehebunds aus kann man nur dann zur Vorstellung einer Linie gelangen, wenn ein Dominanzverhältnis zwischen den beiden Familien hergestellt wird, und damit die Kinder zu „Angehörigen“ nur einer der beiden Familien gemacht werden.

Die Familienlinie Terrenoire bietet übrigens eine ziemlich treffende Illustration des Phänomens, das wir – in Anlehnung an die Umgangssprache – das Phänomen des *Ergänzungsteils* [*pièce rapportée*] nennen werden, das heißt: die Situation des Ehepartners, der allein in einen fest geschlossenen Familienverband kommt.⁶

So war es offensichtlich der Fall bei Camille, der Mutter von Désiré Terrenoire:

Etwa 1900 hat man eine Eisenbahnlinie (gebaut). (...) Meine Großeltern mütterlicherseits sind damals (dem Bau) dieser Linie gefolgt, mein Großvater, indem er auf der Strecke arbeitete, und meine Großmutter, indem sie das Restaurant (für die Arbeiter) besorgte. Deshalb wurden meine Mutter selbst und Schwestern meiner Mutter auf dieser Trasse geboren.

Camille war schon sehr jung als Dienstmädchen in Sauveterre in Stellung gegeben worden, weit weg von ihren Eltern. Ihre Heirat hat sie an diesen Ort gebunden. Zudem heiratete sie, die „mit nichts ankam“ – wie man so sagt –, in eine relativ wohlhabende

6 [Die Autoren zitieren an dieser Stelle aus dem Dictionnaire Robert, um auf die besondere Bedeutung von „rapporter“ im Sinne von „hinzufügen, um zu vervollständigen“ hinzuweisen: „rapporté: qui a été ajouté pour compléter“; d. Ü.]

Handwerker-Händler-Familie ein. Es besteht kein Zweifel, dass ihre Arbeitskraft weitgehend vom Familienunternehmen Terrenoire in Anspruch genommen wurde, so sehr sogar, dass ihre Schwiegermutter ihren Sohn zwischen seinem vierten und zehnten Lebensjahr aufzog. Das Unternehmen der angeheirateten Familie hat sie gewissermaßen absorbiert.

Für die Schwiegermutter selbst, Blanche, ist die Situation anders. Sie tritt in der Erzählung ihres Enkels als eine sehr energische, dynamische und innovative Frau in Erscheinung. Vor allem hatte sie sich innerhalb des Unternehmens ihres Mannes einen eigenen Kompetenzbereich geschaffen, indem sie die Art von Handel (mit Ackerbauprodukten) übernahm, den ihre Eltern betrieben. Es ist übrigens dieser Handel und nicht die Bäckerei, den ihr Sohn am Ende übernehmen wird. Schließlich kam Blanche wie ihr Mann aus einer Familie, die einiges besaß. Kurz, bei diesem Großelternpaar schien das Verhältnis etwas ausgewogener.

Doch wie stellt sich dies bei Désiré Terrenoire dar? Als einziger Sohn erscheint er als derjenige, der die Familienlinie Terrenoire, die sich um den Aufbau und die Transmission eines produktiven Familienbesitzes herum entwickelt hat, fortsetzt (aber auch auflöst?). Er hat es verstanden, sein eigenes Unternehmen aufzubauen:

(...) Ich hatte bereits (1945) die Idee, Viehfutter herzustellen.

- Also Ihr eigenes Unternehmen zu gründen?

Genau, (aber) auf ziemlich lange Sicht, weil doch eine Menge an Kapital erforderlich war, das ich nicht hatte. Und meine Frau, die genauso alt ist wie ich, kam dann in die Oberschule und deshalb, weil sie immerhin eine ziemlich gute Schülerin war, (...) war sie eine Klasse über mir, sie hat ihr Baccalauréat mit 17 gehabt, wir kannten uns nicht (...). Es ist paradox, wir sind immerhin sechs oder sieben Jahre auf derselben Oberschule gewesen, sie war eine Klasse höher (...)

Als Antwort auf eine Frage zur Gründung seines Unternehmens hat sich Herr Terrenoire in einen langen, weit abschweifenden Bericht über die Umstände seines Zusammentreffens mit seiner Frau, ihre hinausgezögerte Verlobung, ihre Heirat 1947 usw. verwickelt. Und schließlich:

Und gegen 1950 oder '52 so etwa stand dann die Fabrik, die kleine Fabrik des Großvaters meiner Frau zum Verkauf, und mein Schwiegervater hat zu mir gesagt: „Schau an, das mußt du kaufen.“ (...) Die Räumlichkeiten waren nicht sehr groß, aber der Großvater meiner Frau machte Luxuskonserven und getrocknete Champignons. Das war einer der größten Exporteure getrockneter Champignons auf der Welt. Er war Exklusivlieferant des Zaren von Rußland. (...) Also die Fabrik habe ich gekauft dank meines Schwiegervaters – das muß ich sagen – und meines Vaters.

Tatsächlich verkaufte Charles Terrenoire zur gleichen Zeit die Bäckerei; das Geld wurde sicher zum Kauf der Fertigungshallen eingesetzt. Das Produktivkapital Terrenoire verwandelte sich. Gleichzeitig mit den Betriebsgebäuden kaufte Herr Terrenoire das daran angrenzende Haus:

(Als wir jung verheiratet waren) bewohnten wir eine kleine Wohnung in der R.straße 4 (neben der Bäckerei). Wir sind dort fünf oder sechs Jahre geblieben. (Dann) als wir das Betriebsgebäude vom Großvater meiner Frau gekauft hatten, – man muß sagen, daß da also diese Werkshalle war, aber daneben war ein sehr schönes Haus, das der Tante meiner Frau gehörte. Und das wir ihr auf Rentenbasis abkaufen konnten. So haben wir dann dieses schöne Haus bewohnt in der Zeit (...) bis 71.

(1968), am Tag nach meiner Fusion mit der Genossenschaft, habe ich das Grundstück, auf dem wir (heute) sind, gekauft, mit dem Gedanken zu bauen (...) Dieses Haus war 1971 fertig, und wir wohnen seither dort.

Und mein jüngster Sohn bewohnt das Haus, in dem wir vorher waren.

Die beiden Kinder von Herrn Terrenoire wurden also in einem Haus aufgezogen, das der mütterlichen Seite entstammte. In demselben Haus wohnt heute derjenige der beiden, der als der designierte Erbe erscheint. Sein Maklerbüro liegt in einem Gebäude im Stadtzentrum, „das mir gehört“, hat Herr Terrenoire gesagt, das aber in Wirklichkeit dem Ehepaar gehört: Die eine Hälfte war ein Erbeil der Ehefrau, und die andere Hälfte wurde hinzugekauft.

Dem allem ist noch hinzuzufügen, dass die Herkunftsfamilie von Frau Terrenoire eine in Sauveterre sehr angesehene Familie ist; mehrere Mitglieder dieser Familie haben in Paris studiert. Ist es reiner Zufall, wenn Herr Terrenoire bei der Erinnerung an seine Zeit auf der Oberschule sagt: „Meine Frau war eine Klasse höher“? Wenn man dies alles zusammennimmt, kommt man zu der Frage: Ist nicht vielleicht Herr Terrenoire in seinem Hause das Ergänzungsteil?

In der Tat kann der auf die Gegenwart bezogene Teil seiner Erzählung (von seiner Heirat an) in diesem Sinne noch einmal gelesen werden. Hätten wir die Erzählung seiner Frau oder eines seiner Söhne erheben können, so hätten wir sicher denselben Perspektivwechsel empfunden, den der Leser des „Alexandria-Quartett“ von Lawrence Durrell wahrnimmt, wenn er vom ersten (in der 1. Person geschriebenen) Band zum zweiten übergeht und bemerkt, dass derjenige, den er bisher für den Helden dieser Geschichte gehalten hat, nur eine Randfigur ist, die ohne ihr Wissen von Kräften manipuliert wird, die sie bei weitem übertreffen. Wir begnügen uns hier, ohne ins Detail zu gehen, mit der Behauptung, dass, ausgehend von dieser Hypothese, zahlreiche Züge der Geschichte, wie sie uns Herr Terrenoire erzählt hat, insgesamt gesehen einen neuen Sinn gewinnen. Am Ende dieser Reinterpretation offenbart sich sein unleugbarer sozialer Aufstieg auch als das Ergebnis einer guten Partie.

Sicher, für diese Heirat waren im Wesentlichen persönliche Eigenschaften ausschlaggebend: Eine stattliche Erscheinung, die durch das Tragen der Uniform noch hervorgehoben wurde, das Romantische, das der Entscheidung für den Beruf eines „Seefahrers auf großer Fahrt“ anhängt, eine gewisse Ungezwungenheit im Umgang, die er vielleicht den glücklichen Jahren mit der Großmutter Blanche verdankt ... jedenfalls heiratete er so in eine Familie, die nicht nur wohlhabender, sondern auch seit langem im städtischen Bürgertum fest verankert war. Diese Familie verhalf ihm zu einem erfolgreichen Berufsleben. Und es geschah, was in diesen Fällen häufig geschieht: Er wohnte von jetzt an in der Nähe seiner angeheirateten Familie; seine Kinder wurden die Enkel seiner Schwiegereltern; die Familienlinie, deren letzter Träger er war, räumte den Platz für die Familienlinie seiner Frau, die Lemaires. Sicher, die Kinder tragen

seinen Namen, doch sind sie für die angeheiratete Familie mit großer Wahrscheinlichkeit „Lemaire“; besonders über den jüngsten Sohn wird die Linie Lemaire fortbestehen.

Das generelle Problem, das wir hier über den Einzelfall und das Konzept des *Ergänzungsteils* aufgeworfen haben, betrifft die Rivalität zwischen Familienlinien innerhalb einer ehelichen Verbindung. Wenn durch eine Heirat die Vereinigung zweier Familien formal abgesegnet wird, so kommt es gewöhnlich dazu (und liegt in der Natur der Sache), dass die beiden Familien in einer unausgesprochenen Rivalitätsbeziehung stehen, in der es in Wirklichkeit langfristig um die symbolische Aneignung der Kinder geht.

Wohlgemerkt, es geht nicht um eine psychologische, sondern um eine soziologische Fragestellung. Der junge Mann einfacher Herkunft, aber mit Zukunft, der ein Mädchen aus dem Bürgertum heiratet, mag eine noch so dominante Position in seiner Ehe einnehmen, er wird deshalb nicht weniger das Ergänzungsteil bleiben. Es ließen sich Werten darüber abschließen, dass das Paar eines Tages in einer Wohnung wohnen wird, die es von der Familie der Frau erhalten hat und die in deren Nähe liegt, und dass die Kinder häufiger und vielleicht auch regelmäßiger ihre Großeltern mütterlicherseits besuchen werden. Die relative Häufigkeit der Besuche bei den Großeltern und die Herkunft der Wohnung bilden – zumindest in Frankreich – zwei ausgezeichnete Indikatoren für das Kräfteverhältnis zwischen den beiden Familienlinien in Hinblick auf die symbolische Aneignung der Enkel.

Nur über einen langen Zeitraum hinweg lassen sich die Auswirkungen des unsichtbaren Werks der Sozialisation ermessen. Derjenige, der im Ehealltag den anderen dominiert, ist am Ende erstaunt, Kinder in die Welt gesetzt zu haben, die ihm nicht ähnlich, ja ihm gleichsam fremd sind. Die Sozialisationsprozesse sind eine wundersame Alchimie, in der sich die psychischen und sozialen Elemente in ständiger Wechselwirkung befinden, wobei sie gern ihre Formen untereinander austauschen. Jedes erwachsene Mitglied der gesamten Familiengruppe (also auch die Mitglieder der erweiterten Familie, die in signifikanter Interaktion miteinander stehen) stellt sich den anderen gegenüber gleichzeitig als psychisches Individuum und als soziales Individuum dar; über jede der verschiedenen Rollen, die ihm seine Stellung zuweist, lässt sich dabei übrigens nur ein Teil jener komplexen und ambivalenten Entitäten herausfiltern, die seine soziale Identität und seine psychische „Identität“ ausmachen.

Diese Interaktionen sind auf Anhieb außerordentlich schwer zu erfassen. Dennoch prägt ihr langfristiges Wirken die Schicksale. Wie die Eule der Minerva haben die Familiengeschichten zumindest den Vorzug, dass sie, wenn auch nicht die extreme Komplexität des Sozialisationsgeschehens, so doch ihre tatsächlichen Ergebnisse sichtbar machen.

IV. Transmission und Transmissibilität

Angesichts der zentralen Bedeutung, die im Bereich der Soziologie der sozialen Mobilität die Relation soziale Herkunft/soziale Stellung im Erwachsenenalter einnimmt, und zugleich angesichts des Schematismus der empirischen Indikatoren, die verwendet werden, um diese beiden „Variablen“ zu „messen“, ist es mehr denn je unumgänglich, über die konkreten Vermittlungen nachzudenken, über die die Herkunft (die Herkunftsfamilie, sozial verortet) das Schicksal beeinflusst.

Wir haben uns hier bemüht, diese Relation mit dem Konzept der „Transmission“ gedanklich zu fassen. Es hat sich gezeigt, dass – selbst wenn wir unsere Untersuchung allein auf die Transmissionen produktiven Familienbesitzes beschränken – diese Frage sich als ziemlich kompliziert erwies. Wie wäre es gewesen, wenn wir uns für die Transmission von Werten, Einstellungen, Vorurteilen interessiert hätten?

Wir waren von der Hypothese ausgegangen, dass der soziale Status Merkmal einer *Gruppe* ist – in unserem Fall einer familialen Gruppe – und dass er sich nicht als solcher übertragen lässt: Nur die Elemente, die ihn zusammensetzen, seien dies ökonomische, bildungsspezifische, relationale, geografische usw., können übertragen werden. Am Ende unserer Untersuchung entdecken wir, dass sogar das Element, dessen Transmission die leichteste, einfachste und die direkteste sein müsste, nämlich das Kapital, sich scheinbar verwandeln musste, damit es sich die folgende Generation aufs Neue aneignen konnte. Die Transmission zum Identischen scheint, weil sie den Erben reifiziert (sie macht aus ihm ein Objekt), etwas Demütigendes an sich zu haben; um zum *Subjekt* des Erbes zu werden, muss der Erbe sich das Erbe *zu eigen machen* und ihm so seinen eigenen Stempel aufdrücken oder – mit Goethe – es erwerben, um es zu besitzen.

Wenn sich dies schon beim produktiven Kapital so verhält – eine der am meisten vergegenständlichten Formen der Elemente, die Bestandteil des sozialen Status sind – so muss es sich umso mehr bei anderen, weniger vergegenständlichten Elementen so verhalten. Der Wille der Eltern, dem einen oder anderen ihrer Kinder ihre – vielleicht unerfüllt gebliebene – Neigung zum Studium, zum Handel oder zu einer künstlerischen oder sportlichen Tätigkeit zu übertragen, läuft erheblich Gefahr, auf den Widerstand der geringen Empfänglichkeit der potentiellen Empfänger zu stoßen. Daraus folgt eine erste Hypothese: *Transmissionen zum Identischen sind die Ausnahme und nicht die Regel.*

Ohne Zweifel sehr viel geläufiger sind die *Transmissionen zum Äquivalenten*. Der Sohn des Bäckers, der Kornhändler wird; der Sohn des Kleinindustriellen, der Immobilienhändler wird; die Zahnarzttochter, die Ärztin wird; dies sind nur drei der zigtausend anderen Beispiele von Transmissionen zum Äquivalent. Der Sohn des Schriftstellers, der Journalist wird, der Sohn des Drehers, der Ingenieur wird, die Tochter der Krankenschwester, die Röntgenologin wird, die Tochter des Polizisten, die Steuerbeamtin wird, so viele Beispiele für das gleichzeitige und untrennbare Nebeneinander von Bewahrung und Transformation. Bewahrt werden kann der mit dem Beruf verbundene soziale Status (der Sohn des Arztes wird Rechtsanwalt) oder der Berufs-Situs (die Tochter der Krankenschwester wird Ärztin) und bildet jeweils den Kern des Äquivalents. Das neue Element, das gleichzeitig Ablehnung des alten und Erneuerung beinhaltet, erlaubt es dem Erben, sich als persönliches Element anzueignen, was ihm in Wirklichkeit übertragen wurde. Es geht nicht nur darum, dass er „etwas macht aus dem, was man aus ihm gemacht hat“, wie Sartre es so schön auf eine Formel bringt, sondern dass er etwas macht aus dem, was ihm übertragen wurde.

Hier scheint es uns erforderlich, einen zentralen Begriff dazwischenzuschalten: die *Übertragbarkeit*. Er soll in Erinnerung rufen, dass alle Elemente, die den sozialen Status der Herkunftsfamilie zusammensetzen, nicht in gleichem Maße übertragbar sind, und zwar unabhängig von der *Empfänglichkeit* der potentiellen Erben.

Einige schematische Beispiele zur Verdeutlichung: Bargeld ist zu 100 % von den Eltern auf die Kinder übertragbar, Grundbesitz (bei einer Erbschaftssteuer von 20 %

des Wertes) zu 80 %. Doch wie hoch ist der *Übertragbarkeitsgrad* eines hohen schulischen oder intellektuellen Niveaus oder einer künstlerischen Begabung? Eines Berufswissens? Einer mit hohem Ansehen verbundenen Position in der Politik? Einer Einbindung in ein geschlossenes soziales Milieu? Unabhängig von dem Willen (und der Fähigkeit) des Vorfahren, etwas zu übertragen, und unabhängig von der Fähigkeit (und dem Willen) des Nachfahren, etwas anzunehmen, weisen diese Elemente sehr unterschiedliche Übertragbarkeitsgrade auf. Sie sind ihnen nur zum Teil wesenseigen; ihre Transmission kann durch verschiedene *Kontexte* weitgehend erleichtert oder behindert werden. Die Übertragbarkeit eines Staturelements variiert direkt proportional zu seinem Objektivierungsgrad und umgekehrt proportional zu seinem Subjektivierungsgrad. (Vielleicht liegt hierin einer der Gründe für den Antrieb, die anderen Staturelemente, wie zum Beispiel Schulerfolg, politische Stellung oder ein hoher Bekanntheitsgrad, in Geld umzusetzen – eine gänzlich objektivierte und folglich übertragbare Form.) Kurzum, der *relative Grad der Übertragbarkeit* offenbart sich als wesentliche Eigenheit der Elemente, die Gegenstand von Transmissionsbemühungen sind. Deshalb kann man sagen, dass man nur das übertragen kann, was man wirklich besitzt, ja sogar: *dass man nur das wirklich besitzt, was man weitergeben kann.*

Weil die Übertragbarkeit vieler Staturelemente gering ist, verwirklicht sich ein großer Teil der Transmissionen als Transformation einer *Ressource* in eine Handlungs Voraussetzung. Zum Beispiel: Das Kapital, das von Baptiste und dann von Charles angehäuft worden war, bringt ein gewisses *Einkommen*, das genutzt wurde, um Désiré unter *guten Schulbedingungen* in der besten Oberschule der Stadt unterzubringen. Diese „Strategie“, die darauf ausgerichtet war, ihn zu einer höheren Ausbildung zu veranlassen, führte als solche zu einem relativen Misserfolg (er wird weder Lehrer noch Offizier sein).

Andererseits war es genau diese Strategie, die ihn in die günstige Ausgangsposition versetzte, um eine gute Partie zu machen. Doch im einen wie im anderen Fall, für den Schulerfolg wie für den *Heirats-,Erfolg*“, musste er vorübergehend eine Zeit der *Praxis* durchmachen. Ebenso wie der Schulerfolg, konnte der Verführungserfolg nicht ohne ein Minimum an Anstrengungen seinerseits erreicht werden. Seine Eltern und das Leben hatten ihm ein Feld des Möglichen eröffnet; aber es lag an ihm, an seiner Praxis, aus einer Möglichkeit Wirklichkeit werden zu lassen.

Diese wenigen Überlegungen können nur eine Richtung aufzeigen, die es ermöglicht, das Dilemma Objektivismus/Voluntarismus zu überwinden, das sich – übertragen auf das Gebiet der Soziologie sozialer Mobilität – in dem Gegensatz zwischen dem „Reproduktions“- und dem „Wettbewerbs“-Konzept sozialer Mobilität niederschlägt.

In Übereinstimmung mit Anthony Giddens' (1979; 1987) Bemühen, den „in der Sozialtheorie tief verankerten Dualismus, der den Objektivismus dem Subjektivismus gegenüberstellt“ (Giddens 1987: 31), haben wir versucht zu zeigen, dass sich Sozio-Strukturelles hinter scheinbar vollkommen freiwilligen Entscheidungen und Handlungen entdecken lässt sowie Praxis im Zentrum dessen, was von weitem aussieht wie reine Reproduktion durch direkte Transmission. Der im Grunde überzeugende Gedanke, dass ein Lebenslauf sehr viel leichter durch die Transmission einer *Ressource* als durch das Auferlegen eines *Zwangs* determiniert – oder eher: konditioniert – werden kann, gibt dem Determinationskonzept einen völlig neuen Inhalt, der das Sozio-Strukturelle *und* die Praxis miteinschließt. Diese Konzeption kommt dem sehr nahe, was

Giddens in seiner Theorie der Strukturierung als „Dualität der Struktur“ bezeichnet, und unsere Fallstudie versteht sich als eine exemplarische Illustration dazu.

LITERATUR

- Bertaux, Daniel (1987): Du monopole au pluralisme méthodologique dans la sociologie de la mobilité sociale, in: *Annales de Vaucresson*, 26, Numéro spécial: Histoires de vies, Histoires de familles, Trajectoires sociales, 305-320.
- Bertaux, Daniel (1987): L'indépendance, la délinquance, et les deux salariats, in: *Annales de Vaucresson*, 26, Heft 1, 279-295.
- Bertaux, Daniel (1991): Slow motion, long duration – the „social genealogies“ approach to social mobility research, in: ders. und Paul Thompson (Hg.), *Pathways to Social Class: A Qualitative Approach to Social Mobility*, Oxford, x-y.
- Bertaux, Daniel und Isabelle Bertaux-Wiame (1981): Ethnosociologie de la mobilité familiale. Éléments théoriques et méthodologiques. Vortrag auf dem „Séminaire international sur les Tendances de la Recherche en Stratification et Mobilité“, UNESCO, Paris 27.-30. April 1981, 13 Seiten (Ms.).
- Bertaux, Daniel und Isabelle Bertaux-Wiame (1984): Familles et Mobilité sociale. Une enquête comparative (in Zusammenarbeit mit Howard Newby und Paul Thompson), Projet de recherche présenté à l'ATP „Comparaisons internationales“, CNRS, Paris (Ms.).
- Bertaux, Daniel und Isabelle Bertaux-Wiame (1986): Families and Social Mobility. Vortrag auf dem XI. Weltkongress für Soziologie (Neu-Delhi), RC „Biography and Society“ (Ms.)
- Bertaux, Daniel und Paul Thompson (Hg.) (1997): *Pathways to Social Class: A Qualitative Approach to Social Mobility*, Oxford.
- Bertaux-Wiame, Isabelle (1984): Histoires de familles, *Informations sociales*, 2, 38-42.
- Bertaux-Wiame, Isabelle (1987): Le projet familial, *Annales de Vaucresson*, 26, Heft 1, 61-74.
- Bertaux-Wiame, Isabelle (1988): Des récits de vie aux histoires de famille, Actes du Congrès 1988 de l'ACSALF, Moncton.
- Geertz, Clifford (1973): *The Interpretation of Culture, Selected Essays*, New York.
- Geertz, Clifford (1986): *Savoir local, savoir global: les lieux du savoir*, Paris (englische Erstausgabe 1983).
- Giddens, Anthony (1979): *Central Problems in Social Theory*, London.
<https://doi.org/10.1007/978-1-349-16161-4>
- Giddens, Anthony (1987): *La Constitution de la Société*, Paris (englische Erstausgabe 1984).
- Glaser, Barney G. (1978): *Theoretical Sensitivity, Advances in the Methodology of Grounded Theory*, Mill Valley, California.
- Glaser, Barney G. und Anselm Strauss (1967): *The Discovery of Grounded Theory: strategies for qualitative research*, Chicago. <https://doi.org/10.1097/00006199-196807000-00014>
- Strauss, Anselm (1987): *Qualitative Analysis for Social Scientists*, Cambridge.
<https://doi.org/10.1017/CBO9780511557842>
- Thompson, Paul (1997): Women, men and transgenerational family influence on social mobility, in: Daniel Bertaux und Paul Thompson (Hg.), *Pathways to Social Class: A Qualitative Approach to Social Mobility*, Oxford, 32-61.

Aus dem Französischen übersetzt von Angela Rammstedt und Charlotte Heinritz.

Institutionalisierung oder Individualisierung des Lebenslaufs?

Anmerkungen zu einer festgefahrenen Debatte¹

Monika Wohlrab-Sahr

[BIOS 5 (1992), Heft 1, 1-19]

Einleitung

An der Frage einer „Individualisierung“ der Lebensführung oder einer „De-Institutionalisierung“ des Lebenslaufs scheiden sich in der Soziologie derzeit die Geister.² Was für die einen schon fast in den Bestand soziologischen Alltagswissens abgesunken ist, das kaum mehr einer Begründung zu bedürfen scheint, für andere zumindest eine plausible Interpretationsfolie für heterogene empirische Befunde liefert, betrachten dritte weitgehend als Resultat zeitgeistischer Aufgeregtheit, das näherer Überprüfung nicht standhält.

Allerdings scheinen solche Einschätzungen oft eher von theoretischen Grundpositionen abzuhängen als von den vermeintlich für sich sprechenden „harten“ Fakten. Dies zeigt sich – bei genauerer Betrachtung – oft in der unterschiedlichen Interpretation ein und derselben Befunde. Ein illustratives Beispiel ist hier etwa die Bewertung der verzögerten Familienbildung bei jüngeren Kohorten. Wird sie einerseits dazu benutzt, die Individualisierungsthese empirisch zu widerlegen (so etwa Mayer 1989), nimmt der in diesem Zusammenhang zitierte Autor in seiner eigenen Studie gleichwohl darauf Bezug (Huinink 1989). Die polemische Abgrenzung von Positionen und Profilen scheint eine sachliche Abwägung der Plausibilität von Konzepten zurzeit eher zu behindern.

Ich werde im Folgenden zwei verschiedene Modelle einer Strukturierung des Lebenslaufs einer näheren Betrachtung unterziehen. Es handelt sich zum einen um das Konzept der „Sozialstruktur des Lebensverlaufs“, wie es vor allem Karl Ulrich Mayer und seine Mitautoren und -autorinnen vertreten. Darin wird eine besonders pointierte Gegenposition zu Thesen der Individualisierung und De-Institutionalisierung des Lebenslaufs bezogen. Anschließend werde ich mich mit den Arbeiten Martin Kohlis zur „Institutionalisierung“ und „De-Institutionalisierung“ des Lebenslaufs auseinandersetzen, die die Individualisierungsthese integrieren. Zwischengeschaltet ist ein Exkurs

1 Die hier vorgestellten Überlegungen sind weiter ausgeführt in einer Arbeit zum Thema „Biographische Unsicherheit“ (Wohlrab-Sahr 1991), die 1991 am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften und Philosophie der Philipps-Universität Marburg als Dissertation angenommen wurde. Publiziert als Wohlrab-Sahr 1993.

2 Vgl. dazu etwa die Beiträge von Beck, Zapf, Mayer u. a. beim 25. Deutschen Soziologentag in Frankfurt/Main, in: Zapf 1991.

über das Verhältnis von Individualisierung und Institutionalisierung bei Ulrich Beck, auf den beide Autoren in unterschiedlicher Weise Bezug nehmen.

In der Auseinandersetzung mit den Konzepten Mayers und Kohlis geht es mir vor allem darum, deren theoretische Prämissen herauszuarbeiten und zu rekonstruieren, welches Verständnis von Individualisierung der Lebensführung oder De-Institutionalisierung des Lebenslaufs daraus resultiert. Anschließend werde ich auf der Basis einer empirischen Untersuchung über die Lebensgeschichten von Zeitarbeiterinnen einige der Biographisierungsprozesse³ skizzieren, die mit der Bedeutungsminde rung institutionalisierter Lebenslaufmuster einhergehen.

Die „Sozialstruktur des Lebensverlaufs“

Der Lebenslauf als Resultat sozialer Differenzierung

Das Konzept der „Sozialstruktur des Lebensverlaufs“ ist unmittelbar verknüpft mit der Theorie sozialer Differenzierung (siehe dazu vor allem: Mayer/Müller 1986 und 1989). Die soziale Differenzierung der Gesamtgesellschaft, „the historical triangulation of family, economy and education“ (Smelser/Halpern 1978), bildet sich – so die Überlegung – in Form von diachronisch geordneten Segmenten im Lebenslauf ab (Mayer/Müller 1989: 46).

Die Frage nach dem sozialen Wandel von Lebensverläufen zielt hier folglich in erster Linie auf das Verhältnis dieser Segmente zueinander. Sie wird formuliert als „Frage nach dem Grad der Ausdifferenzierung von Lebensbereichen, nach deren zeitlicher Überlappung oder regulierter Abfolge, nach dem Wandel in der Anzahl und dem Grad der Strukturiertheit von Einzelereignissen und Wechseln, dem Wandel in ihrer zeitlichen Fixierung und dem Zeitverhältnis in anderen Lebensereignissen, als Frage nach Veränderungen in der Sequenz und Dauer von Zuständen“ (Mayer 1981: 493).

Zentrale Bedeutung im Prozess sozialer Ausdifferenzierung und bei der dadurch notwendig werdenden Integration der institutionellen Teilbereiche wird dem Staat zugeschrieben. Entscheidende Relevanz erhält er damit auch für die Strukturierung des Lebenslaufs und für die soziale Konstruktion von Individualität. So bewirke staatliches Handeln – etwa durch die Einführung der Schulpflicht – die Segmentierung von Lebensphasen im Sinne abgrenzbarer Stufen. Dieser Segmentierungsprozess werde durch die Spezialisierung staatlicher Institutionen und des entsprechenden Dienstleistungspersonals, die sich jeweils nur auf ein spezifisches Problem eines Lebensabschnitts bzw. auf einen exakt definierten formalen Status beziehen, zusätzlich verschärft. Gleichzeitig konstituiere sich mit der Etablierung des Sozialstaats ein Individuum im spezifischen Sinne: als Träger von Rechten und Pflichten und bevorzugtes Objekt staatlicher Maßnahmen.

Wo Mayer, der sich explizit an die Durkheim'sche Tradition anlehnt, in seinen eigenen Überlegungen also von Individualisierungsprozessen ausgeht, geschieht dies aus einer streng strukturtheoretischen Perspektive: Individualisierung wird als Konsequenz sozialer Differenzierung betrachtet und Individualität als Resultat sozialstaatlicher Zuschreibung.

3 Zum Begriff der „Biographisierung“ vgl. Fuchs (1983) und Brose/Hildenbrand (1988).

Wo er Konsequenzen für individuelle Biographien und subjektive Orientierungen formuliert, bezieht Mayer sich auf wissenssoziologische Überlegungen Karl Mannheims (Mannheim 1940) und Thomas Luckmanns (Luckmann 1975). Mit der Ausdifferenzierung institutioneller Teilbereiche und der Herausbildung entsprechender funktionaler Rationalitäten trete – so greifen Mayer und Müller (Mayer/Müller 1986 und 1989) die Position Mannheims auf – substantielle Rationalität zunehmend in den Hintergrund. Gleichzeitig löse sich – hier beziehen sie sich auf Luckmann – mit dem wachsenden Einfluss institutioneller Logiken auf das alltägliche Leben ein Großteil der sozialen Interaktion von ihren ursprünglichen biographischen Bedeutungskontexten ab.

Insofern sehen die Autoren mit der institutionellen Differenzierung eine große Heterogenität von Handlungslogiken verbunden, die die Ausbildung umfassender Lebensentwürfe unwahrscheinlich werden lasse und „eher eine Logik der gegenwärtigen Situation als eine Logik der Gesamtbiographie“ (Mayer/Müller 1989: 54) unterstütze. Diese Tendenz werde dadurch verschärft, dass staatliche Regulation individuelle ökonomische Rationalität als dominante Form sozialer Orientierung begünstige. Die Etablierung staatlicher Dienstleistungen und die Schaffung von Anreizsystemen ließen es für Individuen – unabhängig von ihrer wirklichen Bedürfnislage – funktional rational werden, von Angeboten auch Gebrauch zu machen. Damit werde substantielle Rationalität tendenziell zugunsten funktionaler Rationalität, im Sinne einer kalkulierten Anpassung an extern gesetzte Ziele, geschwächt.

Die Implikationen staatlicher Regulation für den Lebenslauf und für subjektive Orientierungen sind also aus der hier vorgestellten Perspektive mehrdeutig: Staatliche Maßnahmen wirken gleichzeitig integrativ wie auch differenzierend, indem sie Abfolgen von Lebensphasen nominieren, Bildungsgänge und Karriereleitern etablieren, gerade in diesem Prozess aber lebensgeschichtliche Übergänge und Lebenssegmente akzentuieren. Beides trägt zu einer größeren Bedeutung struktureller Einflüsse im Lebensverlauf bei. Gleichzeitig sinke durch die Differenzierung institutioneller Handlungslogiken und durch die Dominanz der vom Wohlfahrtsstaat begünstigten funktionalen Rationalität „die Wahrscheinlichkeit eines auf der Bedeutungs- und Sinnebene zusammenhängenden und integrierten Lebens“ (Mayer/Müller 1989: 58).

Der Lebenslauf als endogener Kausalzusammenhang

Ein weiteres Moment der Strukturierung von Lebensverläufen liegt Mayer zufolge darin, dass diese einen „endogenen Kausalzusammenhang“ (Mayer/Blossfeld 1990: 311) ausbilden, das heißt, dass die Implikationen früherer Entscheidungen und Lebensbedingungen den späteren Lebensverlauf weitgehend bestimmen. Während also ein biographischer Sinnzusammenhang tendenziell aufgelöst wird, entsteht – so könnte man die Argumente verknüpfen – „hinter dem Rücken“ der Akteure ein struktureller Kausalzusammenhang, in dem frühe Weichenstellungen kaum noch reversibel sind. Soziale Herkunft bestimmt weitgehend die Bildungspartizipation und die berufliche Erstplatzierung, diese wiederum beeinflussen den Zeitpunkt der Familienkonstitution und insgesamt die Chancen auf dem Heiratsmarkt. Die berufliche Erstplatzierung schließlich definiert maßgeblich den weiteren Karriereverlauf usw. Über diesen Zusammenhang wird dann auch die Institutionalisierung von Ungleichheit begründet (vgl. dazu Mayer/Blossfeld 1990; Leschinsky/Mayer 1990). Pointiert formulieren Mayer und Blossfeld das Fazit ihrer Befunde gegen die als Entstrukturierungsthese interpretierte Individualisierungsthese: Der endogene Kausalzusammenhang im Lebensverlauf wird [...]

deutlich ausgeprägter. Die vergangene Lebensgeschichte bestimmt in einem zunehmend höheren Ausmaß, welche Lebenschancen sich später eröffnen. Die Mechanismen der sozialen Selektion werden rigider, die Sozialstruktur wird nicht zunehmend offener und mobiler. Sie wird zunehmend geschlossener und immobiler (Mayer/Blossfeld 1990: 311). An anderer Stelle äußert sich Mayer entsprechend über den Einfluss institutioneller Regelungen auf Lebensverläufe. Lebensläufe und die Formen der Lebensführung hätten sich „zwar differenziert, aber alles andere als individualisiert. Im Gegenteil: Die Strukturierung von Lebenschancen und Lebensverläufen durch gesellschaftliche Institutionen scheint eher stärker geworden zu sein“ (Mayer 1991: 680).

Zum Verhältnis von Individualisierung und Strukturierung

Ich kann an dieser Stelle nicht genauer auf die empirischen Befunde und deren Interpretation eingehen, die Mayer zur Begründung seiner Thesen heranzieht. Bei vielen dieser Ergebnisse werden Individualisierungstheoretiker sicher gut daran tun, sie genau zur Kenntnis zu nehmen. Manche allerdings, das wurde oben bereits angedeutet, lassen sich ebenso gut zur Untermauerung der Individualisierungsthese heranziehen. Ich werde darauf später noch eingehen. An dieser Stelle geht es jedoch zunächst um die Grundannahmen, die in Mayers Ansatz erkennbar werden, und die Art, wie sie die Interpretation von Forschungsergebnissen beeinflussen. Wesentlich dafür ist seine Bestimmung des Verhältnisses von Individualisierung und Institutionalisierung. Während im Zusammenhang sozialer Differenzierung natürlich auch von Individualisierung – im Sinne einer Herauslösung des individuellen Lebensverlaufs aus kollektiven Kontexten und einer sozialen Konstruktion von Individualität – gesprochen wird, wird in den zuletzt skizzierten Arbeiten ein anderer Tenor laut. Individualisierung wird hier auf „Entschichtung“ und „Entstrukturierung“ verkürzt und als solche widerlegt. So definieren Mayer und Blossfeld Individualisierung als „zunehmende Verschiedenartigkeit“ und als fehlende oder schwache Determination von Lebenschancen (Mayer/Blossfeld 1990: 313). Als Gegenbeleg verweisen sie auf die nachhaltige Wirkung von Arbeitsmarktsegmentierungen (Blossfeld/Mayer 1988), den unverminderten Einfluss der sozialen Herkunft auf Höhe und Qualität schulischer und beruflicher Bildungsabschlüsse und auf die berufliche Erstplatzierung (Mayer/Blossfeld 1990) oder die gestiegene Abhängigkeit von Familienbildung und -geschichte vom Bildungsverlauf (Blossfeld/Jaenichen 1990), kurz: auf die „überwältigende gesellschaftliche Prägung individueller Biographien“ (Mayer 1988: 39).

Analog zu der bei Mannheim entlehnten dichotomen Gegenüberstellung von funktionaler und substantieller Rationalität werden also hier auch Strukturierung und Individualisierung als Gegensatzpaar konstruiert.

Theoretische Implikationen: die immanente Dichotomie des Konzepts

Die Dichotomien, die in dem Konzept erkennbar werden, sind durchaus nicht ohne weiteres aus der Durkheim'schen Theorietradition abzuleiten, wenn auch Mayer darauf explizit rekurriert. Ermöglichte es doch gerade die Theorie Durkheims, die Relation von Individualisierung und Strukturierung als wechselseitiges Steigerungsverhältnis zu begreifen (vgl. dazu etwa Luhmann 1988). Bei Mayer kommt diese Relation jedoch als bloßer Gegensatz in den Blick: „Die Frage nach dem sozialen Strukturgrad von Lebensverläufen und seinem Wandel läßt [...] möglicherweise erst sinnvoll die Frage nach

dem Grad der individuellen Verfügbarkeit des Lebensverlaufs zu: Individuelle Rationalität der Lebensführung als Mittel bewußter Orientierung an selbstgesetzten Zielen oder funktionale gesellschaftliche Rationalisierung des Lebenslaufs als sekundäre Optimierung auf der Grundlage wohlfahrtsstaatlich gesetzter Regelungen?“ (Mayer 1981: 493).

Nach dieser Konzeptualisierung des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft geht steigender struktureller Einfluss immer auf Kosten individueller Verfügbarkeit des Lebensverlaufs, ist – so muss man annehmen – die Möglichkeit der Ausbildung eines biographischen Sinnzusammenhangs von vornherein gekoppelt an die Existenz eines „autonomen“ Individuums, das, von systemischen Einflüssen weitgehend unbeeinträchtigt, umfassende Lebenspläne und -entwürfe konzipiert und realisiert. Das Gegenmodell dazu besteht entsprechend in einer Person mit rein utilitaristischer Orientierung, die bis zur Ausschließlichkeit durch heterogene institutionelle Logiken sowie durch die Opportunitätsstrukturen und Anreizsysteme des Wohlfahrtsstaates bestimmt ist. Sie kommt als „Individuum“ letztlich nur als ideologisches Produkt und Adressat bürokratischer Maßnahmen in den Blick. In spezifischer Weise werden hier Elemente einer Wissenssoziologie mit kulturkritischem Bias aufgegriffen, für die soziale Differenzierung mit der Begleiterscheinung eines „komponentiellen Ich“ (Berger/Berger/Kellner 1975) und der ständigen Drohung von Identitätsverlust (Luckmann/Berger 1964) und Anomie einhergeht. Biographie und Identität erscheinen aus dieser Perspektive als eigenartig widerspruchsfreie, ganzheitlich-substantielle und damit fast anachronistisch wirkende Phänomene, die mit Modernisierungs- und Differenzierungsprozessen jedenfalls nicht kompatibel sind.⁴

In diese Linie fügt sich auch ein philosophischer Ausflug Mayers, in dem er mit den Worten Karl Jaspers' „die Aufhebung und das Verschwinden von Biographie und Lebensverlauf als Endpunkt in der Entwicklung moderner Gesellschaften“ (Mayer 1988: 39) prophezeit: „[...] das Leben des Einzelnen wird nur augenblicklich erfahren, seine zeitliche Erstreckung ist eine zufällige Dauer, wird nicht als Aufbau unwiderruflicher Entscheidungen auf dem Grunde biologischer Phasen erinnert und bewahrt. Hat der Mensch eigentlich kein Lebensalter mehr, so fängt er stets von vorn an und ist stets am Ende: er kann dies tun und auch das, und einmal dies, ein andermal jenes; alles scheint jederzeit möglich zu sein, nichts eigentlich wirklich“ (Jaspers 1979, zitiert nach Mayer 1988: 39).

Zwischenbemerkung: Zum Verhältnis von Individualisierung und Institutionalisation bei Ulrich Beck

Ulrich Beck, dessen Fassung der Individualisierungsthese für Mayer immer wieder einen Stein des Anstoßes bildet, hat sicher durch manche Unschärfen und Widersprüchlichkeiten seiner Darstellung einigen Anlass zur Kritik gegeben. Gleichwohl scheint mir die Gleichstellung von Individualisierung und Entstrukturierung und entsprechend auch die Gegenüberstellung von Institutionalisation und Individualisierung, die Mayer vornimmt, dem Ansatz Becks nicht gerecht zu werden. Ich werde deshalb kurz darauf eingehen, wie diese Relation dort bestimmt ist.

4 Vgl. hierzu auch die Kritik an substantiell-teleologischen Identitätskonzepten bei Schimank (1985).

Beck spricht in der „Risikogesellschaft“ vom „widersprüchlichen Doppelgesicht institutionenabhängiger Individuallagen“ (Beck 1986: 210). Individualisierung und Institutionalisierung werden also in einem unmittelbaren Zusammenhang gesehen. In der „modernisierten Moderne“ treten, so Beck, an die Stelle der für die Industriegesellschaft typischen Sozial- und Produktionsstrukturen „sekundäre Instanzen und Institutionen [...], die den Lebenslauf des Einzelnen prägen“ (ebd.: 211).

Ehemals ständisch geprägte, klassenkulturelle oder familiäre Lebenslaufrythmen würden also zunehmend ersetzt durch institutionelle Lebenslaufmuster, die in hohem Maße beeinflusst seien durch sozialstaatliche Regelungen und die Verbreitung globaler Massenkultur, die gleichermaßen vereinzele wie standardisiere. Gerade Individualisierung impliziert also bei Beck die Institutionalisierung von Lebensläufen und Lebenslagen, sie greift gerade unter gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die eine individuell selbstständige Existenzführung weniger denn je zulassen.

Als wesentlich für die aktuelle Kontur von Biographiemustern betrachtet Beck die Privatisierung und Ahistorizität der Wahrnehmungsformen, die mit der Herauslösung aus sozialen Bindungen einhergingen, sodass im Extremfall Geschichte zur „ewigen Gegenwart“ schrumpfe (Beck 1986: 216)⁵, sowie die zunehmende Entscheidungsabhängigkeit und subjektivierte Verantwortungszuschreibung von Biographien.

In diesem Zusammenhang finden sich nun einige potentiell missverständliche Ausführungen. Individualisierung bedeute, so Beck, „daß die Biographie des Menschen aus vorgegebenen Fixierungen herausgelöst, offen, entscheidungsabhängig und als Aufgabe in das Handeln jedes Einzelnen gelegt wird. Die Anteile der prinzipiell entscheidungsverschlossenen Lebensmöglichkeiten nehmen ab, und die Anteile der entscheidungsoffenen, selbst herzustellenden Biographie nehmen zu“ (Beck 1986: 216). Biographien würden dadurch selbstreflexiv, die sozial vorgegebene werde durch die selbst hergestellte und herzustellende Biographie abgelöst.

Bei diesen Formulierungen liegen Missverständnisse nahe, wie sie sich meines Erachtens auch in der Diskussion um „Entstrukturierung“ zeigen. Ich hielte es allerdings für irreführend, aus der These „prinzipieller Entscheidungs Offenheit“ von Biographien zu folgern, so wie Mayer dies tut, dass Lebenschancen und Lebensläufe nun unabhängig seien von klassen- oder schichtspezifischen Gelegenheitsstrukturen und weniger beeinflusst durch strukturelle Mechanismen. Stattdessen würde ich Becks Argument dahingehend zuspitzen, dass aus der Freisetzung aus kollektiven Bindungen bei gleichzeitiger verstärkter Abhängigkeit von institutionellen Vorgaben ein verändertes Zurechnungsschema resultiert, das den Einzelnen zwingt, „sich selbst als Handlungszentrum, als Planungsbüro in bezug auf seinen eigenen Lebenslauf, seine Fähigkeiten, Orientierungen, Partnerschaften usw. zu begreifen“ (ebd.: 217). Das heißt: Es schwindet die Möglichkeit, sich am – unterstellten – Konsens⁶ über den „normalen“ Verlauf des Lebens zu orientieren. Die individuelle Verfügbarkeit des Lebenslaufs, gegen die Mayer Ergebnisse von Lebensverlaufsstudien ins Feld führt, wird bei Beck dann auch ausdrücklich als „Bewußtseinsform“ (ebd.: 211) definiert. Anklänge an Durkheims Rede vom „Kult des Individuums“ als Kollektivbewusstsein (Durkheim 1988: 478) sind hier unverkennbar. Dies jedoch vollziehe sich, das soll noch einmal ausdrücklich betont

5 Man beachte hier die Parallele zu Mayers „Zukunftsvision“.

6 Zum Verständnis von Institutionalisierung als „Generalisierung von Konsens“ und „erfolgreicher Konsensüberschätzung“ vgl. Luhmann (1970).

werden, in einer Situation, in der der Einzelne gerade gegenläufig zur dominanten Bewusstseinsform zum „Spielball von Moden, Verhältnissen, Konjunkturen und Märkten“ (Beck 1986: 211) werde.

Von Individualisierung als „Zurechnungsschema“ zu reden, darf natürlich nicht als Immunschutz der Individualisierungsthese gegenüber empirischer Überprüfung missverstanden werden. Möglicherweise verändert sich damit jedoch die Interpretation empirischer Befunde. Zu fragen wäre dann etwa, welche sozialstrukturellen Entwicklungen ein solches verändertes Zurechnungsschema begünstigen. Veränderungen auf der kulturellen Ebene – auf der Mayer wohl am ehesten Individualisierungstendenzen konzedieren würde (Mayer 1991: 683) – und auf der Ebene der Sozialstruktur wären so zu integrieren. Damit wird auch eine andere Perspektive auf Phänomene möglich, die Mayer pauschal auf das Konto „Struktur“ abbucht. Dies beginnt bei der Differenzierung und Pluralisierung von Lebensläufen ganz allgemein, die Mayer von Individualisierungstendenzen streng unterscheidet. Zu fragen wäre hier, ob nicht die Pluralisierung von Lebensverlaufsmustern, wie sie vor allem bei Frauen auffällt, per se ein individualisiertes Zurechnungsschema begünstigt, indem sie es Frauen zunehmend erschwert, sich an einer „Normalform“ des Lebens auszurichten. Und um beim Beispiel der Frauen zu bleiben: Auch die verlängerte Bildungspartizipation und im Zusammenhang damit der Aufschub der Familienkonstitution – von Mayer ebenfalls als Beleg *gegen* Individualisierungstendenzen verwendet – könnten geradezu gegenteilig interpretiert werden. So begünstigt die zunehmende Bildungspartizipation eine Zurechnung auf eigene Leistung, und durch die längeren Ausbildungszeiten und die verzögerte Familienkonstitution bilden sich im Leben von Frauen reflexive Phasen heraus, in denen der eigene Lebensweg noch zur Disposition steht und Selbstbezüglichkeit ermöglicht, wenn nicht gefordert ist. Die Ergebnisse etwa von Huinink, der bei jüngeren Kohorten eine Tendenz feststellt, die zunächst aufgeschobene Familienkonstitution ganz aufzugeben (Huinink 1989), würden meines Erachtens eine solche Interpretation stützen. Dies setzt allerdings ein Verständnis von Individualisierung voraus, das nicht objektivistisch eingeengt ist.

„Institutionalisierung“ und „De-Institutionalisierung“ des Lebenslaufs

Die „Institution des Lebenslaufs“ als Resultat einer Chronologisierung des Lebens

Im Unterschied zum differenzierungstheoretisch verankerten Konzept Mayers legt Kohli in seinen Überlegungen den Schwerpunkt auf die Zeitdimension. Geht Mayer von der Sozialstruktur aus, durch deren Segmente sich gewissermaßen der Lebenslauf bewegt, wählt er die umgekehrte Blickrichtung: Er geht vom Lebenslauf selbst aus mit seinen Phasierungen und Entwicklungsdynamiken. Im Hintergrund stehen dabei sozialisationstheoretische und entwicklungspsychologische Konzepte sowie die Theorie der Altersschichtung.

Der Vorteil dieses Zugangs liegt darin, dass handlungstheoretische Gesichtspunkte stärker zum Tragen kommen, und eine Dichotomisierung von Struktur und Handlung vermieden wird. Im Unterschied zum differenzierungstheoretischen Ansatz, in dem per se immer das Verhältnis verschiedener Lebensbereiche im Blick ist, besteht hier allerdings die Gefahr der Begrenzung auf die Entwicklung in einem Teilbereich.

Die Zeitdimension ist auch die zentrale Dimension, unter der Kohli den sozialen Wandel betrachtet. Den Übergang zur Moderne sieht er durch eine Chronologisierung

des Lebens gekennzeichnet, durch den „Übergang vom Muster der Zufälligkeit der Lebensereignisse zu einem des vorhersehbaren Lebenslaufs“ (Kohli 1985: 5). Dabei bezieht er sich primär auf drei Befunde: auf die in den letzten hundert Jahren drastisch gestiegene Lebenserwartung, die den Tod fast ausschließlich zu einem Ereignis im hohen Alter werden ließ; auf die Ausbildung eines standardisierten Familienzyklus sowie auf die Ausdifferenzierung von drei Phasen des Erwerbslebens: Vorbereitung, Teilnahme und Ruhestand. Auf diesem berufsbezogenen Drei-Phasen-Modell liegt bei Kohli ein deutlicher Schwerpunkt. Daraus resultiert – dies soll hier zumindest angedeutet werden – eine weitgehende Beschränkung auf den Berufslebenslauf des Mannes (siehe dazu Wohlrab-Sahar 1993; vgl. auch Geissler/Oechsle 1990). Eine adäquate Einbeziehung weiblicher Lebensverläufe würde den gleichgewichtigen Blick auf andere Lebensbereiche notwendig machen, der in Kohlis Konzept zwar angedeutet, aber nicht systematisch entwickelt ist.

Im Zuge der beschriebenen Chronologisierung des Lebens, in der sich der Streubereich von Lebensereignissen drastisch verringert habe, seien – so Kohli – aus bloßen Durchschnittswerten tatsächliche Normen geworden, was die Rede von „normativen Lebensereignissen“ (Neugarten 1970; Neugarten/Datan 1978) und einer „Normalbiographie“ (Levy 1977) erst für die Moderne möglich und sinnvoll mache. Vorangetrieben worden sei diese Entwicklung durch die Entstehung des Wohlfahrtsstaates und die sich ausbreitenden altersgeschichteten Systeme öffentlicher Rechte und Pflichten, vor allem durch die allgemeine Schulpflicht, die Wehrpflicht und das Bildungs- und Rentensystem.

Auch in diesem Konzept stellen also institutionelle Mechanismen einen zentralen Ausgangspunkt für die Analyse von Lebensverläufen dar. Der Prozess des Alterns wird als soziale Konstruktion begriffen, die sich vor allem über die gesellschaftliche Organisation der Arbeit und die damit verbundenen staatlichen Interventionen und Sicherungsleistungen vermittelt (siehe dazu: Kohli/Rosenow/Wolf 1983). Das Resultat dieser Entwicklung sieht Kohli im Übergang von einer relativ altersirrelevanten Lebensform zu einer, zu deren Strukturprinzipien das chronologische Alter gehört.

Dies finde seinen Ausdruck nicht nur in der sequentiellen Ordnung von Lebensereignissen, sondern auch in veränderten biographischen Perspektiven, in denen sich ein Übergang von der historischen bzw. jahreszeitlich-naturalen Zeit als Verlaufsachse für das Leben hin zur Zeit des individuellen Lebens selber beobachten lasse. Damit werde schließlich „der Lebenslauf als verlässlicher Zeithorizont und Sequenz von antizipierbaren Schritten [...] zu einer wesentlichen Grundlage für die Kontinuitätsidealisation“ (Kohli 1986: 190).

Die Zeitdimension taucht hier also unter zwei Aspekten auf: zum einen als genereller Prozess der *Verzeitlichung*, das heißt als Ablösung einer Lebensform, in der Alter vor allem als kategorieller Status relevant war durch eine, „zu deren zentralen Strukturprinzipien der Ablauf der Lebenszeit gehört“ (Kohli 1985: 2); zum anderen als spezifischer gefasster Prozess der *Chronologisierung* im Sinne der Herausbildung eines chronologisch standardisierten Normallebenslaufs. Beides jedoch seien Momente eines umfassenden Individualisierungsprozesses, eines „neuen Vergesellschaftungsprogramms, das an den Individuen als eigenständig konstituierten sozialen Einheiten“ (Kohli 1985: 3) ansetze. Insofern betrachtet Kohli die „Institution des Lebenslaufs“ als eine wesentliche Grundlage der Vergesellschaftung in der Moderne.

Zum Verhältnis von Individualisierung und Institutionalisierung

Bereits aus den bisherigen Ausführungen wird deutlich, dass dieses Konzept mit dem Individualisierungstheorem eng verknüpft ist. Dies liegt zunächst noch auf der strukturellen Ebene, auf der auch Mayer Individualisierungstendenzen als Konsequenz sozialer Differenzierung konstatiert.

Allerdings sieht Kohli diesen Institutionalisierungsprozess nicht allein auf die Regelung sequentieller Abläufe beschränkt. Die Institution des Lebenslaufs strukturiere gleichzeitig die „*lebensweltlichen Horizonte* und Wissensbestände, innerhalb derer die Individuen sich orientieren und ihre Handlungen planen“ (Kohli 1985: 3). Man kann dies mit einer Formulierung Luhmanns dahingehend zusammenfassen, dass sich über den Lebenslauf eine – auch subjektiv wahrgenommene – „Ordnung richtiger Zeit“ (Luhmann 1987: 206) etabliert.

Neben diesem allgemeinen Zusammenhang wird allerdings das Verhältnis von Individualisierung und Institutionalisierung – zumal in einer historischen Perspektive – noch komplexer bestimmt. Es wird gewissermaßen als *Steigerungsverhältnis* gedacht, das zunehmend in ein *Widerspruchsverhältnis* umschlägt. Diese Widersprüchlichkeit liegt nicht zuletzt in unterschiedlichen Aspekten der Zeitlichkeit – Verzeitlichung und Chronologisierung – begründet. Kohlis These ist, dass es zunehmend zu einer Spannung zwischen der heteronomen Realität des standardisierten Lebenslaufs und der verzeitlichten Individualität mit ihrer entwicklungsgeschichtlichen Dynamik komme.⁷ Die Bindung der Lebensereignisse an das askriptive Merkmal des chronologischen Alters gerate zunehmend unter Druck, und so vollziehe sich allmählich auf der Grundlage der Institutionalisierung des Lebenslaufs die individualisierende Abkehr von der Chronologie. So betont Kohli zunehmend die sich – etwa seit den siebziger Jahren – verstärkende Spannung zwischen dem Lebenslauf als standardisiertem Ablaufprogramm und als offenem Projekt. Das Normalprogramm des Lebenslaufs werde durch die in der Institution verankerten Ansprüche auf Entfaltung zunehmend erodiert. Daher könne sich die Lebensführung nicht mehr unproblematisch an biographischen Schemata orientieren, werde biographisiert, das Handeln reflexiv. Eine Folge davon sei, dass nur noch die Handlungsstruktur als solche – reflexive – prognostizierbar sei, nicht mehr dagegen deren inhaltliches Ergebnis. So werde lebensgeschichtliche Emergenz – allerdings nicht völlige Unbestimmtheit – als grundlegendes Prinzip für die Organisation von Erfahrung und Handeln kulturell festgeschrieben: „Emergenz als kulturelles Prinzip besteht eher in der Anregung oder gar Verpflichtung, sein Leben teleologisch zu ordnen, d.h. auf einen bestimmten biographischen Fluchtpunkt hin (das verwirklichte Selbst, die entfaltete Lebensstruktur); und (damit verwandt) in einer narrativen Erfahrungsstruktur, in der das eine aus dem anderen folgt, also einer Sequenz- bzw. Entfaltungslogik gehorcht“ (Kohli 1988: 40).

Die Verallgemeinerung des Codes der biographischen Entwicklung bzw. der Individualität hat nach Ansicht Kohlis mittlerweile dazu geführt, dass der Prozess der Institutionalisierung des Lebenslaufs zum Abschluss gekommen sei, ja sich umgekehrt habe, sodass mittlerweile Tendenzen einer De-Institutionalisierung zu beobachten seien. Die erfolgreiche Institutionalisierung des Lebenslaufs schaffe heute die Möglichkeit, sich individualisierend davon abzustoßen. An dieser Stelle führt Kohli eine neue

⁷ Ähnlich argumentiert auch Luhmann 1982 im Hinblick auf die Sprengkraft der romantischen Liebe, die in den „Formschutz“ der Ehe eingebunden sei.

Bestimmung von Institutionalisierung ein: Institutionalisiert sei heute nicht so sehr ein bestimmtes Verlaufsmuster, sondern der Zwang zu einer subjektiven Lebensführung.

Theoretische Implikationen: die immanente Teleologie des Konzepts

Neben Theorien der Altersschichtung und Sozialisationstheorien sind es vor allem entwicklungspsychologische Modelle in der Tradition Piagets, Kohlbergs und Maslows, die für das Konzept Kohlis von großer Bedeutung sind. Dabei handelt es sich um Stufenkonzepte, die das Erreichen eines Wachstumszieles als oberste Stufe der Persönlichkeitsentwicklung ansehen bzw. – wie Kohli es formuliert – „eine empirische Tendenz der Person zur Höherentwicklung annehmen“ (Kohli 1980: 314). Eine solche Entwicklungshierarchie formuliert etwa Piaget⁸ als Bewegung von der Heteronomie zur Autonomie in der Auseinandersetzung mit Normen (Piaget 1954), Kohlberg als Übergang vom Egozentrismus hin zum Universalismus in der Entwicklung des moralischen Urteils (Kohlberg 1964 und 1974) und Maslow als Bedürfnishierarchie, ausgehend von physiologischen Bedürfnissen bis hin zur höchsten Stufe der Bedürfnisse nach Selbstverwirklichung (Maslow 1954).

Diese Entwicklungshierarchien weisen deutliche Parallelen zu institutionen-theoretischen Überlegungen anthropologischer Provenienz auf. So geht etwa Schelsky im Anschluss an Gehlen und Malinowski von einer hierarchischen Entwicklung von Bedürfnissen und darauf „antwortenden“ Institutionen aus (Schelsky 1965a; 1970). Durch die Stabilisierung von Erfüllungslagen rückten in der Hierarchie niedriger angesiedelte Bedürfnisse in den Zustand der Hintergrunderfüllung, was die Ausbildung höherstehender Bedürfnisse ermöglichte. Die Bedürfnishierarchie, die Schelsky konzeptualisiert, reicht von biologischen Grundbedürfnissen, die in Primärinstitutionen befriedigt werden, bis hin zu Bewusstseinsbedürfnissen der kritischen Selbstreflexion, die wiederum in Institutionen Befriedigung finden müssen (Schelsky 1965b). Eine vergleichbare Vorstellung kommt auch bei Maslow zum Tragen. Nach dem Postulat der Transitivität können sich Bedürfnisse auf höherer Ebene nur dann ausbilden, wenn diejenigen auf den vorausgehenden Ebenen erfüllt worden sind. Die Hierarchie der Bedürfnisse impliziert dabei die notwendige Schrittfolge: physiologische Bedürfnisse, Sicherheit, Geborgenheit und Liebe, Geltung, Selbstverwirklichung (vgl. dazu auch: Oerter/Montada 1987²: 645).

Dieser Grundgedanke hat auch in das Konzept Kohlis Eingang gefunden. Die Institutionalisierung des Lebenslaufs erfüllt in diesem Konzept letztlich die Funktion der Hintergrunderfüllung (von in der Hierarchie niedriger angesiedelten Bedürfnissen wie Sicherheit etc.), von der aus es möglich ist, sich individualisierend abzustoßen, bzw. auf deren Grundlage sich dann der „Zwang zur subjektiven Lebensführung“ institutionalisieren kann. Damit folgt der Autor der Logik einer Bedürfnis- und Institutionenhierarchie. In dieser Grundlage wurzelt meines Erachtens auch die starke Bindung seiner Theorie an eine entwicklungsgeschichtliche, teleologische Konzeption. Diese wird in seinem Konzept bis zum Schluss nicht aufgegeben, sondern verlagert sich aus dem institutionalisierten Lebenslauf als Maß des „runden Lebens“ gleichsam in die Personen:

8 Es soll in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen werden, dass Piaget mit seinen Stufenkonzepten keine inhaltliche Festlegung verbindet, sondern von einer „Kausalität des materiell und strukturell Möglichen“ spricht (Piaget/Inhelder 1977: 242 ff.). Zur Diskussion um die Stufenkonzepte bei Piaget vgl. zusammenfassend Kesselring 1988: 188 ff.

als Anregung bzw. Verpflichtung, sein Leben teleologisch zu ordnen im Sinne von Selbstverwirklichung, entfalteter Persönlichkeitsstruktur etc.

Darin liegt nun eine Festlegung, die über den bloßen „Zwang zur subjektiven Lebensführung“ weit hinausgeht. War damit zunächst allgemein ein Übergang zu Formen der Selbststeuerung angesprochen, wie ich sie oben etwa mit dem Begriff eines veränderten, individualisierten Zurechnungsschemas etikettiert habe, werden diese Formen der Selbststeuerung nun wieder – als zielgerichtete – inhaltlich definiert und damit letztlich einem Interpretationsmodell subsumiert, das am Vorbild hierarchischer Stufenmodelle gewonnen ist.

Fraglich ist dabei jedoch, inwiefern Prozesse der De-Institutionalisierung des Lebenslaufs mit diesem Konzept hinreichend begriffen werden können. Es scheint, als werde bei Kohli eine teleologische Chronologisierung gewissermaßen als universelle Tendenz vorausgesetzt, die sich jenseits ihrer sozialen Formung immer wieder durchsetzt. Meines Erachtens werden hier die anthropologischen Grundannahmen älterer Institutionentheorien übernommen, ohne dass deren Gültigkeit für moderne Biographiemuster überprüft wäre.⁹ Zu fragen wäre aber, ob mit Tendenzen der De-Institutionalisierung des Lebenslaufs nicht auch eine Abkehr von teleologischen Entwicklungsmodellen verbunden sein könnte. Dies könnte dann – in einer extremen Variante – durchaus mit dem vergleichbar sein, was Mayer in seinem Zukunftsausblick beschwört. Der bei Kohli angedeutete Widerspruch zwischen verzeitlichter Individualität und chronologisch standardisiertem Ablaufprogramm wäre dann als „Freisetzung von Zeitlichkeit“¹⁰ zu definieren, die sich auch in ganz anderen Formen als in denen linearer, teleologischer Entwicklung artikulieren könnte.

Die Institution des Lebenslaufs als Ordnung „richtiger Zeit“ und „richtigen Zusammenhangs“

Die vorangegangenen Überlegungen sollten, ohne im Einzelnen empirische Befunde bewerten zu können, die theoretischen Grundannahmen und daraus resultierenden Reichweiten, aber auch Engführungen der skizzierten Lebenslaufkonzepte herausarbeiten.

Dabei zeigte sich, dass im Konzept der „Sozialstruktur des Lebensverlaufs“ die Relation von Individualisierung und Strukturierung weitgehend als dichotomer Gegensatz begriffen wird. „Biographie“ erweist sich hier als ganzheitlich-substantielles Konzept, das mit Prozessen sozialer Differenzierung letztlich nicht kompatibel ist. Demgegenüber ermöglicht es der Ansatz Kohlis, die Relation von Individualisierung und Institutionalisierung als wechselseitiges Steigerungsverhältnis zu fassen und gleichzeitig die Dynamik zu beschreiben, die daraus tendenziell ein Widerspruchsverhältnis entstehen lässt. Aber auch dieser Widersprüchlichkeit liegt keine grundlegende Dichotomie von Biographie und Struktur zugrunde, wie sie sich etwa bei den wissenssoziologischen Anleihen Mayers zeigt. Es wird vielmehr gezeigt, wie sich die Steigerung von Individualität aufgrund ihrer verzeitlichten Dynamik sukzessive gegen die Grundlagen richtet, die sie überhaupt erst ermöglicht haben.

⁹ Eine ähnliche Kritik formuliert M.W. Riley gegenüber Theoretikern des „lifespan development“; siehe dazu Riley (1985).

¹⁰ Ich übernehme diese Formulierung von Kaufmann (1973).

Unzureichend erscheint mir das Konzept Kohlis allerdings in zweierlei Hinsicht: wegen der mangelnden Berücksichtigung einer differenzierungstheoretischen Perspektive und wegen seiner immanenten „Teleologie“.

Meines Erachtens wäre hier eine systematischere Verknüpfung der Zeitperspektive und der Perspektive sozialer Differenzierung weiterführend. Die „Institution des Lebenslaufs“ wäre dann nicht nur als „Ordnung richtiger Zeit“, sondern auch als „Ordnung richtigen Zusammenhangs“ zu denken: als geteilte Vorstellungen, wie und mit welcher Gewichtung zentrale Lebensbereiche – Bildung, Beschäftigung, Intimbeziehungen – im Zeitablauf miteinander verknüpft werden sollen und wie die innere Ordnung der einzelnen Teilbereiche auszusehen hat. Erst eine solche Verknüpfung diachroner und synchroner Perspektiven könnte den Lebenslauf als Resultat einer Interrelation verschiedener Karrieren (vgl. dazu auch: Hagestad/Neugarten 1985) und damit als institutionalisierten Sinn- und Verweisungszusammenhang¹¹ in den Blick bekommen und seine geschlechtsspezifischen Ausprägungen adäquat erfassen.

Eine Analyse sozialen Wandels in diesem Bereich müsste dann den Blick auf das Aufbrechen dieses Verweisungszusammenhangs lenken. Von Tendenzen der De-Institutionalisierung des Lebenslaufs zu sprechen hieße dann weder, völlige Strukturlosigkeit zu konstatieren noch übereilt höhere Stufen der Institutionenhierarchie auszumachen. Stattdessen wären auf der Achse Kontinuität-Diskontinuität (Zeitperspektive) und auf der Achse Einheit-Differenzierung (Perspektive sozialer Differenzierung) Verschiebungen und Verwerfungen aufzuzeigen.

Damit soll nun nicht behauptet werden – und dies betrifft den zweiten Punkt der Kritik an Kohli –, dass Biographien nicht auch angesichts einer zunehmenden De-Institutionalisierung des Lebenslaufs weiterhin nach dem Muster teleologischer Entwicklung subjektiv konstruiert werden können. Eine solche Konstruktionsleistung hätte dann jedoch den selbstverständlichen Charakter eines institutionalisierten Lebenslaufmusters verloren und unterläge stärker reflexiven Prozessen.

Daneben sind allerdings auch andere Varianten biographischer Konstruktion denkbar. Impliziert die De-Institutionalisierung des Lebenslaufs doch auch eine tendenzielle Abkehr von einheitlichen Biographiemustern. Auf solche Varianten soll abschließend noch kurz eingegangen werden.

Biographische Konstruktionen im Zeichen einer De-Institutionalisierung des Lebenslaufs

Die „Institution des Lebenslaufs“ wird bei Kohli vor allem durch die Merkmale der Kontinuität, Sequentialität, Biographizität und – so würde ich ergänzen – der Teleologie charakterisiert. Auf der Grundlage einer qualitativen Untersuchung über die biographischen Konstruktionen von Zeitarbeiterinnen¹² will ich abschließend die subjektiven Dimensionen einer De-Institutionalisierung des Lebenslaufs skizzieren. Im Mittelpunkt soll dabei die lebensgeschichtliche Auseinandersetzung mit den Prinzipien der Sequentialität, Kontinuität und Teleologie stehen. Da es sich bei Zeitarbeiterinnen um eine

11 Vgl. dazu auch die Ausführungen zur „De-Institutionalisierung“ von Ehe und Familie bei Tyrell (1988).

12 Ich nehme hier Bezug auf die Ergebnisse des DFG-Forschungsprojekts „Die Vermittlung sozialer Zeitstrukturen und biographischer Zeitperspektiven“, das unter Leitung von H.-G. Brose von 1985 bis 1988 am Institut für Soziologie der Philipps-Universität Marburg durchgeführt wurde. Zu den abschließenden Projektergebnissen vgl. Brose (1989), Brose et al. (1989) und Wohlrab-Sahr (1993).

Gruppe handelt, deren Lebensverläufe sich von institutionalisierten Verlaufsmustern deutlich unterscheiden, sind sie für eine solche Fragestellung in besonderer Weise geeignet.

Sicherlich sind Befunde, die an einer so spezifischen Gruppe gewonnen wurden, nicht ohne weiteres zu generalisieren. Meines Erachtens werden jedoch in einer solchen exemplarischen Betrachtung Entwicklungstendenzen erkennbar, die künftig auch für andere Gruppen von Belang sein könnten.

Kontinuität und Sequentialität stellen sich nicht nur über das Arbeitsleben her, worauf Kohli den Schwerpunkt legt, sondern auch im privaten Bereich über dauerhafte Bindungen und die sich darüber konstituierenden „Familienkarrieren“. Gerade dieses Moment dauerhafter Bindung wird bei der ersten Gruppe der befragten Zeitarbeiterinnen in verschiedener Hinsicht problematisch. Die Schwierigkeit, stabile, langfristige Bindungen zu etablieren, wird für diese Frauen sowohl im Arbeitsbereich als auch im privaten Bereich das entscheidende Hindernis für einen Biographieverlauf, der sich am Modell des institutionalisierten Lebenslaufs ausrichtet. Im Hintergrund stehen bei dieser Gruppe spezifische Problematiken der sozialisatorischen Milieus, die die Ausbildung stabiler und reziproker Beziehungen in vielfacher Weise behindern.

Dennoch orientieren sich diese Frauen an den mit institutionalisierten Lebenslaufmustern verbundenen, auf Kontinuität zielenden regulativen Normen – wie Zuverlässigkeit oder Treue. Sei es, dass sie ihren „abweichenden“ Lebensweg selbst als diskreditierend empfinden und gewissermaßen versuchen, ihr Leben „auf Linie“ zu bringen. Oder sei es, dass gerade in einem rebellischen Leben „gegen den Strich“ uneingelöste (und von den Frauen selbst auch nicht einlösbare) Wünsche nach lebenslanger Treue und Verbindlichkeit erkennbar werden.

In anderer Weise werden Kontinuität, Sequenzialität und Zielorientierung des Lebenslaufs bei einer zweiten Gruppe zum Problem. Kennzeichnend für die Biographien dieser Frauen ist der Bruch gegenüber dem Herkunftsmilieu. Die Frauen haben den ihnen vorgezeichneten Weg verlassen und sich über Bildung oder Heirat aus dem alten Milieu gelöst. Nicht diese Formen sozialer Mobilität als solche sind es jedoch, die letztendlich den normalbiographischen Rahmen sprengen, sondern deren Scheitern oder erzwungener Umbau. In verschiedener Hinsicht ist hier die Möglichkeit, das Leben als „Karriere“ zu strukturieren, als zielorientierte, sequentielle Abfolge äußerer Stationen, gescheitert, oder es konnte dieses Ziel doch bisher nicht realisiert werden.

Auch hier zeigen sich nun zwei verschiedene Verarbeitungsmuster. Das erste besteht in der „Subjektivierung“ und „Psychologisierung“ des Entwicklungsgedankens, der vorher über sozialen Aufstieg realisiert werden sollte. Hier ersetzt gewissermaßen die Suche nach der „inneren Linie“ die etappenweise Realisation äußerer Ziele.

Wird in diesem Fall das in der äußeren Realisation gescheiterte Karrieremodell gewissermaßen nach innen verlagert, wird es in der anderen Verarbeitungsform durch Verinnerlichung geradezu weitergetrieben. „Innere Entwicklung“ trifft sich in einer gemeinsamen Fluchtlinie¹³ mit der Realisation äußerer Ziele. Die Vorstellung einer „Normalbiographie“ taucht dabei vor allem als Kontrastfolie auf: als bewusstloses, programmgemäßes Leben, das in seiner Orientierung an Planung und Sicherheit bewegungslos und borniert erscheint.

13 Dieses biographische Muster weist weitgehende Ähnlichkeiten mit dem auf, was Bourdieu 1979 als Habitus des aufgestiegenen Kleinbürgers beschreibt.

Bei dieser Gruppe finden sich deutliche Anzeichen für das, was Kohli als „Institutionalisierung des Zwangs zur Selbstverwirklichung“ (Kohli 1988) bezeichnet. Während die Frauen der ersten Gruppe auf je spezifische Weise an die Normalfolie gebunden bleiben, wird hier der Widerspruch erkennbar zwischen einer verzeitlichten Individualität und den heteronomen Vorgaben institutionalisierter Verlaufsmodelle.

Bei einer dritten Gruppe ist es die Konfrontation mit der Perspektive eines an den Prinzipien der Kontinuität, Sequentialität und Zielorientierung ausgerichteten Lebens, vor allem mit der eines dauerhaften Erwerbslebens, die schockierend wirkt. In dem für diese Frauen charakteristischen Ausweichen in Bildungsschleifen reproduziert sich das Erschrecken vor dem Übergang ins Erwerbsleben mit allen damit verbundenen Konsequenzen auf immer neue Weise. Als Reaktion darauf eröffnen einige dieser Befragten immer neue Möglichkeitshorizonte – und überhöhen dies mit dem Ideal einer ewigen Jugendphase, die dem Zwang zur Vereinseitigung enthoben ist. Die Parallelführung von Zeitarbeit und Studium ermöglicht es dabei, das Ende des Moratoriums „Studium“, in dem alles noch möglich scheint, auch faktisch weit hinauszuschieben.

Die Unterschiede zu normalbiographischen Laufbahnvorstellungen zeigen sich bei diesen Befragten oft gerade im Kontrast zu den Lebenskonzepten der Eltern. Diese erhoffen für die Töchter einen „kleinen Aufstieg“, der sich jedoch in sicheren Etappen vorwärtsbewegen sollte und an das Ziel beruflicher Stabilität gebunden ist. Die dieser Sequenzvorstellung zugrundeliegende „Ordnung richtiger Zeit“ jedoch ist für die Töchter außer Kraft gesetzt. Waren über die Institution des Lebenslaufs auch Bildungsprozessen Endpunkte vorgegeben, so zeigt sich bei ihnen die Tendenz zu einer Individualisierung „ohne Ende“ (Brose/Hildenbrand 1988), einer „nicht mehr kontrollierten Verlängerung von Bildungsprozessen“ (Giegel 1988: 232). Dies gilt für die universitäre und berufliche Bildung ebenso wie für den Identitätsbildungsprozess im Allgemeinen. Der Bildungsgang führt hier als nur noch fiktive Linie ins Unendliche, in dem eine geglättete „Kombination“ der disparaten Vielfalt der Biographie höchstens vage erhofft wird.

In einer anderen Variante wird zwar ein Übergang ins Erwachsenenalter mit seinen beruflichen Verbindlichkeiten gewissermaßen in einem selbstsozialisatorischen Zugriff verordnet und insofern versucht, das Leben „auf Linie“ zu bringen. Allerdings sind die damit verbundenen regulativen Normen ausgesprochen negativ besetzt und von den Wünschen für das eigene Leben weitgehend abgespalten. Die Perspektive eines dauerhaften Erwerbslebens und der damit verbundenen Rollenanforderungen erscheint nach einer Folge „kleiner Fluchten“ letztlich als unumgänglicher Zwang. Ideal und Wirklichkeit, Notwendigkeit und Vorstellung stehen sich antipodisch gegenüber.

Wesentlich von den bisher skizzierten Mustern unterschieden sind die Biographien einer vierten Gruppe von Frauen. Während sich die anderen Befragten an den Normen institutionalisierter Lebensläufe immer noch in irgendeiner Form abarbeiten, sind diese hier lebensgeschichtlich weitgehend überholt und als inadäquat beiseitegelegt, oder die Befragten knüpfen an einige seiner Momente (zum Beispiel ein Dauerarbeitsverhältnis) nach längerer Zeit selektiv wieder an. Wo andere an einem Karrieremodell angestrengt festhalten, es nach innen verlagern oder als kontrafaktische Fiktion konstruieren, ist es für diese Befragten, die gleichwohl über vielseitige berufliche Kompetenzen und ein durchaus professionelles Selbstbewusstsein verfügen, weitgehend irrelevant geworden. Die berufliche und private Orientierung richtet sich nicht auf künftig zu erreichende

Ziele, sondern auf die Aufrechterhaltung eines balancierten Zustands, in dem unterschiedliche Perspektiven (Unabhängigkeit und Bindung) gleichzeitig aufrechterhalten werden können. Die für Normalbiographien charakteristischen Verbindlichkeiten – Ehe, Elternschaft, bestimmte Formen der Berufstätigkeit – werden von diesen Frauen allerdings in der Regel nicht eingegangen.

Betrachtet man insgesamt den Bezug auf die Vorgaben der Institution des Lebenslaufs, zu der sich alle diese Biographiemuster auf spezifische Weise in Differenz befinden, so zeigt sich bei der ersten Gruppe im rebellischen oder devianten Bezug darauf dennoch deren normative Geltung. Bei der zweiten Gruppe wird der normal-biographische Rahmen zwar gesprengt, dadurch werden die ihm inhärenten teleologischen Implikationen jedoch erst in aller Schärfe freigesetzt und als Leistungsanspruch an die jeweilige Biographie wirksam. Bei der dritten Gruppe hat die Institution des Lebenslaufs ihre Funktion als Handlungsregulativ weitgehend eingebüßt, und der Bezug auf deren normative Implikationen ist vom eigenen Lebensvollzug oder doch von den eigenen Idealen weitgehend abgespalten. Bei der vierten Gruppe schließlich wurden die Bindungswirkungen des Normalmodells in einem langen reflexiven Prozess abgestreift.

Schluss

Diese empirische Skizze sollte zeigen, welche subjektiven Prozesse mit der Bedeutungsminderung eines institutionalisierten Lebenslaufs einhergehen. Ebenso wenig, wie es dabei auf der Seite des objektiven Lebensverlaufs schlicht um Tendenzen der „Entstrukturierung“ geht, lassen sich auch die biographischen Prozesse, die unter solchen Bedingungen erkennbar werden, als „Auflösung eines biographischen Sinnzusammenhangs“ charakterisieren.

Biographische Sinnzusammenhänge resultieren – das kann die Analyse atypischer Biographien zeigen – nicht notwendig aus der Verfolgung autonom gesetzter und aufrechterhaltener Lebensentwürfe, wie Mayer implizit zu unterstellen scheint. Sie entstehen ebenso aus dem Umgang mit Unsicherheiten und Inkonsistenzen, aus der Auseinandersetzung mit verblässenden, aber nicht völlig verschwundenen Leitlinien und fragmentarisch ausgebildeten Gegenmodellen. Biographische Sinnzusammenhänge – als die spezifischen, lebensgeschichtlich herausgebildeten Weisen, sich in einem sozialen Möglichkeitsraum eine Bahn zu schaffen – etablieren sich auch im Umgang mit heterogenen sozialen Logiken und im Prozessieren von Widersprüchen.

Auch verschwindet dabei die „Institution des Lebenslaufs“ mit den ihr inhärenten regulativen Normen nicht schlichtweg von der Bildfläche biographischer Orientierungen. Was jedoch am Beispiel der Zeitarbeiterinnen deutlich geworden sein dürfte, ist, auf wie vielfältige Weise der Bezug auf das Normalmodell seine Selbstverständlichkeit verloren hat. Die Formen der Biographisierung, die ich hier nur andeuten konnte, zeigen im Brüchigwerden des Modells allerdings auch die Relevanz, die dieses für Handlungen und Orientierungsmuster einmal besessen hat.

Ein „devianter“ Bezug darauf, in dem sich kontrafaktisch dennoch die Gültigkeit des Normalprogramms zeigt, kann ebenso eine Konsequenz daraus sein wie die Verinnerlichung und Übersteigerung seiner teleologischen Implikationen; die Abkoppelung fiktiver teleologischer Vorstellungen vom Lebensvollzug kann genauso ein Resultat

sein wie die reflexive Aufhebung des Normalmodells. Ob sich die Variante eines „verinnerlichten Zwangs zur Selbstverwirklichung“ letztlich als neue Form der Institutionalisierung des Lebenslaufs durchsetzen wird oder ob nicht mehrere Varianten nebeneinander stehenbleiben und sich wechselseitig in Frage stellen werden, ist meines Erachtens noch lange nicht ausgemacht.

LITERATUR

- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft, Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt am Main.
- Berger, Peter L., Brigitte Berger and Hansfried Kellner (1973): *The Homeless Mind, Modernization and Consciousness*, New York (deutsch: *Das Unbehagen in der Modernität*, Reihe Campus, Bd. 1016, Frankfurt am Main, New York 1987).
- Blossfeld, Hans-Peter und Ursula Jaenichen (1990): *Bildungsexpansion und Familienbildung, Wie wirkt sich die Höherqualifikation der Frauen auf ihre Neigung zu heiraten und Kinder zu bekommen aus?*, in: *Soziale Welt*, 41, Heft 4, 454-476.
- Blossfeld, Hans-Peter und Karl Ulrich Mayer (1988): *Arbeitsmarktsegmentation in der Bundesrepublik Deutschland, Eine empirische Überprüfung von Segmentationstheorien aus der Perspektive des Lebenslaufs*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 40, 262-283.
- Brose, Hanns-Georg (1989): *Biographie und Zeit*, Habilitationsschrift Marburg.
- Brose, Hanns-Georg und Bruno Hildenbrand (1988): *Biographisierung von Erleben und Handeln*, in: dies. (Hg.), *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende*, *Biographie und Gesellschaft*, Bd. 4, Opladen, 11-30. https://doi.org/10.1007/978-3-322-97182-1_1
- Brose, Hanns-Georg, Monika Wohlrab-Sahr, Michael Corsten und Gerhard Frank (1989): *Die Vermittlung von sozialen Zeitstrukturen und biographischen Zeitperspektiven*, Abschlussbericht an die DFG, Marburg.
- Durkheim, Émile (1988²): *Über soziale Arbeitsteilung, Studie über die Organisation höherer Gesellschaften*, Frankfurt am Main.
- Fuchs, Werner (1983): *Jugendliche Statuspassage oder individualisierte Jugendbiographie?*, in: *Soziale Welt*, 34, Heft 3, 341-371.
- Geissler, Birgit und Mechthild Oechsle (1990): *Lebensplanung als Ressource im Individualisierungskonzept*, Universität Bremen, Arbeitspapier Nr. 10 des SFB 186: *Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf*, Bremen.
- Giegel, Hans-Joachim (1988): *Konventionelle und reflexive Steuerung der eigenen Lebensgeschichte*, in: Hanns-Georg Brose und Bruno Hildenbrand (Hg.), *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende*, *Biographie und Gesellschaft*, Bd. 4, Opladen, 211-241. https://doi.org/10.1007/978-3-322-97182-1_10
- Hagestad, Gunhild O. und Bernice L. Neugarten (1985²): *Age and the Life Course*, in: Robert H. Binstock and Ethel Shanas (eds.), *Handbook of Aging and the Social Sciences*, New York, 35-61.
- Huinink, Johannes (1989): *Kohortenanalyse und Geburtenentwicklung in der Bundesrepublik Deutschland, Hypothesen zum Wandel von Strukturen der Familienentwicklung*, in: Alois Herlth und Klaus Peter Strohmeier (Hg.), *Lebenslauf und Familienentwicklung*, *Biographie und Gesellschaft*, Bd. 7, Opladen, 67-93. https://doi.org/10.1007/978-3-663-01113-2_4
- Jaspers, Karl (1979⁵): *Die geistige Situation der Zeit*, Sammlung Göschen, Bd. 1000, Berlin, New York. <https://doi.org/10.1515/9783110844993>
- Kaufmann, Franz-Xaver (1973²): *Sicherheit als soziologisches und sozialpolitisches Problem, Untersuchungen zu einer Wertidee hochdifferenzierter Gesellschaften*, Stuttgart.
- Kesselring, Thomas (1988): *Jean Piaget, Beck'sche Reihe*, Bd. 512, München.

- Kohlberg, Lawrence (1964): Development of Moral Character and Ideology, in: Martin L. Hoffmann and Lois Wladis Hoffmann (eds.), *Review of Child Development Research*, Volume 1, New York, 381-431.
- Kohlberg, Lawrence (1974): Zur kognitiven Entwicklung des Kindes, 3 Aufsätze, Frankfurt am Main.
- Kohli, Martin (1980): Lebenslauftheoretische Ansätze in der Sozialisationsforschung, in: Klaus Hurrelmann und Dieter Ulich (Hg.), *Handbuch der Sozialisationsforschung*, Weinheim, Basel, 299-317.
- Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs, Historische Befunde und theoretische Argumente, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialisationsforschung*, 37, Heft 1, 1-29.
- Kohli, Martin (1986): Gesellschaftszeit und Lebenszeit, in: Johannes Berger (Hg.), *Die Moderne – Kontinuitäten und Zäsuren*, Soziale Welt, Sonderband 4, 183-208.
- Kohli, Martin (1988): Normalbiographie und Individualität: Zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufregimes, in: Hanns-Georg Brose und Bruno Hildenbrand (Hg.), *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende*, Biographie und Gesellschaft, Bd. 4, Opladen, 33-53. https://doi.org/10.1007/978-3-322-97182-1_2
- Kohli, Martin, Joachim Rosenow and Jürgen Wolf (1983): The Social Construction of Ageing through Work: Economic Structure and Life-World, in: *Ageing and Society*, III, Issue 1, 23-42. <https://doi.org/10.1017/S0144686X0000982X>
- Leschinsky, Achim and Karl Ulrich Mayer (1990): Comprehensive Schools and Inequality of Opportunity in the Federal Republic of Germany, in: dies. (eds.), *The Comprehensive School Experiment Revisited: Evidence from Western Europe*, Frankfurt am Main, 13-37.
- Levy, René (1977): Der Lebenslauf als Statusbiographie, *Die weibliche Normalbiographie in makrosoziologischer Perspektive*, Stuttgart.
- Luckmann, Thomas (1975): On the Rationality of Institutions in Modern Life, in: *European Journal of Sociology/Archives Européennes de Sociologie*, 16, Issue I, 3-15. <https://doi.org/10.1017/S0003975600003003>
- Luckmann, Thomas and Peter L. Berger (1964): Social Mobility and Personal Identity, in: *European Journal of Sociology/Archives Européennes de Sociologie*, 5, Issue 2, 331-344. <https://doi.org/10.1017/S0003975600001077>
- Luhmann, Niklas (1970): Institutionalisierung – Funktion und Mechanismus im sozialen System der Gesellschaft, in: Helmut Schelsky (Hg.), *Zur Theorie der Institution, Interdisziplinäre Studien*, Bd. 1, Düsseldorf, 27-42.
- Luhmann, Niklas (1982): *Liebe als Passion*, Frankfurt am Main.
- Luhmann, Niklas (1987): Zwischen Gesellschaft und Organisation, *Zur Situation der Universitäten*, in: ders., *Soziologische Aufklärung*, Bd. 4, Opladen, 202-215.
- Luhmann, Niklas (1988)²: Arbeitsteilung und Moral, Durkheims Theorie, in: Émile Durkheim, *Über soziale Arbeitsteilung, Studie über die Organisation höherer Gesellschaften*, Frankfurt am Main, 19-38.
- Luhmann, Niklas (1989): Individuum, Individualität, Individualismus, in: ders., *Gesellschaftsstruktur und Semantik, Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Bd. 3, Frankfurt am Main, 149-258.
- Mannheim, Karl (1940): *Man and society in the age of reconstruction*, New York.
- Maslow, Abraham H. (1954): *Motivation and Personality*, New York.
- Mayer, Karl Ulrich (1981): Gesellschaftlicher Wandel und soziale Struktur des Lebensverlaufs, in: Joachim Matthes (Hg.), *Lebenswelt und soziale Probleme, Verhandlungen des 20. Deutschen Soziologentages zu Bremen*, Frankfurt am Main, 492-501.
- Mayer, Karl Ulrich (1988): Gesellschaftsstruktur und Lebensverlauf, in: *Biographie oder Lebenslauf?*, Über die Tauglichkeit zweier Konzepte, Kurseinheit 1, Studienbrief 3636/1/01/S der Fernuniversität Hagen.

- Mayer, Karl Ulrich (1989): Empirische Sozialstrukturanalyse und Theorien gesellschaftlicher Entwicklung, in: *Soziale Welt*, 40, Heft 1/2, 297-308.
- Mayer, Karl Ulrich (1991): Soziale Ungleichheit und die Differenzierung von Lebensverläufen, in: Wolfgang Zapf (Hg.), *Die Modernisierung moderner Gesellschaften*, Verhandlungen des 25. Deutschen Soziologentages in Frankfurt am Main 1990, hg. im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Frankfurt am Main, 667-687.
- Mayer, Karl Ulrich und Hans-Peter Blossfeld (1990): Die gesellschaftliche Konstruktion sozialer Ungleichheit im Lebensverlauf, in: Peter A. Berger und Stefan Hradil (Hg.), *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile*, Soziale Welt, Sonderband 7, Göttingen, 297-318.
- Mayer, Karl Ulrich und Walter Müller (1986): The State and the Structure of the Life Course, in: Aage B. Sorensen, Franz E. Weinert and Lonnie R. Sherrod (eds.), *Human Development and the Life Course: Multidisciplinary Perspectives*, Hillsdale NJ, 217-245.
- Mayer, Karl Ulrich und Walter Müller (1989): Lebensverläufe im Wohlfahrtsstaat, in: Ansgar Weymann (Hg.), *Handlungsspielräume*, Untersuchungen zur Individualisierung und Institutionalisierung von Lebensläufen in der Moderne, *Der Mensch als soziales und personales Wesen*, Bd. 9, Stuttgart, 41-60.
- Neugarten, Bernice L. (1970): Dynamics of Transition of Middle Age to Old Age, in: *Journal of Geriatric Psychiatry*, 4, 71-87.
- Neugarten, Bernice L. und Nancy Datan (1978): Lebenslauf und Familienzyklus – Grundbegriffe und neue Forschungen, in: Leopold Rosenmayr (Hg.), *Die menschlichen Lebensalter, Kontinuität und Krisen*, München, 165-188.
- Oerter, Rolf und Leo Montada (Hg.) (1987)²: *Entwicklungspsychologie*, Ein Lehrbuch, München, Weinheim.
- Piaget, Jean (1954): *Das moralische Urteil beim Kinde*, Zürich.
- Piaget, Jean und Bärbel Inhelder (1977): *Von der Logik des Kindes zur Logik des Heranwachsenden*, Essay über die Ausformung der formalen operativen Strukturen, Olten, Freiburg im Breisgau.
- Schelsky, Helmut (1965a): Über die Stabilität von Institutionen, besonders Verfassungen, Kultur- und anthropologische Gedanken zu einem rechtssoziologischen Thema, in: ders., *Auf der Suche nach Wirklichkeit*, Gesammelte Aufsätze zur Soziologie der Bundesrepublik, Düsseldorf, Köln, 33-55.
- Schelsky, Helmut (1965b): Ist die Dauerreflexion institutionalisierbar?, Zum Thema einer modernen Religionssoziologie, in: ders., *Auf der Suche nach Wirklichkeit*, Gesammelte Aufsätze zur Soziologie der Bundesrepublik, Düsseldorf, Köln, 250-275.
- Schelsky, Helmut (1970): Zur soziologischen Theorie der Institution, in: ders. (Hg.), *Zur Theorie der Institution*, Interdisziplinäre Studien, Bd. 1, Düsseldorf, 9-26.
- Schimank, Uwe (1985): Funktionale Differenzierung und reflexiver Subjektivismus, Zum Entsprechungsverhältnis von Gesellschafts- und Identitätsform, *Soziale Welt*, 36, Heft 4, 447-465.
- Smelser, Neil J. and Sydney Halpern (1978): The Historical Triangulation of Family, Economy, and Education, in: *American Journal of Sociology*, 84, Supplement: Turning Points: Historical and Sociological Essays on the Family (1978), 288-315.
<https://doi.org/10.1086/649243>
- Tyrell, Hartmann (1988): Ehe und Familie – Institutionalisierung und De-Institutionalisierung, in: Kurt Lüscher, Franz Schultheis und Michael Wehrspaun (Hg.), *Die „postmoderne“ Familie*, Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit, *Konstanzer Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Forschung*, Bd. 3, Konstanz, 145-156.
- Wohlrab-Sahr, Monika (1993): Biographische Unsicherheit, Formen weiblicher Identität in der „reflexiven Moderne“: Das Beispiel der Zeitarbeiterinnen, *Biographie und Gesellschaft*, Bd. 15, Marburg.

Zapf, Wolfgang (Hg.) (1991): Die Modernisierung moderner Gesellschaften, Verhandlungen des 25. Deutschen Soziologentages in Frankfurt am Main 1990, hg. im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Frankfurt am Main.

Biographie als rhetorisches Konstrukt¹

Hans-Christoph Koller

[*BIOS 6 (1993), Heft 1, 33-45*]

„Biographien ‚gibt es‘ außerhalb der Wissenschaftswelt als wirkliche soziale Phänomene“, schreibt Wolfram Fischer-Rosenthal in seinem Versuch einer Standortbestimmung der Biographieforschung (Fischer-Rosenthal 1990: 12) und begründet damit den Status dieser Forschungsrichtung als einer eigenständigen soziologischen Sichtweise. Gerade weil es in der sozialen Wirklichkeit eine quasi „naturwüchsig“ sich strukturierende Gestalt von Lebensläufen und biographischen Mustern gebe, sei die Biographieforschung mehr als eine bloße Forschungsmethode, die sich der Erhebung und Auswertung von Lebensgeschichten nur in instrumenteller Weise bedienen würde. In scharfem Kontrast dazu behauptet Pierre Bourdieu in einem polemischen Aufsatz, wer sich in soziologischer Absicht für Lebensgeschichten interessiere, unterwerfe sich der letztlich vormodernen Illusion, das Leben eines Individuums sei ein kohärentes Ganzes, eine bedeutungsvolle und gerichtete Abfolge von Ereignissen, die in einer linearen Erzählung wiedergegeben werden könne. Soziologische Forschung, die sich auf Lebensgeschichten bezieht, betreibe die „Konstruktion eines perfekten sozialen Artefakts“ und sei „beinahe genauso absurd wie zu versuchen, eine Metro-Strecke zu erklären, ohne das Streckennetz in Rechnung zu stellen“ (Bourdieu 1990: 80).

Der Streit geht offenbar um die Frage, ob das, was hier „Biographie“ bzw. „Lebensgeschichte“ genannt wird, ein Moment der sozialen Wirklichkeit selbst ist oder vielmehr ein bloßes Konstrukt, das sich – wie Bourdieu meint – der „Komplizenschaft“ der Forscher mit den naiven und illusionären Selbstdeutungen der Erforschten verdankt. Ich will in dieser Frage nun nicht vorschnell Position beziehen, sondern vielmehr eine andere Zugangsweise vorschlagen, die die sprachliche Verfasstheit von Biographien oder Lebensgeschichten ins Spiel bringt. In der Gegenüberstellung von sozialer Wirklichkeit und Wissenschaftswelt (Fischer-Rosenthal) bzw. von objektiven Strukturen und subjektivem Sinn (Bourdieu) berücksichtigen beide Positionen, wie mir scheint, zu wenig, dass Biographien bzw. Lebensgeschichten – unabhängig davon, welcher epistemologische Status ihnen zukommt – im Medium eines kulturellen Symbolsystems verfasst sind, das nicht in der Dichotomie von Subjekt und Objekt bzw. von Individuum und Gesellschaft aufgeht. Darauf soll die Formulierung meines Themas „Biographie als rhetorisches Konstrukt“ hinweisen: Lebensgeschichten sind – ob nun Moment der

¹ Der folgende Aufsatz ist die überarbeitete Fassung eines Referats auf der Jahrestagung der Sektion Biographieforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie vom 27. bis 29.2.1992 in Bremen, die unter dem Thema „Biographie als theoretisches Konstrukt“ stand.

sozialen Wirklichkeit oder theoretisches Artefakt – in jedem Fall sprachliche Gebilde, die es auch und zunächst als solche zu analysieren gilt.

Meine folgenden Überlegungen gliedern sich in drei Abschnitte. Ich gehe aus von der Frage, welche Grundannahmen die Biographieforschung (soweit sie mit dem Instrument des „narrativen Interviews“ arbeitet) dazu motivieren, die Erzählung selbsterlebter Erfahrungen zum Ausgangspunkt sozialwissenschaftlicher Forschung und Theoriebildung zu machen. Zu diesem Zweck möchte ich kurz den vor allem von Fritz Schütze unternommenen Versuch einer erzähltheoretischen Begründung des narrativen Interviews bzw. der darauf basierenden Biographieforschung rekapitulieren (I.). In einem zweiten Schritt soll diese Begründung einer kritischen Prüfung unterzogen und in Abgrenzung davon die These einer rhetorischen Konstruktion von Lebensgeschichten entwickelt werden. Dazu wird es nötig sein, genauer auf den dabei verwendeten Begriff des Rhetorischen einzugehen (II.). Im dritten Teil möchte ich am Beispiel einer Passage aus einem biographischen Interview näher erläutern, was ich unter einer rhetorischen Lektüre von autobiographischen Erzählungen verstehe, und abschließend skizzieren, welchen Gewinn ich mir aus dieser Perspektive für die Bearbeitung sozial- und erziehungswissenschaftlicher Fragestellungen verspreche (III.).

I.

Innerhalb der Biographieforschung hat als Methode der Datenerhebung besonders das von Fritz Schütze entwickelte „narrative Interview“ größere Verbreitung gefunden. Die besondere Eignung dieser Technik für die Gewinnung sozialwissenschaftlich interessanter Informationen ist dabei vor allem erzähltheoretisch begründet worden. Erzähltheorien antworten zunächst einmal auf die Frage, was eigentlich die Besonderheit ihres Gegenstandes ausmacht. Was ist überhaupt „Erzählen“, und wodurch unterscheidet es sich von anderen Kommunikationsformen oder Diskursgattungen? Einen Grundkonsens aller Erzähltheorien stellt wohl die Einsicht dar, dass das Erzählen es in ganz besonderer Weise mit der Zeit zu tun hat. Eine Erzählung präsentiert eine Anzahl von Ereignissen in einer ganz bestimmten zeitlichen Reihenfolge, die nicht beliebig abgeändert werden kann, ohne zugleich die Erzählung als solche zu verändern. Eine Abfolge vom Typus „a und dann b“ macht also gewissermaßen die elementare Struktur des Narrativen aus.

Diese Grundüberlegung wird nun bei Labov und Waletzky, zwei amerikanischen Linguisten, die 1967 als erste mündliche Alltagserzählungen zum Gegenstand wissenschaftlichen Interesses gemacht haben, durch ein entscheidendes Argument erweitert. Bei ihrer Untersuchung von mündlichen Erzählungen selbsterlebter Erfahrungen gehen sie von einer zusätzlichen Annahme aus, die in unserem Zusammenhang von zentraler Bedeutung ist: „Erzählen wird als eine verbale Technik der Erfahrungsrekapitulation aufgefaßt, im besonderen als die Technik der Konstruktion narrativer Einheiten, die der temporalen Abfolge der entsprechenden Erfahrung entsprechen“ (Labov/Waletzky 1973: 79). Nicht nur eine bestimmte Reihenfolge von „narrativen Einheiten“ mache das Wesen einer Erzählung aus, sondern dass diese Abfolge mit der tatsächlichen Sukzession der erzählten Ereignisse identisch sei. Diese Eigenschaft des Erzählens, die Darstellung von selbsterlebten Erfahrungen in ihrer tatsächlichen Reihenfolge, wird von Labov und Waletzky als die „referentielle“ Funktion des Erzählens bestimmt. Durch sie, so könnte man folgern, gewinnt das Erzählen einen besonderen, gegenüber anderen

Darstellungsmodi privilegierten Bezug auf Wirklichkeit. Neben dieser referentiellen Funktion schreiben sie dem Erzählen noch eine zweite, die „evaluative“ Funktion zu, die darin bestehe, die Einstellung des Erzählers zu dem, was erzählt wird, anzuzeigen. Die evaluative bleibt freilich der referentiellen Funktion logisch nachgeordnet, sofern die Evaluation als eine Art Kommentar zur referentiellen Erfahrungsrekapitulation verstanden wird.

Die These von der primär referentiellen Funktion des Erzählens selbsterlebter Erfahrungen wird bei Schütze nun ausgebaut zur Theorie des Erzählens als einer Form der „Sachverhaltsdarstellung“, die deren besonderen Wert für die sozialwissenschaftliche Forschung begründen soll. Schon in Schützes Arbeit über die Technik des narrativen Interviews heißt es: „Vorausgesetzt, der Informant berichtet über eigenerlebte Erfahrungen, ist die narrative Darstellungsweise diejenige, die am engsten an die zu berichtende Handlungswirklichkeit und entsprechende Orientierungsbestände anschließt“ (Schütze 1977: 52). Diese besondere Nähe des Erzählens zur sozialen Realität im Vergleich zu anderen Darstellungsmodi wie dem Argumentieren oder dem Beschreiben wird dann an anderer Stelle ausführlicher begründet (vgl. zum Folgenden Kallmeyer/Schütze 1977).

Eine entscheidende Rolle dabei spielen die sogenannten „Zugzwänge des Erzählens“, die einen Sprecher, der sich auf das Erzählschema erst einmal eingelassen hat, gegebenenfalls sogar gegen seine eigene Absicht auf bestimmte Momente dieses Darstellungsmodus festlegen. Schütze unterscheidet bekanntlich drei solcher Zugzwänge: den Zwang zur Detaillierung, zur Gestaltschließung und zur Kondensierung. In unserem Zusammenhang ist vor allem der Detaillierungszwang von Interesse. Er bestehe zunächst einmal darin, den Erzähler beim Erzählen auf die Einhaltung der tatsächlichen Reihenfolge der Ereignisse zu verpflichten (Schütze nennt dies die „Parallelitätskomponente“ des Detaillierungszwangs). Darüber hinaus werde vom Erzähler verlangt, die „Ereignisträger“, das heißt, die an dem zu erzählenden „Sachverhalt“ beteiligten Personen oder Gegenstände, explizit einzuführen und die konkreten Umstände des „Sachverhalts“ mit Hilfe von Eigennamen, Orts- und Zeitangaben so genau zu benennen, wie es für das Verständnis der Erzählung notwendig ist (das wäre die „Kennzeichnungskomponente“). Schließlich lege der Detaillierungszwang den Erzähler darauf fest, die Verknüpfungen zwischen den zu erzählenden Ereignissen dem Zuhörer zum Beispiel durch die Darstellung von Beweggründen eigener oder fremder Handlungen plausibel zu machen (das ist die „Verknüpfungs- und Plausibilisierungskomponente“). All dies zusammengenommen, veranlasst der Detaillierungszwang Schütze zufolge den Erzähler, sich beim Erzählen an seine tatsächliche Erfahrung bzw. an den darzustellenden „Sachverhalt“ in seiner zeitlichen, räumlichen und logischen Ordnung zu halten.² Vor allem in der Wirksamkeit dieses Zugzwangs ist daher Schützes zentrale These von der „Homologie“ zwischen Erzählung und Erfahrungskonstitution begründet (vgl. Bude 1985: 329).

Zusammengefasst lässt sich sagen, dass der besondere Wert von Erzählungen selbsterlebter Erfahrungen als sozialwissenschaftliche Quelle Schütze zufolge darin besteht, dass sie diese Erfahrungen so darstellen, wie sie sich faktisch abgespielt haben.

2 Entscheidend ist dabei übrigens nicht, inwieweit empirische Erzählungen diesen Zugzwängen tatsächlich Folge leiten; im Gegenteil: Auch und gerade, wenn sie verletzt werden, machen sich Zugzwänge bemerkbar, etwa indem der Zuhörer den Faden verliert und deshalb „abschaltet“ bzw. nachfragt oder indem der Interpret das Fehlen einer Information als interpretationsbedürftig festhält.

Auf biographische Erzählungen bezogen hieße das, dass Lebensgeschichten, zumindest sofern sie wirklich spontane Erzählungen sind, ein getreues Abbild des tatsächlichen Lebensgeschehens liefern. Eine Bedingung dieser These scheint mir nun darin zu bestehen, dass der referentiellen Funktion von Erzählungen gegenüber ihrer evaluativen Funktion absoluter Vorrang eingeräumt wird. Zwar leugnet Schütze die evaluative Funktion von Narrationen keineswegs, sondern betont den wichtigen Stellenwert von Selbstdeutungen etwa in biographischen Interviews. Aber indem er diese Selbstdeutungen als argumentierende oder beschreibende, jedenfalls nicht-narrative Passagen versteht, lagert er die evaluative Funktion gewissermaßen aus dem „eigentlichen“ Erzählen aus und ordnet sie anderen Modi der Sachverhaltsdarstellung zu.

Diese Trennung des „eigentlichen“ Erzählens von der evaluativen Funktion der Selbstdeutungen hat eine wichtige forschungsstrategische Bedeutung. Sie nämlich ermöglicht es, die evaluierenden Selbstdeutungen mit der „eigentlichen“ Erzählung zu vergleichen und dabei auf ihre Angemessenheit zu überprüfen. Nur wenn die auf ihre narrativen Kernbestandteile reduzierte Lebensgeschichte als getreues Abbild des wirklichen Lebensgeschehens verstanden wird, können die darin enthaltenen argumentativen Passagen am so gewonnenen Maßstab der faktischen Ereignisabfolge gemessen werden. Forschungspraktisch zeigt sich dieser Zusammenhang darin, dass die nicht-narrativen Passagen bei der Auswertung narrativer Interviews zunächst eliminiert und erst in einem späteren Schritt eigens analysiert werden, wenn die Ereignisabfolge mithilfe der strukturellen Beschreibung der bereinigten Lebensgeschichte rekonstruiert ist (vgl. dazu Schütze 1983: 286 f.). Biographietheoretisch schlägt sich diese Vorgehensweise darin nieder, dass biographische Selbstdeutungen von Schütze vorwiegend unter dem Gesichtspunkt möglicher Selbsttäuschungen diskutiert werden. Nur wenn man sich sicher ist, mittels des narrativen Interviews ein zutreffendes Bild des faktischen Lebensgeschehens auch in seiner Gesamtgestalt ermitteln zu können, lässt sich entscheiden, ob es sich bei den übergreifenden biographischen Selbstdeutungen um „Deutungssysteme der Selbstverschleierung“ handelt oder um bewusstseinsmäßige Aneignungen der tatsächlichen „biographischen Gesamtformung“ (vgl. Schütze 1981: 103 ff.).

II.

Kritik an dieser erzähltheoretischen Begründung des narrativen Interviews und der darauf basierenden Richtung der Biographieforschung lässt sich aus verschiedenen Perspektiven anmelden. So hat zum Beispiel Heinz Bude die interessante Frage aufgeworfen, ob denn tatsächlich alle Erfahrungen erzählbar sind im Sinne einer kontinuierlichen Abfolge von miteinander verknüpften Ereignissen oder ob es nicht Erfahrungen geben mag, die nicht nach dem Muster einer Erzählung aufgebaut sind und deshalb auch nicht narrativ, sondern etwa nur in Form einer Collage dargestellt werden können (vgl. Bude 1985: 334)³. Der Gesichtspunkt, auf den es mir im Folgenden ankommt, ist allerdings ein anderer. Ich möchte versuchen, ihn an der Frage deutlich zu machen, nicht was eine Erfahrung erzählbar, sondern was sie erzählenswert macht. Unter den hier interessierenden Aspekten gibt es darauf, wie mir scheint, zwei mögliche Antworten. Die eine

3 Dagegen erscheint mir Budes Parallelisierung solcher Darstellungsmodi wie Erzählung und Collage mit dem „Epischen“ bzw. dem „Lyrischen“ aus Erich Staigers „Grundbegriffen der Poetik“ eher problematisch.

lautet, erzählenswert seien vor allem ungewöhnliche Erfahrungen. Goethes Definition der Novelle als „unerhörte Begebenheit“ spricht davon ebenso wie etwa das sogenannte „Planbruchkonzept“ in der Erzähltheorie von Uta Quasthoff, das davon ausgeht, Gegenstand von Erzählungen seien vor allem solche Erfahrungen, bei denen eine bestimmte Erwartung verletzt, ein Plan durchkreuzt wurde (vgl. Quasthoff 1980). Im Vordergrund steht auch hier, so scheint mir, die referentielle Funktion des Erzählens, denn das Ungewöhnliche erscheint als ein Merkmal der Ereignisse, von denen die Rede sein soll, als Eigenschaft der zu erzählenden Wirklichkeit. Die andere Antwort dagegen stellt die evaluative Funktion von Erzählungen in den Vordergrund. Erzählenswert, so würde sie lauten, sind solche Erfahrungen, die für den Erzähler einen bestimmten Sinn haben, den er dem Zuhörer mitteilen möchte, oder Erfahrungen, die – zum Beispiel, weil sie in irgendeiner Weise verstörend sind – eines solchen Sinns gerade bedürfen, der deshalb im Prozess des Erzählens allererst hergestellt werden soll. Erzählenswert wären also Erfahrungen oder Ereignisse, die sinnhaft oder sinnbedürftig sind. Diese zweite Antwort scheint mir gerade im Blick auf autobiographische Erzählungen von besonderem Interesse (vgl. dazu auch Michel 1985: 21). Folgt man ihr, so wäre lebensgeschichtliches Erzählen nie nur ein Abbild des tatsächlichen Lebensgeschehens, sondern immer auch ein Vorgang der Sinnproduktion, ein Versuch, dem tatsächlichen Lebensgeschehen einen Sinn hinzuzufügen, indem es in einer ganz bestimmten Weise erzählt wird.

Hält man sich an diese Perspektive, so müsste das Verhältnis der referentiellen und der evaluativen Funktion von Erzählungen anders bestimmt werden als bei Labov und Waletzky und Kallmeyer und Schütze. Man könnte dann nicht länger davon ausgehen, dass die Selbstdeutungen des Erzählers dem „eigentlichen“ Erzählen nachgeordnet oder gar völlig davon verschieden sind, sondern müsste annehmen, die evaluative Funktion wirke an der Herstellung referentieller Bezüge auf die Wirklichkeit von Anfang an mit. Dann aber würde die Wirksamkeit des Detaillierungszwangs, wie Schütze ihn für das Erzählen postuliert, problematisch. Sowohl die Reihenfolge, in der die Ereignisse vom Erzähler präsentiert werden, als auch ihre Verknüpfung untereinander wäre nicht mehr unbedingt als Abbild der tatsächlichen Ordnung des Geschehens zu verstehen, sondern vielmehr als Ergebnis des Erzählvorgangs selbst, der die Sukzessivität der Ereignisse allererst herstellt und sie in einen sinnvollen Zusammenhang einzuordnen versucht (vgl. dazu nochmals Michel 1985: 75 ff.).

Meine entscheidende These lautet nun, dass dieser Prozess der Sinnproduktion im autobiographischen Erzählen als rhetorischer Prozess aufgefasst und analysiert werden kann. Der Begriff des „Rhetorischen“ ist dabei nicht im abwertenden Sinne einer bloßen Überredungskunst gemeint. Vielmehr knüpfe ich an verschiedene neuere Versuche an, Rhetorik als eine spezifische „Texttheorie“ zu verstehen, die die Produktion oder Entstehung von Texten zu beschreiben vermag (vgl. Kopperschmidt 1990).

In einem für die neuere Rhetorikdiskussion wegweisenden Beitrag hat Hans Blumenberg versucht, die Rhetorik als ein System verbaler „Institutionen“ zu beschreiben, das auf die Erfahrung eines zeitweiligen oder dauerhaften Fehlens definitiver Wahrheiten und unmittelbarer Evidenzen antworte. „Rhetorik“, so heißt es bei Blumenberg, „schafft Institutionen, wo Evidenzen fehlen“ (Blumenberg 1981: 110). Der Verzicht auf ewige Wahrheiten ist Blumenberg zufolge mit der Entwicklung der neuzeitlichen Wissenschaften unausweichlich geworden. Doch während die moderne Wissenschaft

sich darauf eingerichtet habe, die prinzipielle Vorläufigkeit ihrer Erkenntnisse zu ertragen, stünden die Menschen in praktischen Situationen unter unmittelbarem Handlungszwang. Hier nun treten die verbalen „Institutionen“ der Rhetorik an die Stelle vorgegebener, als natürlich oder gottgewollt gedachter Normen, um menschliches Handeln angesichts von Evidenzmangel einerseits und praktischem Handlungszwang andererseits überhaupt möglich zu machen. Den grundlegenden Vorgang sieht Blumenberg dabei im substitutiven Akt der Metapher. Vermittels der rhetorischen Figur der Metapher versuche ein Sprecher, etwas durch etwas anderes zu begreifen, etwas Unverfügbares durch etwas dem Bewusstsein Zugänglicheres verstehbar zu machen. Zu diesem substitutiven Akt, eine Metapher zu finden, komme freilich noch die Aufgabe hinzu, dieser Metapher bei sich selbst und bei anderen Anerkennung und Zustimmung zu schaffen. Rhetorik betreffe daher nicht nur die Produktion, sondern immer auch die Rezeption von Texten oder Äußerungen.

Vor diesem Hintergrund scheint es plausibel, dass gerade das autobiographische Erzählen auf die verbalen Institutionen der Rhetorik angewiesen ist. Man muss nicht unbedingt Ulrich Becks Individualisierungstheorem bemühen, um dem Versuch, sein eigenes Leben als eine sinnvolle und kontinuierliche Abfolge von Ereignissen zu präsentieren, einen Mangel an unmittelbarer Evidenz zu bescheinigen. Mehr und mehr machen Menschen unter den Bedingungen moderner oder gar postmoderner Gesellschaften die Erfahrung, dass einzelne Ereignisse, gewisse Phasen oder gar die Gesamtgestalt ihres Lebens ihnen fremd und unverfügbar gegenübertritt. Dieses Unverfügbare im autobiographischen Erzählen rhetorisch zu substituieren kann mit Blumenberg als eine Möglichkeit begriffen werden, diese Situation sprachlich-handelnd zu bewältigen.

Blumenbergs Rhetorikbegriff bleibt freilich zu abstrakt, um ihn schon als Instrument einer konkreten Analyse autobiographischer Texte benutzen zu können. Einen Schritt weiter führt hier einer der Exponenten der neueren Rhetorikdiskussion in Frankreich, Gérard Genette. Er entwirft ein Verständnis von Rhetorik, das in der Figuralität der poetischen Rede ein konstitutives Moment nicht nur des literarischen, sondern prinzipiell jedes Sprachgebrauchs erblickt (zum Folgenden vgl. Genette 1966). Der Begriff der Figur bezeichnet dabei den grundlegenden Abstand, der sich in jedem Text zwischen dem tatsächlich Gesagten und seinem Sinn auftrue, wobei dieser „Sinn“ durch einen möglichen anderen Text markiert wird, der dem tatsächlich Gesagten substituiert werden kann. Das Wesen der rhetorischen Figur besteht also nicht – wie im traditionellen Verständnis des Begriffs in der Abweichung vom gewöhnlichen Sprachgebrauch (vielmehr ist nichts gewöhnlicher als Figuren); eine Figur liegt vielmehr immer dann vor, wenn eine gegebene Formulierung mit einer anderen, nicht aktualisierten Formulierung verglichen werden kann, die an ihrer Stelle stehen könnte. So kann etwa das Wort „Segel“ – um ein Beispiel der traditionellen Rhetorik zu zitieren – unter bestimmten Bedingungen in einem literarischen Text durch das Wort „Schiff“ ersetzt werden.

Genette zögert nicht, aus dieser Bestimmung der rhetorischen Figur die Konsequenz zu ziehen, dass die Figuralität eines Textes ihm nicht an sich zukomme, sondern vom Bewusstsein des Lesers oder Zuhörers abhängig sei. Dennoch ist das „Surplus“ an Sinn, das mit dieser Figuralität gegeben ist, keine psychologische Größe. Sie lässt sich vielmehr mit dem linguistischen Begriff der Konnotation erfassen, der die grundlegende Ambiguität der menschlichen Rede bezeichnet. „Segel“ hat ja zunächst eine eindeutige denotative Bedeutung, bezeichnet eben ein Segel und sonst nichts. Aber wenn und in-

dem es auf das Wort „Schiff“ bezogen wird, entfaltet es einen Reichtum an zusätzlichem Sinn. Im Unterschied zur Arbitrarität denotativer Bezeichnungen führt es eine Motiviertheit ein, die dadurch gegeben ist, dass die Wahl gerade auf das Wort „Segel“ (und nicht etwa auf das Wort „Mast“) fällt, um mittels der Figur der Synekdoche ein Schiff zu bezeichnen. Darüber hinaus kann eine Figur in einer Art von Konnotation zweiter Ordnung den Diskurs selbst bezeichnen, in welchem sie Verwendung findet, etwa indem das Wort „Segel“ nicht nur zu verstehen gibt, dass von einem Schiff die Rede ist, sondern auch, dass es sich hier um einen poetischen Text handelt. Die aktuelle Bedeutung der Rhetorik sieht Genette darin, auf diese fundamentale Mehrdeutigkeit der Sprache hinzuweisen, auf den Überschuss an Sinn, der potentiell in jeder Äußerung enthalten ist.

Indem eine autobiographische Erzählung sich rhetorischer Figuren bedient, öffnet sie sich dieser fundamentalen Mehrdeutigkeit der Sprache. In ihnen oder kraft ihrer gibt sie einen Sinn zu verstehen, der jenseits (oder diesseits?) ihres denotativen „Inhalts“ liegt. Eine rhetorische Lektüre von Lebensgeschichten müsste nun diesen Sinn freilegen, indem sie den Prozess seiner Hervorbringung beschreibt. Dieser Prozess findet auf verschiedenen Ebenen eines Textes statt. Wie das Beispiel „Segel für Schiff“ nahelegt, betreffen rhetorische Figuren zunächst einmal die Mikrostruktur eines Textes, einzelne Formulierungen, bestimmte Worte oder Sätze. Darüber hinaus kennt jedoch schon die traditionelle Rhetorik auch Figuren, die größere Zusammenhänge oder einen Text als ganzen betreffen, wie zum Beispiel die sogenannten Gedankenfiguren, deren bekanntestes Beispiel die Ironie darstellt. Michael Cahn hat in einem interessanten Aufsatz versucht, solche Phänomene unter dem Begriff der „Denkfiguren“ zum Gegenstand einer rhetorischen Lektüre zu machen. Denkfiguren wären dabei als diejenigen diskursiven Strategien zu verstehen, die eine „Bedeutung jenseits des Inhalts“, einen Sinn jenseits denotativer Festlegungen zu verstehen geben (vgl. Cahn 1989: 291 ff.). Die rhetorische Lektüre von autobiographischen Erzählungen könnte daher als ein Verfahren verstanden werden, von der Figuralität einzelner Wendungen ausgehend bis zur Ebene der Lebensgeschichte als ganzer vorzudringen und, wie Cahn sagt, den „figuralen Gehalt (ihrer) leitenden diskursiven Struktur“ zu ermitteln (ebd.: 292).

III.

Das Beispiel, das ich nun vorstellen möchte, um deutlicher zu machen, was ich unter einer rhetorischen Lektüre von Lebensgeschichten verstehe, stammt aus einem Hamburger Projekt über Studentenbiographien, das vor allem von Rainer Kokemohr durchgeführt worden ist. Es handelt sich um ein biographisches Interview mit „Ingo“, einem Diplompädagogik-Studenten im höheren Semester, das bereits Gegenstand eines Hamburger Symposions über „Studentenbiographien“ war und dort auf verschiedene Weise interpretiert worden ist (vgl. Kokemohr/Marotzki 1989). Ich greife noch einmal auf dieses Interview zurück, weil mir eine Passage daraus für meine Zwecke hier besonders gut geeignet erscheint.⁴ In dieser Passage erzählt Ingo – es ist übrigens die längste zusammenhängende Erzählung des Interviews – eine Urlaubsgeschichte, die sich kurz vor dem Beginn seines Studiums abgespielt hat. Der „Inhalt“ der Geschichte ist kurz zusammengefasst der, dass Ingo sich bei einem Trampurlaub in Griechenland einen Hund

4 Diese Passage hat im Übrigen in den bei jenem Symposion vorgelegten Interpretationen, von zwei Ausnahmen abgesehen (vgl. Seigies 1989; Stempel 1989: 272 ff.), kaum Beachtung gefunden.

aufschwätzen lässt und mit nach Hause nimmt. Auf der Rückreise aus Griechenland entpuppt sich der Hund dann allerdings als Hündin und bringt fünf Welpen auf die Welt. Ingo aber weiß sich zu helfen und bastelt eine Art von Hundekinderwagen, den die Hündin selbst ziehen muss. Nach einem Telefonat mit seiner Mutter beschließt er, die Welpen noch auf der Rückreise (die sich dadurch entsprechend in die Länge zieht) zu verkaufen, bevor er schließlich mit dem Hund bzw. der Hündin zu Hause eintrifft.

Was mir bei der Lektüre dieser Geschichte unter dem Aspekt rhetorischer Figuren besonders auffiel, ist Ingos Wortwahl in Bezug auf Eigenschaften und Verhaltensweisen des Hundes. An der entscheidenden Stelle der Erzählung heißt es zum Beispiel: „[...] und dann bin ich nach Norden getrampt und unterwegs . hat der Hund dann . fünf Junge bekommen [lacht] die war hochschwanger“ (Kokemoor/Marotzki 1989: 366). Bemerkenswert daran ist nicht nur der Wechsel im Geschlecht des Ereignisträgers (aus „der Hund“ wird plötzlich ein „die“), sondern auch die Wahl des Wortes „hochschwanger“. Zwar handelt es sich hier nicht gerade um eine Metapher im herkömmlichen Sinn, aber doch um eine Formulierung, die im Allgemeinen nur in Bezug auf Menschen verwendet wird, während man bei einem Tier eher das Wort „trächtig“ erwarten würde. Jedenfalls scheint es mir berechtigt, aus dieser Formulierung die Konnotation des Menschlichen herauszulesen. Ingo, so meine These, figuriert den Hund als ein quasimenschliches Wesen, indem er ihm ein neues Geschlecht und das menschliche Prädikat „hochschwanger“ zuspricht.

Wäre dies die einzige Stelle, die diese These stützen könnte, so wäre es zweifellos nicht mehr als eine gewagte Vermutung. Schon vorher aber lässt sich eine ähnliche, wenn auch weniger zugespitzte Figur beobachten. Die erste Kontaktaufnahme zwischen Ingo und dem Hund wird so geschildert:

[...] ja und den Hund . der hat sich also auf meinem Schlafsack immer schlafen gelegt weil das offensichtlich irgendwie warm war . von unten . ich hab den zwar immer weggestoßen und ich war auch der einzige von den vielen Touristen die dem Hund nichts zu fressen gegeben haben . weil ich mir dachte wenn das erstmal anfängt . dann werd ich den Hund nicht mehr los . ähm .. das hat alles nix genutzt .. er hatte n besonderes Zutraun zu mir (ebd., 365).

Die Geschichte des Kennenlernens von Ingo und dem Hund ist die Geschichte einer Wahl: Es ist der Hund, der sich Ingo trotz (oder wegen) dessen abwehrendem Verhalten als Gefährten aussucht. Auch hier figuriert Ingo den Hund als ein – wenn auch nicht unbedingt menschliches – Subjekt.

Diese Perspektive behält er auch oder vielmehr gerade nach der überraschenden Wendung der Geschichte bei. Nun freilich folgt daraus ein anderes Verhältnis zwischen Ingo und dem Hund. Nachdem er beschrieben hat, wie er aus einem alten Kinderwagen ein Gefährt für die Welpen baute, das der Hund selbst ziehen musste, heißt es:

[...] ich wollte Erziehungswissenschaften studieren ich hatte also irgendwo Ambitionen von Emanzipation [lacht] . und wenn er die Jungen in die Welt setzt soll er auch dafür was tun (ebd.: 366 f).

Der Hund wird zum Erziehungsobjekt, zum Gegenstand von pädagogischen „Ambitionen“, er soll sich emanzipieren und Verantwortung für sein Tun übernehmen.

Den Höhepunkt dieser figurativen Vermenschlichung des Hundes markiert der Schluss der Erzählung, in dem sich die Geschichte auf eigenartige Weise wiederholt:

[...] das zweite Mal war ich in Frankreich da hat. da (2 Sek.?) wieder ausgebüchst. und da hab ich noch mal. drei Junge bekommen da waren also inzwischen acht Kinder geboren acht Welpen [lacht] (ebd.: 368).

Diese Stelle ist gleich auf doppelte Weise rhetorisch. Zum einen figuriert sich Ingo nun selbst als derjenige, der die Welpen bekommen hat, also gleichsam als deren Vater. Zum andern aber bezeichnet er nun auch die Hundejungen ausdrücklich als „Kinder“ und damit qua Konnotation als menschliche Wesen.

Durch diese Figur der Vermenschlichung des Hundes bzw. der Hunde betreibt Ingos Erzählung etwas anderes als die bloße Rekapitulation einer selbsterlebten Erfahrung. Er stattet vielmehr diese Erfahrung mit einem zusätzlichen Potential an Sinn aus, indem er auf rhetorischem Wege Kontexte evoziert, in die diese Erfahrung eingeordnet werden kann. Die Figur der Vermenschlichung eröffnet in Ingos Erzählung mindestens zwei solcher Kontexte: einen pädagogischen und einen familiären. Indem der Hund als quasi-menschliches Subjekt dargestellt wird, wird die Hundegeschichte gleichzeitig zum Feld für die Selbstdarstellung Ingos als künftiger Pädagoge. Über den schon zitierten Verweis auf seine pädagogischen „Ambitionen von Emanzipation“ hinaus präsentiert sich Ingo im Umgang mit den Hunden immer wieder als „besonders verantwortungsbewußt“. Schon zu Beginn sagt er, um das „besondere Zutraun“ des Hundes beim ersten Kontakt zu erklären:

[...] ich spielte nicht nur so ... und wenns mir egal war ließ ich ihn liegen sondern .. ich weiß nicht es kann irgendwas mit meiner Art zu tun gehabt haben (ebd.: 365).

Und später, nachdem er von seinem Beschluss erzählt hat, die Welpen zu verkaufen, begründet er dies so:

[...] ich wollte es nicht umsonst machen weil sonst die Leute sagen n schöner. niedlicher Hund. den nehm ich mal und hinterher geben wir ihn ins Tierheim. wenn das ne Woche. wenn die Leute sehn was. was son Tier für Arbeit macht . und auch Ärger zum Teil ja (ebd.: 367).

Ingos Verantwortlichkeit für den Hund hat ihre diskursive Begründung gerade darin, dass der Hund für ihn mehr ist als ein Tier, das man einfach ins Tierheim abschieben kann. Nimmt man hinzu, dass der Interviewer, dem er diese Geschichte erzählt, ein Pädagogikprofessor ist, bei dem er demnächst seine Diplomprüfung machen möchte, so erweist sich die figurative Vermenschlichung des Hundes als diskursive Strategie, sich selbst als verantwortungsbewussten und erfolgreichen Pädagogen darzustellen.

Der zweite Kontext, den die Vermenschlichung des Hundes eröffnet, ist der Kontext familiärer und filiativer Beziehungen. Die überraschende Mutterschaft des Hundes bringt indirekt auch das Thema der menschlichen Fortpflanzung, der Geschlechtlichkeit und der Beziehungen zur eigenen Herkunftsfamilie ins Spiel. Auf das eigenartige Schwanken im grammatischen Geschlecht des Hundes habe ich bereits hingewiesen,

ebenso auf Ingos rhetorisch-figurative Vaterschaft an den acht Welpen. Ihren diskursiven Stellenwert bekommen diese Figuren unter anderem durch die Rolle, die Ingos Beziehung zu seiner Mutter in der Erzählung spielt:

[...] und meine Mutter hatt ich angerufen [lacht] ich mußte den Telefonhörer so weit weghalten . als ich ihr sagte. daß ich n Hund mitbring [lacht] die hatte natürlich son son streunenden mit mit zerzaustem Fell und dreckig und so was dachte sie .. und äh . als ich dann sagte ich hab jetzt fünf Hunde da [lacht] hielt ich den Hörer schon vorsichtshalber so weit weg aber .. äh . da kam nur noch n Japsen [lacht] und da dacht ich mir das kann ich ihr nicht zumuten (ebd.: 367).

War vorher die Hündin bereits als Mutter figuriert worden, so könnte man durch die Formulierung „Japsen“ auf den Gedanken kommen, nun erscheine die „wirkliche“ Mutter umgekehrt als Hund. Wichtiger jedoch ist, dass Ingo die Hundegeschichte dazu benutzt, indirekt auch das Verhältnis zu seiner Mutter zu thematisieren. Am Ende der Erzählung steht ein harmonisches Bild dieses Verhältnisses:

[...] ja . meine Mutter äh. die guckte zuerst n bißchen skeptisch - aber. nachher hat sie dann gesehen daß der Hund eben sauber war. das war n sehr hübsches Tier. das ist es auch noch Sie kennen sie ja. ne. äh. und äh. dann fing sie allmählich an wettzueifern mit mir guck mal. der hört ja mehr aufmich als auf dich und äh. dann wußt ich. daß sie also da [lacht] also auch innerlich mit einverstanden war. es gab also keine Probleme mehr . eigentlich von Anfang an nicht (ebd.: 368).

Bemerkenswert noch einmal das Schwanken im grammatischen Geschlecht des Hundes („der Hund“ – „hübsches Tier“ – „sie“). Wichtiger aber noch ist, dass hier der Hund als Vehikel erscheint, um ein Einverständnis mit der Mutter herzustellen. Durch seine figurative Vaterschaft gleichsam erwachsen geworden, kann Ingo seiner Mutter nun anders als bisher gegenüberreten und mit ihr einen Wettstreit um die Erziehung des Hundes beginnen. Die diskursive Strategie der Hundegeschichte läge dann darin, durch die Figur der Vermenschlichung des Hundes das irgendwie problematische Verhältnis zur eigenen Mutter ins Reine zu bringen. Eine weitere Stützung dieser These bzw. eine genauere Interpretation der Hundegeschichte würde selbstverständlich die Diskussion alternativer Lesarten und die Berücksichtigung des gesamten Interviews erfordern. Hier kommt es mir aber weniger darauf an, eine bestimmte Interpretation vorzulegen, als vielmehr den Nachweis zu führen, dass und wie die rhetorische Figur der Vermenschlichung des Hundes überhaupt Interpretationen ermöglicht, indem sie neue Kontexte evoziert und damit zusätzliche Interpretationshorizonte eröffnet.

Die letzten Überlegungen haben angedeutet, dass zwischen einer rhetorischen Lektüre, wie ich sie hier versucht habe, und anderen interpretativen Zugängen – etwa einem psychoanalytischen – durchaus Verknüpfungen möglich sind. Die Gemeinsamkeit mit der Psychoanalyse läge etwa in der Überzeugung, dass der Sinn eines lebensgeschichtlichen Ereignisses diesem nicht schon an sich oder von vorneherein innewohnt, sondern ihm – und zwar auch und gerade beim Erzählen – aus der Perspektive der jeweiligen Gegenwart erst nachträglich zugeschrieben wird (vgl. dazu Laplanche/Pontalis 1972:

313 ff.).⁵ Unvereinbar ist die rhetorische Lektüre nur mit solchen Deutungen, die das autobiographische Erzählen als unmittelbares Abbild des gelebten Lebens verstehen.

Abschließend möchte ich nun wenigstens andeuten, in welcher Weise ich eine solche rhetorische Lektüre von Lebensgeschichten bei der Bearbeitung sozial- bzw. (in meinem Falle) erziehungswissenschaftlicher Fragestellungen für aussichtsreich halte.

Lebensgeschichten werden in der Biographieforschung zumeist als Schnittstelle von Gesellschaftlichem und Individuellem, von sozialen Strukturen und emergenter Subjektivität verstanden. Sie bilden damit einen bevorzugten Ort zur Beobachtung von grundlegenden Bildungs- oder Wandlungsprozessen (vgl. zum Beispiel Prawda/Kokemohr 1989). Fasst man Biographien im hier vorgeschlagenen Sinne als rhetorische Konstruktionen auf, so wären auch die Bildungsprozesse, von denen in autobiographischen Erzählungen die Rede ist, nicht als Abbildungen realer Prozesse, sondern ebenso als rhetorische Konstrukte zu verstehen. „Bildung“ wäre dann möglicherweise selbst eine rhetorische Figur im Sinne jener übergreifenden „Denkfiguren“, die einen Text als ganzen betreffen und seine diskursive Strategie jenseits des Inhalts ausmachen. Die Frage nach Bildungsprozessen im Rahmen der Biographieforschung verschöbe sich so von der Ebene der erzählten Wirklichkeit auf den Prozess des Erzählens selbst. Zu untersuchen wäre, inwieweit sich im Prozess des Erzählens, und das heißt, im Prozess der rhetorischen Konstruktion der eigenen Lebensgeschichte, Bildungsprozesse vollziehen. Unter Bildung kann man – etwa in Abgrenzung vom Lernen – solche Prozesse verstehen, wo – wie Rainer Kokemohr es formuliert hat – „eine grundlegende Kategorie unserer Welt- und Selbstorientierung umgebildet wird, weil ein Interpretationsschema gegenüber neu auftretenden Problemlagen versagt“ (Kokemohr 1991: 3). Unter diesem Gesichtspunkt wären die rhetorischen Figuren, in denen ein Erzähler seine Lebensgeschichte konstruiert, daraufhin zu befragen, inwieweit sie eine solche Transformation grundlegender Orientierungskategorien möglich machen. Denkbar wäre zum Beispiel, dass es rhetorische Figuren gibt, die solche Transformationen erlauben, während andere solche Transformationen eher im Wege stehen, weil durch sie nur vorhandene Kategorien verfestigt werden. Ich kann eine solche Analyse hier nun nicht durchführen, da sie zusätzlicher methodologischer Vorüberlegungen bedarf. Am Beispiel von Ingos Hundegeschichte sollte gezeigt werden, dass die rhetorische Figur der Vermenschlichung des Hundes ein zusätzliches Sinnpotential ins Spiel bringt, indem sie andere Kontexte evoziert. Ob es sich dabei aber schon um eine Transformation grundlegender Kategorien der Selbst- und Weltdeutung handelt oder ob nur bereits vorhandene Kategorien bestätigend genutzt werden, kann vor dem Hintergrund der bisherigen Überlegungen nicht entschieden werden. Hier sehe ich ein wichtiges Arbeitsfeld für eine rhetorisch orientierte bildungstheoretische Biographieforschung, die über die eingangs skizzierte Dichotomie von Lebensgeschichten als sozialen Phänomenen einerseits und als theoretischen Artefakten andererseits hinausführt, indem sie Biographien als sprachliche bzw. rhetorische Konstruktionen versteht.

5 Eine Verbindung zwischen Rhetorik und Psychoanalyse hat vor allem Jacques Lacan gezogen, der die Mechanismen des Unbewussten wie zum Beispiel Verschiebung und Verdichtung als rhetorische Prozesse interpretiert hat (vgl. Lacan 1975: 34 ff.).

LITERATUR

- Blumenberg, Hans (1981): Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik (1971), in: Ders., *Wirklichkeiten, in denen wir leben, Aufsätze und eine Rede*, Universal-Bibliothek, Nr. 7715, Stuttgart, 104-136.
- Bourdieu, Pierre (1990): Die biographische Illusion, in: *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 3, Heft 3, 75-81.
- Bude, Heinz (1985): Der Sozialforscher als Narrationsanimateur, kritische Anmerkungen zu einer erzähltheoretischen Fundierung der interpretativen Sozialforschung, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37, Heft 2, 327-336.
- Cahn, Michael (1989): Paralipse und Homöopathie, Denkfiguren als Objekte einer rhetorischen Lektüre, in: Helmut Schanze und Josef Kopperschmidt (Hg.), *Rhetorik und Philosophie*, München, 275-295.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1990): Von der „biographischen Methode“ zur Biographieforschung: Versuch einer Standortbestimmung, in: Peter Alheit, Wolfram Fischer-Rosenthal und Erika M. Hoerning, *Biographieforschung, Eine Zwischenbilanz in der deutschen Sprache, Werkstattberichte des Forschungsschwerpunkts Arbeit und Bildung*, Bd. 13, Bremen, 11-32.
- Genette, Gérard (1966): Figures, in: Ders., *Figures I*, Paris, 205-221.
- Kallmeyer, Werner und Fritz Schütze (1977): Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung, in: Dirk Wegner (Hg.), *Gesprächsanalysen, Vorträge, gehalten anlässlich des 5. Kolloquiums des Instituts für Kommunikationsforschung und Phonetik*, Bonn, 14.-16. Oktober 1976, *Forschungsberichte des Instituts für Kommunikationsforschung und Phonetik der Universität Bonn*, Bd. 65, Hamburg, 159-274.
- Kokemohr, Rainer (1991): Zur Bildungsfunktion rhetorischer Funktionen, *Sprachgebrauch und Verstehen als didaktisches Problem* (Typoskript).
- Kokemohr, Rainer und Winfried Marotzki (Hg.) (1989): *Biographien in komplexen Institutionen, Studentenbiographien I*, Frankfurt am Main u. a.
- Kopperschmidt, Josef (Hg.) (1990): *Rhetorik*, Bd. 1: *Rhetorik als Texttheorie*, Darmstadt.
- Labov, William und Joshua Waletzky (1973): Erzählanalyse: mündliche Versionen persönlicher Erfahrung (1967), in: Jens Ihwe (Hg.), *Literaturwissenschaft und Linguistik*, Bd. 2, Frankfurt am Main, 78-126.
- Lacan, Jacques (1975): *Schriften II*, Ausgewählt und herausgegeben von Norbert Haas, Freiburg im Breisgau.
- Laplanche, Jean und Jean-Bertrand Pontalis (1972): *Das Vokabular der Psychoanalyse*, 2 Bände, Frankfurt am Main.
- Michel, Gabriele (1985): Biographisches Erzählen – zwischen individuellem Erlebnis und kollektiver Geschichtstradition, Untersuchung typischer Erzählfiguren, ihrer sprachlichen Form und ihrer interaktiven und identitätskonstituierenden Funktion in Geschichten und Lebensgeschichten, *Germanistische Linguistik*, Bd. 62, Tübingen. <https://doi.org/10.1515/9783111371214>
- Prawda, Marek und Rainer Kokemohr (1989): Wandlungsprozeß und Bildungsgeschichte, in: Peter Alheit und Erika M. Hoerning (Hg.), *Biographisches Wissen, Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung*, Frankfurt am Main, New York, 238-267.
- Quasthoff, Uta (1980): Erzählen in Gesprächen: linguistische Untersuchung zu Strukturen und Funktionen am Beispiel einer Kommunikationsform des Alltags, *Kommunikation und Institution*, Bd. 1, Tübingen.
- Schütze, Fritz (1977): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien: dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen, *Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie, Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien Nr. 1*, Bielefeld.

- Schütze, Fritz (1981): Prozeßstrukturen des Lebensablaufs, in: Joachim Matthes, Arno Pfeifenberger und Manfred Stosberg (Hg.), *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive*, Kolloquium am Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen-Nürnberg, Nürnberg, 67-156.
- Schütze, Fritz (1983): *Biographieforschung und narratives Interview*, *Neue Praxis*, 13, Heft 3, 283-293.
- Seigies, Raimund (1989): *Textur/Lektur, Verstreute Anmerkungen zur Hundegeschichte im Ingo-Interview*, in: Rainer Kokemohr und Winfried Marotzki (Hg.) (1989): *Biographien in komplexen Institutionen, Studentenbiographien I*, Frankfurt am Main u. a., 158-162.
- Stempel, Wolf-Dieter (1989): *Modi des Autobiographischen im Gespräch*, in: Rainer Kokemohr und Winfried Marotzki (Hg.) (1989): *Biographien in komplexen Institutionen, Studentenbiographien I*, Frankfurt am Main u. a., 255-280.

Erzählbarkeit, biographische Notwendigkeit und soziale Funktion von Kriegserzählungen

Zur Frage: was wird gerne und leicht erzählt¹

Gabriele Rosenthal

[*BIOS 6 (1993), Sonderheft, 5-24*]

Einleitung

Wenn deutsche Zeitzeugen des Zweiten Weltkrieges, die nicht von den Nationalsozialisten verfolgt wurden, sondern auf der Seite der Mitläufer und Täter des Nazi-Regimes standen, ihre Lebensgeschichte erzählen, nehmen Einzelgeschichten über diese historische Zeitspanne einen breiten Raum ein. Meist erhält man in biographisch-narrativen Interviews – ob nun thematisch auf das „Dritte Reich“ beschränkt oder auf das ganze Leben bezogen – dichte epische und dramatische Kriegserzählungen. Und nicht nur in sozialwissenschaftlichen Interviews wird über den Krieg erzählt. Vielmehr treten in unterschiedlichen Alltagssituationen biographische Thematisierungen der Kriegserinnerungen auf. Oft sind es kleine Anlässe, die die Zeitzeugen an den Krieg erinnern und den Anstoß zu detailreichen Geschichten über den Krieg geben.

Ohne Zweifel ist der Zweite Weltkrieg immer noch – und gerade gegenwärtig – ein privates und öffentliches Thema in der Bundesrepublik Deutschland, das gerne und ohne große Erinnerungsschwierigkeiten erzählerisch ausgebaut wird.²

Wir könnten dieses Phänomen nun damit erklären, dass Kriegserlebnisse oder allgemeine historische Großereignisse und Phasen, die extrem und leidvoll in den Lebensalltag von Menschen einer Region oder eines Landes einwirkten, erzählgenerierend seien. Gemeinsam Erlebtes und Erlittenes führe – so die Annahme – zu Erzählgemeinschaften, in denen kollektive Geschichten und auch Mythen institutionalisiert und tradiert werden. Gelingt dies – und davon können wir im Zusammenhang des Zweiten Weltkrieges ausgehen –, so kann damit früheres Leiden externalisiert, Distanz geschaffen und mit Anekdoten das Leidvolle in den Hintergrund gedrängt werden (vgl. Köstlin

1 Für die vielen Anregungen und kritischen Hinweise zu diesem Beitrag möchte ich mich bei meinen Kolleginnen Roswitha Breckner, Christiane Grote, Angelika Puhmann, Susanne Rupp und Insa Schöningh herzlich bedanken. Mein besonderer Dank gilt meinem israelischen Kollegen Dan Bar-On, der zu einer früheren Fassung dieses Artikels wichtige Einwände machte und meine Interviews in Israel beratend begleitete.

2 Vgl. die These von Charlotte Heinritz (1990), der Zweite Weltkrieg generiere Autobiographien.

1989). Wohl findet diese Annahme einer erzählgenerierenden Wirkung kollektiver Erleidensprozesse oder kollektiver Verlaufskurven (vgl. Schütze 1982; 1989) mit dem Zweiten Weltkrieg eine empirische Bestätigung, doch kann sie keineswegs in ihrer Allgemeinheit aufrechterhalten werden. Wir können zwar davon ausgehen, dass Menschen über Erzählen Gemeinsamkeiten erzeugen (vgl. Röttgers 1988), aber der Umkehrschluss, Gemeinsamkeiten erzeugten Erzählen, trifft nur bei spezifischen Strukturmerkmalen des Erlebten zu. Empirische Beispiele zeigen, wie gemeinsam Erlittenes in Sprachlosigkeit versinken kann:

1. Veteranen des Ersten Weltkrieges erzählen kaum Geschichten über ihre Erlebnisse in den Schützengräben. Insbesondere die Mannschaftssoldaten, die nicht an der Literarisierung dieses Krieges durch Schriftsteller teilhatten, sprechen kaum über ihre Zeit an der Front.³ Der Erste Weltkrieg hat also keineswegs die erzählgenerierende Wirkung wie der Zweite. Seine sprachliche Präsentation vollzieht sich eher in Bildern, Metaphern und knappen Berichten als in Geschichten von selbsterlebten Erfahrungen.⁴ Es ist anzunehmen, dass diese Unterschiede in der sprachlichen Präsentation auch etwas mit den Unterschieden im Erleben dieser Kriege zu tun haben. Es sind die strukturell unterschiedlichen Bedingungen im Erleben eines Stellungskrieges einerseits und eines Bewegungskrieges andererseits.

2. Von den Nationalsozialisten verfolgte Menschen, die während des Zweiten Weltkrieges in Verstecken oder zusammengepfercht in Ghettos lebten, die die Konzentrations- und Vernichtungslager überlebten, bedürfen zum Teil sehr großer Anstrengungen, um sich an diese Zeit zu erinnern und zu erzählen. Neben denen, die seit der Befreiung immer wieder darüber sprechen, haben viele versucht zu vergessen. Diejenigen, die nun nach vielen Jahren beginnen zu sprechen und an die Verbrechen erinnern wollen, haben zum Teil Erinnerungslücken und können sich auch nur begrenzt dem Strom der Erzählung und des Nacherlebens überlassen. Ihre Erzählschwierigkeiten sind zwar auch durch ihre erlittenen Traumatisierungen mitbedingt, doch zeigen vergleichende Fallanalysen von Mitläufern, Tätern und Opfern des Nationalsozialismus eine weitere Bedingung: Die partielle Sprachlosigkeit der Verfolgten im Unterschied zur Beredtheit der Mitläufer resultiert aus der divergenten sozialen Funktion der Thematisierung dieser historischen Phase. Bei den Mitläufern und Tätern dienen die Kriegserzählungen paradoxerweise gerade nicht dazu, über den Nationalsozialismus, seine Verbrechen und die eigene Verstrickung in dieses Unrechtssystem zu sprechen, sondern sie mit Erzählungen zu verdecken. Die Holocaust-Überlebenden wollen hingegen dem Vergessen der Nazi-Verbrechen sowie der wieder zunehmend vertretenen These von der „Auschwitz-Lüge“ entgegentreten. Daher versuchen sie gerade, über die so traumatischen und damit schwer zu erzählenden Erlebnisse zu sprechen.

Im Folgenden sollen nun die Thesen diskutiert werden, dass die Erzählbarkeit des Zweiten Weltkrieges und die anzutreffende Erzählbereitschaft bedingt sind:

1. von der Struktur des Kriegserlebens,

3 Gegen diese Befunde wurde bereits mehrmals eingewandt, es gäbe aber doch so viel Kriegsbelletristik. Abgesehen von deren Metaphernreichtum, der vielleicht auch ein Ersatz für Geschichten darstellt, und der Möglichkeit jedes Literaten zur Erfindung von Geschichten, klagen auch Literaten wie Walter Benjamin (1961: 410) oder Ernest Hemingway (1929: 196) über „Erzählschwierigkeiten“.

4 Zu den verschiedenen Textsorten der Erzählung, der Argumentation und der Beschreibung vgl. Kallmeyer/Schütze (1977).

2. von der biographischen Notwendigkeit zur Erzählung,
3. von der sozialen Funktion für die westdeutsche Bevölkerung.

Intendiert wird damit auch ein Beitrag zur generellen Frage nach solchen Strukturmerkmalen von historischen Phasen und Erlebnissen, die biographische Großerzählungen generieren, und solchen, die sie eher erschweren.

Die Überlegungen basieren auf Rekonstruktionen biographischer Großerzählungen, die in unterschiedlichen Kontexten erhoben wurden. Konzentrieren werde ich mich dabei auf die Analysen unserer Projektstudie über „Biographische Verarbeitung von Kriegserlebnissen“ (Rosenthal 1990), in der meine Mitarbeiterinnen und ich nicht-verfolgte Zeitzeugen des Dritten Reiches der Jahrgänge 1890 bis 1930 befragten (n=21) sowie auf weitere 15 Gespräche, die ich mit Männern führte, die in beiden Weltkriegen Soldat waren. Die in Israel erhobenen Lebensgeschichten (n=20) von europäischen Juden, deren Leben in unterschiedlicher Weise vom Holocaust geprägt ist, werden mir zur Kontrastierung dienen. Bei allen Interviews wurden die Zeitzeugen entsprechend der Methode des narrativen Interviews (vgl. Rosenthal 1987; Schütze 1977) gebeten, ihre Lebensgeschichte zu erzählen.

Zur Struktur des Kriegerlebens

Herr Span, ein Veteran beider Weltkriege, erzählt nun schon seit einer halben Stunde seine Lebensgeschichte, er erzählt über seine Kindheit, seinen Einzug zur Armee 1917, über die Ausbildungszeit als Soldat, über seine ersten Tage in der Kaserne. Die Schilderung seines Einsatzes an der norditalienischen Front beginnt er mit einer detaillierten Beschreibung des Schützengrabens sowie der von dort aus zu sehenden Kapelle. Plötzlich kann er sich nicht weiter erinnern, hat ein völliges Black-out. Ein Jahr war er im Schützengraben, doch obwohl er sich erinnern möchte, ist da nur noch das Bild von der Kapelle, die er noch einige Tage vor dem Interview mit schwarz ausgemalten Fenstern, die an Friedhofskreuze erinnern, gezeichnet hat. Auch die Nachfragen der Interviewerin helfen ihm nicht weiter; geblieben sind keine Erlebnisse, geblieben ist die Kapelle, vermutlich ein Symbol für den Tod. Erst als er nach dem Kriegsende gefragt wird, beginnt er wieder ausführlich über die Gefangenschaft in Italien zu erzählen.

Vielleicht ist dies für die Leserin oder den Leser ein etwas extremes Beispiel, doch strukturell unterscheidet es sich wenig von den anderen Gesprächen mit Männern dieser Generation. Die Lücken dort sind im Gesprächsverlauf nur weniger auffällig und für die Biographen selbst nicht so unverständlich und peinlich wie für Herrn Span. Das folgende Zitat aus einem Interview mit Herrn Heinrich, der 1897 geboren ist, steht für viele ähnliche Berichte.⁵

Mit wenigen Worten geht er auf seine Zeit an der Westfront im Jahre 1916 ein:

Ich war achtzehn Jahre alt, da wurde ich eingezogen. Ich kam zum Regiment Vierzig, Rastatt in Baden, das war mein Truppenteil. Ein halbes Jahr wurde ich da ausgebildet. Nach meiner Ausbildung kam ich an die Westfront, 1916 im Neujahr, ins Feld gell. An der Westfront hatten wir so einen großen Angriff, in Frankreich, das war bei Amiens. Da kann ich mich noch entsinne, da hatten wir

5 Vgl. die Fallgeschichte von Oskar Vogel (Rosenthal 1988).

*ein großes Gefecht und da war ich verwundet worden, hier an diesem Arm, sehn
Se.*

Auf diesen kurzen Bericht über den Einsatz an der Front folgt eine Erzählung über die Verwundung, den Lazarettaufenthalt und seinen darauffolgenden Einsatz in der Heimat.

Zur Kürze solcher Kriegserzählungen könnte nun eingewandt werden, dass diese alten Männer kein gutes Gedächtnis mehr hätten und dass manche – wie Herr Heinrich – vielleicht auch nicht so viel erlebt haben könnten. Letzteres kann schon mit dem numerischen Argument zurückgewiesen werden, dass in den meisten Gesprächen eine ähnliche Art der Ausblendung von Kriegserlebnissen aus dem Ersten Weltkrieg aufzufinden ist. Doch auch entsprechend der Logik einer hermeneutischen Fallrekonstruktion (Rosenthal 1990a) können die Einwände innerhalb jedes einzelnen Interviews mit folgenden Argumenten zurückgewiesen werden:

a) Unsere Gesprächspartner können sich noch gut an ihre Kindheit und Jugend erinnern. Sie erzählen etliche Geschichten aus dieser Zeit.

b) Sie erzählen über den Zweiten Weltkrieg ausführlicher. Hier herrscht die Textsorte der Erzählung und eben nicht die des knappen Berichtes vor. Ihre Erzählungen zum Zweiten Weltkrieg unterscheiden sich textstrukturell nicht von denen der jüngeren Soldaten.

c) Welch schreckliche Szenen sie in den Schützengräben erlebt haben, wie sie noch – meist in ihren Träumen – davon verfolgt werden, ist für die Zuhörer in den Gesprächen deutlich spürbar. Leiblich werden die Erlebnisse beim Erinnern an die Kriegszeit wieder präsent: die Ängste, der Schmerz und die Trauer tauchen aus dem Gedächtnis wieder auf, und die Autobiographen verkrampfen sich oder lösen ihren Schmerz in Tränen (vgl. Rosenthal 1988).

Die biographischen Selbstpräsentationen in den Ausführungen über den Ersten Weltkrieg sind von folgenden textstrukturellen Merkmalen geprägt: der Orientierung an äußeren Daten, wie Orte, Truppenteile und Einzugszeiten; dem Überwiegen von kurzen Berichten oder Beschreibungen des Standortes sowie Evaluationen zum Erlebten (zum Beispiel: „man hat sich gefühlt wie eingesperrt“) gegenüber Erzählungen von Interaktionsgeschichten; dem Ausblenden der Kriegshandlungen, das heißt, der gesamten Zeit im Schützengraben, gegenüber einer erzählerischen Ausarbeitung der Zeit vor dem Einsatz an der Front, der Lazarettaufenthalte und des Kriegsendes.

Dies unterscheidet sich nun eklatant von den Darstellungen zum Zweiten Weltkrieg. Hier erhalten wir meist über Stunden dauernde epische Erzählungen und Geschichten mit detaillierten und ausweitenden Beschreibungen in der Linearität der Ereignisse. Eingebettet darin sind dramatische Erzählungen von verschiedenen Situationen, die in einem Höhepunkt, wie einer Schlacht oder der Gefangennahme, zusammengeführt werden.

Vom Veteranen des Ersten Weltkrieges erfahren wir kaum etwas über einzelne Situationen, in denen Menschen starben, wir können sie nur aus Äußerungen wie: „Sie sind gefallen wie die Fliegen“ erahnen. Der Soldat des Zweiten Weltkrieges erzählt mindestens ein oder zwei Geschichten über den Tod. Es sind Geschichten über Situationen, die aus der Routine des Krieges heraustreten, zum Beispiel wie jemand unverhofft an einer „zivilen“ Krankheit starb oder ein von den Partisanen ermordeter Kame-

rad aufgefunden wurde. Häufig hat man als Interpretin dieser Texte den Eindruck, etliche dieser Erzählungen dienten dazu, den Tod zwar zu thematisieren, jedoch die eigentlichen grauenvollen und den Biographen quälenden Ereignisse damit zu verdecken. Über solche „Deckgeschichten“, wie ich sie in Anlehnung an Freuds (1899) Konzept der Deckerinnerungen nennen möchte, verfügt der Soldat des Ersten Weltkrieges kaum. Welche Sterbenssituationen traten bei ihm auch schon aus der Routine des Krieges heraus? Die fallenden Kameraden an den Geschützen, die vielen Verwundeten, die schreienden auf den Schlachtfeldern zurückgelassenen Sterbenden gehörten bei ihm zum Alltag, der sich vermutlich kaum noch mit anderen Geschichten verdecken lässt.

Es soll nun keineswegs der Eindruck entstehen, wir erführen vom Soldaten des Zweiten Weltkrieges viel über das Sterben. Nicht allzu selten beschäftigt er uns mit Kriegs-anekdoten und stellt sich als tapferer und vor allem cleverer Soldat dar – eine Selbstpräsentation, die bei Soldaten des Ersten Weltkrieges kaum auftritt, auch dann nicht, wenn sie über ihren Einsatz im Zweiten Weltkrieg berichten.

Stundenlanges Erzählen über den Zweiten Weltkrieg gelingt nun den ehemaligen Soldaten mit detaillierten Beschreibungen der Kriegsführung, der Waffen und Fahrzeuge, mit Geschichten über den Vormarsch und Rückmarsch von Standort zu Standort, über die „friedlichen“ Erlebnisse mit der Zivilbevölkerung, mit Geschichten, die die Überlegenheit der deutschen Wehrmacht belegen sollen, oder mit Erzählungen über die „kurzweiligen“ Erlebnisse in Frankreich. Zum Teil handelt es sich auch hier um Deckgeschichten, die nicht der Thematisierung der für den Biographen bedrückenden Erlebnisse dienen, sondern stellvertretend für etwas anderes stehen, dem sie gerne ausweichen möchten. Dabei sollte im Kontext des Zweiten Weltkrieges nicht nur an das selbst erlittene Leid, an den gefallenen Freund oder die beim Rückmarsch zurückgelassenen Verletzten und Erfrierenden gedacht werden. Zu denken ist auch an jenes Leid, das von den deutschen Soldaten verursacht wurde: die Verwüstungen der Ortschaften, das Abbrennen der Ernte, die Grausamkeiten gegenüber der Zivilbevölkerung, die Kriegsverbrechen an den gefangenen Soldaten – zum Beispiel dem Befehl vom 6. Juni 1941 die politischen Kommissare der Roten Armee „grundsätzlich sofort mit der Waffe zu erledigen“ – bis hin zu den mitgemachten, miterlebten oder auch gehörten Verbrechen gegen die Menschlichkeit bei den Massenerschießungen, in den Ghettos und den Konzentrationslagern.

Ob diese Erlebnisse im psychoanalytischen Sinne verdrängt oder verleugnet wurden oder ihr Verschweigen aber, wie Adorno (1970: 14) argumentiert, eine „Leistung des allzu wachen Bewußtseins“ darstellt, sei dahingestellt. Thematisiert werden sie jedenfalls kaum.

Betrachten wir die Struktur der Darstellung des Zweiten Weltkrieges: ihre sequenzielle Aufschichtung orientiert sich am ständigen Vormarsch und späteren Rückmarsch von Ort zu Ort, das heißt, an der Linearität der Ereignisse in der chronologischen Zeitabfolge. Sehen wir zum Beispiel, wie Herr Sallmann, Jahrgang 1915, über einen Vormarsch bzw. den Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 erzählt (Brandstätter 1990). Er war kurz zuvor von der Westfront an die Ostfront versetzt worden:

Dann gings nun los in die Bereitstellung, wir sind nachts in unsere Ausgangsstellung reingezogen und frühmorgens in der Dämmerung da ging dann dieser große Krach los, alle Geschütze aus allen Rohren, ohrenbetäubender Lärm in

der Luft. Da spielten sich schon die ersten Luftkämpfe ab und man sah die russischen Flugzeuge anfliegen. Und eh Sie sich versah, da gingen sie als brennende Fackeln auch schon runter. Das war da auch sagen wa mal ne ganz aufregende Sache, bis dann um sounsoviel Uhr da hieß es vorwärts Marsch und dann sind wir eben nach Rußland reinmarschiert.

„Das war eine ganz aufregende Sache“ – eine Evaluation, die in den Gesprächen über den Ersten Weltkrieg kaum zu hören ist. Der Erste Weltkrieg war weniger aufregend, eher war er „so grausam, daß man es nicht erzählen kann“, wie einige meiner Gesprächspartner meinten. Dieser Unterschied in der Struktur der Darstellung, nämlich die Erzählung aufregender, aus der Routine des Kriegsalltags herausragender Situationen im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg im Unterschied zum knappen, an äußeren Daten orientierten Bericht über den Ersten Weltkrieg, ist keineswegs Ausdruck der jeweiligen Erzählerpersönlichkeit. Vielmehr resultieren die mangelnden Erzählungen über den Ersten Weltkrieg aus den konkreten Erfahrungen in diesem Krieg, die sich von denen im Zweiten unterscheiden: Ein Stellungskrieg wird anders erlebt als ein Bewegungskrieg.

Der Bewegungskrieg von 1939 bis 1945 bedeutete ein Erleben abwechselnder, herausragender Situationen an unterschiedlichen Orten mit unterschiedlichen Menschen, das die Konfrontation mit lebendigen Menschen, Zivilisten und dem Feind einschloss. Der Stellungskrieg von 1914 bis 1918 bedeutete dagegen die Erfahrung eines einförmigen Alltags im Schützengraben, in dem eine Orientierung an Zeitplänen, die die Tage strukturieren und nach denen wir unseren Alltag sequenzieren, nicht mehr möglich war. Der Veteran des Ersten Weltkrieges wusste nicht, wann Gefechtpausen sein würden, wann er würde essen und wann schlafen können. Theoretisch formuliert: die iterative Struktur der Alltagszeit wurde unterbrochen (Fischer 1982; 1986).

Die Ausblendung der Zeit im Schützengraben, und dies bedeutet Monate und Jahre, ist also Ausdruck des damaligen Erlebens, der Schwellenüberschreitung ins Niemandland des Krieges. Hier begannen die Grenzerfahrungen existentieller Bedrohung, die nur schwer kommunizierbar sind. Die Schwierigkeit, die Kriegserlebnisse in den Schützengräben des Ersten Weltkrieges zu erzählen, resultiert aus der Schwierigkeit, die Erinnerungen und das chaotische Erleben des Schützenfeuers in eine sequentielle Ordnung zu bringen (vgl. Leed 1979: 124).

Diese Überlegung lässt sich mit gestalttheoretischen Analysen belegen. Empirische Untersuchungen zu Gedächtnisleistungen zeigen, dass im Erleben bereits „Gestaltetes“ wesentlich besser memoriert werden kann als die Wahrnehmung und das Erleben von Chaos (Koffka 1963: 522 ff.; Wertheimer 1922: 55 f.). Chaos geht höchstens als Eindruck von Chaos und damit ohne Bedeutungszuschreibung ins Gedächtnis ein. Entscheidend für das „Überleben“ von Erinnerungsspuren ist also die vorgängige Strukturiertheit der Erlebnisse: Gut erinnert wird, wenn wir über organisierte Einheiten im Gedächtnis verfügen und „organized memory depends upon organized experience“ (Koffka 1963: 520). Folgen wir weiter der gestalttheoretischen Annahme eines eher räumlich denn zeitlich organisierten Gedächtnisses und einer sich am Wechsel der Umgebung orientierenden Erinnerung von sequenziellen Abfolgen, so wird die Schwierigkeit, sich an die Zeit in den Schützengräben zu erinnern, noch einsichtiger. Ein Schützengraben sah aus wie der andere. Verändert sich unsere Umgebung nicht, so geht unser Zeitbewusstsein verloren (vgl. Gurwitsch 1966: 307; James 1905: 619 f.). Das erlebte

Jahr oder die Jahre im Schützengraben schrumpfen zusammen auf ein Bild – die Kapelle auf dem nächsten Hügel – oder auf knappe Evaluationen, die hilflose Versuche sind, den in der Erinnerung verankerten Gefühlen der Todesangst und Verzweiflung Ausdruck zu verleihen. Geschichten können da kaum erzählt werden, sie müssten erst gemeinsam mit einem konstruktiven Zuhörer geschaffen werden. Diese Konstitutionsleistung geschah nach dem Ersten Weltkrieg wohl kaum. Vielmehr galt nach 1918 das Motto: „Versuch, das Schreckliche zu vergessen!“; ein Rat, den auch die Psychiater immer wieder erteilten (vgl. Rivers 1918). Diese nach 1918 vorherrschenden Verleugnungstendenzen wurden zur Verhaltensgewohnheit, die heutzutage kaum noch aufzulösen ist.

Die spezifischen Bedingungen des Ersten Weltkrieges waren für die Soldaten weit leidvoller und traumatisierender als die Bedingungen des Zweiten Weltkrieges. Die Immobilität in der Enge der Gräben und Unterstände, die Unsichtbarkeit des Feindes und das passive Ausgeliefertsein bedingten weit mehr ein neurotisches Reagieren der Soldaten als in Bewegungskriegen (vgl. Maxwell 1923; Rivers 1918). Menschen versuchen, ihre Angst mit Aktivität zu kontrollieren, das ist dem Soldaten im Stellungskrieg kaum möglich. In den Schützengräben konnten sie sich nicht aktiv verteidigen, konnten bei Beschuss nur noch passiv Deckung suchend reagieren.

Dieses passive Ausgeliefertsein kann verglichen werden mit dem Erleben von Bombenangriffen in den Luftschutzkellern des Zweiten Weltkrieges. Die Zivilisten im Zweiten Weltkrieg waren dem Kriegsgeschehen passiver ausgeliefert als der Soldat an der Front. So berichten auch Männer, dass sie sich bei Bombenangriffen in der Heimat viel hilfloser und dem unkontrollierbaren Geschehen ausgeliefert fühlten als an der Front. Zum Teil waren sie froh, wenn die Heimaturlaube zu Ende gingen.

Auch hier trifft man bei Kriegserzählungen von Angehörigen der Zivilbevölkerung, in der Regel Frauen, auf Schwierigkeiten bei der Erzählung von Geschichten. Die Frauen erzählen zwar ebenso wie die Männer ausführlich über den Zweiten Weltkrieg, doch sie konzentrieren sich dabei auf Situationen außerhalb der Luftschutzkeller, vor allem auf den Wechsel der Unterkünfte und Orte, die Flucht und die Vertreibung. Die angstvollen Stunden im Keller und die grauenvollen Szenen nach den Angriffen, die sich auch hier Tag und Nacht in ähnlicher Weise wiederholten, werden erzählerisch verhältnismäßig wenig ausgebaut, und wenn die Frauen versuchen darüber zu erzählen, fällt es ihnen schwer. Berichten sie von Bombenangriffen, so meist nicht in der Form der Erzählung einzelner Erlebnisse, sondern mit der Beschreibung verdichteter Situationen, das heißt, sie schildern, wie es immer wieder war. So auch im Textausschnitt von Frau Heidt (Grote 1990):

Und wenn es dann kam über Drahtfunk die Meldung, wo die feindlichen Verbände standen, denn hieß es, größere Verbände über der Nordsee. Dann wußten wir, in absehbarer Zeit also sind wir dran. Und dann ging das also schon los, daß man dieses Angstgefühl in der Magengrube hatte. Dann war einem ganz schlecht vor Angst und wenn eine Luftmine auf den Bunker prallte, das ist ganz furchtbar, wenn da in der Nähe was runterkommt. Ich habe dann immer außen an der Wand gesessen, kricht man einen Schlach von dieser Betonwand in den Rücken, wie mit so ner Faust. Und dieser Krach und das, das ist unbeschreiblich.

Vergleichbar mit den Darstellungen der Soldaten des Ersten Weltkrieges ist weiterhin, dass die Frauen den Zweiten Weltkrieg wie ein Naturereignis darstellen, das über sie hereinbrach. Man könnte dies als eine für Frauen typische Wahrnehmung halten, die – wie Annemarie Tröger (1987) interpretiert – mit ihrer allgemeinen Tendenz zusammenhängt, sich eher als Opfer von über sie hereinbrechenden Gewalten zu verstehen denn als handelnde Subjekte. Doch diese Erklärung lässt die materiellen Lebensumstände der Zivilbevölkerung, von Frauen und Männern, in der Heimat außer Acht, die eine Bedingung für die Wahrnehmung des Erlebten sind.

Diese materiellen Umstände, die auch die Erzählschwierigkeiten mitbedingen, weisen ähnliche Strukturen auf wie die des Schützengrabens:

a) Die Durchbrechung der iterativen Struktur der Alltagszeit: Man wusste nicht, wann der nächste Angriff kam, ob man die Nacht würde schlafen können, ob nach dem Angriff der Strom noch funktionierte, ob es noch Wasser gab, ob die Wohnung noch bewohnbar war. Eine Möglichkeit, mit dieser Durchbrechung zu leben, ist „so-tun-als-ob“ nichts Unerwartetes eintreffen wird (Fischer 1985). Dies äußert sich in der Grundhaltung, nicht an die Zukunft zu denken und stattdessen von Tag zu Tag zu leben. Es werden nur noch Alltagspläne, jedoch keine Lebenspläne entworfen.

b) Das Passiv-Ausgeliefert-Sein: Man kann nur noch Schutz suchen, sich jedoch nicht aktiv handelnd zur Wehr setzen. So wartet man nur darauf, bis der nächste Angriff vorüber ist. Dieses Erleben ist in seiner passiven Grundstruktur kaum geeignet, Geschichten zu generieren.

c) Die ständige Wiederholung ähnlicher Situationen, die nicht mehr aus der Routine herausragen, sondern selbst zur Routine werden. Routinisierte Situationen werden jedoch nicht mehr erzählerisch ausgebaut, sondern höchstens in verdichteten Situationen beschrieben.

Was bedeutet es nun für die Zeitzeugen, wenn sie nicht über Geschichten verfügen, die ihre leidvolle Vergangenheit repräsentieren? Sie können dann nur schwer mit anderen über das Erlittene kommunizieren und Mitempfinden von Zuhörern erfahren, die das Erlebte nicht mit ihnen teilen. Fremderlebtes ist noch am ehesten nachvollziehbar, wenn es ausführlich erzählt wird, kaum jedoch, wenn nur kurze Andeutungen und Berichte präsentiert werden. Die Erzählung stellt eine Form der Umwandlung von Fremdem in Vertrautes dar, in der das Unbekannte durch die erzählerische Tätigkeit dem Zuhörer bekannt gemacht wird (Matthes 1985: 313; Schütze 1976). Wenn die Erlebnisse nicht erzählbar sind, so besteht weiter die Gefahr, dass die Betroffenen im Erlebten verhaftet bleiben und sich von ihm nicht distanzieren können (vgl. Röttgers 1988). Damit gelingt es auch kaum, das Vergangene als von der Gegenwart unterscheidbar zu erleben.

Meines Erachtens führt das Nicht-Erzählen-Können von traumatisierenden Erlebnissen zu einer zweiten Traumatisierung nach der Leidenszeit. Mit anderen Worten: Wenn es nicht gelingt, Erfahrungen in Geschichten zu bringen, verstärken sich die in den erlebten Situationen entstandenen Traumatisierungen weiterhin. Stoßen Mitteilungsversuche auf wenig Interesse oder bleiben erfolglos, weil die Zuhörer den Erzählern bei der Konstruktion von Geschichten nicht behilflich sind, werden die Erzählschwierigkeiten immer gravierender und das Gefühl der Einsamkeit verstärkt.

Als Interviewer sollten wir uns dessen bewusst sein und versuchen, die merkwürdige, aber bei Soziologen und Historikern häufig anzutreffende Psychologie- und Therapiephobie zu überwinden. Die Abwehr gegenüber einer Gesprächsführung, die Türen

zur Verbalisierung öffnet, manifestiert sich unmerklich in unseren „gutgemeinten“ Versuchen zum Verriegeln dieser Türen, indem wir das Thema wechseln, die nächste Frage unseres Interviewleitfadens stellen oder gar mit bester Absicht trösten wie: „Es ist ja vorbei“. Ob wir als Interviewer abwehren oder zum Sprechen verhelfen – es ist in beiden Fällen eine Intervention. Fürchten wir diese, dann dürfen wir keine Gespräche führen.

Wie mit konstruktivem Zuhören Erinnerungs- und Erzählschwierigkeiten überwunden werden können, anstatt sie weiterhin zu zementieren, wurde mir insbesondere in meinen Gesprächen mit Holocaust-Überlebenden deutlich. Einige meiner Gesprächspartner konnten über ihre Zeit in den Verstecken und insbesondere in den Konzentrations- und Vernichtungslagern kaum ohne Hilfe erzählen. Ähnlich wie die Soldaten, die den Krieg im Schützengraben erlebten, teilten sie nur mit knappen Berichten und Stimmungsbildern („es war wie im Irrenhaus“) diese Zeit mit. Die Gesprächspartner signalisierten jedoch viel deutlicher als die nicht verfolgte deutschen Befragten, dass sie darüber sprechen und damit etwas „loswerden“ wollten. Eine Erzählaufforderung wie: „Erzählen Sie doch genauer, was Sie da erlebt haben“, schlägt da natürlich fehl. Wir müssen ihnen vielmehr beim Zurückversetzen helfen, indem wir detaillierte Fragen zu den Sinneseindrücken – nicht zu Kognitionen – in einer konkreten einzelnen Szene stellen.⁶

Biographische Notwendigkeit für Kriegserzählungen

Wir können nun davon ausgehen, dass es die spezifischen Strukturmerkmale im Erleben des Zweiten Weltkrieges sind, die dessen Erzählbarkeit bedingen. Diese Merkmale sind das Erleben sehr unterschiedlicher, aus der Routine des Alltags herausragender Situationen, die eher weniger traumatisierende – und damit leichter erinnerbare – Erlebnisse repräsentieren. Außerdem bedeutete der Zweite Weltkrieg für viele Frauen, ausgebombt zu werden, von Ort zu Ort auf der Flucht zu sein und für viele Männer den Vormarsch und Rückmarsch als Soldat. Diese nicht nur aus der Routine herausragenden Situationen, sondern sich auch besonders einprägenden Ortsveränderungen sind für Erinnerungs- und damit auch Erzählprozesse besonders förderlich. Die biographische Großerzählung kann entlang dieser Orte in der chronologischen Abfolge sequenziert werden. Damit verfügen die Erzähler über einen Erinnerungsrahmen (vgl. Franzke 1987; Halbwachs 1985), der ihnen bei der Vergegenwärtigung von erlebten Situationen hilft.

Die Erzählbarkeit des Zweiten Weltkrieges ist jedoch nur eine notwendige und keinesfalls eine hinreichende Bedingung dafür, dass so viel über ihn berichtet wird. Wir erzählen ja nicht stundenlang über Erlebnisse, nur weil sie leicht erzählbar sind. Wir bedürfen dazu vielmehr einer Motivation: Die Erlebnisse sind für uns selbst oder die Zuhörer von Bedeutung. So dient die biographische Erzählung uns zur Verständigung mit anderen Interaktionspartnern, zur Präsentation unserer Persönlichkeit und zur „Selbstverständigung“ (Alheit 1985: 92). Erzählt jemand stundenlang über eine Phase seines Lebens, muss es vor allem für ihn/sie selbst bedeutsam sein. Es bedarf einer biographischen Notwendigkeit zur Erzählung. Biographen erzählen über ihr Leben,

⁶ Bei Fragen zum szenischen Erinnern wird versucht, an Leibesempfindungen oder räumliche Vorstellungen anzuknüpfen, um damit Handlungsabläufe wieder zu erinnern.

weil sie sich selbst über ihre Vergangenheit, Gegenwart und antizipierte Zukunft verewissern möchten. Mit der Erzählung versuchen sie, ihr Leben in einen konsistenten Zusammenhang zu bringen und sich selbst zu erklären, wer sie sind und wie sie dazu geworden sind. Die erzählte Lebensgeschichte hat für die Biographen die Funktion, mit den Wechselln, den Brüchen, der Zerrissenheit des Lebens, besser leben zu können.⁷

Beziehen wir dies nun auf den Zweiten Weltkrieg, so lässt sich leicht nachvollziehen, welch enorme biographische Bedeutung er für viele Zeitzeugen hatte. Damit bedarf diese Lebensphase auch heute noch der expliziten Bilanzierung. So führte der Krieg bei vielen Frauen und Männern zu nachhaltigen Änderungen ihres gesamten Lebenslaufs. Es waren ja nicht nur die Jahre im Krieg, die das Leben veränderten. Dieser Krieg bedingte jahrelange Kriegsgefangenschaft, bei vielen Familien den Verlust ihrer Heimat, ihres Besitzes, ihrer Freunde und nicht zuletzt oftmals ihrer Weltanschauung. Viele Frauen verloren nach dem Krieg ihre bereits gelebte Autonomie in der Familie wie auch ihre berufliche Positionen wieder. Vielen Soldaten gelang es nach der Gefangenschaft nicht ohne Weiteres, lebensgeschichtlich da anzuknüpfen, wo sie vor dem Einzug zur Wehrmacht standen – weder im familien- noch im berufsbiographischen Bereich.

Wie stark nun die Frauen und Männer den Krieg als Einbruch in ihre Lebensführung erlebten, war abhängig von ihrer Generationszugehörigkeit. Nach unseren Analysen (Rosenthal 1990) der Lebensgeschichten von Zeitzeugen, die zwischen 1888 und 1930 geboren sind, lassen sich drei Generationen unterscheiden: die wilhelminische Jugendgeneration, die Weimarer Jugendgeneration und die Hitlerjugend-Generation. Diese sollen nun genauer erläutert werden, damit der Einfluss der Generationszugehörigkeit auf die Erzählnotwendigkeit deutlich wird.

Die wilhelminische Jugendgeneration, die etwa die Geburtsjahrgänge 1890 bis 1900 umfasst, erlebte ihre Kindheit und Jugend im Kaiserreich und als Jugendliche und junge Erwachsene den Ersten Weltkrieg. Insbesondere die Männer dieser Generation, die als Halb-Erwachsene in den Schützengräben des Ersten Weltkrieges erwachsen werden mussten, sind nachhaltig durch diesen Krieg geprägt.

Männer und Frauen dieser Generation erlebten die Lebensphase des frühen Erwachsenenalters, in der sie vor der Aufgabe standen, eine eigene berufliche wie familiäre Existenz aufzubauen, in einer von Inflation und Weltwirtschaftskrise bestimmten Zeit.

Bei Beginn des Zweiten Weltkrieges wurden die Männer, die weltkriegsgedienten Wehrpflichtigen der Geburtsjahrgänge 1893 bis 1900, im mittleren Lebensalter erneut an die Front geschickt. Die Familien, meist in den Zwanzigerjahren gegründet, wurden damit zu einem Zeitpunkt getrennt, als sich in der Regel sowohl die familiäre Wirklichkeit wie auch die Berufslaufbahn des Mannes gefestigt hatten. Nicht nur diese unwillkommene Unterbrechung des Berufs- und Familienlebens, sondern auch die Erfahrungen in den Schützengräben des Ersten Weltkrieges und ein meist daraus resultierender impliziter Pazifismus führten bei dieser Generation 1939 weniger zu einer Kriegsbejahung als bei jüngeren Menschen. Nicht selten konnten sie die Faszination ihrer Kinder, der Hitlerjungs und BDM-Mädels, für den Nationalsozialismus und dessen „Weltanschauungskrieg“ nicht teilen, standen deren Engagement eher skeptisch gegenüber. Die

7 Zur Funktion biographischer Erzählungen vgl. Alheit (1983, 1985); Fischer (1978, 1989); Kohli (1981); Rosenthal (1987).

Mütter hatten mit dem Einzug ihrer Söhne an die Front sowohl um das Leben ihrer Ehemänner wie auch ihrer Söhne zu bangen.

Die Angehörigen der Weimarer Jugendgeneration (ca. die Jahrgänge 1906 bis 1919), die zum Teil noch während des Ersten Weltkrieges geboren wurden und den Hunger häufig schon in den frühen Lebensjahren kennengelernt haben, sind als erste deutsche Generation in ihrer Kindheit und Jugend in einer demokratischen Republik sozialisiert worden.

Generationsbildend ist meines Erachtens bei dieser Generation jedoch weniger die historische Konstellation während ihrer Jugendphase als vielmehr jene während ihres frühen und mittleren Erwachsenenalters. Bei den Frauen vollzog sich in dieser Zeit ein durch die Kriegssituation auferlegter Emanzipationsschub, der meist durch die gelebte Praxis nach 1945 wieder gestoppt bzw. zurückgedrängt wurde.

Die Männer führten ab dem achtzehnten bzw. dem neunzehnten Lebensjahr über Jahre hinweg ein kaserniertes Leben in militärischen Organisationen. Die meisten von ihnen haben den gesamten Zweiten Weltkrieg als Soldat erlebt, und der Kern dieser Generation, die Angehörigen der Jahrgänge 1911 bis 1919, waren auch schon vor 1939 zum Reichsarbeitsdienst und zum Wehrdienst eingezogen worden. Lässt man die Zeit der Gefangenschaft unberücksichtigt, waren sie also bis zu zehn Jahre Angehörige einer militärischen Organisation. Es waren die Jahre ihrer Lebenszeit, in der normalerweise für die weitere Lebensführung biographisch relevante Entscheidungen und Prozesse im beruflichen wie familialen Bereich stattfinden, in denen die berufliche Karriere stabilisiert und eine eigene Familie gegründet wird. Die Phase also, in der sich die berufliche Identität festigt, überschneidet sich bei ihnen mit der Soldatenzeit. Außerhalb der Wehrmacht konnten sie eine berufliche Identität kaum ausbilden, und so wurde bei etlichen das Soldatsein in ihrer Selbstwahrnehmung in gewisser Weise zum Beruf, den man ordnungsgemäß zu erfüllen hat.⁸ Viele Angehörige dieser Generation heirateten während der Kriegsjahre und bekamen ihre Kinder in dieser Zeit. Es handelt sich um die Generation der frisch Vermählten und der jungen Eltern, die aufgrund des Krieges ihr neues Leben meist nur in Gedanken und bei kurzen Heimaturlauben leben konnten. Die Männer kannten ihre Kinder – und häufig auch ihre Frauen – kaum. Die Frauen mussten in der Heimat allein für die Existenzsicherung der Familie sorgen und wurden darüber hinaus mittels Kriegsdienstverpflichtung in bisher Männern vorbehaltene Positionen und Tätigkeiten eingezogen. Dadurch waren sie extremen Belastungen ausgesetzt, zugleich jedoch gewannen sie eine den traditionellen Frauenrollen nicht entsprechende Autonomie und Macht.

Die Angehörigen der Hitlerjugend-Generation (ca. die Jahrgänge 1922 bis 1930), die ihre Kindheit und Jugend im „Dritten Reich“ erlebt haben, sind in unvergleichlicher Weise durch die staatlichen Erziehungsinstanzen wie Schule und NS-Jugendorganisation einheitlichen Sozialisationsmilieus ausgesetzt gewesen (Rosenthal 1986; 1987). Diese von der NS-Propaganda als „Garanten der Zukunft“ hofierten Kinder und Jugendlichen wurden mit der Betonung ihrer Bedeutung für den Aufbau einer neuen Gesellschaft in ihrem Selbstwertgefühl gestärkt wie kaum eine Generation zuvor. HJ und BDM boten ihnen Attraktionen – vom Sommer- und Skilager bis hin zum Erlernen

⁸ Dieser bei der Weimarer Jugendgeneration vorherrschende Typus des Soldatseins als Beruf deckt sich auch mit den von Lutz Niethammer (1983) durchgeführten Interviews.

bestimmter Berufe –, die insbesondere den Kindern aus ärmeren Schichten bisher vor-enthalten waren. BDM-Mädel oder Hitlerjunge zu sein, wurde für etliche Jugendliche zentral für ihre Identität. Damit gelang es den NS-Pädagogen recht erfolgreich, manchen Jugendlichen für die Nazi-Weltanschauung und den Krieg zu begeistern. So wurde der Einzug zum Kriegshilfsdienst in den letzten Kriegsjahren von einigen auch begrüßt, wenn nicht gar herbeigesehnt.

Die älteren männlichen Jahrgänge wurden als Flakhelfer und später noch als Soldaten eingezogen. Nach unseren Analysen entsprachen diese Soldaten noch am ehesten dem NS-Ideal des politischen Soldaten, der bis zum letzten für den Sieg des Nationalsozialismus kämpft. Auch viele Mädchen wollten ihren Beitrag für den Sieg leisten, meldeten sich zum Beispiel als Rotkreuzschwester an die Front (Grote 1990) und wehrten die Anzeichen einer deutschen Niederlage erfolgreich in ihrer Wahrnehmung ab.

Im Vergleich der Kriegserzählungen dieser drei Generationen sind es nun die Angehörigen der Weimarer Jugendgeneration, insbesondere die Männer, die über den Zweiten Weltkrieg und die darauffolgende Gefangenschaft am ausführlichsten, meist über Stunden hinweg, erzählen. Es sind auch diejenigen, bei denen sich der Zweite Weltkrieg am nachhaltigsten auf ihren gesamten Lebensweg ausgewirkt hat.

Nicht nur, dass die Männer am längsten in der Wehrmacht und die Frauen und Mütter über all die Kriegs- und Gefangenschaftsjahre auf sich allein gestellt waren, auch die Nachkriegszeit war für diese Generation biographisch am einschneidendsten. Sie hatte nach Kriegsende die größten Probleme mit dem Wiedereinfinden in ein ziviles Leben. Nach Rückkehr der Männer aus der Kriegsgefangenschaft und der damit einhergehenden Rückverweisung der Frauen auf die traditionellen Frauenrollen mussten sich die Angehörigen dieser Generation in die Wirklichkeit von Berufs- und Erwerbstätigkeit, vor allem aber von Ehe und Familie einfinden. Ehe und Familie waren zwar schon seit Jahren eine bestehende Wirklichkeit, dieser fehlte jedoch die gelebte Praxis – sie bestand vor allem aus Gedanken, Wünschen und Projektionen.

Die Angehörigen der wilhelminischen Jugendgeneration hingegen konnten 1945 an eine schon vor dem Zweiten Weltkrieg gelebte und bereits routinisierte berufliche und familiäre Wirklichkeit anknüpfen. Für sie hatte auch der Einzug zum Militär 1939 nicht die biographische Bedeutung wie für die jüngeren Männer. Sie befanden sich während des Zweiten Weltkrieges in einer Lebensphase, in der die berufliche Laufbahn meist gefestigt oder gar auf dem Höhepunkt war und der Beruf eine zentrale Bedeutung im Leben einnahm. Sie haben daher weniger als jüngere Männer eine neue Karriere im Militär angestrebt bzw. aufgrund ihres Alters überhaupt für möglich gehalten, sondern empfanden die Einberufung eher als Unterbrechung ihrer Berufslaufbahn. Staatsloyal haben sie dann trotzdem das Soldatsein nicht selten als ihre vaterländische Pflicht angesehen, gegen die man sich nicht auflehnen konnte und durfte. Diese Pflicht, der sie einige Jahre ihres Lebens nachkamen, bedarf heutzutage im Unterschied zum Soldatsein als Beruf auch weniger der biographischen Bilanzierung. Die Pflicht war 1945 geleistet, und sie konnten sich in die bestehenden biographischen Pfade häufig wieder einspüren.

Dagegen zerbrachen für den Soldaten, der sein Soldatsein als Beruf betrachtete, biographische Pläne. Er hatte Schwierigkeiten, sich in die bereits angelegten, aber lange nicht gelebten biographischen Spuren der Vorkriegszeit wieder einzufügen. Den Angehörigen der Weimarer Jugendgeneration stellten sich damals die Fragen: Was werde

ich nun weiter tun? Welchen Beruf werde ich weiterhin ausüben? Gibt es Möglichkeiten, an die Wehrmachtszeit anzuknüpfen, oder ist meine Soldatenzeit nun wertlos oder gar mit Schuld behaftet? Werden mich meine Kinder akzeptieren lernen?

Bei den Frauen der Weimarer Jugendgeneration bedeutete die Nachkriegszeit mit der Rückkehr der Ehemänner mit deren unverändertem Anspruch auf die Rolle des „Familienoberhaupts“ und dem Verlust von qualifizierten Arbeitsplätzen oft das Ende einer verhältnismäßig selbstbestimmten Lebenszeit. Damit erhält die Kriegszeit noch nachträglich biographische Relevanz. Sie erlebten den Krieg zwar als Zeit des Erleidens, doch ebenfalls als Zeit aktiven Handelns, in der sie kompetent den Kriegsalltag bewältigten und dadurch an Selbstwertgefühl und Selbständigkeit gewannen. Nachdem sie einen Teil davon wieder verloren haben, wird diese Zeit oft auch noch nachträglich sehr bedeutungsvoll in ihrem Leben. So resultiert ihre Bereitschaft und ihr Bedürfnis, über den Krieg zu erzählen zwar zum einen aus der Bilanzierung einer für ihr Leben schwierigen Zeit, doch zum anderen auch aus dem Verlangen nach der Selbstvergewisserung, eine aktiv handelnde und nicht passiv erleidende Frau gegenwärtig zu sein oder zumindest einmal gewesen zu sein. Auch wenn das Gefühl, dem Krieg ausgeliefert zu sein, Element einzelner Geschichten ist, bildet das Thema der „kompetenten Bewältigung dieser schwierigen Lebenszeit“ vielfach den globalen Rahmen der biographischen Selbstpräsentation von Frauen.

Bei den Angehörigen der HJ-Generation haben nun die Kriegserzählungen innerhalb der gesamten Lebensgeschichte nicht diesen überwältigenden Anteil wie bei den älteren Jahrgängen. Wenn sie auch ausführlich über den Krieg erzählen, so berichten sie ebenso, wenn nicht detaillierter, über ihre Zeit in der Hitlerjugend. Zentral für ihre biographische Bilanzierung sind auch weniger die Kriegserlebnisse als vielmehr ihre Mitgliedschaft in der HJ und ihre Begeisterung für deren Ideale. Sie waren ja auch diejenigen – jedenfalls nach unseren Analysen –, die sich am längsten mit dem „Dritten Reich“ identifiziert hatten und für die nicht selten die Zerschlagung des Nationalsozialismus ein Zusammenbruch ihrer Ideale bedeutete. Damit stellten sich ihnen 1945 auch ganz andere Fragen als der Weimarer Jugendgeneration. Die Fragen waren nicht so sehr an die Erfüllbarkeit von biographischen Entwürfen bzw. ihrer Revidierung gestellt. Sie, die 1945 am Anfang ihrer Ausbildungs- und Familienkarriere standen, mussten sich nicht in bereits Bestehendes einfügen, konnten vielmehr mit vergleichsweise geringen Hindernissen ein neues Leben beginnen. Sie waren damit auch viel zukunftsorientierter als die älteren Frauen und Männer. So gerieten diese Jugendlichen in der Nachkriegszeit auch weniger in biographische Lebenskrisen als die Angehörigen der Weimarer Jugendgeneration, sondern vielmehr in ideologische Orientierungskrisen. Nicht ihre Berufslaufbahn oder ihre Ehe wurde fragwürdig, sondern ihre Weltanschauung, mit der sie sich identifiziert hatten. Sie können aufgrund der von den westlichen Alliierten erlassenen Jugendamnestie zusammen mit dem in dieser Generation vorherrschenden Entlastungsargument: „Wir waren zu jung, um zu begreifen“, leichter über ihre ehemalige Begeisterung sprechen als die älteren Jahrgänge. Sie brauchen die Kriegserzählungen nicht so sehr, um damit einem anderen Thema, der Mitgliedschaft in einer Nazi-Organisation und allgemein der Verstrickung in den Nationalsozialismus auszuweichen. Damit komme ich zur dritten Bedingung für die Bereitschaft, über den Zweiten Weltkrieg zu erzählen.

Die soziale Funktion von Kriegserzählungen⁹

Wir könnten es nun bei dem Argument bewenden lassen, dass über den Zweiten Weltkrieg so viel erzählt wird, weil er eine Lebensphase repräsentiert, die von enormer biographischer Bedeutung für die Menschen war und ist. Unsere Analysen machen nun jedoch auch deutlich, dass Kriegserzählungen heutzutage in der Bundesrepublik noch eine weitere Funktion für die vom NS nicht-verfolgten Zeitzeugen haben: Sie dienen zur Normalisierung der Nazi-Vergangenheit. Mit der erzählerischen Ausarbeitung des Themas „Krieg“ gelingt es ihnen, dem Thema „Nationalsozialismus“ auszuweichen und zudem zu verdeutlichen: „Auch wir haben gelitten“.¹⁰ Neben diesem Entlastungsargument, das selbsterlittenes Leid gegen das Leid der Opfer des Nationalsozialismus aufrechnet, ist die Vermeidung des Themas der Nazi-Verbrechen konstituierend für die erzählten Lebensgeschichten.

Die Strategie, über den Krieg zu erzählen und nicht über den Nationalsozialismus – wir sprechen von der „Verdichtung des Nationalsozialismus auf die entpolitisierten Kriegsjahre“ –, ist eine Möglichkeit unter anderen, dem Thema NS auszuweichen.¹¹ Es ist diese biographische Strategie zur Reparatur der fragwürdigen NS-Vergangenheit, die viele Lebensgeschichten prägt und die außerdem typisch für den öffentlichen Diskurs in der Bundesrepublik ist. Bei dieser Strategie hat man den Eindruck, die zwölf Jahre des „Dritten Reiches“ waren nur Kriegsjahre. Sprachliche Manifestationen davon sind: Anstatt vom „Dritten Reich“ wird vom Krieg gesprochen, obwohl die Zeit ab 1933 gemeint ist. Berichte über die Verfolgung der jüdischen Mitbürger aus den ersten Jahren nach der Machtübernahme werden im Krieg verzeitet. In der biographischen Erzählung wirkt diese Strategie strukturbestimmend: über die Lebensphase von 1933 bis 1945 wird derart erzählt, als habe sie sich fast ausschließlich im Krieg abgespielt bzw. die Vorkriegszeit wird erzählerisch erst gar nicht ausgebaut. Männern, die Mitglied einer Nazi-Organisation waren, gelingt es damit, dies erst gar nicht thematisieren zu müssen. Sie erzählen über ihre Wehrmachtszeit, die für sie mit dem Nationalsozialismus nichts zu tun hatte und mit der – nach ihrer Darstellung – ihre Partei- oder SA-Mitgliedschaft quasi automatisch beendet war.

Wie unsere Analysen zeigen, sind es nun insbesondere die Aktivistinnen des „Dritten Reiches“, denen die biographische Strategie der Verdichtung des NS auf die entpolitisierten Kriegsjahre dazu dient, vor sich und anderen verhältnismäßig unbemerkt ihr parteipolitisches Engagement zu verschleiern. Und es sind gerade die Angehörigen der Weimarer Jugendgeneration, die diese Strategie beim Erzählen ihrer Lebensgeschichte stringent anwenden können. Sie können über die ereignisreichen Jugendjahre in der Weimarer Republik berichten und dann leicht die Vorkriegszeit, die in ihrer Biographie die Zeit des frühen Erwachsenenalters ausmacht, in der – stärker als in der Jugendzeit – die Routinen in Beruf und Familie sich etablieren, überspringen. Über die sich anschließende Kriegszeit, in der die biographischen Routinen unterbrochen wurden, können sie dann wieder ausführlich erzählen. Diese Darstellung des „unpolitischen Krieges“ geht weiterhin mit der Vorstellung einher, dieser Krieg sei ein Krieg wie jeder

⁹ Die folgenden Ausführungen beziehen sich stark auf die Analysen und Falldarstellungen in Rosenthal (1990).

¹⁰ Bar-On und Gaon (1991) diskutieren dieses Phänomen auch bei Kindern von NS-Tätern.

¹¹ Zur generationsspezifischen Verwendung einzelner Reparaturstrategien vgl. Rosenthal 1990.

andere gewesen. Die nationalsozialistischen Kriegsziele, wie Eroberung neuen Lebensraums und der Beweis der rassischen Überlegenheit des deutschen Volkes, werden in dieser Argumentationsfigur geleugnet, die Schuld Deutschlands am Kriegsbeginn dethematisiert, wenn nicht gar bestritten.

Um eine Auseinandersetzung mit den in diesem Krieg begangenen Verbrechen und der eigenen Verstrickung in sie zu vermeiden, blendeten viele Zeitzeugen bereits während des Zweiten Weltkrieges die verbrecherischen Anteile dieser Kriegsführung aus (vgl. Schütze 1989),¹² und bis in die Gegenwart wird diese Normalisierung des deutschen Angriffskrieges strapaziert. Die NS-Gewaltverbrechen werden bei dieser Normalisierungsstrategie dann auch folgerichtig unter den Krieg subsumiert. Die Rechtfertigung lautet: Die NS-Verbrechen wurden während des Krieges begangen, und in jedem Krieg gelten andere Gesetze. Werden die Verbrechen verurteilt, dann werden sie jedoch nur als von der SS und den Einsatzgruppen begangene dargestellt. Immer noch versichern sich die ehemaligen Soldaten wechselseitig – und werden damit in der deutschen Öffentlichkeit kaum entmutigt –, die Wehrmacht habe sich in keiner Weise an Verbrechen beteiligt oder gar selbst welche begangen (wie zum Beispiel die Erschießung von Gefangenen), und man habe selbst auch nie etwas erlebt oder vor 1945 davon gehört.¹³

Wir erhalten beispielsweise stundenlange Kriegserzählungen von Soldaten, die beim Polen- und Russlandfeldzug ab 1939 dabei waren, und all ihre detaillierten Erzählungen enthalten kaum Hinweise auf die Verbrechen. Man kann sich fragen, ob nicht die gesamte Kriegserzählung eine Art der Deckgeschichte darstellt, die zur Verdeckung von etwas anderem, die ehemaligen Soldaten Quälendem, dient. Wir können jedenfalls die Nicht-Thematisierung der Verbrechen nicht nur als Hinweis auf ein mangelndes Unrechtsbewusstsein oder mangelndes Schuldgefühl interpretieren. Vielmehr kann sie auch ein Hinweis für eine bedrückende Last sein, der sie zu entweichen versuchten. Erst wenn diese Last zu überwältigend ist, beginnen bzw. versuchen die Zeitzeugen, darüber zu sprechen (vgl. Rosenthal 1989). Dies war bei einigen wenigen unserer Gesprächspartner, die vermutlich an Massenerschießungen beteiligt waren, der Fall. Über den Verstoß der Wehrmacht gegen die soldatische Moral sprach jedoch nur einer unserer Gesprächspartner. Er erzählte zum Beispiel über den Befehl, die politischen Kommissare der Roten Armee sofort bei Gefangennahme zu erschießen. Dieser ehemalige Offizier unterscheidet sich in seiner Gesprächsbereitschaft zwar von all unseren anderen Gesprächspartner, dennoch gibt uns seine Geschichte Hinweise darüber, wovor sich andere Soldaten „erfolgreich“ schützen. Dieser Mann wird von dem erlittenen Leid und seinen Schuldgefühlen, die ihn als ehemals befehlenden Offizier verfolgen, seit nun mehr als 40 Jahren tagtäglich derart gequält, dass er immer wieder psychiatrische Behandlung mit längeren Krankenhausaufenthalten benötigt.

Die Kriegsjahre entlasten dagegen jedoch so viele andere Zeitzeugen, da für sie diese Zeit im Unterschied zur Vorkriegszeit eine Zeit des Erleidens war, in der sie ihr Leben weniger selbstbestimmt leben konnten. Für ein heteronom produziertes Leben fühlt man sich weniger zur Verantwortung gezogen als für ein autonom konstituiertes. Anders gesagt: für das Kriegsgeschehen fühlt man sich nicht so verantwortlich und

12 Zu den kollektiven Ausblendungsmechanismen und deren Funktion für die deutsche Kriegsführung während des Zweiten Weltkrieges vgl. die detaillierte Diskussion von Fritz Schütze (1989) zum Soldaten im Russlandfeldzug im Vergleich zum Erleben amerikanischer Soldaten.

13 Über die Beteiligung der Wehrmacht an den Verbrechen gegen die Menschlichkeit vgl. Krausnick (1985).

nicht so sehr in den NS verstrickt, da man selbst so viel darunter zu leiden hatte. Man versteht sich vielmehr als Opfer, und Opfer sind nicht schuldig und verantwortlich (vgl. Tröger 1987: 299).

Die eher als Zeit des Erleidens erlebten Kriegsjahre – im Unterschied zu den als Zeit aktiver Handlungsplanung erlebten Vorkriegsjahre – spielt also eine zentrale Rolle im Umgang der deutschen Bevölkerung mit der Frage nach der politischen Haftung für den Nationalsozialismus.¹⁴ Anstatt im Jahr 1945 mit der Schuldthematik derart umzugehen, dass man überhaupt nicht mehr über die Vergangenheit sprach, stellte die erzählerische Ausarbeitung des Themas „Krieg“ die Möglichkeit dar, sich selbst seiner biographischen Vergangenheit nicht berauben zu müssen. Genau dies war ja für viele das Dilemma: auf der einen Seite kann man sich selbst nur schwer als vergangenheitsloses Wesen darstellen bzw. Identität ohne Geschichte bewahren, doch auf der anderen Seite war diese Vergangenheit belastend. Hier bot es sich an, die eigene Vergangenheit, die eigene Verstrickung in den Nationalsozialismus, aus dem politischen Zusammenhang zu lösen und darüber zu sprechen, was man als unpolitisch und gleichzeitig leidvoll definieren konnte. Damit konnte man sich dann auch als Opfer des Nationalsozialismus begreifen. „Wir sind alle Opfer des Nationalsozialismus“ wurde zu einem kollektiv geteilten Grundgefühl in der Bundesrepublik. Dabei wurden die eigenen Leiden, die „hundsgemeine Behandlung“, die immerhin überstanden worden ist, „aus dem Zusammenhang von Ursache und Wirkung isoliert“ (Mitscherlich/Mitscherlich 1967: 54).

Die von den Nationalsozialisten verfolgten Menschen bedurften nach 1945 ganz anderer Strategien als die der Normalisierung der Verbrechen. Sie benötigten nach der Befreiung all ihre Kraft, um überhaupt am Leben bleiben zu können. Es gab zwar einige, die immer wieder privat und öffentlich über das Erlebte sprachen und schrieben, das Sprechen und Schreiben zum Weiterleben regelrecht benötigten – wie zum Beispiel Primo Levi –, doch viele haben den Weg des Schweigens gewählt. Sie wollten vergessen oder sich nicht der Erfahrung von Unverständnis und Desinteresse bei ihren Zuhörern aussetzen. Auch wollten sie ihre Familien – vor allem ihre Kinder – nicht belasten. Ein Gesprächspartner drückte es folgendermaßen aus: „Ich habe lange geschwiegen, ich wollte es verdrängen. Ich wollte andere damit nicht belästigen und meinen Kindern kein schweres Leben machen.“ Doch da Erinnerungen sich nicht tilgen lassen, sich vor allem in Alpträumen und täglichen Angst- und Panikreaktionen äußern, sich Spätfolgen wie zum Beispiel psychosomatische Erkrankungen einstellen, haben die Überlebenden nun zunehmend ein Mitteilungsbedürfnis. Sie fürchten nun auch stärker als früher das Vergessen und Verleugnen des Holocaust. So häufen sich seit einigen Jahren auch in Israel die Lebensberichte von Überlebenden, erst jetzt beginnen in vielen Familien die Großeltern, die gegenüber ihren Kindern geschwiegen haben, ihren Enkeln vom Holocaust zu berichten.

Ihr Sprechen dient der entgegengesetzten Funktion als der Dethematisierung der Verbrechen. Während die Mitläufer und Täter versuchen, mit Sprechen zu verhüllen, versuchen die Verfolgten zu enthüllen. Sie wollen Zeugnis ablegen, mit ihren persönlichen Erfahrungen belegen, welche fast unaussprechbaren Grausamkeiten in Europa von den Nazis und ihren Helfern begangen wurde. Damit stehen sie vor dem Problem,

14 Zur Diskussion der politischen Haftung der Deutschen und zur Kollektivschuldthese vgl. die meines Erachtens immer noch versierteste Analyse von Karl Jaspers (1987) aus dem Jahre 1946.

gerade jenes aufzudecken, was für sie so traumatisierend war, gerade darüber zu sprechen, was so schwerfällt zu erzählen, was so schwer in Geschichten gebracht werden kann. Es sind neben den herausragenden Erlebnissen von Grausamkeiten insbesondere die tagtäglich erlittenen und zur Routine gewordenen Situationen des Eingepferchtseins in den Verstecken, der Demütigung und Erniedrigung, des Sterbens von Mithäftlingen, des Appellstehens, des sich nicht Waschen-Könnens und des Hungers und der Kälte.

Zusammenfassung

Folgende Annahmen zur Erzählbarkeit und Erzählbereitschaft von historischen Phasen und Lebensphasen lassen sich empirisch fundiert ausmachen:

1. Erlebnisse, die in eine sequentielle Abfolge zu bringen sind, sind leichter erzählbar als ein diffuses und chaotisches Erleben. Leicht memorierbare und erzählbare Erlebnisse sind die aus der Routine des Alltags herausragenden und insbesondere die, die mit Ortsveränderungen einhergehen.
2. Wirken sich Zeiten im Leben beträchtlich auf die weitere Lebensführung aus, bestimmen sie auch die Gegenwart und Zukunft des Biographen, so bedürfen diese Zeiten einer Bilanzierung. Je höher die biographische Relevanz von historischen Ereignissen und Phasen, umso mehr führt dies zur biographischen Selbstvergewisserung und damit zur Erzählung. Die biographische Notwendigkeit zur Erzählung ist damit auch abhängig von der Generationszugehörigkeit des Erzählers.
3. Bedürfen historische Phasen der kollektiven Rechtfertigung, wird einer Nation oder einem Kollektiv die Frage nach der politischen Verantwortung auferlegt, so können Deckgeschichten, die vom selbsterlittenen Leid handeln, zur Normalisierung dieser Vergangenheit dienen.

Das Zusammenspiel dieser drei Komponenten der Erzählbarkeit, Erzählnotwendigkeit und sozialen Funktion von Erzählungen macht die kollektive Thematisierung historischer Phasen aus.

LITERATUR

- Adorno, Theodor W. (1970): Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit [1958], in: Ders.: *Erziehung zur Mündigkeit, Vorträge und Gespräche mit Hellmut Becker 1959-1969*, herausgegeben von Gerd Kadelbach, Frankfurt am Main, 88-104.
- Alheit, Peter (1983): Alltagszeit und Lebenszeit in biographischen Thematisierungen, Anmerkungen zur soziologischen Bedeutung der Zeit, in: Ders.: *Alltagsleben: Zur Bedeutung eines gesellschaftlichen „Restphänomens“*, Frankfurt am Main, New York, 188-197. https://doi.org/10.1007/978-3-322-83518-5_27
- Alheit, Peter (1985): Wirklichkeitsrekonstruktion und Wirklichkeitskonstitution in biographischen Erzählungen, Zur Kritik zweier prominenter Interpretationsansätze, in: Hans-Werner Franz (Hg.): *22. Deutscher Soziologentag 1984, Beiträge der Sektions- und Ad-hoc-Gruppen*, Opladen, 92-96. https://doi.org/10.1007/978-3-322-83518-5_27
- Bar-On, Dan und Amalia Gaon (1991): „We Suffered Too“: Nazi Children's Inability to Relate to the Suffering of the Victims of the Holocaust, in: *Journal of Humanistic Psychology*, 31, issue 4, 77-95. <https://doi.org/10.1177/0022167891314006>

- Benjamin, Walter (1961): *Ausgewählte Schriften, Teil 1: Illuminationen*, herausgegeben von Siegfried Unseld, Frankfurt am Main.
- Brandstätter, Juliane (1990): Fritz Sallmann: „Da hat sich das nachher so von selbst ergeben, daß ich praktisch mit Hitler gar nichts mehr zu tun hatte“, in: Gabriele Rosenthal (Hg.): „Als der Krieg kam, hatte ich mit Hitler nichts mehr zu tun“, *Zur Gegenwärtigkeit des „Dritten Reiches“* in *Biographien*, Opladen, 109-141. https://doi.org/10.1007/978-3-322-92641-8_3
- Fischer, Wolfram (1978): *Struktur und Funktion erzählter Lebensgeschichten*, in: Martin Kohli (Hg.): *Soziologie des Lebenslaufs, Soziologische Texte*, Bd. 109, N.F., Darmstadt, Neuwied, 311-336.
- Fischer, Wolfram (1985): *Prekäre Leiblichkeit und Alltagszeit, Kontingenz und Rekurrenz in der Zeiterfahrung chronisch Kranker*, in: Friedrich Fürstenberg und Ingo Mörth (Hg.): *Zeit als Strukturelement von Lebenswelt und Gesellschaft, Sozialwissenschaftliche Materialien*, Bd. 9, Linz, 237-256.
- Fischer, Wolfram (1982): *Time and Chronic Illness, A Study on Social Constitution of Temporality*, Habilitation Thesis, Berkeley.
- Fischer, Wolfram (1986): *Alltagszeit und Lebenszeit in Lebensgeschichten von chronisch Kranken*, in: Klaus Hurrelmann (Hg.): *Lebenslage, Lebensalter, Lebenszeit: ausgewählte Beiträge aus den ersten 5 Jahrgängen der „Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie“*, Weinheim, Basel, 157-171.
- Fischer, Wolfram (1989): *Perspektiven der Lebenslaufforschung*, in: Alois Herlth und Klaus Peter Strohmeier (Hg.): *Lebenslauf und Familienentwicklung, Mikroanalysen des Wandels familialer Lebensformen, Biographie und Gesellschaft*, Bd. 7, Opladen, 279-294. https://doi.org/10.1007/978-3-663-01113-2_12
- Franzke, Jürgen (1987): *Modifikation und Rahmung, Anmerkung zur Entstehung und Veränderung lebensgeschichtlicher Erinnerungen*, in: Jürgen Friedrichs (Hg.): *Technik und sozialer Wandel*, 23. Deutscher Soziologentag, Beiträge der Sektions- und Ad-hoc-Gruppen, 457-460. https://doi.org/10.1007/978-3-322-83517-8_109
- Freud, Sigmund (1899): *Über Deckerinnerungen*, *Gesammelte Schriften*, Bd. 1, 531-554.
- Grote, Christiane (1990): Anneliese Heidt: „Da hab ich endlich das Gefühl gehabt, jetzt kannst du deinen Beitrag leisten“, in: Gabriele Rosenthal (Hg.): „Als der Krieg kam, hatte ich mit Hitler nichts mehr zu tun“, *Zur Gegenwärtigkeit des „Dritten Reiches“* in *Biographien*, Opladen, 80-108. <http://dx.doi.org/10.3249/webdoc-1880>
- Gurwitsch, Aron (1966): *Studies in Phenomenology and Psychology*, Evanston.
- Halbwachs, Maurice (1985): *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 538, Frankfurt am Main (Erstausgabe Paris 1925).
- Hemingway, Ernest (1929): *A Farewell to Arms*, New York.
- Heinritz, Charlotte (1990): *World War II as a „Facteur“ or „Generator“ of Autobiographies?, The Promise of Significance in German Autobiographies after 1945*, Vortrag auf dem XII. World Congress of Sociology in Madrid 1990, als Kurzfassung gedruckt in: *Sociological Abstracts*, Madrid, 100.
- James, William (1905): *The Principles of Psychology*, Bd. 1, New York. <https://doi.org/10.2307/1423317>
- Jaspers, Karl (1987): *Die Schuldfrage, Zur politischen Haftung Deutschlands*, Piper, Bd. 698, München, Zürich.
- Kallmeyer, Wolfgang und Fritz Schütze (1977): *Zur Konstitution von Kommunikationsschemata*, in: Dirk Wegner (Hg.): *Gesprächsanalyse, Vorträge, gehalten anlässlich des 5. Kolloquiums des Instituts für Kommunikationsforschung und Phonetik*, Bonn, 14.-16. Oktober 1976, Hamburg, 159-274.

- Kohli, Martin (1981): Zur Theorie der biographischen Selbst- und Fremdwahrnehmung, in: Joachim Matthes (Hg.): *Lebenswelt und soziale Probleme*, Verhandlungen des 20. Soziologentages zu Bremen 1980, herausgegeben im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Frankfurt am Main, 502-520. Online als PDF: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-188363>.
- Köstlin, Konrad (1989): Erzählen vom Krieg – Krieg als Reise II, in: *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 2, Heft 2, 173-182.
- Koffka, Kurt (1963): *Principles of Gestalt Psychology*, New York (Erstausgabe 1935).
- Krausnick, Helmut (1985): *Hitlers Einsatzgruppen, Die Truppe des Weltanschauungskrieges 1938-1942*, Frankfurt am Main.
- Leed, Eric J. (1979): *No Man's Land, Combat & Identity in World War I*, Cambridge.
- Matthes, Joachim (1985): Zur transkulturellen Relativität erzählanalytischer Verfahren in der empirischen Sozialforschung, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37, Heft 2, 310-326.
- Maxwell, Wn. (1923): *A Psychological Retrospect of the Great War*, London.
- Mitscherlich, Alexander und Margarete Mitscherlich (1967): *Die Unfähigkeit zu trauern*, München.
- Niethammer, Lutz (Hg.) (1983): „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll.“, *Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet, Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960*, Bd. 1, Berlin, Bonn.
- Röttgers, Kurt (1988) Die Erzählbarkeit des Lebens, in: *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 1, Heft 1, 5-19.
- Rosenthal, Gabriele (Hg.) (1986): *Die Hitlerjugend-Generation, Biographische Thematisierung als Vergangenheitsbewältigung, Gesellschaftstheorie und soziale Praxis*, Bd. 1, Essen. <https://doi.org/10.32387/prokla.v20i80.1193>
- Rosenthal, Gabriele (1987): „...Wenn alles in Scherben fällt“, *Von Leben und Sinnwelt der Kriegsgeneration, Biographie und Gesellschaft*, Bd. 6, Opladen. Online als PDF: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-36303>.
- Rosenthal, Gabriele (1988): *Leben mit der soldatischen Vergangenheit in zwei Weltkriegen, Ein Mann blendet seine Kriegserlebnisse aus*, in: *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 1, Heft 2, 27-38.
- Rosenthal, Gabriele (1989): *Leben mit der NS-Vergangenheit heute, Zur Reparatur einer fragwürdigen Vergangenheit im bundesrepublikanischen Alltag*, in: *Vorgänge, Zeitschrift für Bürgerrechte und Gesellschaftspolitik*, 28, Heft 3, 87-101.
- Rosenthal, Gabriele (Hg.) (1990): „Als der Krieg kam, hatte ich mit Hitler nichts mehr zu tun“, *Zur Gegenwärtigkeit des „Dritten Reiches“ in Biographien*, Opladen. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-92641-8>
- Rosenthal, Gabriele (1990a): *Hermeneutische Rekonstruktion erzählter Lebensgeschichten*, in: Dies.: (Hg.) (1990): „Als der Krieg kam, hatte ich mit Hitler nichts mehr zu tun“, *Zur Gegenwärtigkeit des „Dritten Reiches“ in Biographien*, Opladen, 246-251. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-92641-8>
- Schütze, Fritz (1976): *Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung: dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen*, in: *Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Kommunikative Sozialforschung, Alltagswissen und Alltagshandeln, Gemeindeforschung, Polizei, politische Erwachsenenbildung, Kritische Informationen*, Bd. 48, München, 159-260. Online als PDF: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-56350>.
- Schütze, Fritz (1977): *Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen, Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien der Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie*, Nr. 1, Bielefeld.

- Schütze, Fritz (1982): Narrative Repräsentation kollektiver Schicksalsbetroffenheit, in: Eberhard Lämmert (Hg.): *Erzählforschung: ein Symposium*, Germanistische Symposien-Berichtsbände, Bd. 4, Stuttgart, 568-590.
- Schütze, Fritz (1989): Kollektive Verlaufskurve oder Wandlungsprozeß, Dimensionen des Vergleichs von Kriegserfahrungen amerikanischer und deutscher Soldaten im Zweiten Weltkrieg, in: *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 1, Heft 1, 31-110.
- Tröger, Annemarie (1979): German Women's Memories of World War II, in: Margaret Randolph Higonnet, Jane Jenson, Sonya Michel and Margaret Collins Weitz (Hg.): *Behind the lines, Gender and the two world wars*, New Haven, London, 285-299.
- Wertheimer, Max (1922): Untersuchungen zur Lehre von der Gestalt, in: *Psychologische Forschung*, 1, 47-58. <https://doi.org/10.1007/BF00410385>

Die Form der Biographie

Theoretische Überlegungen zur Biographieforschung in methodologischer
Absicht

Armin Nassehi

[BIOS 7 (1994), Heft 1, 46-63]

Es scheint ein strukturelles Merkmal der Moderne zu sein, nicht nur vom Sein der Welt auf die Geltung der Auffassung von ihr umgestellt zu haben, sondern dies zugleich radikal zu temporalisieren. Sogar in den Naturwissenschaften, in denen man zum Anbeginn der Moderne die Konstanten nomologischer Ordnung gefunden zu haben schien, hat eine Bewegung „vom Sein zum Werden“ (vgl. Prigogine 1988) stattgefunden. Subjekte haben das gleiche Schicksal angenommen. Waren sie einst das der Welt Zugrundeliegende, einer invarianten intelligiblen Sphäre teilhaftig und in ihrem empirischen Bestand stets transzendental gegründet, wird ihnen nun die invariante Substanz bzw. die voroperative Bedingung ihrer Möglichkeit abgesprochen. Mit anderen Worten: Die Identität des Subjekts ist nichts, worauf man bauen könnte, vielmehr muss sie selbst erst aufgebaut werden. Subjektive Identitäten müssen sich nun in der und gegen die Zeit behaupten: in der Zeit, weil die Identität des Subjekts in der Differenz seines zeitlichen Nacheinanders gesichert werden muss; und gegen die Zeit, weil die Differenzen, die Zeit notwendig setzt, das Bedürfnis nach oder zumindest das Gewährwerden von Identität freisetzt. Identitäten von Subjekten lassen sich allenfalls noch als biographische Identitäten denken. So dürfte sich die Konjunktur der und das Interesse an Biographien nicht zuletzt dem Umstand verdanken, dass die hochkomplexe und sich immer stärker beschleunigende Moderne die subjektive Identität in der Zeit prekär macht.

Die soziologische Konjunktur der Biographieforschung in den achtziger und neunziger Jahren folgt deshalb nicht ohne Konsequenz dem Interesse an Identität in den siebziger Jahren (so auch Fischer/Kohli 1986: 25). Das Einzige, was hier noch an invarianter Struktur und Identität angenommen wird, ist jene Beharrlichkeit der Substanz, die für Kant denknötwendig war, um Zeit überhaupt theoretisch fassen zu können (vgl. Kant 1983: 226): die Identität der Person trotz der Differenz der Zeiten. Biographien hören demnach auf, ein Privileg modernisierter Oberschichten zu sein, vielmehr hat sich der „Zwang zur Langsicht“ (Elias 1980: 336 ff.) als grundlegende Perspektive auf Individuallagen nahezu generalisiert: Identitäten werden nicht mehr nur in der Sach- und Sozialdimension (Wer bin ich, und zu wem gehöre ich?) behauptet, sondern vor allem in der Zeitdimension (Wer bin ich geworden, und wer werde ich sein?).

Dieser Wandel von Individuallagen, deren gesellschaftsstrukturelle Antezedenzbedingungen im Rahmen der Individualisierungsdebatte breit diskutiert werden (vgl.

Wohlrab-Sahr 1992), bildet den entscheidenden Ansatzpunkt für die soziologische Biographieforschung, für die Biographien sowohl als Forschungsgegenstand fungieren als auch forschungsmethodologisch von Interesse sind. Neben der Praxis empirischer biographischer Forschung hat sich dementsprechend eine theoretische Diskussion über Gegenstand und Methode der Biographieforschung etabliert, deren wesentliches Thema ihre wissenschaftliche Gegenstandskonstitution ist. Ich werde im Folgenden eine theoretische Antwort auf die Frage nach dem angemessenen Gegenstand biographischer Forschung suchen und werde mich dabei eines systemtheoretischen und unterscheidungstheoretischen Instrumentariums bedienen. Diese Theoriwahl verdankt sich allerdings nicht dem Interesse, auch der Systemtheorie ein Stück vom Konjunkturkuchen der Biographieforschung zu sichern, sondern ist von der Annahme geleitet, dass eine systemtheoretische Perspektive auf theoretische Probleme der Biographieforschung aufmerksam zu machen in der Lage ist, die von erheblichem methodologischem Interesse sind.

Im Einzelnen werde ich auf das Selbstverständnis biographischer Forschung zu sprechen kommen (I.). Danach werde ich die angedeuteten Theoriemittel auf den Gegenstand biographischer Forschung anwenden, und zwar in drei größeren Schritten: Erstens werde ich Biographie als biographische Kommunikation darstellen (II.), zweitens frage ich nach der kommunikativen Form der Biographie (III.), und drittens werde ich daraus einige methodologische Konsequenzen für die Datenerhebung und die Datenanalyse biographischer Forschung ziehen (IV.).

I.

Was das Soziologische soziologischer Biographieforschung ausmacht, ist die zunächst triviale Überlegung, dass Biographien im sozialen Raum zustande kommen, dass biographische Verläufe und verlaufende Biographien gesellschaftsstrukturell bedingt sind. Dass der Lebensverlauf eines mittelalterlichen Bauern, wenn nicht von weniger, so doch von anderen Kontingenzen geprägt war als der Lebensverlauf eines postmodernen Dinkys¹, leuchtet ohne jede soziologische Kontamination ein. Und dass sich die biographischen Wege von Industriearbeitern und Konzernherren, von Männern und Frauen, von Bildungsbürgern und Lumpenproletariern, von homosexuellen Avantgarden und heterosexuellen Traditionalisten voneinander unterscheiden, ist als Faktum diversifizierter Lebensstile kaum erwähnenswert. Doch erschöpft sich Biographieforschung keineswegs in solchen Trivialitäten.

Was man ihr soziologisch verdankt, ist zweierlei: Zum einen hat sie den Blick dafür geschärft, dass Biographien als Lebensverläufe nicht nur dem Gusto individueller Entscheidungen entspringen, also nicht als Heldengeschichte bürgerlicher Autonomie oder als Geschichte von Selbstglücksschmieden gesehen werden dürfen, sondern zwischen autonomer Lebensführung und heteronomer Standardisierung oszillieren (vgl. Fischer 1986: 373). Schon auf den ersten Blick wird deutlich, dass sich Biographieforschung – und dies gilt tatsächlich für die meisten ihrer Vertreter – implizit oder explizit auf ein interaktionistisches Konzept stützt, das Ich-Identität als individuelles Austarieren – zwischen einem personalen und einem sozialen Identitätsanteil ansetzt (vgl. Krappmann 1982), das allerdings temporal verflüssigt wird. Aus einem starren Identitätskonzept

1 „Double income, no kids“.

wird damit ein Konzept biographischer Identität, das übrigens in Charlotte Bühler (1969) und Erik H. Erikson (1966) entwicklungspsychologische Vorläufer hatte und deren relativ starre Prozessmodelle noch einmal temporalisiert hat.

Zum anderen verdanken wir dem Interesse an Biographie ein theoretisches Gespür dafür, dass die gesellschaftsstrukturell bedingte Temporalisierung von Individualität und persönlicher Identität eine gewissermaßen vierdimensionale Perspektivität der sozialen Position zur Folge hat. Lebensformen werden in der Weise biographisiert als – so Ulrich Becks gelungene Formulierung – der einzelne zum biographischen „Planungsbüro“ seiner selbst wird und damit der Janusköpfigkeit des Individualisierungsprozesses zwischen Standardisierung und Destandardisierung gewahrt wird. Entscheidend ist hier die Perspektivität der individuellen Position, die zwar sozial vorstrukturiert ist, aber immer stärker in ihrer Querlage zu gesellschaftlichen Differenzierungen und sozialen Erwartungen erlebt wird. Von der individuellen Steuerung von Lebensgeschichten ist hier die Rede, die etwa Hans-Joachim Giegel (1988) in konventionelle und reflexive Steuerungstechniken differenziert, an denen sich in gewisser Weise der Grad an Modernität des lebensgeschichtlichen Regimes ablesen lässt.

Aus dieser Perspektivität und ihrer sozialen Genese speist sich das wesentliche Motiv der empirischen, qualitativen Biographieforschung. Als Datengrundlage dienen hier biographische Dokumente wie schriftliche Autobiographien, Tagebücher, vor allem aber narrative biographische Interviews. Solche lebensgeschichtlichen Erzählungen sollen im Sinne Durkheims als soziale Tatsachen behandelt werden, „das bedeutet, nach typischen Verlaufsmustern, ihren Institutionalisierungsformen und deren sozialen Determinanten“ (Levy 1976: 6) zu fragen, die in den individuellen Geschichten zum Ausdruck kommen. In ihnen, so das methodologische Credo der Biographieforschung, kommen Strukturkategorien des Sozialen, Ablauftypen, Interpretamente und Deutungsmuster, Vorurteile und Bewältigungsformen, Stereotype und gesellschaftlich bedeutsames Regelwissen zum Vorschein. Sichtbar werden diese Kategorien durch hermeneutische soziologische Verfahren, deren prominenteste die formale Text- und strukturelle Inhaltsanalyse nach Fritz Schütze (1983) oder die objektive Hermeneutik Ulrich Oevermanns (Oevermann et al. 1979)² sind.³

Eines der größten Probleme der qualitativen Biographieforschung, insbesondere der Forschung auf der Datenbasis narrativer Interviews, sehe ich darin, dass in der Forschung nicht oder nicht ausreichend genug zwischen biographischen Texten bzw. biographischen Daten auf der einen Seite und den biographischen Verläufen, also dem Lebensverlauf selbst unterschieden wird. In einem programmatischen Aufsatz über Theorie und Methodologie biographischer Forschung von Wolfram Fischer und Martin Kohli heißt es: „Die soziologische Analyse beliebiger biographischer Gebilde – wie z.B. lebensgeschichtlicher Erzählungen, biographischer Dokumente oder mitgeteilter biographischer Konzepte – muß die aus diesem Sachverhalt resultierende Perspektivität jedes Konstrukts auch dann in Rechnung stellen, wenn das Interesse darauf gerichtet

2 Eine gestalttheoretisch orientierte Theorie und Methodologie hat jüngst Gabriele Rosenthal (1992) vorgelegt.

3 Neben diesen qualitativen Verfahren hat sich eine eher an Sozialstrukturanalysen orientierte empirische Lebensverlaufsforchung etabliert, die mit traditionellen Mitteln der empirischen Sozialforschung, insbesondere mit Panel-Modellen, Lebensverläufe untersucht, so etwa am Sfb 186 „Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf“ an der Universität Bremen. Als Überblick vgl. Heinz (1991) sowie die Literaturdokumentation: Sonderforschungsbereich 186 der Universität Bremen (1993).

ist, ‚wie es wirklich war‘. Es ist zweifellos unproblematischer, biographische Gebilde als Ausdruck gegenwärtiger Orientierungsperspektiven zu betrachten. Aber die Möglichkeit zur Rekonstruktion vergangener Gegenwarten (...) sollte nicht – weil schwieriger – von vornherein preisgegeben werden“ (Fischer/Kohli 1987: 33). In der soziologischen Erzählforschung wird gar, wie etwa bei Schütze, von einer Homologie von biographischer Erzählsequenz und Erfahrungssequenz ausgegangen (vgl. Schütze 1984). Schütze sieht in biographischen Erzählungen Texte, die „den sozialen Prozeß der Entwicklung und Wandlung einer biographischen Identität kontinuierlich, d.h. ohne exmanente, aus dem Methodenzugriff oder theoretischen Voraussetzungen des Forschers motivierte Interventionen und Ausblendungen“ (Schütze 1983: 286) darstellt. Abgesehen von der letzten, sich eher ethisch denn theoretisch motivierenden Einschätzung Schützes bezweifle ich vehement, dass Biographien bzw. biographische Texte soziale Prozesse der Entwicklung und Wandlung einer biographischen Identität darstellen. Diese Annahme aber ist es, die in empirischen Arbeiten, die mit einer biographischen Methodologie operieren, immer wieder in Anspruch genommen wird. Es wird behauptet, dass biographische Forschung biographische Verläufe untersuche, die als gesellschaftliche Strukturkategorien Aufschluss über die soziale Genese lebenszeitlicher Ereignissukzessionen geben.

Ich gehe davon aus, dass sich viele Probleme der biographischen Forschung theoretischen, vor allem epistemologischen Unzulänglichkeiten verdanken, die sich vermeiden lassen, wenn man mit systemtheoretischen und unterscheidungstheoretischen Mitteln arbeitet. Ferner gehe ich davon aus, dass sich biographische Forschung dann als empirisches Forschungsprogramm lohnt, wenn sie auf geeignete theoretische Füße gestellt wird. Ich werde mich im Folgenden in meiner Kritik biographischer Methodologie ausschließlich auf die Schützesche Variante der formalen Text- und strukturellen Inhaltsanalyse beziehen und auf eine Diskussion der objektiven Hermeneutik verzichten, weil hier die methodologischen Probleme meines Erachtens völlig anders gelagert sind. Ferner weise ich vorsorglich schon darauf hin, dass die Schützesche Homologie-Annahme zwar selten forschungsmethodologisch explizit geteilt wird, forschungspraktisch aber sehr wohl implizit zur Anwendung kommt. Insofern findet meine Kritik Schützes keineswegs auf einem Nebenschauplatz statt, sondern durchaus auf dem „*centre court*“ der Biographieforschung.

II.

Um sich dem angedeuteten Gegenstand mit systemtheoretischen Mitteln zu nähern, stellt sich zunächst die Frage, als was Biographien letztlich erscheinen, wenn man sie systemtheoretisch beobachtet. Anders gefragt: Was ist der operative Ort dessen, was wir Biographie nennen? Zunächst denkt man an die temporale Einheit psychischer Systeme. Wie man bereits seit Husserls Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins weiß, konstituiert ein Bewusstsein seine Einheit durch die retentionale und protentionale Modifikation von Ereignissen in je gegenwärtigen Bewusstseinsakten (vgl. Husserl 1966; Nassehi 1993a: 40 ff.). Die Einheit des Bewusstseins wird so operativ, das heißt, durch den Vollzug des Nacheinanders von Bewusstseinsakten in der Weise erzeugt, als das Bewusstsein in je operativen Gegenwarten auf sich, das heißt, auf operative Vergangenheiten referiert. Die Selbstreferenz des Bewusstseins ist es, die Husserls Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins als Autopoiesis des Bewusstseins (vgl.

Luhmann 1985), also mit systemtheoretischen Begrifflichkeiten rekonstruieren lässt (vgl. Nassehi 1993a: 184 ff.).

Ein Versuch einer Übertragung dieses Autopoiesis-Modells auf Biographie ist bereits von Uwe Schimank (1988) unternommen worden – ein Versuch allerdings, den ich aus verschiedenen Gründen für wenig tauglich halte, doch zunächst möchte ich der ausgelegten Fährte folgen. In dem angedeuteten Sinne müsste man unter Biographien das Nacheinander von Bewusstseinsakten eines Individuums verstehen, das im Bestimmungsbereich sozialer Systeme, genauer gesagt: durch strukturelle Kopplung an und Inklusion in verschiedenste Interaktions-, Organisations- und gesellschaftliche Teilsysteme seine Einheit der Differenzen seiner jeweiligen Ereignisjetzte sichert. Dieser Deutung kommt entgegen, dass die moderne Gesellschaft die Ereignisreihen psychischer und sozialer Autopoiesis mehr und mehr auseinanderfallen lässt. Gesellschaftstheoretisch gesprochen ist die Moderne nicht mehr primär in Sozialsysteme ausdifferenziert, die in Ständen, Klassen, Hausgemeinschaften, Familien oder ähnlichen Gruppen den einzelnen in seiner Gänze erfassen und konditionieren kann. Die funktional differenzierte Gesellschaft der Moderne bildet vielmehr Teilsysteme um verschiedene, aufeinander weder abbildbare noch durcheinander substituierbare Funktionen aus, die den Menschen nur noch in partikularen Rollensegmenten inkludieren: als Zahler, Wähler, Gemeindeglied, Patient, Produzent, Konsument, in Berufsrollen und Funktionen in Organisationen, als Erzogene oder Erzieher, als Eltern etc. Die moderne Gesellschaft ist nicht mehr darauf angewiesen, Menschen als ganze Personen in ihre strukturbildenden Funktionssysteme zu integrieren, sie ist vielmehr im Gegensatz dazu darauf angewiesen, dass Individuen gerade nicht integriert werden, sondern partiell und punktuell am sozialen Verkehr teilnehmen. Man könnte sagen, dass die Autopoiesis der hochkomplexen modernen Gesellschaft die Kontinuität psychischer Autopoiesis als Medium für die Diskontinuität und Disparität ihrer Prozesse benutzt. Sie greift gewissermaßen individuell auf Individuen zu, die sich gerade aufgrund dieser Zumutung als Individuen beschreiben (vgl. Nassehi 1993b).

Soziale Systeme – sowohl Gesellschaften wie auch Funktionssysteme oder Organisationen – reagieren auf die Erhöhung von Komplexität oder aufgrund von spezifischen Bezugsproblemen mit Differenzierungsprozessen. Gleichzeitig kann dann sachlich Unterschiedliches geschehen, was die Komplexität für das einzelne Geschehen sowohl reduziert als auch potentiell erhöht, was aber die Einheit des Ganzen immer weniger alternativlos bzw. mit alternativloser Geltung formulieren lässt. Beispiele dafür wären etwa die funktionale Differenzierung der Gesellschaft, die Umstellung von vertikaler auf horizontale Differenzierung quer zur ansonsten kaum veränderten hierarchischen Differenzierung im Management von Wirtschaftsunternehmen oder die Ausdifferenzierung der Medizin in immer kleinere Fachgebiete.

Psychischen Systemen steht ein solcher Mechanismus nicht zur Verfügung. Sie können sich – von pathologischen Fällen abgesehen – nicht in der Sachdimension differenzieren, ihnen ist die Gleichzeitigkeit von Unterschiedlichem versagt. Sie müssen deshalb in einer einlinigen Ereignisreihe eine Eigentemporalität in Anspruch nehmen, die sachlich Unterschiedliches nicht neben-, sondern nacheinander verarbeitet. Diese Einlinigkeit des Bewusstseins, man könnte auch sagen: die Individualität psychischer Systeme, ist es, die jenes Nacheinander nicht schlicht als Summe von Einzelphänomenen ertragen kann, sondern diese operativ zu einer Einheit integrieren muss. Ein Bewusstsein könnte sich sonst nicht über die jetzige Zeitstelle hinaus als mit sich identisch

beschreiben. Was soziale Systeme durch Differenzierung in die Sachdimension auslagern können, müssen psychische Systeme über eine Verarbeitung in der Zeitdimension leisten: die Individualität psychischer Systeme wird damit unhintergebar temporalisiert.

Diese Temporalisierung betrifft selbstverständlich auch die Selbstbeschreibung psychischer Systeme. Das starre Konzept einer Systemidentität kann nun operativ aufgelöst werden: Was ein System als Identität behandelt, ist nicht ein seinen Operationen vorgeordnetes invariantes Substrat, sondern Resultat von beobachtenden Operationen, die sich, das heißt, dem operierenden System, eine Identität zuschreiben (vgl. Luhmann 1990a). Biographien, so könnte man aus dem Gesagten folgern, wären demnach nichts anderes als Selbstfestlegungsgeschichten psychischer Systeme, die sich damit operativ, das heißt, durch ihre eigenen Vollzüge, hervorbringen. In diesem Sinne begreift Schimank Biographie als Autopoiesis, also als sich selbst tragende Struktur (vgl. Schimank 1988). Biographien in der modernen Gesellschaft sind, so Schimank, in diesem Verständnis autopoietische Konstruktionen von psychischen Systemen, die durch Multiinklusion in verschiedene Teilsysteme zur individuellen Referenz auf ihr Selbst genötigt werden. „So baut die Injizierung von Multikausalität biographische Selbstreferentialität als Eigenkausalität auf. Die Biographie der Person wird zur freischwebenden, sich selbst tragenden Konstruktion“ (Schimank 1988: 65).

Der Ausgangspunkt meiner Überlegungen war die Frage nach dem operativen Ort von Biographie, der eindeutig geklärt sein muss, will man sinnvoll in systemtheoretischen Begriffen von Biographie reden. Nach dem Schimankschen Modell wäre dieser operative Ort, man könnte auch sagen: wären die basalen Operationen einer Biographie psychische Ereignisse, die sich in einem spezifischen Nacheinander auf sich beziehen und durch entsprechende Formen der Referenz auf ihr damit hervorgebrachtes Selbst eine temporal verflüssigte Identität zusprechen. Sieht man genau hin, ist hier jedoch von zwei unterschiedlichen Sachverhalten die Rede, die das Phänomen Biographie umfassen soll: zum einen die operative Geschichte eines individuellen Bewusstseins, also die sukzedierende Folge von Bewusstseinsereignissen; zum anderen resultiert Biographie aus spezifischen, beobachtenden Operationen, die auf jenes sukzedierende Nacheinander von Ereignissen Bezug nehmen. Mit anderen Worten: Biographie kann einmal das sein, was biographisch gelaufen ist, zum anderen das, was in einer Gegenwart als Gelaufenes beobachtet wird. Schimank spricht in diesem Sinne von der autopoietischen Biographie in der Moderne sowohl im Sinne einer evolutionären Transitorität des Bewusstseinsverlaufs als auch im Sinne eines reflexiven Selbstbewusstseins (vgl. Schimank 1988: 66 ff.).

Mit dieser Theorie der Biographie als Autopoiesis werden die theoretischen Probleme der Biographieforschung, die ich zu Beginn angedeutet habe, offenkundig wiederholt. Eine Neuaneignung des Themas mit systemtheoretischen Begriffen scheint zumindest in dieser Form wenig sinnvoll zu sein – es kommt lediglich mit einem modernisierten Design daher.⁴ Ähnlich wie ich der Biographieforschung oben vorgeworfen habe, dass sie nicht angemessen zwischen biographischen Texten/Daten/Reflexionen auf der einen Seite und biographischen Verläufen auf der anderen Seite unterscheidet,

4 Der Autopoiesis-Begriff wird hier von Schimank eher als metaphorische Formel denn als theoretischer Begriff benutzt, denn Lebenslauf/Biographie lässt sich mit systemtheoretischen Begriffen kaum als operativ geschlossenes, sinnhaft umweltoffenes System begreifen.

soll auch hier Biographie als Autopoiesis für beides stehen: für den Verlauf und für die Reflexionsform, für Operation und Beobachtung. Ich möchte allerdings einige begriffliche Umstellungen vornehmen und hoffe, damit zu genaueren Begriffsbestimmungen zu kommen.

Zunächst ist sicher nicht zu bestreiten, dass es die beiden Sachverhalte – sowohl die Biographie als Verlauf wie die Biographie als reflexiven Akt – empirisch gibt. Ich weise noch einmal auf die Trivialität hin, dass Personen in der Tat über Lebensgeschichten verfügen, die sich mehr oder weniger unterscheiden. Und die Tatsache, dass wir bisweilen über diesen Verlauf biographisch reflektieren, ist nahezu unstrittig. Was ich aber bestreite, ist, dass es sich bei diesen beiden unterschiedlichen Sachverhalten um das Gleiche handelt, nämlich um Biographien: Für den ersten Sachverhalt hält die soziologische Nomenklatur, soweit ich sehe, zwei Begriffe bereit: Karriere und Lebenslauf.

„Unter Karriere“, und hier zitiere ich einen systemtheoretisch gänzlich unverdächtigen Autor, nämlich Hartmut Esser, „versteht man eine typische Sukzession von aufeinanderfolgenden Stadien eines Verlaufs“ (Esser 1989: 172). Diese Begriffsdefinition Essers enthält die Einschränkung „typische“ Sukzession. Unter Karriere wären damit nur erwartbare Prozesse zu verstehen, gewissermaßen institutionalisierte Ablauftypen, in die man eintritt oder auch nicht eintritt. Ich schlage dafür den Begriff der Prozessstruktur vor, weil in ihm die Erwartbarkeit (Strukturaspekt) eines Nacheinanders von Ereignissen (Prozessaspekt) zum Ausdruck kommt (vgl. Nassehi 1993a: 353 ff.).⁵ Andere Karriere-Begriffe, wie etwa der in Anlehnung an Luhmann von Giancarlo Corsi entwickelte, nehmen diese Einschränkung nicht vor, sondern konzipieren Karriere als Morphogenese, die sich als Geschichte von Selbstfestlegungen bzw. als Geschichte von nicht vollzogenen Selektionen entfaltet (vgl. Corsi 1993: 257).

Der Begriff Lebenslauf dagegen wird erheblich weniger einheitlich gebraucht. Bisweilen wird gar nicht zwischen Lebenslauf und Biographie unterschieden, im Allgemeinen aber wird mit diesen beiden Begriffen ein forschungspraktischer Unterschied bezeichnet: So hat die Lebenslaufforschung üblicherweise mit der Rekonstruktion von Lebensverläufen auf der Basis lebenslaufrelevanter sozialstruktureller Daten, insbesondere in Panel-Designs zu tun (vgl. Mayer 1987), während Biographieforschung das gleiche auf der Basis biographischer Texte untersucht – ich habe oben darauf hingewiesen. In der Forschungspraxis scheint also die Differenz von Lebenslauf- und Biographieforschung insbesondere als methodologische Differenz relevant zu sein. Die beiden wissenschaftlichen Teildisziplinen unterscheiden sich also bezüglich ihres selbstreferentiellen Bezuges auf ihre Methodologie. Der Forschungsgegenstand dagegen scheint identisch zu sein: Lebensverläufe und ihre innere Logik.

Dass es sich methodologisch bei den beiden Seiten der Unterscheidung von Biographie und Lebenslauf nicht um den gleichen Sachverhalt handelt, ist unproblematisch nachvollziehbar; ich habe allerdings schon angedeutet, dass die Unterscheidung aber auch auf der Gegenstandsseite aufrechterhalten werden muss, also auch dort keineswegs im Indifferenten implodiert. Damit folge ich Überlegungen von Alois Hahn, der

5 Der Begriff ist bereits durch Schütze belegt und anders konnotiert. Dort bezeichnen die „Prozessstrukturen des Lebensablaufs“ die „systematischen elementaren Aggregatzustände der Verknüpfungen der Ereigniserfahrungen, die in der Erzählkette berücksichtigt werden“ (Schütze 1984: 93). Prozessstrukturen sind nach diesem Verständnis übergreifende Formen der Verknüpfung von Ereignissen sowohl in der lebensgeschichtlichen Erfahrungsform wie in der narrativen Erzählform.

die Unterscheidung von Biographie und Lebenslauf exakt in der angedeuteten Weise vornimmt: „Der Lebenslauf ist ein Ingesamt von Ereignissen, Erfahrungen, Empfindungen usw. mit unendlicher Zahl von Elementen. Er kann überdies (...) sozial institutionalisiert sein, z.B. indem bestimmte Karrieremuster oder Positionssequenzen normiert werden (...). Aber die Biographie macht für ein Individuum den Lebenslauf zum Thema.“ (Hahn 1988: 93). Der Begriff Lebenslauf deckt damit beide Aspekte ab, die ich unter dem Begriff Karriere herausgearbeitet habe, also sowohl das Ingesamt der Morphogenese und selektiven Anschlüsse als auch die gesellschaftlich präformierten Prozessstrukturen wie Bildungs-, Berufs- und sonstige Karrieren. Unter Biographie ist dagegen lediglich das zu verstehen, was das griechische Wort bereits vorsieht: eine Beschreibung des Lebens. Biographien sind in diesem Verständnis allein operativ erzeugte Beobachtungen, die in einer operativen Gegenwart ein Bild von der Vergangenheit einer Person erzeugen. Biographien sind Produkte von Beobachtungen, die den Lebenslauf zum Gegenstand haben, mithin sind sie von dem, was tatsächlich gelaufen ist, operativ vergleichsweise unabhängig, weil sie in der Kontingenz ihrer Möglichkeiten sowie in der selektiven Vergegenwärtigung von Vergangenem relativ frei sind. Biographien können Zusammenhänge stiften, die es vorher in dieser Form nicht gab. Was sie in der Vergangenheit eines Lebenslaufs beobachten, sind keine Reproduktionen von Vergangenem, sondern stets Neuproduktionen einer operativen Gegenwart. Sie sind als Selbstbeschreibungen – rein quantitativ betrachtet – notwendig „Selbstsimplifikationen“ (Luhmann 1984: 374), qualitativ betrachtet bringen sie aber eine neue Wirklichkeit hervor, eine *realitas sui generis*. Und was für Lebensverläufe gilt, nämlich dass sie in der Moderne immer weniger von bestimmten Gegenwarten her rückrechenbar zu erschließen sind (vgl. Hahn 1988: 98; Corsi 1993: 252 ff.; Nassehi 1993a: 346 f.), gilt auch für biographische Beobachtungen: Die biographische Produktion wird nicht durch das gelaufene Leben determiniert. Weder zwingt etwas dazu, noch berechtigt uns etwas dazu, von einer vorgängig zu konstatierenden Homologie von Lebenslauf und Biographie auszugehen, wie es die biographische Forschung – zumindest in der Schützeschen Variante – zumeist tut.⁶

Nachdem ich einige begriffliche Korrekturen an früheren systemtheoretischen Rekonstruktionen der Biographiesozilogie vorgenommen habe, komme ich auf die Frage nach dem operativen Ort von Biographien zurück. Es ist sicher aufgefallen, dass ich entweder von psychischen Systemen gesprochen habe oder aber bei der Unterscheidung von Biographie und Lebenslauf tunlichst vermieden habe, auf diesen operativen Ort zu sprechen zu kommen. Ich habe postuliert, unter Biographie ausschließlich die Thematisierung von Lebensläufen zu verstehen. Doch wovon redet man dann letztlich? Inwiefern sind solche Thematisierungen beobachtbar? Biographische Thematisierungen treten empirisch in folgenden Zusammenhängen auf: als institutionell eingeforderte Lebensläufe, etwa bei Bewerbungen; als Anamnesen sowohl in psychischen wie in somatischen Konfliktlagen; als literarische Auto- und Heterobiographien; als Selbstexplorationen in beginnenden und vor allem in endenden Liebesbeziehungen; in Strafprozessen und – was hier von besonderem Interesse ist – als biographische Erzählungen, die als qualitative Daten in der empirischen Sozialforschung Verwendung finden. Diese

6 In diesem Sinne argumentiert auch Hans-Christoph Koller (1993). Hartmann Leitner spricht in diesem Zusammenhang von der „Unwahrscheinlichkeit des Erzählens einer Geschichte“ (Leitner 1988: 30), die Biographien im Hinblick auf die vorgestellte Realität des erzählten Lebens stets als „Fiktion“ (ebd.) erscheinen lässt.

Beispiele für biographische Thematisierungen sind sicher evident, und doch zeigen sie deutlich, dass man mit einem Konzept einer psychischen biographischen Identität allein nicht operieren kann. Denn all diese Beispiele beschreiben nicht psychische, sondern soziale Operationen. Diese Biographien operieren nicht per psychischer Selbstreferenz der Beteiligten. Sie sind nicht Ausdruck psychischer biographischer Identitäten, sondern sind kommunikative Thematisierungen von Lebensläufen. Was wir empirisch wahrnehmen können, ist also niemals eine wie und wo auch immer vermutete Substanz biographischer Identität, sondern ausschließlich biographische Kommunikation.⁷ Und wo wir biographische Identitäten und psychische Befindlichkeiten thematisieren, betreiben wir bereits biographische Kommunikation. Oder um es noch prägnanter zu formulieren: Die Unterscheidung von psychischer biographischer Identität und biographischer Kommunikation hat sich bereits für eine Seite der Unterscheidung entschieden: Sie ist schon biographische Kommunikation. Die psychische Seite der Biographie bleibt dunkel, weil sie ausschließlich per biographischer Kommunikation beobachtbar ist.

III.

Nachdem ich herausgearbeitet habe, dass lediglich biographische Kommunikation beobachtbar ist, nicht aber eine wie auch immer unterstellte psychische Seite biographischer Identität, lohnt es sich, die kommunikative Form von Biographien genauer zu untersuchen. Ich verwende dazu den Formenkalkül von George Spencer Brown. Formen in diesem Sinne sind bekanntlich Zwei-Seiten-Formen, sie resultieren aus bestimmten Unterscheidungen, die in ihrer Unterschiedenheit die Form der Welt erzeugen, wie sie operativ für die Form erscheint. *Draw a Distinction* (vgl. Spencer Brown 1971: 3) – so lautet die Anweisung, die man nicht hören kann, denn jedes Begonnen haben hat sie bereits erfüllt. Die getroffene Unterscheidung zieht eine Grenze zwischen zwei Seiten, auf denen man sich operativ nicht gleichzeitig befinden kann: „a distinction is drawn by arranging a boundary with separate sides so that a point on one side cannot reach the other side without crossing the boundary.“ (ebd.: 1). Das Entscheidende am Gebrauch dieses Formenkalküls ist es, dass die Genauigkeit eines Begriffs entschieden davon abhängt, was er nicht ist, will heißen: was auf der anderen Seite der Unterscheidung steht. Identitäten werden, mit anderen Worten, durch Differenzen erzeugt (vgl. Nassehi 1993c).

Angewandt auf das Problem biographischer Kommunikation, stellt sich also die Frage danach, was die Biographie nicht ist, wovon sie aber zugleich als andere Seite der Form mitkonstituiert wird. Im Anschluss an meine bisherigen Überlegungen ergibt sich als andere Seite der Form der Lebenslauf, den die Biographie zum Thema macht. Wird biographisch kommuniziert, bleibt der Lebenslauf, also das, was tatsächlich stattgefunden hat, gewissermaßen die dunkle Seite der Biographie. Die Zwei-Seiten-Form verwendet die Unterscheidung von Biographie und Lebenslauf als konstitutive Bedingung zur Erzeugung ihrer Welt. Indem biographisch kommuniziert wird, wird der Lebenslauf zwar implizit in Anspruch genommen, bleibt aber letztlich unbezeichnet, weil

⁷ In einem früheren, mit Georg Weber entwickelten Versuch einer systemtheoretischen Reformulierung biographischer Identität haben wir bereits auf die Unterscheidung von Lebenslauf und Biographie explizit aufmerksam gemacht, aber noch nicht ausreichend auf den operativen Ort von Biographien hingewiesen, vgl. Nassehi/Weber (1990).

die Biographie ihre dunkle Seite erhellet, ohne sie explizit in Anspruch nehmen zu können. Die Form entparadoxiert sich dadurch, dass sie für sich blind bleibt, indem die Biographie ihre Fremdreferenz als Realität des Lebenslaufs ausflaggt. Mit anderen Worten: Indem die biographische Kommunikation ihre andere Seite nicht als andere Seite thematisiert, sondern kommunikativ auf den Lebenslauf zugreift, bleibt die Form bei der Anwendung der Form unsichtbar. Und so lange die Form nicht als Form beobachtet wird, kann niemand die Differenz von Lebenslauf und Biographie bemerken.

Das ändert sich aber unter anderen Beobachtungsverhältnissen. Ein Beobachter, der übrigens die biographische Kommunikation selbst sein kann, kann beobachten, dass sich biographische Kommunikation der Zwei-Seiten-Form Biographie/Lebenslauf verdankt. Dieses *re-entry* der Form in die Form (vgl. Spencer Brown 1971: 69 ff.) bestünde darin, dass biographische Kommunikation die Differenz von Biographie/Lebenslauf thematisiert und sich damit der Paradoxie der Selbstbezüglichkeit aussetzt: Es ist dies, wie Luhmann formuliert, „die in sich selbst enthaltene Form ohne Hinweis auf einen externen Standpunkt, von dem aus es betrachtet werden könnte“ (Luhmann 1993a: 201). Diese Paradoxie ist letztlich nicht auflösbar, sondern muss gewissermaßen in die Zeit verlängert werden. Biographische Kommunikation dürfte sich nach der Konfrontation mit einem *re-entry* dadurch stabilisieren, dass sie schlicht kontinuiert, dass sie ihre Geschichte zu Ende erzählt, dass sie die Fremdreferenz auf den Lebenslauf mit der Selbstreferenz auf den kommunikativen Verlauf kompensiert, dass sie eine verstehbare Geschichte produziert, dass sie ihre eigene Verstehenskontrolle sichert, indem sie anschließt, und dass sie anschließt, indem sie ihre Verstehenskontrolle ausübt. Denn welche anderen Mittel sollte biographische Kommunikation auch haben, als biographisch zu kommunizieren? An der Form der Form ändert das *re-entry* nichts, es macht höchstens den Beobachter als Beobachter sichtbar, dem nicht nur kein externer Referenzpunkt zur Verfügung steht, sondern auch nicht einmal die andere Seite der Form. Vielleicht wird es dann wichtiger, eine in sich stimmige Geschichte zu produzieren, wenn diese ihre Kontrolle an der Wirklichkeit verloren hat, weil sie selbst diese Wirklichkeit zugleich „ist“ und „nicht ist“. ⁸ Womöglich behandelt die biographische Kommunikation dann gerade Unstimmigkeiten oder Diskontinuitäten als Hinweis auf Realitätsnähe oder zumindest auf die Authentizität der Biographie.

Mit anderen Worten: Der kommunikativen Form der Biographie bleibt sogar das *crossing* – also die Thematisierung des Lebenslaufs im Unterschied zur Biographie – versagt, denn wenn sie auf die andere Seite wechselt, wird sie, wenn sie kontinuiert

8 Hier kommen Fritz Schützes Annahmen eines vorgängigen dreifachen Zugzwangs der narrativen Rede zu einem gewissen Recht, allerdings lediglich als kontingente Interaktionsregeln oder kommunikative Darstellungstechniken, nicht aber als Wesensmerkmal der kommunikativen Gattung, die gewissermaßen die Homologie von Erzählung und Erzähltem verbürgt. Schütze betont, dass in der narrativen Rede ein dreifacher Zugzwang von Gestaltschließung, Kondensierungs- und Detaillierungszwang zum Tragen kommt (vgl. Schütze 1982: 571 ff.). Dieser dreifache Zugzwang soll dafür sorgen, dass eine Geschichte zu Ende erzählt wird, dass die Selektivität des Textes der Gesamtgestalt folgt und dass detaillierende Plausibilisierungen erfolgen. Die Generalisierung dieser Zugzwänge impliziert einen normativen Maßstab, der von Biographien eine integrierbare Gesamtgestalt erwartet, etwa im Sinne dessen, was Klaus Tanner die liberalprotestantische Persönlichkeit nennt, die auf der Basis einer „personale(n) Ontologie protestantischen Denkens“ (Tanner 1992: 100) die singulären Besonderheiten des Lebens nur im Lichte übergreifender Fixpunkte und Gestaltformen zulässt. Personen müssen nach diesem Standard stets in der Lage sein, mit sich identisch zu bleiben. Genau besehen sind solche Zugzwänge aber nur mögliche, keinesfalls notwendige Formen, die textstrukturell wirksam werden können. Vgl. dazu auch Leitner (1988): 30.

wollte, stets zu einem *re-crossing* gezwungen, denn die kommunikative Thematisierung des Lebenslaufs steht sofort wieder auf der anderen Seite der Unterscheidung: sie ist wieder biographische Kommunikation. Die Konsequenz: Biographische Kommunikation muss ihre andere Seite im Dunkeln lassen – *The dark side of the moon* bleibt unhintergebar auf der abgewandten Seite, und wie mit den Astronauten auf einer Mondumlaufbahn Funkkontakt erst dann wieder möglich war, als diese sich wieder diesseits des Unsichtbaren befanden, wissen wir von der Biographie erst wieder nach dem Verlassen der unbekannteren Seite der Form.

Die Unüberschreitbarkeit einer Grenze, die zwischen Zeichen und Bezeichnetem verläuft, lässt sich prägnant bei Jacques Derrida nachlesen. Derrida betont unter Rekurs auf Ferdinand de Saussure, dass das Zeichen niemals als Repräsentant bzw. Spiegel des Bezeichneten gedacht werden kann, da es zum Bezeichneten keinen anderen Weg als den über das Zeichen gibt. „Dieses Prinzip der Differenz berührt, als Bedingung der Signifikation, die Totalität des Zeichens, das heißt, die Seite des Signifié und die des Signifiant zugleich. Die Seite des Signifié ist die Vorstellung, die ideale Bedeutung; und das Signifiant das, was Saussure ‚Bild‘, ‚psychischen Abdruck‘ eines materiellen, physikalischen, zum Beispiel lautlichen Phänomens nennt“ (Derrida 1988: 36).⁹ Will man wie Derrida an den Begriffen der Heideggerschen ontologischen Differenz von Anwesenheit und Abwesenheit festhalten, so lässt sich sagen: Biographische Kommunikation kann die Abwesenheit des Lebenslaufs durch ihre Anwesenheit nicht überwinden, moderner ausgedrückt: Die Identität der Differenz von Biographie und Lebenslauf lässt sich nicht operativ herstellen, es sei denn um den Preis epistemologischer Naivität, die damit den Invisibilisierungstechniken biographischer Kommunikation auf den Leim ginge. Sie müsste dann das für bare Münze nehmen, was ein Biograph an biographischer Realität gerade dadurch erzeugt, dass er die andere Seite der Form im Dunkeln lässt, um doch von dieser Dunkelheit zu zehren.¹⁰

In der Biographieforschung, insbesondere in der sich auf Schütze berufenden Variante, wird – ich habe es mehrfach angedeutet – eine Homologie von biographischem Text und biographischem Verlauf vorausgesetzt. Diese Voraussetzung wird damit begründet, dass in Erzählungen, deren Texttyp sich durch ein sequenzielles Nacheinander von erzählten Ereignissen auszeichnet, der „aktuelle Erzählstrom mit dem Strom der ehemaligen Erfahrungen im Lebensablauf“ (Schütze 1984: 78; vgl. auch Bude 1985: 329) parallelisiert wird. Bedenkt man die Zwei-Seiten-Form der Form Biographie, stellt sich die Frage, woher man dies wissen soll. Denn erstens bleibt auch ein gegenwärtiger psychischer Ereignisablauf für Kommunikation, auch für biographische Kommunikation, intransparent, und zweitens kann man den Strom der ehemaligen Erfahrungen im

9 Ähnlich wie Derrida rekonstruiert Luhmann die Differenz von Signifikant und Signifikat als Zwei-Seiten-Form des Zeichens (vgl. Luhmann 1993b).

10 Mit Hartman Leitner könnte die Zwei-Seiten-Form semantisch auch als Unterscheidung von Text und Leben geführt werden, was letztlich Biographie und Lebenslauf entsprechen würde. Ich bevorzuge allerdings dieses Begriffspaar, weil Text zu sehr an geschriebene Kommunikation erinnert und Leben mit organischem, biologischem Leben verwechselt werden könnte. Allerdings – diesen Hinweis verdanke ich Dirk Baecker – suggeriert der Begriff Lebenslauf womöglich ein Zuviel an Linearität, an gespulten Wegen und vorbereiteten Pfaden. Ich betone deshalb ausdrücklich, dass der Ausdruck Lebenslauf als andere Seite der Form lediglich das Insgesamt von Ereignissen bezeichnet und nicht den Lebenslauf als Strukturmuster oder gar als – im Sinne Kohlis (1985) – institutionalisiertes Regelsystem. Für diesen Sachverhalt schlage ich, wie oben ausgeführt, ausschließlich den Karrierebegriff bzw. den Begriff Prozessstruktur (vgl. Anm. 5) vor.

Lebensablauf – selbst wenn psychische Erlebnisströme kommunizierbar wären – ausschließlich über den biographischen Text mit den entsprechenden temporalen Modifikationen kennen. Schütze entparadoxiert diese Situation durch eine geheimnisvolle Homologie-Annahme zwischen Text und Leben und wird so blind für die Form, die darüber aufklären kann, dass der Gegenstand biographischer Sozialforschung allein biographische Kommunikation sein kann, nicht aber der Lebenslauf als Nacheinander von Ereignissen.¹¹ Schützes Homologie-Annahme setzt eine Affinität der Form des Lebens und der Form des Erzählens voraus. Besonderen Wert legt er dabei auf die Sequenzialität und Prozesshaftigkeit sowohl des Lebensablaufs als auch der narrativen Rede. Sicher zeichnet sich narrative Rede vor allem dadurch aus, dass sie sukzedierende Prozesse, Handlungsabfolgen, Verlaufskurven etc. thematisiert. Es ist – etwa mit Paul Ricœur – nicht zu bestreiten, dass die entscheidende *differentia specifica* der Narration in ihrer kommunikativ erzeugten Zeitlichkeit liegt. Ricœur definiert Erzählungen als Texte, in denen die zeitliche Erfahrungsform menschlicher Handlungen zum Ausdruck kommt. Er betont, „daß zwischen dem Erzählen einer Geschichte und dem zeitlichen Charakter der menschlichen Erfahrung eine Korrelation besteht“ (Ricœur 1988: 87). Eine erzählte Geschichte korreliert mit dieser zeitlichen Erfahrungsform von Handlungen in der Weise, als sie selbst einen sukzedierenden Charakter im Sinne prozessualer Selbstreferenz (vgl. Luhmann 1984: 601) annimmt. Wohlgermerkt: Erzählungen bilden Handlungsformen, die sie thematisieren, nicht ab. Die Korrelation, von der Ricœur spricht, ist ausschließlich temporaler, nicht aber sachlicher Natur. Den Kategorienfehler in Schützes Homologie-Annahme sehe ich darin, die Homologie in der Zeitdimension, die zwischen Erzähltext und Leben ganz ohne Zweifel besteht, auf die Sachdimension ausgeweitet zu haben. Nach meinem Verständnis von Biographien setzen Erzählungen zwar an der zeitlichen Erfahrungsform des eigenen Lebens an, ohne aber die Erfahrung selbst abzubilden.

Mit der Bestimmung der Biographie als kommunikativer Form ist der operative Ort von Biographien eindeutig bestimmt. Bevor ich kurz einige methodologische Probleme anspreche, möchte ich noch auf zwei Sachverhalte hinweisen: auf das Problem der Karriere bzw. des Lebenslaufs und auf das Problem der Person.

Meine Überlegungen behaupten nicht, dass sich nur das Thema Biographie mit systemtheoretischen Mitteln rekonstruieren lässt. Selbstverständlich lohnt sich auch eine systemtheoretische Betrachtung von Karrieren bzw. Lebensläufen. Meine Kritik bezieht sich lediglich darauf, biographische Texte als ausschließliche Datenbasis dafür zu verwenden. Hier käme etwa Uwe Schimanks Ansatz wieder zu seinem Recht. Ein, wie ich finde, überzeugenderer Versuch in diese Richtung stammt von Giancarlo Corsi, der Lebensverläufe als Zwei-Seiten-Form von Karriere und Altern rekonstruiert: Alter und Altern werden hier als externe Bedingung der Karriere behandelt, in den Worten Corsis als „eine Art Zeiger, der dazu zwingt, analog zu beobachten, was durch die Karriere digitalisiert wird“ (Corsi 1993: 263)¹². Zugleich betont Corsi zu Recht, dass Karriere

11 Ähnlich kritisiert Leitner die Schützesche Homologie-Annahme: „Der Verdacht liegt nicht fern, Schütze könnte hier dem Doppelsinn zum Opfer gefallen sein, den der Terminus ‚Geschichte‘ im Deutschen hat, wo er bekanntlich sowohl das Geschehen als auch dessen Darstellung bezeichnet.“ (Leitner 1988: 29 f.). Zur temporalen Modalität von Geschichte vgl. auch Nassehi 1993a: 202 ff.

12 Leider erwähnt Corsi nicht, dass es nicht das Altern, also die Erhöhung der Anzahl der gelebten Jahre allein ist, die die andere Seite der Karriere ausmacht, sondern die Endlichkeit dieses Vorgangs, ohne die

keine Struktur des einzelnen Bewusstseins sei, sondern „eine soziale Struktur“ (ebd.: 256). Der operative Ort von Karrieren wäre also nichts weniger als die Gesellschaft, die aufgrund bestimmter Differenzierungs-, Organisations-, Schichtungs- und Mobilitätsformen Karrieren bzw. Prozessstrukturen hervorbringt, durch die Individuen temporal inkludiert werden. Was seit Martin Kohlis Begriffsvorschlag als Institutionalisierung bzw. De-Institutionalisierung von Lebensläufen diskutiert wird (vgl. Kohli 1985), beschreibt exakt jene Inklusions- und Exklusionsvorgänge, durch die Personen in der Zeit konstituiert werden.

Die Diagnose, dass Karriere ein gesellschaftliches Strukturmerkmal bezeichnet und nicht einen psychischen oder anthropologischen Sachverhalt, erfordert eine theoretische Begriffsumstellung von Bewusstsein/Mensch auf Person. Man könnte dies auf die Formel bringen: Nicht Bewusstseine oder Menschen machen Karrieren, sondern Personen. Wenn man nach Luhmanns Begriffsvorschlag Personen als adressierbare „Strukturen der Autopoiesis sozialer Systeme“ (Luhmann 1990b: 33) versteht, die der strukturellen Kopplung von psychischen und sozialen Systemen dienen (vgl. Luhmann 1991: 174), so sind Karrieren letztlich nur über Personen zu entschlüsseln und – so muss man hinzufügen – werden biographische Kommunikationen weniger durch Personen als diese durch jene konstituiert. Kommunikation konstituiert und konstruiert diejenigen Personalitäten, als die Bewusstseine bzw. Menschen in der Kommunikation auftreten und behandelt werden. Biographische Kommunikationen konstituieren also diejenigen temporalen Modalitäten, als die Biographen als Personen in einer operativen Gegenwart auftreten. Biographische Kommunikation erzeugt jene personalen Adressaten, denen sie zugerechnet wird, und lässt somit Personen mit temporaler Kontinuität entstehen oder auch nicht entstehen.¹³

IV.

In aller Kürze möchte ich zum Abschluss einige methodologische Konsequenzen für die Biographieforschung ziehen, die hier noch fragmentarisch bleiben müssen. Die

das Alter keinen Informationswert hätte. Dass ein unendliches Leben keine Karrieren zulässt, zeigt Simone de Beauvoirs Roman *Alle Menschen sind sterblich* (französische Erstauflage 1946).

13 Ich habe oben (vgl. Anm. 8) bereits darauf hingewiesen, dass eine gewisse bildungsbürgerliche Form der Subjektconstitution nicht normativ vorausgesetzt werden darf. Umgekehrt gilt aber auch, dass sie nicht ebenso normativ als gesellschaftliche Möglichkeit verworfen werden sollte. Der Anspruch, „daß ‚das Leben‘ ein Ganzes konstituiert, einen kohärenten und orientierten Zusammenhang“ (Bourdieu 1990: 75), hat Pierre Bourdieu dazu veranlasst, biographische Texte als Erhebungsinstrumente der empirischen Sozialforschung abzulehnen, da in ihnen lediglich die biographische Illusion einer bestimmten gesellschaftlichen Norm der Subjektivierung sozialer Strukturen zum Ausdruck komme. Empirisch ist aber gerade von Bedeutung, welche Form der Subjektivierung sozialer Strukturen ein biographischer Text wählt, um die biographische Person zu konstituieren. Würde stimmen, was Eckart Liebau als Kommentar zu Bourdieu formuliert, dass biographische Texte notwendigerweise „zu systematischen Fehleinschätzungen und -urteilen“ (Liebau 1990: 87) über gelebte Lebensprozesse führen, wäre die „Biographie“ in der Tat eine Illusion. Aber: Es stimmt nicht! Denn es geht gerade nicht darum, ob es zu richtigen oder falschen Einschätzungen des gelebten Lebensverlaufs kommt, weil dies schlicht aufgrund der asymmetrischen „Form“ der Biographie nicht beobachtbar ist. Es kommt vielmehr darauf an, was wie von wem als gelebtes Leben in biographischen Texten kommuniziert wird. Und allein dafür hat zu gelten, dass nicht eine bestimmte Form bildungsbürgerlicher Subjektivität die *norma normans* abgibt, sondern dass unterschiedliche Formen biographischer Identifikationsfolien auf ihre funktionale Bedeutung für sich selbst und für die durch sie konstituierte Person wissenschaftlich beobachtet werden. Sollte es zutreffen, dass der Mensch in der Moderne, wie Michel Foucault sagt, ein „Geständnistier“ (Foucault 1989: 77) sei, ist nicht dies zu kritisieren, sondern danach zu fragen, welcher Art diese Geständnisse sind.

erste Konsequenz habe ich bereits genannt: Der Gegenstand biographischer Forschung sind nicht Lebensverläufe, sondern biographische Kommunikationen bzw. deren Resultat: biographische Texte. Zur Anwendung hat dementsprechend eine soziologische Auswertung solcher Texte zu kommen, wobei sich das Erkenntnisinteresse der Forschung – das ist die zweite Konsequenz – nicht an der Frage zu orientieren hat, „wie es wirklich war“ (Fischer/Kohli 1987: 33), sondern welche Formen der Thematisierung ein biographischer Text in der Erzählgegenwart dafür findet, was dieser thematisiert. Soziologisch interessant an solchen Texten ist, in welcher Weise Lebensverläufe von Personen kommunikativ thematisiert werden, in welcher Weise also Lebensläufe biographisch erzeugt werden. Entscheidend ist dabei, dass nicht die befragte Person einen Text wiedergibt, sondern dass letztlich der kommunizierte Text die Person konstituiert. Man kann die Kontingenz der Person daran testen, dass biographische Texte in unterschiedlichen sozialen Kontexten unterschiedlich ausfallen. Der gleiche Mensch wird sozusagen als unterschiedliche Personen konstituiert.

Texte als Resultate von Kommunikationen sichern, wie alle Kommunikationen, ihre systemische Kontinuierung durch bestimmte Formen der Handhabung ihrer Selbstreferenz, oder anders formuliert: Texte unterscheiden sich dadurch, wie sie ihre kommunikativen Anschlüsse sichern. Daraus ergeben sich folgende textanalytische Fragen: Wie verläuft der selektive Prozess einer Kommunikation, und welchen Strukturen folgt dieser Prozess, wie sichern kommunikative Ereignisse ihre Anschlussfähigkeit an frühere und kommende Ereignisse? Welche Thematisierungsebenen, selektive Aus- und Einblendungen, welche Beobachtungsblockaden und Leitunterscheidungen, welche blinden Flecke und welche Kontexturen erzeugen Texte? Welche interne, kommunikative Verstehenskontrolle üben Texte aus, die damit ihre Autopoiesis sichern? (vgl. dazu Prangel 1992: 20).

Insbesondere die letzte Frage ist es, die texthermeneutische Verfahren an eine systemtheoretische Perspektive anschließen lässt. Unterlegt man den dreistufigen Kommunikationsbegriff als Synthese der drei Selektionen Information, Mitteilung und Verstehen (vgl. Luhmann 1984: 191 ff.), ist insbesondere die letzte Selektion von textstruktureller Bedeutung. Bekanntlich sorgt die Verstehenskomponente in der Kommunikation für Anschlüsse, dafür, dass Anschlusskommunikationen als Anschlusskommunikationen fungieren können. Kommunikation versteht, indem nachfolgende Kommunikationen sinnhaft anschließen und somit mitgeteilte Informationen sukzedierend aufeinander bezogen werden (vgl. ebd.: 198). Aufgabe einer wissenschaftlichen Beobachtung narrativer Texte wäre es also, die strukturelle Anordnung, prozessuale Sequenzierung, sinnhafte Verknüpfung und assoziative Ein- bzw. Ausblendungen mitgeteilter Information anhand der selbstreferentiellen Verstehenskontrolle des Textes zu rekonstruieren.¹⁴

Biographische Texte, wie sie in der Biographieforschung zur Anwendung kommen, sind zumeist Resultate längerer lebensgeschichtlicher Interviews, deren transkribierte

14 „Verstehen“ lässt sich in den Begriffen der Luhmannschen Systemtheorie in doppelter Weise verstehen (sic!): zum einen als eine Komponente der Kommunikation, die für Anschlüsse sorgt, zum anderen als spezifische Form der Beobachtung, die sich an beobachtenden Unterscheidungen anderer selbstreferentieller Systeme orientiert. Insbesondere in diesem zweiten Sinne lassen sich Motive der klassischen Hermeneutik nicht nur in systemtheoretischen Begriffen rekonstruieren, sondern auch in der Weise erweitern, als Verstehen nicht mehr als Privileg von Bewusstsein begriffen werden muss. Im Einzelnen vgl. dazu Kneer/Nassehi (1991).

Fassung Grundlage der Auswertung ist. Solche Erzählungen zeichnen sich zumeist dadurch aus, dass sie ihrem Gegenstand gemäß eine Sequenzialisierung ihres Aufbaus als Nacheinander von erzählten Ereignissen annehmen. Biographische Narrationen scheinen also ihre Selbstreferenz durch das Nacheinander biographisch gebrochener lebensgeschichtlicher Ereignisse zu sichern. Schon dieses formale Merkmal von Erzählungen macht diese nutzbar für die empirische Sozialforschung. Nicht die postulierte Homologie von Text und Leben macht nämlich biographische Erzählungen interessant, sondern gerade die Kontingenz und Unwahrscheinlichkeit ihrer Genese.¹⁵ Wer die unüberschreitbare Grenze von Signifikant und Signifikat, hier: Biographie und Lebenslauf passieren will, muss den Boden empirischer, nachmetaphysischer Wissenschaft verlassen – er muss deshalb eine eigentümliche Metaphysik der Erzählung, die Annahme transzendentaler Bedingungen narrativer Rede im Reisegepäck führen, um sich jene geheimnisvolle Homologie-Annahme zumuten zu können.¹⁶

Strukturell gesehen unterscheiden sich narrative Interviewtexte letztlich nicht von literarischen Erzählungen, deren Aufbau ebenfalls chronologisch und sequenziell beschaffen ist. Doch die Sequenzialität des Aufbaus ist nur ein Aspekt der Selbstreferenz der biographischen Erzählung. Die mündliche Form der Mitteilung ist eine andere. Wie der Roman seine Selbstreferenz insbesondere durch eine eigentümliche Distanz zu sich selbst findet, die in der gedruckten Form begründet ist (vgl. Roberts 1993: 39; vgl. auch Schwanitz 1987), zeichnet sich das biographische Interview durch die interaktive, mündliche Form der Mitteilung aus. Hier ist weniger Distanz möglich, ein Reversibelhalten des Kommunizierten nur um den Preis des Widerspruchs zu haben. Die Erzählzeit – nicht die erzählte Zeit! – ist zugleich Echtzeit.¹⁷ Diese Sequenzialität und Irreversibilität der gesprochenen Rede lässt blinde Flecke, latente Strukturen und zunächst unsichtbare Paradoxien lebensgeschichtlicher Thematisierungen für einen Beobachter, hier: den Biographieforscher, besonders deutlich hervortreten, weil die Verstehenskontrolle des Textes letztlich keine Zeit hat.

Ich habe oben darauf hingewiesen, dass biographische Texte sich entparadoxieren müssen, da sie – gemäß ihrer Form – keinen externen Referenzpunkt zur Selbstkontrolle haben, sondern sich nur an sich selbst kontrollieren können. Ich meine, dass eine Analyse biographischer Texte exakt diese Entparadoxierungsstrategien zu beobachten hat, also die Form, wie der Text seine Selbstreferenz sichert. Was behandelt der Text als *taken for granted*, welche Unterscheidungen benutzt er, ohne sie zu sehen, und wo

15 Für narrative Interviews scheint also auch das zu gelten, was Oliver Sill für literarische Erzählungen im 20. Jahrhundert konstatiert: „Weniger das ‚Was‘, sondern weit eher das ‚Wie‘ unmittelbaren Erlebens verspricht, das Besondere individuellen Daseins in sich zu bergen.“ (Sill 1991: 89).

16 Dieser starke Vorwurf richtet sich an die Adresse Schützes. Er gilt allerdings *mutatis mutandis* in schwächerer Form auch für die objektive Hermeneutik Oevermanns. Zwar wird dort betont, dass es letztlich um die „Auslegung der objektiven Bedeutung von Interaktionstexten“ (Oevermann et al. 1979: 381; Hervorh. A. N.) geht, doch nimmt auch die objektive Hermeneutik eine Analogie oder zumindest Strukturähnlichkeit von Text- und Handlungs- bzw. Sozialstruktur an. Ich belasse es hier aus Raumgründen bei der Behauptung. Einige Hinweise auf dieses Problem sowie auf die Kritik am Strukturbegriff Oevermanns vgl. bei Reichertz (1991).

17 Eine Zwischenform zwischen Roman/literarischer Erzählung und narrativem Interview wären in dieser Hinsicht Tagebücher bzw. niedergeschriebene biographische Texte, die aber nicht in der Form literarischer Prosa Ergebnis reflektierter Produktionsprozesse sind, sondern analog der Sequenzialität gesprochener Rede produziert sein sollten, wenn sie Gegenstand biographischer Forschung werden. Aufgrund des Problems der Kontrolle der Produktionsbedingungen sollten mündliche Interviews bevorzugt werden. Zur Problematik eines Falles unkontrollierter Produktionsbedingungen vgl. Nassehi (1992).

ist er, quasi augenzwinkernd, seiner paradoxen Struktur gewahr und nimmt dies nicht zum Anlass, die Kommunikation zu beenden?¹⁸ Die erkenntnisleitenden Fragen bei einem solchen Verfahren sind erstens, wie und welche Person der Erzähltext konstituiert, und zweitens, welche Formen der Selbstbeschreibung in bestimmten sozialen Kontexten vorzufinden sind.

Eine Schlussbemerkung: Es gibt einen Ort, an dem biographische Kommunikation und Lebenslauf zusammenfallen, nämlich die operative Gegenwart biographischer Kommunikation, die aber leider nichts von sich wissen kann. Sobald man von dieser Koinzidenz erfährt, ist sie schon vorbei. Die Faustsche Ankündigung an Mephistopheles „Werd ich zum Augenblicke sagen:/ Verweile doch, Du bist so schön“ ist nicht einzuhalten, denn sobald Faust von dem Augenblick und seiner Schönheit erfahren und ihn zum Verweilen aufgefordert haben wird, wird dieser notwendigerweise schon vorbei sein.

LITERATUR

- Beauvoir, Simone de: *Tous les hommes sont mortels*, Paris 1946 (Deutsch: *Alle Menschen sind sterblich*, Stuttgart, Hamburg, Baden-Baden 1949).
- Bourdieu, Pierre (1990): Die biographische Illusion, in: *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 3, Heft 1, 75-82.
- Bude, Heinz (1985): Der Sozialforscher als Narrationsanimateur, Kritische Anmerkungen zu einer erzähltheoretischen Fundierung der interpretativen Sozialforschung, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37, Heft 2, 327-336.
- Bühler, Charlotte (1969): Die allgemeine Struktur des menschlichen Lebenslaufs, in: Dies. und F. Massarik (Hg.): *Lebenslauf und Lebensziele, Studien in humanistisch-psychologischer Sicht*, Stuttgart, 10-22.
- Corsi, Giancarlo (1993): Die dunkle Seite der Karriere, in: Dirk Baecker (Hg.): *Probleme der Form*, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1069, Frankfurt am Main, 252-265.
- Derrida, Jacques (1988): Die *différance*, in: Ders., *Randgänge der Philosophie*, herausgegeben von Peter Engelmann, Wien, 29-52.
- Elias, Norbert (1980): Über den Prozeß der Zivilisation, Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, Band 2: Wandlungen der Gesellschaft, Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 159, Frankfurt am Main.
- Erikson, Erik H. (1966): Identität und Lebenszyklus, Drei Aufsätze, Frankfurt am Main.
- Esser, Hartmut (1989): Karriere als „Entscheidung“: Stadien und Verläufe der Familienkonsolidierung bei Migranten, in: Ansgar Weymann (Hg.): *Handlungsspielräume, Untersuchungen zur Individualisierung von Lebensläufen in der Moderne, Der Mensch als soziales und personales Wesen*, Bd. 9, Stuttgart, 172-184.
- Fischer, Wolfram (1986): Soziale Konstitution von Zeit in biographischen Texten und Kontexten, in: Gottfried Heinemann (Hg.): *Zeitbegriffe, Ergebnisse des Interdisziplinären Symposiums Zeitbegriff der Naturwissenschaften, Zeiterfahrung und Zeitbewusstsein* (Kassel 1983), Freiburg im Breisgau, München, 355-377.
- Fischer, Wolfram und Martin Kohli (1987): Biographieforschung, in: Wolfgang Voges (Hg.): *Methoden der Biographie- und Lebenslauforschung, Biographie und Gesellschaft*, Bd. 1, Opladen, 25-49. https://doi.org/10.1007/978-3-322-92595-4_2

18 Mit Wolfgang L. Schneider lässt sich dieser Sachverhalt auch funktionalistisch als das Problem der rekursiven Anwendung der Figur von Problem und Problemlösung begreifen. Entscheidend ist dabei, dass sowohl das zentrale Bezugsproblem des Textes als auch die textlich verschlüsselte Problemlösung explizit als textinterne Phänomene angesehen werden müssen (vgl. Schneider 1992: 174).

- Foucault, Michel (1989)³: Der Wille zum Wissen, Sexualität und Wahrheit 1, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 716, Frankfurt am Main.
- Giegel, Hans-Joachim (1988): Konventionelle und reflexive Steuerung der eigenen Lebensgeschichte, in: Hanns-Georg Brose und Bruno Hildenbrand (Hg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende, Biographie und Gesellschaft, Bd. 4, Opladen, 211-241. https://doi.org/10.1007/978-3-322-97182-1_10
- Hahn, Alois (1988): Biographie und Lebenslauf, in: Hanns-Georg Brose und Bruno Hildenbrand (Hg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende, Biographie und Gesellschaft, Bd. 4, Opladen, 91-105. https://doi.org/10.1007/978-3-322-97182-1_5
- Heinz, Walter R. (Hg.) (1991): Theoretical Advances in Life Course Research, Status passages and the life course, Vol. 1, Weinheim.
- Husserl, Edmund (1966): Husserliana: gesammelte Werke, Bd. 10: Zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins (1893-1917), herausgegeben von Rudolf Boehm, Dordrecht. https://doi.org/10.1007/978-94-015-3945-6_2
- Kant, Immanuel (1983): Kritik der reinen Vernunft, Bde. 3 und 4 der Werke in 10 Bdn., herausgegeben von Wilhelm Weischedel, Darmstadt.
- Kneer, Georg und Armin Nassehi (1991): Verstehen des Verstehens, Eine systemtheoretische Revision der Hermeneutik, in: Zeitschrift für Soziologie, 20, Heft 5, 341-356. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-1991-0501>
- Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs, Historische Befunde und theoretische Argumente, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 37, Heft 1, 1-29.
- Koller, Hans-Christoph (1993): Biographie als rhetorisches Konstrukt, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 6, Heft 1, 33-45.
- Krappmann, Lothar (1982)⁶: Soziologische Dimensionen der Identität, Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen, Veröffentlichung des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung, Stuttgart.
- Leitner, Hartman (1988): Text oder Leben? Über den Gegenstand der Lebenslauf- und Biographieforschung, in: Martin Kohli und Hartman Leitner: Biographie oder Lebenslauf?, Über die Tauglichkeit zweier Konzepte, Kurseinheit 2, Fernuniversität Hagen, Hagen, 2-63.
- Levy, Rene (1977): Der Lebenslauf als Statusbiographie, Die weibliche Normalbiographie in makrosoziologischer Perspektive, Stuttgart.
- Liebau, Eckart (1990): Laufbahn oder Biographie, Eine Bourdieu-Lektüre, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 3, Heft 1, 83-90.
- Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme, Grundriß einer allgemeinen Theorie, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 666, Frankfurt am Main.
- Luhmann, Niklas (1985): Die Autopoiesis des Bewußtseins, in: Soziale Welt, 36, Heft 4, 402-446.
- Luhmann, Niklas (1990a): Identität – was oder wie?, in: Ders.: Soziologische Aufklärung 5, Opladen, 14-30. https://doi.org/10.1007/978-3-322-97005-3_1
- Luhmann, Niklas (1990b): Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt am Main.
- Luhmann, Niklas (1991): Die Form „Person“, in: Soziale Welt, 42, Heft 2, 166-175.
- Luhmann, Niklas (1993a): Die Paradoxie der Form, in: Dirk Baecker (Hg.): Kalkül der Form, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 1068, Frankfurt am Main, 197-212.
- Luhmann, Niklas (1993b): Zeichen als Form, in: Dirk Baecker (Hg.): Probleme der Form, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 1069, Frankfurt am Main, 45-69.
- Mayer, Karl-Ulrich (1987): Lebenslaufforschung, in: Wolfgang Voges (Hg.): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung, Biographie und Gesellschaft, 1, Opladen, 51-73. https://doi.org/10.1007/978-3-322-92595-4_3
- Nassehi, Armin (1992): Zwischen Erlebnis, Text und Verstehen, Kritische Überlegungen zur „erlebten Zeitgeschichte“, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 5, Heft 2, 167-172.

- Nassehi, Armin (1993a): Die Zeit der Gesellschaft, Auf dem Weg zu einer soziologischen Theorie der Zeit, Opladen. <https://doi.org/10.1007/978-3-663-14447-2>
- Nassehi, Armin (1993b): Gesellschaftstheorie, Kulturphilosophie und Thanatologie, Eine gesellschaftstheoretische Rekonstruktion von Georg Simmels Theorie der Individualität, in: *Sociologia Internationalis*, 31, Heft 1, 1-21.
- Nassehi, Armin (1993c): Das Identische „ist“ das Nicht-Identische, Bemerkungen zu einer theoretischen Diskussion um Identität und Differenz, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 22, Heft 6, 477-481. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-1993-0606>
- Nassehi, Armin und Georg Weber (1990): Zu einer Theorie biographischer Identität, Epistemologische und systemtheoretische Argumente, in: *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 3, Heft 2, 153-187.
- Oevermann, Ulrich, Tillmann Allert, Elisabeth Konau und Jürgen Krambeck (1979): Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften, in: Hans-Georg Soeffner (Hg.): *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*, Stuttgart, 352-433. https://doi.org/10.1007/978-3-476-03120-4_19
- Prigogine, Ilya (1988)⁵: *Vom Sein zum Werden, Zeit und Komplexität in den Naturwissenschaften*, München, Zürich.
- Reichert, Jo (1991): Objektive Hermeneutik, in: Uwe Flick, Ernst von Kardorff, Heiner Keupp, Lutz von Rosenstiel und Stephan Wolff (Hg.): *Handbuch Qualitative Sozialforschung, Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen*, München, 223-228.
- Ricœur, Paul (1988): *Zeit und Erzählung, Band 1: Zeit und historische Erzählung*, München.
- Roberts, David (1993): Die Paradoxie der Form in der Literatur, in: Dirk Baecker (Hg.): *Probleme der Form, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft*, 1069, Frankfurt am Main, 22-44.
- Rosenthal, Gabriele (1993): *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte, Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*, Habilitationsschrift Universität-Gesamthochschule Kassel, Kassel.
- Schimank, Uwe (1988): Biographie als Autopoiesis – Eine systemtheoretische Rekonstruktion von Individualität, in: Hanns Georg Brose und Bruno Hildenbrand (Hg.): *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende, Biographie und Gesellschaft, Bd. 4, Opladen*, 55-72. https://doi.org/10.1007/978-3-322-97182-1_3
- Schneider, Wolfgang Ludwig (1992): Hermeneutische Einzelfallrekonstruktion und funktional-analytische Theoriebildung – Ein Versuch ihrer Verknüpfung, dargestellt am Beispiel der Interpretation eines Interviewprotokolls, in: Jürgen H.P. Hoffmeyer-Zlotnik (Hg.): *Analyse verbaler Daten. Über den Umgang mit qualitativen Daten, Opladen*, 168-215. https://doi.org/10.1007/978-3-322-90092-0_7
- Schütze, Fritz (1982): Narrative Repräsentation kollektiver Schicksalsbetroffenheit, in: Eberhard Lämmert (Hg.): *Erzählforschung, Ein Symposium, Germanistische Symposien-Berichtsbände, Bd. 4, Stuttgart*.
- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview, in: *Neue Praxis*, 13, Heft 3, 283-293.
- Schütze, Fritz (1984): Kognitive Strukturen des autobiographischen Stehgreiferzählens, in: Martin Kohli und Günther Robert (Hg.): *Biographie und soziale Wirklichkeit, Neue Beiträge und Forschungsperspektiven, Stuttgart*, 78-117. https://doi.org/10.1007/978-3-476-03188-4_5
- Schwanitz, Dietrich (1987): Zeit und Geschichte im Roman – Interaktion und Gesellschaft im Drama: zur wechselseitigen Erhellung von Systemtheorie und Literatur, in: Dirk Baecker, Jürgen Markowitz, Rudolf Stichweh, Hartmann Tyrell und Helmut Willke (Hg.): *Theorie als Passion, Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag, Frankfurt am Main*, 181-213.

- Sill, Oliver (1991): Zerbrochene Spiegel, Studien zur Theorie und Praxis modernen autobiographischen Erzählens, Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker, N.F. 98, 222, Berlin, New York.
<https://doi.org/10.1515/9783110868999>
- Sonderforschungsbereich 186 der Universität Bremen (1993): Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf, Literaturdokumentation 1988-1993, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 6, Heft 1, 137-147.
- Spencer-Brown, George (1971)²: Laws of Form, London.
- Tanner, Klaus (1992): Von der liberalprotestantischen Persönlichkeit zur postmodernen Patchwork-Identität?, in: Friedrich Wilhelm Graf und Klaus Tanner (Hg.): Protestantische Identität heute, Konferenzschrift 1991 Tutzing, Gütersloh, 96-104.

Das Kind in der autobiographischen Kindheitserinnerung¹

Charlotte Heinritz

[*BIOS 7 (1994), Heft 2, 165-184*]

Für Erziehungswissenschaftler wie für alle, die an der Entwicklung des Kindes und an seinem Heranwachsen interessiert sind, stellt sich die Frage nach geeigneten Quellen für ihre Beobachtungen oder Forschungen. Insbesondere die Suche nach Quellen, die die Erlebnisweise des Kindes und das Größerwerden aus der eigenen Perspektive des Heranwachsenden wiedergeben können, ist schwierig. So hat man in biographischen Forschungsprojekten immer wieder die Erfahrung gemacht, dass Jugendliche auf die Frage nach ihrer „Lebensgeschichte“ – oder selbst auf einfache Fragen nach Ereignissen in ihrer Vergangenheit – keine Antwort geben konnten. Viel schwieriger noch gestaltet sich die Befragung von Kindern. Von daher bietet es sich an, auf Autobiographien zurückzugreifen, in denen die Kindheit des Autors bzw. der Autorin beschrieben wird. Könnten nicht hier – wenn auch aus einem mehr oder weniger großen zeitlichen Abstand – Berichte und Erlebnisse „aus der Innensicht des Kindes“ zu finden sein?

Zur Geschichte der Autobiographie der Kindheit

In der Geschichte der autobiographischen – wie auch der biographischen – Gattung finden sich zwar von Anfang an Berichte über die Kindheit der Autoren. Aber erst seit dem Ende des 18. Jahrhunderts wird die Kindheit innerhalb autobiographischer Schriften besonders hervorgehoben: „Autoren von Biographien und Autobiographien im 17. und 18. Jahrhundert schrieben entweder gar nichts über die Kindheit ihrer Subjekte, oder sie behandelten die Ereignisse der Kindheit lediglich als Hinweise für spätere Entwicklungen.“ (Kett 1973: 98, deutsch Ch. H.).

Gleiches gilt für Karl Philipp Moritz, der als einer der ersten ein wissenschaftliches Interesse an Kindheitserinnerungen formuliert hat: Weder in seiner Autobiographie *Anton Reiser* noch in seiner Sammlung von Kindheitserinnerungen im *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde*² war es seine Absicht, Einblicke in die Erfahrungswelt des Kindes zu gewinnen oder Erkenntnisse über die Kindheit an sich zu erlangen.

1 Überarbeitete Fassung eines Vortrages am Fachbereich 2 der Universität-GSH Siegen am 14.6.1994 im Rahmen der Vorlesungsreihe „Sozialisation – Lebenslauf – Biographie“ unter der Leitung von Jürgen Zinnecker und Imbke Behnken. Dabei führte ich Gedanken fort, die ich in einem Vortrag in Voss und Bergen im Mai 1992 auf dem Kongress „Children at Risk“ vorgetragen hatte. Die schriftliche Fassung des damaligen Vortrages erscheint in dem von Marianne Gullestad herausgegebenem Band *Imagined childhoods: self and society in autobiographical accounts* (Heinritz 1996).

2 Moritz gründete die Zeitschrift *Gnoti Sauton oder Magazin zur Erfahrungsseelenkunde* („Erkenne dich selbst!“) im Jahre 1783. Seine Absicht war dabei, Kenntnisse und Wissen über die Entwicklung des Lebenslaufes und über die Natur des Menschen zu sammeln. Die autobiographische Hinwendung zu frühen

Erst im 19. Jahrhundert wurde die Kindheit als eigenständige Lebensphase entdeckt; beinahe jede Autobiographie enthielt jetzt mehr oder weniger ausführliche Kapitel über die Kindheit ihres Autors. Die Kindheitserzählungen wurden nun nicht mehr lediglich als Einführungen in das Leben des erwachsenen Autors aufgefasst oder als Vorbedeutungen für seinen weiteren Lebenslauf: Jetzt war die Tradition der „unabhängigen“ Darstellungen von Kindheit und Jugend begründet. Beispiele für die deutschsprachige Tradition sind die Autobiographien von Hebbel, Kügelgen, Fontane, Ebner-Eschenbach, die einen großen Einfluss auf die weitere Entwicklung des Genres der Kindheitsautobiographien bzw. Kindheitserinnerungen hatten (vgl. Niggel 1971; Niggel 1977: 85; Misch 1969: 976 ff.).

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden autobiographische Schriften als Quellen für die Kindheits- und Jugendforschung entdeckt bzw. wiederentdeckt (Moritz). Jugendtagebücher (Bühler 1921/1967, 1925, 1927, 1932, 1934; Bernfeld 1931), schriftliche Schülerselbstportraits (Busemann 1926), Autobiographien (Bäumer/Droescher 1908; Reichhardt 1926), frühe Kindheitserinnerungen (C. und V. Henri 1897; Reichhardt 1926)³ wurden in der Hoffnung analysiert, darin Material für die Erarbeitung einer Psychologie der Kindheit zu finden.

Autobiographische Kindheitserinnerungen sind seitdem interessant im Hinblick auf die Frage: Gewinne ich aus ihnen Erkenntnisse über die Entwicklung des Ich, über die Prozesse der Sozialisation aus der inneren Sicht des werdenden Subjekts? Gewinne ich in Kindheitserinnerungen Erkenntnisse, die ich aus anderen Quellen oder auf andere Weise nicht gewinnen kann?

Und anders gefragt: Wie stellen Autobiographen die Einheit von erzählendem und erzähltem Ich her in den Schilderungen der Zeit, bevor dieses „Ich“ überhaupt existierte? Aus welcher Perspektive wird erzählt? Wie wird der Übergang markiert, die Schwelle, an der dieses Ich zu existieren beginnt (entwicklungspsychologisch ist das die Zeit zwischen dem zweiten und dem vierten Lebensjahr, aber wie ist das in autobiographischen Erzählungen)?

Um diese Fragen näher zu beleuchten, stelle ich im Folgenden eine kurze autobiographische Kindheitserinnerung vor. Ich werde mich in der Interpretation dieser Geschichte auf die Perspektive konzentrieren, in der diese Geschichte geschrieben wurde: Ist sie aus der Sicht des Kindes erzählt oder aus der Sicht des erwachsenen Schreibers oder vielleicht aus einer ganz anderen Perspektive?

Die Erzählung eröffnet die Autobiographie der Schriftstellerin Isolde Kurz, die 1853 geboren wurde. Der Titel der 1918 veröffentlichten Autobiographie lautet: *Aus meinem Jugendland*.⁴ Isolde Kurz schrieb sie ungefähr mit 64 Jahren. Die Autobiographie *Aus meinem Jugendland* ist vollständig ihrer Kindheit und Jugend gewidmet; sie

Kindheitserfahrungen erschien ihm in diesem Zusammenhang nur nützlich und sinnvoll im Hinblick auf ihre Auswirkungen auf das spätere Leben.

3 Ein Überblick über Studien zu frühen Kindheitserinnerungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts findet sich in: Reichhardt (1926): 2 f.

4 Die erste autobiographische Skizze von Isolde Kurz, in der sie ihre Kindheit beleuchtet, heißt *Im Spiegel* und wurde 1901/02 in einer literarischen Zeitschrift veröffentlicht. Ihre Autobiographie über ihr gesamtes Leben erschien 1938: *Die Pilgerfahrt nach dem Unerreichlichen. Lebensrückschau*. Außer diesen autobiographischen und anderen Schriften hat Isolde Kurz auch eine Biographie über ihren Vater und eine über ihre Mutter verfasst.

beginnt mit ihrer ersten Erinnerung und endet mit ihrem Umzug nach Italien 1877; da war sie 24 Jahre alt. Dieses Ereignis bezeichnet sie selbst als „Ende ihrer Jugend“.⁵

Isolde Kurz wurde 1853 in Stuttgart geboren. Ihr Vater, Hermann Kurz, war ein sehr bekannter Schriftsteller, ihre Mutter eine unkonventionelle und gebildete Frau. Beide Elternteile hatten als überzeugte Demokraten an der Revolution von 1848 teilgenommen. Isolde Kurz wuchs zusammen mit ihren vier Brüdern in der Atmosphäre eines gebildeten und liberalen Elternhauses in Tübingen auf. Sie besuchte keine Schule, ihre Mutter unterrichtete sie. Vor allem brachte diese ihr die Ideen, die Literatur und die Philosophie der klassischen Antike nahe, aber auch mehrere Sprachen. Sie lernte auch Schwimmen und Reiten, was für ein Mädchen zu dieser Zeit ausgesprochen ungewöhnlich war – zumal im pietistisch-frommen Tübingen. Sie schreibt in ihrer Autobiographie, dass sie während ihrer Kindheit nichts über die christliche Religion wusste; stattdessen fühlten sie und ihre Brüder sich in der Welt der griechischen Götter vollständig zu Hause.

Als junge Frau arbeitete sie zunächst als Übersetzerin, veröffentlichte aber schon bald eigene Gedichte, Novellen, Romane und Erzählungen. Sie wurde berühmt mit ihren Schriften über Menschen in Italien, wo sie lange Zeit lebte, und über ihre schwäbische Heimat, wo sie 1944 starb.

Meine Interpretation der Kindheitserinnerung von Isolde Kurz erfolgt Satz für Satz. Diese schrittweise Interpretation ist ein wichtiges Element der Textanalyse, wie sie das Verfahren der objektiven Hermeneutik (Oevermann), aber auch die Interpretation narrativer biographischer Interviews (Fritz Schütze) anwendet. Eine besondere Aufmerksamkeit wird bei diesen Interpretationsverfahren den Eingangssequenzen und ihrer sorgfältigen Analyse gewidmet (vgl. dazu Oevermann 1991). Die wichtigste Regel dieser schrittweisen Interpretation besteht darin, dass man einen Satz (im Verfahren von Schütze auch Absatz) nach dem anderen für sich betrachtet, und alle möglichen Bedeutungen zu finden versucht. Dabei dürfen weder Informationen aus dem weiteren Text herangezogen werden noch Informationen aus möglichen anderen Quellen. Für die Erschließung der Bedeutungsgehalte ist nur der vorliegende Text gültig; es gibt keine Bedeutung „zwischen“ oder „hinter“ den Zeilen. Die Hypothesen, die aus der Interpretation der ersten Sätze entwickelt werden, müssen im Verlauf der weiteren Textanalyse bestätigt oder verworfen werden.

Das gesamte Interpretationsverfahren auch nur einer kurzen Geschichte wie der folgenden hier vorzustellen, würde zu viele Seiten in Anspruch nehmen; ich werde mich deshalb darauf beschränken, die wichtigsten Ergebnisse vorzustellen.

Das Mühlrad und die Haspel: Interpretation einer Kindheitserinnerung

Das erste Kapitel in Isolde Kurz' Autobiographie trägt den Titel *Lebensmorgen*. In einem kurzen einführenden Abschnitt stellt Isolde Kurz ihre Theorie über den Wert und die Bedeutung vor, die sie in der Erinnerung der ersten Lebensjahre sieht.

Es hat einen tiefen Reiz für das geistige Ich, seinen eigenen Anfängen nachzuspüren. Wann und wie ist von diesem Bewußtsein, das später die ganze Welt des Seienden, des Gewesenen und gar noch des Künftigen umspannen möchte, der

5 Der Beginn und das Ende von Kindheit und Jugend wird in den autobiographischen Schriften nicht einheitlich, etwa besonderen Altersnormen folgend, datiert.

erste Funke aufgedämmert? Die tägliche Umgebung, in die wir hineingeboren wurden, läßt kaum einen bewußten Eindruck zurück, sie ist uns das Selbstverständliche gewesen, auch sind es nicht Personen, sondern Dinge, die uns zuerst die Vorstellung der Außenwelt als mit uns im Gegensatz befindlich geben (Kurz 1918: 8).

Sie beschreibt die Faszination, die es mit sich bringt, den Spuren des eigenen Bewusstseins nachzugehen, und betont, dass es nicht so sehr die Umgebung oder die Menschen sind, die im Gedächtnis bleiben, sondern Dinge, „Dinge, die uns zuerst die Vorstellung der Außenwelt als mit uns im Gegensatz befindlich geben.“

Nach dieser einleitenden Passage beginnt im folgenden Absatz ihre erste Kindheits-erinnerung.

Am Anfang meiner Erinnerung steht ein Rad.

In dem ersten Satz ihrer Erinnerung schreibt sie über den „Anfang“ ihres Lebens. Sie beginnt nicht, wie in vielen Autobiographien üblich, mit ihrer Geburt, ihrer Herkunft, der Geschichte ihrer Familie usw. Stattdessen beginnt sie ihre Lebensgeschichte und die Erzählung ihrer Anfänge mit ihrer ersten Erinnerung oder – genauer gesagt – mit dem Objekt ihrer ersten Erinnerung. Dieses Objekt ist ein Rad – ein Rad, über das sie keine genaueren Angaben macht. Das Rad ist ein altes und mächtiges Symbol. Seit der Steinzeit symbolisiert es die Sonne und den Lauf der Sonne durch Zeit und Raum.⁶ Es ist ein Symbol der Bewegung, das eine zyklische Vorstellung der Welt ebenso repräsentiert wie Prozesse des Wachstums und des Übergangs; es wird als Übergang zwischen primitiven und Kultur-Gesellschaften bezeichnet. Das Rad ist aber ebenso ein altes Symbol für den Lebenslauf und – im Sinne alter indischer Philosophie und Religion – ein Symbol für das Leben selbst.⁷

Der Satz „Am Anfang meiner Erinnerung ...“ erinnert an den ersten Satz der Genesis, der Geschichte der Schaffung der Erde und der Menschen. („Am Anfang ...“) Schreibt sie ihre eigene Geschichte in Analogie zur Genesis als eine Schöpfungsgeschichte? Mit ihrer Anspielung betont sie die Bedeutung des „Anfangs“: In der Geschichte der Genesis fand Gott vor dem Anfang seiner Schöpfung nichts als Leere und Chaos vor. Die Parallelisierung mit der Geschichte ihres Lebens könnte darauf hindeuten, dass es vor dem Anfang ihrer Erinnerung nichts gab.

Nimmt man alle Teile des ersten Satzes zusammen – der Anfang der Autobiographie mit der ersten Kindheits-erinnerung, das Rad als Objekt dieser ersten Erinnerung und die Anspielung auf die Schöpfungsgeschichte –, so kann dieser verstanden werden als Mitteilung der Autorin, den Anfang ihres Lebens gleichzusetzen mit dem Anfang ihres eigenen Bewusstseins.⁸

6 So heißt es im Wörterbuch der Symbolik: „Rad, Symbol der Bewegung, des Sonnenweges durch Raum und Zeit des Lebenslaufes“ (Lurker 1985: 557).

7 Ein anderes Symbol für das Leben oder den Lebenslauf sind Treppen, die häufig in autobiographischen Kindheits-erinnerungen vorkommen.

8 Dieses Muster – den Anfang des eigenen Lebens zu verbinden mit dem Beginn der eigenen Erinnerungen – ist alt. So schreibt beispielsweise Karl Philipp Moritz 1783: „Von dieser Zeit an (der ersten lebhaften Erinnerung, C. H.) scheint mir mein gegenwärtiges Daseyn erst recht seinen Anfang genommen zu haben. Der vorige Theil meines Lebens kömmt mir wie abgerissen vor. Mit viel Mühe kann ich ihn nur an

Ich möchte die Interpretation wagen, dass in diesem Versuch der Schlüssel verborgen ist für das Verständnis so vieler autobiographischer Versuche, frühe und früheste Kindheitserinnerungen wieder zu finden:⁹ Es scheint unerträglich zu sein, keinen Zugang zum Anfang des eigenen Lebens zu haben, sich über den Anfang des eigenen Lebens nicht bewusst zu sein, unerträglich zuzugeben, dass die eigenen Ursprünge im Dunkeln liegen – und vielleicht ist dies sogar noch unerträglicher für Künstler (Dichter) als für „gewöhnliche“ Sterbliche. Man könnte sagen: Die zeitliche Festlegung des eigenen Lebensanfangs mit dem Beginn des erwachenden Bewusstseins bedeutet, die eigene Lebensgeschichte als Geschichte einer Selbst-Schöpfung zu schreiben.

Diese früheste Gedächtnisspur hat sich mir in meinem achtzehnten Lebensmonat eingegraben.

In diesem zweiten Satz ihrer ersten Erinnerungsgeschichte bringt Isolde Kurz die zeitliche Einordnung des Ereignisses dieser ersten Erinnerung. Die Information, dass sie 18 Monate alt war, kann unmöglich ihrer eigenen Erinnerung entspringen; achtzehn Monate alten Kindern ist ihr Alter noch nicht bekannt. Diese zeitliche Einordnung muss ihr also von jemand anderem gegeben worden sein, von Erwachsenen, die bei dem Ereignis dabei waren oder die davon wussten – wahrscheinlich die Eltern, die Information hat ihre Wurzeln im Familiengedächtnis. Dies zeigt, dass ihre Erinnerung an die geschilderte Begebenheit vermittelt ist durch ihr erwachsenes Bewusstsein.

Es war ein mit grünem Schlamm behangenes, verwittertes Mühlrad, das sich in einem eilenden Schwarzwaldbach drehte.

In diesem Satz schreibt die Autorin nähere Einzelheiten über das Rad: Es ist ein Mühlrad, schlammig, verwittert. Sie erwähnt auch den Ort, an dem sich das Mühlrad befand: in einem „eilenden Schwarzwaldbach“. Als Kind von eineinhalb Jahren konnte sie noch nicht wissen, dass es sich um ein Mühlrad handelte, noch konnte sie die beschreibenden Adjektive kennen. Kinder haben erst in ihrem dritten Lebensjahr die Fähigkeit, Farben richtig zu benennen. Und falls Isolde Kurz das Erinnerungsbild eines Baches in ihrem Kopf hatte, so konnte sie gewiss nicht wissen, dass es sich dabei um einen „Schwarzwaldbach“ handelte. So können wir sicher sagen, dass diese detaillierte Beschreibung eine Rekonstruktion aus späteren Jahren ist.

Möglicherweise sah sie das Rad später in ihrer Kindheit oder als Erwachsene, und die Beschreibung entstammt ihrer späteren Erinnerung; vielleicht hatte sie auch einige Impressionen von diesem Mühlrad behalten, und sie ergänzte dieses Bild mit ihrem späteren Wissen: In jedem Fall aber ist diese Beschreibung eine aus erwachsener Sicht.

Aber – wie wir aus dem nächsten Satz erfahren – das Kind hatte überhaupt kein Rad wahrgenommen:

mein eigentliches Daseyn anknüpfen, und die Erinnerungen aus demselben scheinen mir alle nur Erinnerungen von Erinnerungen zu seyn.“ (Moritz 1986 [1786]: 53 f.).

9 Vercier spricht von einem Wettbewerb zwischen den Autobiographen, die früheste Erinnerung zu finden – und zu beweisen (siehe Lecarme 1988). Die Forschungsarbeit über erste Kindheitserinnerung von Reichardt aus dem Jahr 1926 basiert auf über 2.000 Autobiographien aus mehr als vier Jahrhunderten mit ersten Kindheitserinnerungen.

Ich hielt es für den großen Garnhaspel unserer Josephine, woraus ich schließen muß, daß mir dieser schon eine ganz geläufige Vorstellung war, aber wann ich seiner bewußt wurde, weiß ich nicht.

In der Wahrnehmung des kleinen Kindes war dort kein Rad, sondern eine Garnhaspel. Eine Garnhaspel ist eine Vorrichtung zum Auf- und Abwickeln von Fäden, sie wird beim Spinnen verwendet. Der Faden gilt in vielen Mythologien als Lebens- oder Schicksalsfaden, der von den Schicksalsgöttinnen gesponnen wird (und zerschnitten, wenn das Leben beendet ist).¹⁰ So finden wir hier – neben dem Rad – ein weiteres Symbol für das Leben und das Schicksal, das den Anfang der Erinnerung von Isolde Kurz markiert.

Wichtig für die Interpretation dieses Satzes ist, dass er auf keine Weise die Sicht des kleinen Kindes innerhalb der geschilderten Szene wiedergeben kann: In dem Moment, in dem die Autorin schreibt: „Ich hielt es für ...“, weiß sie schon, dass das Objekt nicht dasjenige war, für das sie es hielt. In der Perspektive ihrer Beschreibung ist das Missverständnis schon gelöst.

Die Autorin informiert den Leser nicht darüber, wann und wie sie den Unterschied zwischen einer Garnhaspel und einem Mühlrad erfuhr, sie schreibt nicht, wann und wie sie sich bewusst geworden ist, dass sie die beiden Dinge als eineinhalbjähriges Kind verwechselt hatte. Stattdessen schiebt sie hier eine Betrachtung ein: Sie kommt zu dem Schluss, dass sie schon eine Vorstellung von einer Garnhaspel gehabt haben muss, wenn sie sich auch nicht mehr daran erinnern kann, wann sie sich darüber „bewußt wurde“. Aber sie denkt nicht über die Frage nach, die für die ganze Geschichte die wesentliche ist: Wann wurde sie sich darüber bewusst, dass sie einem Irrtum aufgesessen war?

Das Rad war also nicht das erste, ich müßte vielleicht sagen: im Anfang war der Haspel; allein nun stutze ich wie der Doktor Faust bei der Bibelübersetzung: ich kann den Haspel so hoch unmöglich schätzen.

Isolde Kurz unterbricht hier die eigentliche Geschichte, indem sie Überlegungen zum Gegenstand ihrer Erinnerung anstellt: Da war ein Mühlrad, aber das achtzehn Monate alte Kind ihrer Geschichte nahm kein Rad wahr, sondern eine Garnhaspel. Aus der Sicht des Kindes also stand am Anfang ihrer Erinnerung eine Haspel. Von daher muss sich die Autorin für die Gestaltung ihrer autobiographischen Erzählung entscheiden zwischen der Perspektive des Kindes (Garnhaspel) und der „Wahrheit“ der erwachsenen Welt (Mühlrad).

Um dieses Problem zu lösen, macht sie eine ironische Anspielung auf eine Szene in Goethes Faust. Es ist die Szene, in der Doktor Faustus versucht, das Wort *logos* im ersten Satz der Schöpfungsgeschichte aus der griechischen in die deutsche Sprache zu übersetzen: „Am Anfang war ‚logos‘“. Auf der Suche nach einem entsprechenden deutschen Wort für die Übersetzung von *logos* versucht er es zunächst mit „Wort“:

¹⁰ In Ägypten ist es die Urgöttin Neith, die den Faden des Lebens spinnt, in der altnordischen Mythologie sind es die Nornen, bei den Griechen die Moiren und bei den Römern die Parzen.

*Geschrieben steht: ‚Im Anfang war das Wort!‘
Hier stock ich schon! Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,
Ich muß es anders übersetzen,
Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.
Geschrieben steht: Im Anfang war der Sinn.
Bedenke wohl die erste Zeile,
Daß deine Feder sich nicht übereile (J.W. Goethe, Faust I,3).*

Am Anfang der Schöpfungsgeschichte muss etwas Bedeutenderes gewesen sein als das „Wort“ – und am Anfang des Lebens der Autobiographin muss etwas Bedeutenderes gewesen sein als eine Garnhaspel!

Der erste Satz der Geschichte dieser Kindheitserinnerung kann nun gelesen werden als Nachahmung des ersten Satzes in der Bibel und als Nachahmung der Szene in Faust, in der Doktor Faustus diesen ersten Satz der Bibel zu übersetzen sucht. Selbst wenn dieser Bezug ironisch gemeint ist, so stellt Isolde Kurz ihre Autobiographie doch in eine bestimmte Tradition. Gleichzeitig belegt sie damit ihre Bildung.

Es müssen noch andere Erkenntnisse in Menge vor und mit dem Haspel gewesen sein, jedoch sie sind auf ewig unter die Schwelle meines Bewußtseins hinabgetaucht, und das Mühlrad steht als erster sicherer Meilenstein auf meiner Lebensstraße.

Mit ihrem Verweis auf Faust und ihren Gedanken über das mögliche Wissen und die Vorstellungen eines Kindes schiebt sie die „Haspel“ beiseite. Wenngleich sie einräumt, dass andere Kenntnisse zuvor dagewesen sein müssen, besteht sie darauf, dass das Rad das erste Objekt ihrer Erinnerung – und ihres Lebens – darstellt: „Das Mühlrad steht als erster sicherer Meilenstein auf meiner Lebensstraße“. Mit dieser Formulierung wird der erste Satz wiederholt und meine Interpretation bestätigt: Isolde Kurz definiert den Anfang ihres Lebens als den Anfang ihres „bewussten Lebens“.

Ich zappelte also vom Arm des Kindermädchens herunter, um den vermeintlichen Haspel aus dem Wasser zu langen – die Größenverhältnisse waren mir noch nicht aufgegangen – und ich setzte durch diese Absicht das Mädchen in berechtigtes Erstaunen, denn sie trug mich schleunig hinweg, wobei ich meine Mißbilligung durch Schreien und Treten aufs Lebhafteste äußerte.

Hier gibt sie vor, die Szene aus der Sicht des Kindes zu schildern: Sie beschreibt ihre Handlungen als Kind („Ich zappelte herunter“; „ich erstaunte das Mädchen“; „ich äußerte meine Mißbilligung“ etc.) und ihre Absichten („um den vermeintlichen Haspel ... zu langen“). Aber bei näherer Betrachtung kann auch diese Beschreibung nicht die reine Wiedergabe der kindlichen Perspektive darstellen: Die Formulierung „den vermeintlichen Haspel“ verweist auf die Übersetzung eines erwachsenen Schreibers, der die wahre Natur des begehrten Gegenstandes kennt. Folgt man jedoch Isolde Kurz, so war es für das Kind eine Garnhaspel, nach der sie langte.

Auch die Feststellung „ich setzte ... das Mädchen in ... Erstaunen“ kann so unmöglich von einem Kind empfunden worden sein. Ebenso wie bei der Formulierung „ich

äußerte meine Mißbilligung heftig“ handelt es sich um den Blick der erwachsenen Schreiberin auf das Kind in der Szenerie.

Dieses Mädchen hieß Justine, sie war bei der gleichnamigen Heldin des Weihnachtsfundes, den mein Vater um jene Zeit schrieb, Pate gestanden, und der Auftritt spielte auf einer moosbewachsenen Steinbrücke in dem kleinen Schwarzwaldbad Liebenzell, die ich bei einem vor wenigen Jahren dort abgestatteten Besuch auf der Stelle wieder erkannte.

Ebenfalls aus der Perspektive der erwachsenen Schreiberin gibt Isolde Kurz im letzten Satz einige Hintergrundinformationen über die Umstände der geschilderten Geschichte: Sie nennt den Namen des Mädchens (Justine) und des Ortes (Bad Liebenzell). Im selben Satz stellt sie auch – wie beiläufig – ihren Vater und seinen Beruf als Schriftsteller vor. Mit der Erwähnung ihres Besuches an dem Ort des Geschehens ein Jahr zuvor und durch die Mitteilung, dass sie ihn „auf der Stelle wiedererkannte“ versucht sie, den Wahrheitsgehalt der Geschichte zu beweisen.

Ergebnisse:

Der Kern dieser frühen Kindheitserinnerung ist die Geschichte eines Missverständnisses: ein Missverständnis, das das Kind nicht wahrgenommen hat. Und da das Kind dieses Missverständnis nicht erkannt hat, kann die erwachsene Schreiberin auf keine Weise diesen Vorfall so „erinnern“, wie ihn das Kind erlebt hat. Wie ich zu zeigen versucht habe, müssen alle Elemente dieser Geschichte Rekonstruktionen sein, Rekonstruktionen aus den Erzählungen anderer – wahrscheinlich im Familiengedächtnis überliefert – viele Male erzählt und wiedererzählt, gewonnen von den Zusammenfassungen dieser Erzählungen und von ihrem späteren Wissen als Erwachsene.

Vielleicht hat die Autorin ja besondere Fähigkeiten, sich in die Erlebniswelt eines Kindes einzufühlen, und sie kann diese vermeintlichen Kindheitserlebnisse vergleichen mit der Geschichte, die ihr erzählt wurde, und mit ihrer Erfahrung und ihrem Wissen als Erwachsene. Auf diese Weise war es ihr vielleicht möglich, die Szene so zu rekonstruieren, wie sie gewesen sein könnte. Aber es war ihr nicht möglich, sich daran zu erinnern, wie sie die Szene als achtzehn Monate altes Kind erlebt hat, wie sie Dinge das erste Mal wahrgenommen hat und wie sie ihre Bedeutung gelernt hat. Und schon gar nicht war es möglich, sich an die Auflösung ihres Missverständnisses zu erinnern – an die „Wahrheit“ über das Rad.

Wenn sie in der Lage gewesen wäre, die Geschichte aus der Sicht des Kindes wiederzubeleben, dann wären die Ereignisse vollständig unverständlich geblieben – nicht nur für die Leser, sondern auch für sie selbst.

Die Auswahl von Erinnerungen, die in einer Autobiographie niedergeschrieben werden, wird niemals zufällig getroffen. Im Allgemeinen folgt sie einem bestimmten Plan, einer Dramaturgie. Der Autor einer Autobiographie erzählt niemals einfach nur „Geschichten aus seinem Leben“. Es ist eine wichtige Eigenart dieser Gattung, dass die Autoren von Autobiographien zu verstehen – und zu zeigen – suchen, wer sie sind und wie sie geworden sind, wer sie sind. Kindheitserinnerungen gehören zur Gattung Autobiographie und folgen denselben Regeln. Die Auswahl von Erinnerungen und ihre literarische Gestaltung folgen immer – zumindest zu einem bestimmten Grad – den

Selbstdarstellungsabsichten des Autors. So finden wir innerhalb von Künstlerautobiographien (und -biographien) häufig Kindheitserinnerungen, die auf eine Zukunft als Dichter, Maler, Musiker etc. hinweisen oder diese Zukunft sogar prophezeien. Dieses Motiv ist so verbreitet, dass man von einer „biographischen Formel“ sprechen kann (Kris/Kurz 1980; siehe auch Heinritz 1991). Auch in dem vorgestellten Beispiel „benutzt“ Isolde Kurz die Geschichte ihrer ersten Kindheitserinnerung zu ihrer Selbstdarstellung: Sie stellt sich vor als literarisch gebildete Frau, als Tochter des Schriftstellers Hermann Kurz, als eigenwillige und lebhaft Person mit Phantasie.

Abgesehen von der symbolischen Bedeutung des Rades und der Garnhaspel bzw. des Fadens ist die Geschichte im Grunde wenig aufregend, ja geradezu banal. Isolde Kurz betont ausdrücklich, dass dies ihre erste Erinnerung ist. Daraus kann man schließen, dass sie möglicherweise in der Tat eine Erinnerungsspur hatte, vielleicht von ihrer Aufregung, vielleicht von anderen Elementen des Ereignisses. Aber ohne Informationen von anderen, ohne das „kollektive Familien-Gedächtnis“ (Halbwachs 1950) hätte sie nicht die ganze Geschichte erinnern können.

Spontanerinnerungen und vermittelte Erinnerungen

Wenn wir zwischen Spontanerinnerungen oder Erinnerungen ersten Grades („remémoration du premier degré“, Lecarme 1988: 33) und gewöhnlichen oder Erinnerungen zweiten Grades unterscheiden, gehört die Erzählung von Isolde Kurz gewiss zur zweiten Art. Ist es möglich, dass wir die „Perspektive des Kindes“ eher in den sogenannten Spontanerinnerungen finden können?

In der Tat gibt es innerhalb der Kindheitsautobiographien Beispiele von „Spontanerinnerungen“, für Erinnerungsblitze, die die Autoren als „wirklich“, als „wahr“ bezeichnen. Das Auftauchen dieser Erinnerungsblitze, so die Autoren, sei von einem Gefühl der Gewissheit begleitet, dass da etwas direkt aus dem Dunkel der Vergangenheit aufscheine.

In einem Beispiel wird sogar davon berichtet, wie eine Spontanerinnerung zum Zeitpunkt des Ereignisses absichtlich hergestellt werden sollte: durch einen „pädagogischen Trick“ würde bewirkt werden, dass das Kind ein Ereignis nie vergessen sollte. Es handelt sich um eine Episode aus den Erinnerungen von Benvenuto Cellini (1500-1571), die 1803 von Goethe ins Deutsche übersetzt wurde:

Ungefähr in meinem fünften Jahr befand sich mein Vater in einem kleinen Gewölbe unseres Hauses, wo man gewaschen hatte, und wo ein gutes Feuer von eichnen Kohlen übriggeblieben war; er hatte eine Geige in der Hand, sang und spielte um das Feuer; denn es war sehr kalt. Zufälligerweise erblickte er mitten in der stärksten Glut ein Tierchen, wie eine Eidechse, das sich in diesen lebhaften Flammen ergötzte. Er merkte gleich was es war, ließ mich und meine Schwester rufen, zeigte uns das Tier und gab mir eine Ohrfeige. Als ich darüber heftig zu weinen anfing, suchte er mich aufs freundlichste zu besänftigen und sagte: Lieber Sohn! ich schlage dich nicht, weil du etwas Übles begangen hast, vielmehr daß du dich dieser Eidechse erinnerst, die du im Feuer siehst. Das ist

ein Salamander, wie man, soviel ich weiß, noch keinen gesehen hat. Er küßte mich darauf, und gab mir einige Pfennige.¹¹

Aber sind solche Beispiele tatsächlich Erinnerungen aus der Sicht des Kindes? Betrachtet man den Inhalt dieser Spontanerinnerungen näher, so stellen sie meistens keine Erzählungen oder Geschichten dar, sondern vielmehr Bilder, Visionen, Gefühle, Stimmungen, Eindrücke. Wie die sogenannten Déjà-vu-Erlebnisse füllen sie den gegenwärtigen Augenblick so aus, dass die vergangene Situation als vollständig gegenwärtig erlebt wird. Das Bewusstsein der Vergangenheit fehlt in diesem Moment: „Die spontane Erinnerung füllt den gegenwärtigen Augenblick, wenn auch nur kurzzeitig, so völlig aus, daß die vergangene Situation als jetzt erlebt wird und in sich keine ‚Damals-Qualität‘, kein ‚Vergangenheitsbewußtsein‘ enthält; denn sie bringt das Vergangene vollständig geschlossen und mit der Evidenz wieder, die dem ursprünglichen Leben eignete (das ja eben keine ‚Damals-Qualität‘ besaß).“ (Winter 1955: 79, unter Bezug auf Wieck 1921).

Häufig vergleichen Autoren diese Spontanerinnerungen mit Träumen – und die Schwierigkeit beim Niederschreiben dieser Erinnerungen ist vergleichbar mit den Schwierigkeiten, Träume zu erzählen oder aufzuschreiben. Während des Schreibvorganges scheinen die Bilder, die Eindrücke, die Stimmungen zu verschwinden. Guy Bechtel vergleicht den Versuch, sich die blassen Kindheitserinnerungen zu vergegenwärtigen, mit dem Öffnen der etruskischen Gräber, deren Malereien verblassten und schließlich verschwanden, als man sie geöffnet hatte und Licht und Luft eingedrungen waren. Was bleibt, sind Erinnerungen von Erinnerungen. Und nicht allein die Kindheitserinnerungen werden ausgelöscht durch den Versuch, sie festzuhalten, sondern auch das gegenwärtige Ich des Autors: „Seine eigene Geschichte zu erzählen erinnert an ein archäologisches Unterfangen: je mehr man voranschreitet, desto mehr zerstört man das Objekt seiner Studie. Während ich mich erinnere, lösche ich mich aus. Ich töte mich selbst.“ (Bechtel, zit. nach Lejeune 1988: 63).

Und selbst wenn es gelingt, sie niederzuschreiben, so kommen doch diese Erinnerungsblitze niemals wirklich nahe an die eigentliche Erinnerung. Diesen „Blitzen“ aus dem Inneren der Kindheit fehlen die Dimensionen des Raums und der Zeit; sie enthalten keine Kontinuität, und häufig erscheinen sie wie eine Fata Morgana (vgl. Winter 1955: 75).

Wenn es in der Natur dieser „Blitze“ liegt, das gegenwärtige Bewusstsein auszulöschen, wie können sie dann zu Erinnerungen werden? Sie können nicht in gesprochene oder geschriebene Sprache übersetzt werden und verweigern sich der Einordnung in die Erzählung oder in die Kontinuität der Lebensgeschichte. Von daher fehlt ihnen ein wesentliches Merkmal der Erinnerung: die Vermittlung zwischen Vergangenheit und Gegenwart.

Es muss Gründe außerhalb der autobiographischen Gattung geben, die es unmöglich machen, Ereignisse der frühen Kindheit zu erinnern.

¹¹ Leben des Benvenuto Cellini, florentinischen Goldschmieds und Bildhauer, von ihm selbst geschrieben. Übersetzt und mit einem Anhang herausgegeben von Goethe. Tübingen: Cotta 1803; hier zitiert nach: Goethe (1964): 425.

Gedächtnis und Erinnerung

Der französische Philosoph und Soziologe Maurice Halbwachs analysierte die Bedingungen des Gedächtnisses. Er wies auf überzeugende Weise nach, warum es unmöglich ist, sich wieder in die Perspektive des Kindes zu versetzen und sich – im Sinne einer Wiederbelebung – an Ereignisse der frühen Kindheit zu erinnern. Um die Welt seiner eigenen Kindheit wieder zu betreten, müsste der Erwachsene nicht nur alles wissen, was er als Kind wusste, fühlte, wahrnahm etc., sondern es wäre ebenso nötig, alles zu vergessen, was wir seitdem gelernt und erfahren haben.¹² In Anlehnung an Bergson (*Materie und Gedächtnis*) führt er aus: „Wenn bestimmte Erinnerungen nicht zum Vorschein kommen, dann keineswegs darum, weil sie zu alt und allmählich verblaßt wären, vielmehr weil sie einst in ein Vorstellungssystem eingebaut waren, das sie heute nicht mehr vorfinden.“ (Halbwachs 1985, 153). Um sich also wieder in das Kind von früher zu versetzen, müsste man die Kategorien des erwachsenen Ich vergessen und die des Kindes wiederbeleben können. Aber selbst wenn das möglich wäre, gäbe es keine Erinnerung, denn erinnern kann sich nur das erwachsene Selbst, und wenn man dieses vergisst, dann kann es keine Erinnerung mehr geben.

Dennoch gibt es unzählige Beispiele von autobiographischen Kindheitserzählungen und sogar Beispiele vorsprachlicher Erinnerungen (das heißt Erinnerungen an die Zeit, als das Kind noch gar nicht sprechen konnte). Coe zieht daraus in seinem 1984 erschienen Buch *When the grass was taller* eine bemerkenswerte und erstaunliche Schlussfolgerung. Er schreibt, „daß ein Mensch, der sehr vertraut ist mit seinem frühesten, vorsprachlichen Selbst, dazu bestimmt ist, ein Dichter zu sein“ (Coe 1984a: 99). Natürlich ist es eine verlockende Vorstellung, dass wenigstens einige wenige auserwählte Menschen Zugang zum Reich der frühen Kindheit haben, die dann die Geheimnisse ihrer Einblicke den weniger privilegierten Menschen mitteilen können. Es ist verlockend, der Hypothese von Coe zu folgen, aber es gibt doch Einwände dagegen, die zu gewichtig sind, als dass man sie einfach beiseiteschieben könnte:

Wenn ein großer Schriftsteller oder Künstler uns die Illusion eines Flusses gibt, der zu seiner Quelle zurückfließt, wenn er selber seine Kindheit in seiner Erzählung aufleben zu lassen glaubt, so nur darum, weil er sich mehr als andere die Fähigkeit bewahrt hat, zu sehen und zu empfinden wie einst. Es handelt sich aber keineswegs um ein Kind, das sich selbst überlebt, sondern um einen Erwachsenen, der in sich und um sich eine ganze verschwundene Welt wieder erschafft, und in dieses Gemälde geht mehr Dichtung als Wahrheit ein (Halbwachs 1985: 140).

Einige Ergebnisse der Entwicklungspsychologie

Entwicklungspsychologische Forschungen bestärken die Annahme, daß es keinen Weg zurück gibt in die innere Welt des Kindes. Ich kann hier keinen allgemeinen Überblick über die Forschungsergebnisse im Bereich der Entwicklungspsychologie geben, sondern will lediglich einige Beispiele erwähnen, die im Zusammenhang mit dem Thema interessant sind:

¹² „Der Geist eines Kindes hat seine Kategorien, seine Gewohnheiten, seine Modelle, seine Erfahrungen, die nicht diejenigen eines Erwachsenen sind“ (Halbwachs 1985: 131).

So haben psychologische Tests ergeben, dass kleine Kinder normalerweise nur den allgemeinen Aspekt der Dinge wahrnehmen. Ein frühes Beispiel ist der Test, den der Psychologe Binet Anfang dieses Jahrhunderts durchgeführt hat und der zeigte, dass Kinder erst im Alter von etwa sieben Jahren Lücken in einem Bild feststellen können, also etwa in dem Bild eines Gesichtes ein fehlendes Auge (Binet 1908, nach Halbwachs 1985). Die Ergebnisse dieses frühen Experiments stimmen überein mit neueren Forschungen im Bereich der Entwicklungspsychologie. So formulierte die Psychologin Katherine Nelson die folgende Theorie über die Entwicklung des autobiographischen Gedächtnisses: Zunächst sammelt das Gedächtnis des Kindes einzelne neue Erfahrungen. Wiederholen sich diese Erfahrungen oder Wahrnehmungen, so entwickelt das Kind sogenannte „Scripts“, und zwar „Scripts“ von allen Ereignissen, die dem Kind vertraut sind. Im ersten Schritt enthalten diese Scripts nur die allgemeinen Aspekte von Tatsachen, Geschehnissen, Prozessen, und es dauert eine Weile, bis das Kind schließlich in der Lage ist, einzelne bestimmte Ereignisse zu erinnern. „Das erklärt, wieso wir als Erwachsene keine spezifischen autobiographischen Erinnerungen aus der Zeit vor dem vierten Lebensjahr haben können. Solche Erinnerungen können sich erst formen, wenn eine ausreichende allgemeine Basis von Ereigniswissen aufgebaut worden ist. Und das dauert eben seine Zeit. Der Grund, warum frühe Erinnerungen so flüchtig sind, liegt wahrscheinlich darin, daß der Erwerb eines autobiographischen Gedächtnisses ein Entwicklungsprozeß ist wie jeder andere auch, so daß dieses Gedächtnis erst nach einiger Zeit voll funktionsfähig ist.“ (Huyghe 1986: 27).

Ilselore Winter hat in den fünfziger Jahren auf der Basis von mehreren hundert Autobiographien aus einem Zeitraum von über dreihundert Jahren „Kindheitserinnerungen in Autobiographien und Selbstdarstellungen“ untersucht. Sie kommt zu dem Ergebnis, daß das „erwachte Selbstgefühl die psychologische Voraussetzung für eine autobiographische Darstellung“ sei (Winter 1955: 6). Als wichtigsten Grund dafür, dass es so wenige frühkindliche Erinnerungen gibt, führt sie an, dass das „frühkindliche Erleben noch nicht zentriert ist und somit nicht als Gegenpol des gegenwärtigen Erlebens agieren kann. In der mangelnden Zentriertheit des Erlebens, nicht im Wandel der Erlebnisweise, liegt der Grund für diese ‚schwer begreifliche Amnesie‘ (Johnson 1935) für die Erlebnistatsachen der frühen Kindheit.“ (Winter 1955: 43 f.) Da Kinder keine Vorstellungen von der Zukunft haben, so schließt sie, müssen alle Berichte über frühe Kindheitserinnerungen angezweifelt werden, in denen eine klare Vorstellung von der Zukunft enthalten sind (vgl. Winter 1955: 55 f.).¹³

Ebenso wenig wie eine Vorstellung von der Zukunft besitzen Kinder die Fähigkeit (oder auch die Notwendigkeit), über das eigene Leben Bilanz zu ziehen. Charlotte Bühler, eine der Begründerinnen der Jugendpsychologie, hat zahlreiche Tagebücher von Jugendlichen analysiert. Die Schreiber, Mädchen und Jungen, waren zwischen zehn und zwanzig Jahre alt. Bühler betont in ihren Forschungen, die sie auf der Grundlage dieser Tagebücher gemacht hat, dass erst in der Zeit der Adoleszenzkrise der junge Mensch beginnt, sein eigenes Leben als Ganzes und quasi von außen zu betrachten: „Zum ersten Mal wirft er sozusagen einen Lasso zurück zu seinen Anfängen und vorwärts zu dem vagen ins Auge gefaßten Lebensende. Noch hat er keine klare Vorstellung

13 „Meine frühesten Erinnerungen sind bruchstückhaft, isoliert und gleichzeitig als ob man sich an die ersten Augenblicke der Schöpfungstage erinnerte. Es ist, als ob die Zeit noch nicht geschaffen wäre, denn alle Gedanken sind ohne zeitliche Folge an Gefühl und Schauplatz geknüpft.“ (Yeats 1991: 13); 1914 geschrieben und zuerst veröffentlicht 1916.

von seinem Leben als ganzem, wie Nachdenkliche es von da an zunehmend deutlich, und weniger Nachdenkliche es erst am Ende oder womöglich gar nicht sehen. Die Fragen ‚wer bin ich?‘ und ‚um was handelt es sich in meinem Leben?‘ und ‚was tue ich mit meinem Leben?‘ werden mehr oder minder bewußt.“ (Bühler 1967: XV).

Zusammenfassend kann man sagen: Dem Kind fehlen entscheidende Erlebnisfähigkeiten, die Voraussetzung für eine autobiographische Perspektive auf das eigene Leben sind: eine Lebens- und Zeitperspektive, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft umfasst, das Wissen von der Endlichkeit des Lebens und die Fähigkeit, über das eigene Leben Bilanz zu ziehen.

Zumindest bis zur Entwicklung des eigenen Ich, wahrscheinlich aber noch lange darüber hinaus, ist die Einheit des Kindes mit der Welt ungebrochen; die Fragen „wer bin ich?“, „wo komme ich her?“ „wo gehe ich hin?“ stellen sich einem Kind ebenso wenig wie die Frage nach dem Sinn des eigenen Lebens. Diese Fragen zu stellen ist aber eine zentrale Voraussetzung für autobiographisches Erleben – und damit autobiographisches Erinnern.

Von daher liegt das Problem der quellenkritischen Bewertung von autobiographischen Kindheitserinnerungen nicht so sehr in der zeitlichen Distanz zwischen dem Erleben des Kindes und dem Aufschreiben der Autobiographie, sondern vielmehr in dem Erleben des Kindes selbst – unabhängig davon, in welchem Alter die Autobiographie niedergeschrieben wird, in welchem Alter der Versuch unternommen wird, sich an die eigene Kindheit zu erinnern. Nicht in der Gegenwart des sich erinnernden Autobiographen, in seinen Werthaltungen, Motiven, Perspektiven etc. liegt der Grund, warum Kindheitserinnerungen keine „authentischen“ Einblicke in die Innenwelt des Kindes bieten können, sondern in der altersspezifischen Erlebnisweise des Kindes.

Die Kluft zwischen der Welterfahrung von Kindern und Erwachsenen ist so groß, dass sie nicht oder doch fast nicht durch Erinnerungen überbrückt werden kann. Dies hängt auch damit zusammen, dass das Kind diese Kluft nicht in einem bestimmten Moment überschreitet – es gibt in den Prozessen des Heranwachsens und der Ich-Werdung kein „Vorher“ und „Nachher“. Die Prozesse der Ich-Werdung und des Heranwachsens dauern einen langen Zeitraum, und um einen Schritt vorwärtszuschreiten, ist es notwendig, den vorherliegenden Schritt zu vergessen. Deshalb ist es auch nicht möglich, sich daran zu erinnern, zu welchem Zeitpunkt das kindliche Bewusstsein in die Welt der Erwachsenen eingetreten ist oder ein bestimmtes Alter anzugeben, zu dem dies gemeinhin geschieht. Diese Prozesse sind nicht wahrnehmbar und damit auch nicht erinnerungsfähig. Von daher kann keine autobiographische Erzählung ein authentisches Zeugnis von diesen Prozessen aus der Sicht des Kindes geben.

„Kritische“ Kindheitsautobiographien

Viele Autobiographen sind sich beim Verfassen ihrer Kindheitserinnerungen dieser Zusammenhänge und Probleme bewusst. In vielen Autobiographien – und nicht erst im 20. Jahrhundert – wird die Frage aufgeworfen, ob die Kindheitserinnerungen eigene Erinnerungen aus der Innensicht des Kindes sind oder ob sie nicht vielmehr rekonstruiert sind aus den Familienerzählungen, mit Hilfe von Fotografien oder anderen Quellen. Die Autoren machen sich Gedanken, ob ihre Erinnerungen „authentisch“ sind oder nur Erinnerungen an Erinnerungen, Imaginationen des erwachsenen Schreibers über das

Kind, das er gewesen sein könnte, etc. Lecarme formuliert daraus geradezu einen wichtigen Gattungsunterschied zwischen Kindheitsautobiographien und Erwachsenenautobiographien, indem er feststellt, dass „die nominale Identität, die das Kind und den Schreiber (Erzähler) eint, fast immer durch Unsicherheit gekennzeichnet ist: man ist nicht mehr das Kind, das man gewesen ist [...] So zerstreut die Kindheitserinnerung die Vorstellung einer juristischen und moralischen Verantwortung, auf der sich im allgemeinen das Gefühl der sozialen Identität gründet“ (Lecarme 1988: 24).

Diese Zweifel können beim Autor einer Autobiographie zu Konflikten darüber führen, inwieweit er den „autobiographischen Pakt“ (Lejeune 1973) mit dem Leser überhaupt einhalten kann: den Pakt, der die Identität zwischen dem Autor, dem Erzähler und der Hauptperson der Geschichte garantiert, wie auch das Versprechen, die Wahrheit zu erzählen beinhaltet (im Unterschied zu Romanen, Märchen usw.). Im Falle der Kindheitsautobiographie kann der autobiographische Pakt sozusagen nur noch ohne Garantie geschlossen werden.

Innerhalb der autobiographischen Schriften können wir (mindestens) zwei Lösungen finden, um die Versprechen des autobiographischen Paktes gegenüber dem Leser dennoch einzuhalten.¹⁴

Im ersten Fall besteht die Lösung darin, dass der Autor versucht, beim Schreiben seiner Kindheitserinnerungen den Eindruck der Erinnerungen „aus erster Hand“ zu erwecken.

Die vorgestellte Erste-Erinnerungs-Geschichte von Isolde Kurz enthält einige typische Elemente, die dazu führen sollen, Kindheitserinnerungen als „authentisch“ anzusehen. Innerhalb ihrer Geschichte beschreibt sie ein Ereignis, das leidenschaftliche Gefühle im Kind auslöste (als sie daran gehindert wird, die ersehnte Garnhaspel zu ergreifen, fängt sie an zu schreien, zu treten, zu weinen). Es ist die Geschichte einer Verwirrung, eines Missverständnisses, das nur aus der Sicht des Erwachsenen gelöst werden kann.

Obwohl die Geschichte sehr kurz ist, ist sie doch eingebettet in eine Szenerie, die das Ereignis bildhaft vergegenwärtigt: Es gibt ein „mit grünem Schlamm behangenes, verwittertes Mühlrad, das sich in einem eilenden Schwarzwaldbach drehte“; sie beschreibt ihre Erregung ebenso wie die emotionale Reaktion ihres Kindermädchens (sie war erstaunt).

Innerhalb dieser kurzen Erzählung finden wir einige Sätze, die die eigentliche Geschichte unterbrechen: Anspielungen auf die klassische Literatur (Goethe und Faust); Theorien und Reflexionen über ihre Kenntnisse und ihr Wissen als Kind, Hintergrundinformationen über den Beruf ihres Vaters als Dichter und Schriftsteller. Es ist offensichtlich – und so auch beabsichtigt –, dass diese Anspielungen und Reflexionen der Perspektive der erwachsenen Schreiberin entstammen. Im Kontrast zu diesen offensichtlich aus erwachsener Sicht formulierten Sätzen erscheint die eigentliche Story (umso mehr) aus der Sicht des Kindes geschildert.

Innerhalb der Geschichte finden wir Erklärungen und „Beweise“, die den Leser davon überzeugen sollen, dass es sich hier um eine echte, unmittelbare Erinnerung handelt. So erwähnt Isolde Kurz, dass sie den Ort des Geschehens sofort wiedererkannte, als sie dort einige Jahre vor dem Schreiben ihrer Autobiographie auf einer Reise war.

14 Lejeune unterscheidet zwischen einer „Rhetorik der Authentizität“ und der „kritischen Autobiographie“ (Lejeune 1988: 75).

Sie erklärt, dass ein Kind noch nicht in der Lage ist, Proportionen der Dinge zu unterscheiden; und am Ende der folgenden, hier nicht angeführten Erinnerungsgeschichte informiert sie die Leser darüber, dass sie im Alter von eineinhalb Jahren bereits sehr gut sprechen konnte.

Andere Stilmittel, die in Kindheitsautobiographien eingesetzt werden, um den Eindruck von authentischen Erinnerungen an die Kindheit zu erzeugen, sind die Verwendung kindlich-naiver Formulierungen, etwa der künstliche Gebrauch von kindlichen Ausdrücken für Gegenstände, die dem Kind unbekannt oder fremd sind, die Verwendung des Präsens als Erzählform der Vergegenwärtigung von Ereignissen usw. (siehe dazu auch Segebrecht 1989:168; Sloterdijk 1978: 133 f.).

Eine zweite Lösung finden wir in sogenannten reflexiven oder kritischen Autobiographien: Viele Autoren fragen sich selbst, ob sie ihren eigenen Erinnerungen trauen können, ob ihre Erinnerungen wirklich ihre eigenen sind oder nicht vielmehr Erinnerungsbilder, die aus den Erzählungen der Eltern, aus Fotografien, aus Vorstellungen über das Kind, das man war, entstanden sind und nun für wahre Erinnerungen gehalten werden. Die Reflexion über das Wesen von Erinnerungen und das Verhältnis zwischen dem erinnernden und dem erinnerten Ich ist ein weitverbreitetes Thema innerhalb der Autobiographik des 20. Jahrhunderts und ein Motiv für zahlreiche Variationen innerhalb des Genres der Kindheitsautobiographie. Aber es gibt auch schon Beispiele aus dem 19. Jahrhundert.

So beschreibt Goethe bereits zu Anfang des 19. Jahrhunderts in seiner Autobiographie „Dichtung und Wahrheit“ ein zentrales Problem der Kindheitserinnerungen:

Wenn man sich erinnern will, was uns in der frühesten Zeit der Jugend begegnet ist, so kommt man oft in den Fall, dasjenige, was wir von anderen gehört, mit dem zu verwechseln, was wir wirklich aus eigener anschauernder Erfahrung besitzen. (Goethe 1814: 14).

Lejeune verweist in seinem Aufsatz über Kindheitsautobiographien mit dem beziehungsreichen Titel *Das Zeitalter des Zweifels (L'ère du soupçon, 1988)*¹⁵ auf die 1835 verfasste Autobiographie von Stendhal *Das Leben des Henri Brulard* als eines der ersten Beispiele für kritisches autobiographisches Schreiben. Im Unterschied zu einigen modernen Autobiographien des 20. Jahrhunderts präsentiert Stendhal die Zweifel an seiner eigenen Erinnerung aber nicht auf einer rhetorischen Metaebene, sondern er macht daraus eine Methode des Schreibens.¹⁶

15 In diesem Beitrag analysiert Lejeune Autobiographien, deren Autoren ihren eigenen Kindheitserinnerungen misstrauen. Er unterscheidet das Misstrauen in das eigene Gedächtnis und das Misstrauen bezüglich der Fähigkeit, diese Erinnerungen niederzuschreiben. Die zentrale Frage in Lejeunes Beitrag ist die, ob es möglich ist, eine „kritische Edition“ der eigenen Kindheit zu schreiben, und er diskutiert die verschiedenen Lösungen, die in Autobiographien zu finden sind.

16 „Aber der Leser [...] wird leicht erkennen, daß alle Gründe, alle Erklärungen, die ich gebe, sehr unzuverlässig sein können. Mir schweben nur sehr deutliche Bilder vor, die Erklärungen füge ich immer erst bei dieser Niederschrift, fünfundvierzig Jahre nach den Begebenheiten, hinzu.“ Er gibt ein Beispiel: „Ich war sehr unternehmungslustig, daher zwei Unfälle, die mein Großvater mit Schrecken und Bedauern erzählte. [...] Ich stelle mir das Begebnis vor, aber wahrscheinlich ist das keine unmittelbare Erinnerung, sondern das Bild, das ich mir sehr frühe von dem Hergang formte, zu der Zeit, wo man ihn mir zuerst beschrieb.“ (Stendhal, dt. Version von 1981: 52 f.).

Ein Beispiel für kritisches oder reflexives autobiographisches Schreiben sind die Autobiographien von Klaus Mann. In der zweiten Fassung seiner Jugendbiographie formuliert er den zentralen Punkt des Schreibens:

An was erinnern wir uns? An wieviel? Nach welchen Prinzipien bewahrt unser Geist die Spuren gewisser Eindrücke, während wir andere in den Abgrund des Unbewußten versinken lassen? Gibt es irgendeine Identität oder Verwandtschaft zwischen meinem gegenwärtigen Ich und dem Knaben, dessen Lockenkopf ich von vergilbten Photographien kenne? Was wüßte ich von jenem goldhaarigen Kinde ohne die Andenken und Erzählungen, die vom kollektiven Familien-Gedächtnis [...] überliefert werden? (Klaus Mann 1989: 20).

Warum trotzdem das Interesse an autobiographischen Kindheitserinnerungen?

Dennoch: Kindheitserinnerungen erfreuen sich seit Jahrhunderten großer Beliebtheit. Sie verzaubern ihre Leser ebenso wie ihre Autoren durch das Versprechen, die innere Welt des Kindes zu enthüllen.

Wenn meine Überlegungen richtig sind, so muss die Frage nicht heißen: „Was sind authentische Kindheitserinnerungen, und wie können wir sie erlangen?“, sondern vielmehr: „Warum suchen so viele Menschen danach?“

Ich habe keine ausgearbeiteten Ideen, um diese Frage beantworten zu können, sondern nur einige vorläufige Gedanken und Vorschläge, die ich hier zur Diskussion stellen möchte:

1. Das Genre der Autobiographie basiert auf einem Paradox: Sein Ziel und Inhalt ist es, den Lebenslauf, die Biographie zu beschreiben, aber weder der Anfang noch das Ende eines Lebenslaufes können von dem Subjekt der Autobiographie selber beschrieben werden. Es versteht sich von selbst, dass das Ende des Lebens, der eigene Tod, nicht das Objekt einer Autobiographie sein kann. Vielleicht ist es aber möglich, dass der Autor den Beginn des eigenen Lebens und die Entwicklungsgeschichte seiner Kindheit zu erhellen versucht, um so wenigstens ein „Ende des Lebensfadens“ (vgl. die Erinnerungsgeschichte von Isolde Kurz) zu erfassen?

2. Unter den Autoren von Autobiographien sind viele Dichter und Künstler. Sie versuchen, ihr Leben und die Folge ihrer Werke als Geschichte einer Selbstschöpfung zu beschreiben und ihre Existenz als Ergebnis ihrer eigenen Kreativität zu interpretieren. Andere Dichter und Künstler wiederum sehen ihr Talent als Geschenk der Natur, als von Gott oder von einer universalen Schöpfungskraft gegeben an. Auch sie versuchen, die Ursprünge ihrer künstlerischen Begabung zu ergründen.

3. Im Verlauf der letzten Jahrhunderte glaubten und glauben immer weniger Menschen daran, dass die Ursprünge ihres Lebens von Gott gegeben sind. Seit Rousseau, Kant und anderen wurde eine neue Vorstellung des Subjektes und der Individualität entwickelt, die das Subjekt als einziges Zentrum des Lebens, der Wahrnehmung, der Urteilskraft sieht. Eng verbunden mit dieser neuen Konzeption des Subjektes ist der Anspruch auf subjektive Autonomie und individuelle Souveränität. Für diese subjektive Autonomie könnte es eine große Herausforderung sein, nicht zu wissen, wie das Ich sich in den frühen Jahren entwickelt hat, und nur schwer zu akzeptieren sein, dass dieser Entwicklungsprozess nicht von eben diesem Ich, sondern von anderen bestimmt wurde – von den Eltern, von der Sozialisation ... Die Suche nach Kindheitserinnerungen

könnte auf diesem Hintergrund verstanden werden als ein Versuch, das Territorium des Ich auszudehnen und die Erfahrung zu korrigieren, dass man sich dieses Erziehungsprozesses noch nicht einmal bewusst war.

Nimmt man alle kritischen Einwände zusammen, dann müssen wir die Hoffnung aufgeben, in den autobiographischen Kindheitserinnerungen Antworten zu finden auf Fragen, wie Kinder sich selber und die Welt erfahren, Kenntnisse über die Prozesse des Heranwachsens und der Identitätsentwicklung „von innen her“ zu erlangen, authentische Berichte aus der Perspektive des Kindes zu bekommen. Wir müssen auch die Erwartung aufgeben, innerhalb der Kindheitserinnerungen die „authentischen Erinnerungen“ von den Quellen und Einflüssen unterscheiden zu können, die diese Erinnerungen dem Bewusstsein des erwachsenen Schreibers übermittelt haben: das Familiengedächtnis, der Standpunkt und das Wissen des erwachsenen Schreibers usw., um dann – wie zu einem Schatz auf dem Grund eines Sees – endlich zu den authentischen Erfahrungen des Kindes vorzudringen. Der Grund dafür liegt nicht darin, dass wir bis jetzt noch nicht die richtige Methode gefunden haben, diese Unterscheidung treffen zu können. Er ist auch nicht in dem Problem zu suchen, dass wir nicht genügend Dokumente außerhalb der Autobiographie besitzen, um die historische Wahrheit der Kindheitserinnerungen überprüfen zu können. Vielmehr liegt er in dem besonderen Charakter der Kindheitserinnerungen selbst. Sie bestehen aus einer Zusammensetzung, einer Komposition all dieser Elemente: den Spuren des eigenen Gedächtnisses, den Erinnerungen an Erinnerungen, die immer wieder neu belebt wurden, den Überlieferungen aus dem Familiengedächtnis, den Eindrücken von Fotografien und anderen Dokumenten, den Vorstellungen des Erwachsenen von dem Kind, das er einmal war, sowie seinen Ideen darüber, wie Kinder sind, dem Einfluss der Gattung der Kindheitsautobiographie usw.

Aber wenn man nun diese Hoffnung aufgibt, authentische Berichte über das Heranwachsen zu finden, so heißt das doch nicht, dass man auch Kindheitsautobiographien als wertvolle und wichtige Forschungsquellen aufgeben sollte – vorausgesetzt allerdings, wir berücksichtigen sorgfältig ihre besonderen Eigenarten und richten Fragen an sie, die diesen besonderen Eigenschaften angemessen sind.

Auch wenn Kindheitserinnerungen durch verschiedene Quellen überliefert sind, auch wenn die Grenze zwischen Dichtung und Wahrheit nicht eindeutig auszumachen ist, so ist die Auswahl der Kindheitserinnerungen und ihre Komposition niemals zufällig. Für den Verfasser einer Autobiographie markieren sie wichtige Punkte in seiner Lebensgeschichte und Selbstbeschreibung. Autobiographische Kindheitserinnerungen können die Selbst-Identifikation ihrer Autoren enthüllen, sie zeigen die Art und Weise, wie die Autoren selbst den Prozess ihres Heranwachsens sehen.

Kindheitserinnerungen markieren den Anfang der Lebensgeschichte und häufig auch den Anfang der autobiographischen Erzählung. Anfänge haben immer eine besondere Bedeutung für die ganze Geschichte: Die Szenerie wird aufgebaut, der Erzähler entscheidet sich, welche Rolle er spielen wird, er entwickelt den Pakt mit dem Leser (zum Beispiel, ob er seine Geschichte als Tatsachenbericht oder als Fiktion verstanden wissen will), häufig skizziert der Autor bereits am Anfang seine wichtigsten Themen usw. Für das Verständnis der gesamten Geschichte ist die Analyse ihres Anfangs von größter Bedeutung – und daher ziehen Kindheitserinnerungen alle Aufmerksamkeit sowohl der Leser wie der Interpreten von Autobiographien auf sich.

Innerhalb der Erzählungen von Kindheitserinnerungen finden wir Hinweise auf die „Zeugen“, die wichtig waren für die Überlieferung der Erinnerungen, auf die Menschen, die – bewusst oder unbewusst – vom Autor als biographische Begleiter in den frühen Lebensjahren erwähnt werden. So nennt Isolde Kurz beispielsweise ihr Kindermädchen und ihren Vater – nicht hingegen ihre Mutter und ihre Brüder. Die Analyse des weiteren Textes ihrer Autobiographie könnte die Bedeutung dieser und anderer Personen für ihre Kindheit und für ihre weitere Lebensgeschichte erkennen lassen.

Auch wenn wir den Prozess der Ich-Entwicklung nicht aus der Perspektive des Kindes nachzeichnen können, so lässt sich dennoch innerhalb von Autobiographien das Repertoire von Schlüsselerlebnissen untersuchen, die die Autoren als ihre ersten Erinnerungen vorstellen. Ihre Analyse kann uns die kulturellen Muster und Traditionen früher Kindheitserinnerungen aufzeigen. Ein Typ früher Kindheitserinnerungen (im 19. und 20. Jahrhundert in westlichen Ländern verfasst) sind Erzählungen über Erfahrungen, wie die Selbstverständlichkeit, auf der Welt und Teil dieser Welt zu sein, zum ersten Male in Frage gestellt oder gestört wurde: Das Kind, das sich verlaufen hatte und schließlich von den Erwachsenen wiedergefunden wird, die es lange gesucht hatten; das Kind, das spielt, und plötzlich unterbrochen wird in seinem Spiel durch eine drohende Gefahr; das Kind, das irgendetwas getan hat und plötzlich bestraft wird, weil es etwas Falsches getan hat; Erfahrungen von Missverständnissen wie im Falle von Isolde Kurz usw.

Es gibt noch weitere Aspekte und Fragen, auf die man bei der Erforschung von Kindheitsautobiographien stoßen kann. Selbst wenn also das Kind in Kindheitserinnerungen ein Mysterium bleibt – die Forschung über Kindheitsautobiographien bietet genug Herausforderungen und neue Fragen!

LITERATUR

- Bäumer, Gertrude und Lili Droscher (Hg.) (1908): Von der Kinderseele, Beiträge zur Kinderpsychologie aus Dichtung und Biographie, Leipzig.
- Bernfeld, Siegfried (1931): Trieb und Tradition im Jugendalter, Kulturpsychologische Studien an Tagebüchern, Leipzig 1931, Reprint Frankfurt am Main 1978.
- Bühler, Charlotte (1967)⁶: Das Seelenleben des Jugendlichen, Versuch einer Analyse und Theorie der psychischen Pubertät, Stuttgart.
- Bühler, Charlotte (Hg.) (1925): Zwei Knabentagebücher, Mit einer Einleitung über die Bedeutung des Tagebuchs für die Jugendpsychologie, Quellen und Studien zur Jugendkunde, Heft 3, Jena.
- Bühler, Charlotte (Hg.) (1927)²: Zwei Mädchentagebücher, Quellen und Studien zur Jugendkunde, Heft 1, Jena.
- Bühler, Charlotte (Hg.) (1932): Jugendtagebuch und Lebenslauf, Zwei Mädchentagebücher mit einer Einleitung, Quellen und Studien zur Jugendkunde, Heft 9, Jena.
- Bühler, Charlotte (Hg.) (1934): Drei Generationen im Jugendtagebuch, Quellen und Studien zur Jugendkunde, Heft 11, Jena.
- Busemann, Adolf (1926): Die Jugend im eigenen Urteil, Eine Untersuchung zur Jugendkunde, Langensalza.
- Coe, Richard N. (1984a): When the Grass Was Taller, Autobiography and the Experience of Childhood, New Haven, London.
- Coe, Richard N. (1984b): Reminiscences of Childhood: an approach to a comparative mythology, Proceedings of the Leeds Philosophical and Literary Society, 19, part 6, Leeds.
- Goethe, Johann Wolfgang von (1814): Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit, Bd. 2, Tübingen.

- Goethe, Johann Wolfgang von (1964)²: Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche, herausgegeben von Ernst Beutler, Band 15, Zürich.
- Halbwachs, Maurice (1925): *Les cadres sociaux de la mémoire*, Paris, (Deutsch: *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 538, Frankfurt am Main 1985).
- Halbwachs, Maurice (1950): *La mémoire collective*, Paris, (Deutsch: *Das kollektive Gedächtnis*, Stuttgart 1967).
- Hardach-Pinke, Irene und Gerd Hardach (Hg.) (1978): *Deutsche Kindheiten 1700-1900*, Autobiographische Zeugnisse, Kronberg im Taunus.
- Hardach, Irene (1981): *Kinderalltag: Aspekte von Kontinuität und Wandel der Kindheit in autobiographischen Zeugnissen 1700-1900*, Campus Forschung, Bd. 189, Frankfurt am Main, New York.
- Heinritz, Charlotte (1991): *Künstlerin oder Frau? Karrieren von Schriftstellerinnen in Autobiographien um die Jahrhundertwende*, in: Wolfgang Glatzer (Hg.), 25. Deutscher Soziologentag 1990, Beiträge der Sektions- und Ad-hoc-Gruppen, Opladen, 42-45.
- Heinritz, Charlotte (1996): *The child in childhood-autobiography: secret or mystery?*, in: Marianne Gullestad (ed.): *Imagined childhoods: self and society in autobiographical accounts*, Oslo, 179-200.
- Henri, Catherine und Victor Henri (1988): *Enquête sur les premiers souvenirs de l'enfance (1897)*, in: Philippe Lejeune (Hg.): *Le Récit d'enfance en question*, Cahiers de sémiotique textuelle, 12, Nanterre, 236-248. <https://doi.org/10.3406/psy.1896.1831>
- Herrmann, Ulrich (1991): „Innenansichten“, *Erinnerte Lebensgeschichte und geschichtliche Lebenserinnerungen*, oder: Pädagogische Reflexionen und ihr „Sitz im Leben“, in: Christa Berg (Hg.), *Kinderwelten*, Edition Suhrkamp, N.F., Bd. 624, Frankfurt am Main, 41-100.
- Hoffmann, Erika (1960): *Kindheitserinnerungen als Quelle pädagogischer Kinderkunde*, Heidelberg.
- Huyghe, Patrick (1986): *Bilder, Stimmen, Streiflichter, Unsere ersten Erinnerungen*, in: *Psychologie heute*, 22-27.
- Kett, Joseph F. (1973): *Adolescence and Youth in Nineteenth-Century America*, in: Th. K. Rapp and R. L. Rorberg (eds.), *The Family in History*, New York 1973.
- Kris, Ernst und Otto Kurz (1980): *Die Legende vom Künstler, Ein geschichtlicher Versuch*, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1202, Frankfurt am Main 1980 (zuerst Wien 1934).
- Kurz, Isolde (1918): *Aus meinem Jugendland*, Stuttgart, Berlin.
- Kurz, Isolde (1938): *Die Pilgerfahrt nach dem Unerreichlichen, Lebensrückschau*, Tübingen.
- Lecarme, Jacques (1988): *La légitimation du genre*, in: Philippe Lejeune (Hg.): *Le Récit d'enfance en question*, Cahiers de sémiotique textuelle, 12, Nanterre, 21-37.
- Lejeune, Philippe (1988): *L'ère du soupçon*, in: Ders. (Hg.): *Le Récit d'enfance en question*, Cahiers de sémiotique textuelle, 12, Nanterre, 41-70.
- Lurker, Manfred (Hg.) (1985)³: *Wörterbuch der Symbolik*, Stuttgart.
- Mann, Klaus (1991): *Kind dieser Zeit*, Rororo, Bd. 4996, Reinbek bei Hamburg (zuerst Berlin 1932).
- Mann, Klaus (1989) (1942): *Der Wendepunkt, Ein Lebensbericht*, Reinbek bei Hamburg (zuerst *The turning point: thirty-five years in this century*, New York 1942).
- Misch, Georg (1969): *Geschichte der Autobiographie, Vierter Band, zweite Hälfte: Von der Renaissance bis zu den autobiographischen Hauptwerken des 18. und 19. Jahrhunderts*, Frankfurt am Main.
- Moebius, Monica (1986): *Wir sind die Autoren unserer eigenen Geschichte, Das autobiographische Gedächtnis*, in: *Psychologie heute*, 13, Heft 2, 27-33.
- Moritz, Karl Philipp (1973): *Anton Reiser, Ein psychologischer Roman*, Moritz Werke in zwei Bänden, Bd. 2, Berlin, Weimar (zuerst Berlin 1785-1790).

- Moritz, Karl Philipp u. a. (Hg.) (1986): *Gnōthi sautón* oder Magazin zur Erfahrungsseelenkunde als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte, Mit Unterstützung mehrerer Wahrheitsfreunde herausgegeben von Karl Philipp Moritz, 10 Bände, Berlin 1783-1790, Neuauflage Nördlingen, herausgegeben von Petra und Uwe Nettelbeck.
- Moritz, Karl Philipp (1986): Fortsetzung der Revision der drei ersten Bände dieses Magazins: über Die Erinnerungen aus den ersten Jahren der Kindheit, in: *Gnoti Sauton*, IV/3 (1786), Neuauflage Nördlingen, herausgegeben von Petra und Uwe Nettelbeck, 193-203.
- Niggel, Günther (1971): Fontanes „Meine Kinderjahre“ und die Gattungstradition, in: *Sprache und Bekenntnis*, Hermann Kunisch zum 70. Geburtstag, 27. Oktober 1971, Sonderband des literaturwissenschaftlichen Jahrbuchs, Berlin, 257-279.
- Niggel, Günther (1977): *Geschichte der deutschen Autobiographie im 18. Jahrhundert*, Theoretische Grundlegung und literarische Entfaltung, Stuttgart. <https://doi.org/10.1007/978-3-476-03052-8>
- Oelkers, Jürgen (1987): Subjektivität, Autobiographie und Erziehung, in: *Zeitschrift für Pädagogik*, 33, Heft 3, 325-344.
- Oevermann, Ulrich (1991): Genetischer Strukturalismus und das sozialwissenschaftliche Problem der Erklärung der Entstehung des Neuen, in: Stefan Müller-Doohm (Hg.), *Jenseits der Utopie, Theoriekritik der Gegenwart*, Edition Suhrkamp, N.F., Bd. 662, Frankfurt am Main 1991, 267-338.
- Oevermann, Ulrich Tilman Allen, Elisabeth Konau und Jürgen Krambeck (1979): Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften, in: Hans-Georg Soeffner (Hg.), *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*, Stuttgart, 352-433. https://doi.org/10.1007/978-3-476-03120-4_19
- Reichardt, Hanns (1926): Die Früherinnerung als Trägerin kindlicher Selbstbeobachtungen in den ersten Lebensjahren, Halle an der Saale.
- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview, in: *Neue Praxis*, 13, Heft 3, 283-293
- Schulze, Theodor (1985): Lebenslauf und Lebensgeschichte, Zwei unterschiedliche Sichtweisen und Gestaltungsprinzipien biographischer Prozesse, in: Dieter Baacke und Theodor Schulze (Hg.), *Pädagogische Biographieforschung: Orientierungen, Probleme, Beispiele*, Weinheim, Basel, 29-63.
- Segebrecht, Wolf (1989): Über Anfänge von Autobiographien und ihre Leser (1969), in: Günter Niggel (Hg.), *Die Autobiographie, Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*, Wege der Forschung, Bd. 565, Darmstadt, 158-169. https://doi.org/10.1007/978-3-476-98968-0_5
- Sloterdijk, Peter (1978): *Literatur und Organisation von Lebenserfahrung*, Autobiographien der Zwanziger Jahre, München, Wien.
- Stendhal (1981): *Leben des Henri Brulard*, Stendhal-Werkausgabe, Bd. 7, Zürich.
- Winter, Ilse Lore (1955): *Zur Psychologie der Kindheitserinnerung in Autobiographien und Selbstdarstellungen*, Unveröffentlichte Dissertation, Mainz.
- Yeats, William Butler (1991): *Autobiographie*, Sammlung Luchterhand, Bd. 959, Frankfurt am Main (zuerst *Reveries over, Childhood and Youth*, New York 1916).

„Über den Zaun geblickt“

Literaturwissenschaftliche Anmerkungen zur soziologischen Biographieforschung

Oliver Sill

[*BIOS 8 (1995), Heft 1, 28-42*]

„Der Versuch, die Literatursoziologie ausschließlich als Teildisziplin der Soziologie zu verstehen und von der Literaturwissenschaft streng zu trennen, muß indes scheitern. Diese Trennung ist die Kehrseite des Immanenzzwanges der Literaturwissenschaft, der die außerdichterischen Phänomene nur vom Sprachkunstwerk her sieht und in diese hineinprojiziert.“ (Jaeggi 1975: 403).

Mit seiner kritischen Einschätzung rekapituliert Urs Jaeggi 1973 das Verhältnis von Soziologie und Literaturwissenschaft als Geschichte einer einvernehmlichen, von beiden Seiten betriebenen Abschottung. Wie die Arbeiten Leopold von Wieses (1931), Alphons Silbermanns (1958, 1973, 1981), Robert Escarpits (1961, 1967) und Hans Norbert Fügens (1964) zeigen, bemühte sich die positivistisch orientierte Literatursoziologie stets darum, unter dem Postulat der „Wertfreiheit“ alle ästhetischen Fragestellungen und Wertungsprobleme aus ihren empirischen Untersuchungen herauszuhalten. Hans Norbert Fügen: „Die Literatursoziologie hat es demnach mit dem Handeln der an der Literatur beteiligten Menschen zu tun; ihr Gegenstand ist die Interaktion der an der Literatur beteiligten Personen.“ (Fügen 1964: 22). Die Literaturwissenschaft betrachte dagegen „die ‚Literatur‘ rein als literarisches Kunstwerk. Ihr Erkenntnisinteresse richtet sich auf die durch ‚das Wirken der Phantasie [...] von der Welt unseres Handelns unterschiedene zweite Welt“ (ebd.). Mit dieser strikten Grenzziehung rannte die Literatursoziologie bei der Literaturwissenschaft in der Tat offene Türen ein, gehörte es doch bis in die sechziger Jahre zum Selbstverständnis der Germanistik als Philologie, die Beschäftigung mit literarischen Werken der sogenannten Dichtungswissenschaft in Abgrenzung von literaturgeschichtlichen Fragen vorzubehalten. Wie das 1955 erstmalig erschienene *Sachwörterbuch der Literatur* noch in seiner fünften Auflage von 1969 betont, ruhe Dichtung zeitentoben „selig in sich selbst“ (Wilpert 1969: 171), sodass die Literaturwissenschaft sich der Dichtung „entweder in ihrem Wesen als Dichtung oder in ihrer historischen Entwicklung und ihrem Lebenszusammenhang“ (ebd.: 448) widme. Solch striktes „Entweder-oder“ entsprach exakt der von soziologischer Seite vertretenen Ansicht, die sozio-ökonomischen Rahmenbedingungen der Produktion, Distribution und Rezeption von Literatur erforschen zu können, ohne die literarisch-ästhetische Struktur der Werke selbst in den Blick nehmen zu müssen. Urs Jaeggi und auch Jürgen Scharfschwerdt haben den Konvergenzpunkt positivistischer Literatursoziologie und einer sich als Dichtungswissenschaft verstehenden Literaturwissenschaft

herausgearbeitet. Er besteht in einem Literaturbegriff, der in enger Anlehnung an die Autonomieästhetik der deutschen Klassik vom strikten Gegensatz zwischen Kunst und Wirklichkeit, dichterischem Schaffen und alltäglichem kommunikativem Handeln ausgeht (vgl. Jaeggi 1975: 403 ff.; Scharfschwerdt 1977: 112 ff.).¹

Wozu, so dürfte sich manch einer fragen, wozu noch diese Hinweise? Jaeggis 1973 formulierte Wendung gegen die positivistische Literatursoziologie ist mittlerweile selbst Teil der Wissenschaftsgeschichte. Gerade unter dem Einfluss der „Kritischen Theorie“ hat sich die Literatursoziologie seit den siebziger Jahren mit den positivistischen Ansätzen kritisch auseinandergesetzt, in der Folgezeit sind andere Konzepte und Ansätze entwickelt worden (vgl. für einen Überblick Dörner/Vogt 1994); die – zumal ideologiekritische – Beschäftigung mit der idealistischen Ästhetik und ihren Ausläufern (etwa der „werkimmanenten Schule“) vollzog sich ebenfalls in den siebziger Jahren in der Literaturwissenschaft; Strukturalismus, Diskursanalyse, literarische Kommunikation und Systemtheorie sind Stichworte, die in den heutigen literaturwissenschaftlichen Debatten im Vordergrund stehen und den Weg einer Wissenschaftsdisziplin annonciieren, die sich, wie Siegfried J. Schmidt meint, im „Übergang von einer hermeneutischen Textwissenschaft zu einer interdisziplinären Sozialwissenschaft“ (Schmidt 1989: Klappentext) befindet.

Und dennoch: Es bestehen gute Gründe für meine einleitenden Hinweise. Denn wer die Entwicklung der soziologischen Biographieforschung und der literaturwissenschaftlichen (Auto-)Biographieforschung der letzten Jahre gleichermaßen beobachtet, muss den Eindruck gewinnen, dass die einvernehmliche Nichtzurkenntnisnahme auf diesem Felde eine Fortsetzung oder Neuaufgabe erfährt. Dies ist umso erstaunlicher, als doch beide Teildisziplinen sich im Horizont ihrer jeweiligen Erkenntnisinteressen dem weiten Spektrum lebensgeschichtlicher Zeugnisse verschrieben haben. Doch ist diese Nichtzurkenntnisnahme auch bedauerlich? „Interdisziplinarität“, so Jürgen Kocka, „wird sich, wenn überhaupt, nur durch den Aufweis von Defiziten rechtfertigen können, die das System disziplinär verfaßter Wissenschaften kennzeichnen“ (Kocka 1987: 8). Allem Anschein nach wird in der soziologischen wie literaturwissenschaftlichen Biographieforschung ein solches Defizit nicht gesehen. Ich bin allerdings anderer Meinung. Wohlwissend, dass es immer etwas Anmaßendes hat, über den Zaun hinweg dem Nachbarn Ratschläge zu geben, möchte ich gleichwohl einige Anmerkungen und Erläuterungen zu einem für Literaturwissenschaftler zentralen Bereich formulieren, in dem die soziologische Biographieforschung meines Erachtens Defizite aufweist: Es geht um die Textförmigkeit, den narrativen Charakter lebensgeschichtlicher Zeugnisse.

Zunächst jedoch einige Anmerkungen zum gegenwärtigen Stand soziologischer und literaturwissenschaftlicher Biographieforschung:

Gerade im Verweis auf die Anfänge einer wissenssoziologisch orientierten Alltagsforschung hatte Jürgen Scharfschwerdt 1977 die Erwartung geäußert, dass nunmehr

1 Nur am Rande sei vermerkt, dass es seit den frühen dreißiger Jahren gerade von soziologischer Seite immer wieder Arbeiten gegeben hat, die auch im Rekurs auf die Wissenssoziologie Karl Mannheims eine interdisziplinäre Zusammenarbeit von Soziologie und Kunst- bzw. Literaturwissenschaft gefordert haben. Erinnerung sei nur an die Beiträge von Erich Rothacker (1931; 1933), Ernst Kahn-Bramstedt (1931) oder Leo Löwenthal (1932; 1964). Sie wurden jedoch kaum zur Kenntnis genommen: weder von der positivistischen Literatursoziologie noch von den marxistisch orientierten Ansätzen zur ästhetischen Theorie (Lukacs, Adorno, Marcuse). Vgl. dazu Scharfschwerdt (1977: 75 ff).

auch die empirische Literatursoziologie sich der „ästhetischen Wertsphäre“ (Scharf-schwerdt 1977: 201) annehmen werde. Wie die weitere Entwicklung zeigt, hat sich die Textsoziologie diesem Ansinnen nicht verschlossen (vgl. dazu Zima 1982). Ganz anders jedoch die soziologische Biographieforschung, die in diesem Zusammenhang auf einen – vordergründig – einleuchtenden Sachverhalt verweisen kann: Sie beschäftigt sich nicht mit den literarischen Formen autobiographischen Erzählens, also mit Tagebüchern, Erzählungen und Romanen; sie erhebt ihre Texte selbst. Narrative (lebensgeschichtliche) Interviews, im Rahmen bestimmter Forschungsprojekte durchgeführt, fungieren als Forschungsinstrument, als Datenbasis eines aufs Empirische gerichteten Erkenntnisinteresses. Die eigenständige Erhebung biographischer Erzählungen verbindet wohl alle miteinander konkurrierenden methodischen Schulen soziologischer Biographieforschung, ob es ihnen nun um die „Rekonstruktion der Alltagspraxis der Erforschten“ (Bohnsack 1991: 9) geht oder um die „extensive Auslegung der objektiven Bedeutung von Interaktionstexten, des latenten Sinns von Interaktionen“ (Oevermann et al. 1979: 381), um die „elementaren Formen“ von „Prozeßstrukturen, die im Prinzip [...] in allen Lebensläufen anzutreffen“ seien (Schütze 1983: 284), oder um die Analyse biographischer Kommunikationen (vgl. Nassehi 1994). So unterschiedlich das jeweilige Erkenntnisinteresse, so verschieden sind auch die Verfahren der Interviewanalyse und -auswertung. Doch handelt es sich, und hier liegt die zweite Gemeinsamkeit aller methodischen Schulen soziologischer Biographieforschung, stets um Interpretationsverfahren und -techniken, die in hohem Maße darauf bedacht sind, sich als spezifisch soziologisch-hermeneutische Ansätze auszuweisen. Nun ist gegen die fachspezifische Erarbeitung hermeneutischer Verfahren zur Auswertung lebensgeschichtlicher Erzählungen beileibe nichts einzuwenden. Bedenken stellen sich allerdings aus literaturwissenschaftlicher Sicht ein mit Blick auf das allen Ansätzen zugrunde liegende Verständnis vom autobiographischen Text, sei es Ulrich Oevermanns Verfahren einer „Objektiven Hermeneutik“, die „formale Text- und strukturelle Inhaltsanalyse autobiographischer Stegreiferzählungen“ nach Fritz Schütze oder die von Ralf Bohnsack vertretene, an Mannheim anknüpfende „dokumentarische Methode der Interpretation“. Meiner Ansicht nach kann jedes Interpretations- und Auswertungsverfahren autobiographischer Texte, gleich welcher Wissenschaftsdisziplin, letztlich nur dann Plausibilität für sich beanspruchen, wenn es ein begrifflich-analytisches Instrumentarium entwickelt, das dem komplexen Gegenstand „autobiographischer Text“ angemessen, kurz: gegenstandsadäquat ist. Und dies gilt, so meine ich, auch dann, wenn biographische Erzählungen in Form verschriftlichter Interviews mit Fragestellungen konfrontiert werden, die auf die empirische Realität „hinter“ der sprachlichen Vermittlung erlebter Wirklichkeit zielen.

Und die literaturwissenschaftliche Autobiographieforschung? Sie hat der qualitativen Sozialforschung jahrelang wenig Anreiz geboten, ihre Ergebnisse in die eigenen methodischen Reflexionen über die narrative Struktur von Interviewtexten einzubeziehen. Orientiert am Ideal der „reich entfalteten Persönlichkeit“, wurde bis in die siebziger Jahre hinein Goethes *Dichtung und Wahrheit* (1811-33) als Inbegriff einer gelungenen Autobiographie gesehen. Die Fähigkeit des Autors, ein Leben als Ganzes in zusammenfassender Rückschau zu schildern, um auf diese Weise ein kohärentes Ich zu gestalten, wurde zum entscheidenden Kriterium für die Erfüllung des eigentlichen „Wesens“ der Autobiographie. Die autobiographische Literatur der Folgezeit, in der immer weniger von einer erfolgreichen Karriere, einer gelingenden Identitätsbildung

und einem harmonischen Ausgleich zwischen Individuum und Gesellschaft die Rede war, erschien demnach als fortschreitende Entfernung von diesem Ideal. Sie wurde folgerichtig allein noch unter negativem Blickwinkel gesehen (vgl. etwa die Arbeiten von Misch 1949-69; Pascal 1960; Neumann 1970; Müller 1976; Aichinger 1977). Erst in jüngster Zeit ist solch „verfallsgeschichtlicher Betrachtungsweise“ in einer Reihe von Arbeiten zum modernen autobiographischen Erzählen widersprochen worden: eine ebenso überfällige wie zwangsläufige Entwicklung, weil die Fülle und Vielfalt autobiographischer Literatur im 20. Jahrhundert die Rede vom „Niedergang der Gattung“ geradezu als absurd erscheinen lässt (vgl. etwa Sloterdijk 1978; Picard 1978; Frieden 1983; Schneider 1986; Paulsen 1991; Sill 1991²). Das Autobiographische, so der Tenor in den jüngsten Beiträgen, lässt sich nur noch als eine Variante im weiten Spektrum modernen Erzählens begreifen, ohne dass stichhaltige Kriterien auszumachen wären, die es erlaubten, von einer eigenständigen „Gattung Autobiographie“ zu sprechen. Was bislang von literaturwissenschaftlicher Seite noch aussteht, ist eine nähere Beschäftigung mit den narrativen Strukturen lebensgeschichtlicher Interviews. Dieses Feld, so hat es den Anschein, wird in stillschweigendem Einverständnis der qualitativen Sozialforschung, aber auch der pädagogischen Biographieforschung (vgl. etwa Baacke/Schulze 1979, 1985; Schulze 1991) überlassen.

Wie bereits erwähnt, sehe ich Defizite in der soziologischen Biographieforschung vor allem im Hinblick auf ein angemessenes Verständnis der Textförmigkeit biographischer Erzählungen. Die nun folgenden Erläuterungen, die ich als Anregung und Diskussionsbeitrag verstanden wissen möchte, beziehen sich auf drei Aspekte: die Frage der Abgrenzbarkeit alltagssprachlicher biographischer Erzählungen von den literarischen Formen autobiographischen Erzählens; narrative Organisationsprinzipien autobiographischer Texte und die kommunikative Funktion lebensgeschichtlicher Erzählungen.³

Alltagssprachliche und literarische Formen autobiographischen Erzählens

Der vorrangige Rückgriff auf Interviewtexte und deren Verwendung innerhalb einer Biographieforschung, die sich zumeist als Lebenslaufforschung begreift, bringen es mit sich, dass bei der Ausformulierung des eigenen Textverständnisses stets nur der Blick gerichtet wird auf Formen lebensgeschichtlicher Erzählungen, die als eine Variante alltäglicher Kommunikation bezeichnet werden können: in alltagsweltliche Sinnzusammenhänge eingebundene Narrationen (vgl. etwa Quasthoff 1979; Ehlich 1980; Habermas 1981). Demgegenüber erscheint der Gegenstand literaturwissenschaftlicher Erzählforschung, die literarischen Formen des Erzählens, als ein weit abgelegenes Terrain. Gelangt es überhaupt ins Blickfeld, so nur deshalb, um eine deutliche Trennlinie zu ziehen. In der Einleitung des von ihm herausgegebenen Bandes *Erzählen im Alltag* bemüht sich Konrad Ehlich um eine klare Grenzziehung: „Vor lauter Erzählungen

2 In dieser Arbeit habe ich die gattungstheoretischen Ansätze zur Autobiographie einer eingehenden Kritik unterzogen, vgl. Sill 1991: 4 ff.

3 Aufgrund der gebotenen Kürze müssen meine Hinweise punktuell bleiben. Gelegenheit zu sehr viel ausführlicherer Beschäftigung mit den Grundlagen und Merkmalen autobiographischen Sprechens und Schreibens bot sich im Rahmen meiner Abhandlung über autobiographische Schriften zur Deportation von Siebenbürger Sachsen in die Sowjetunion 1945-1949, vgl. Weber et. al. 1995.

scheint das Erzählen abhanden gekommen. Die Literaten haben sich seiner angenommen. Sie professionalisierten es, indem sie begannen, erzählend zu schreiben“ (Ehlich 1980: 11). Die Suggestierung einer Okkupation des Gebietes „Erzählen“ durch professionelle Literaten mag als effektvoller Auftakt seine Wirkung nicht verfehlen; stichhaltig ist der konstruierte Gegensatz in keiner Weise. Weder sind Prosaautoren stets „professionelle Literaten“, man denke nur an den Prager Versicherungsangestellten Franz Kafka, noch lässt sich eine scharfe Trennlinie ziehen zwischen professionellem und alltäglichem Erzählen. Ein Beispiel: Der Boom autobiographischen Erzählens in den siebziger Jahren wurde wesentlich mitgetragen durch zahllose schreibende Laien, deren Texte mit dem Etikett „Verständigungstexte“ versehen worden sind (vgl. Keitel 1983). Durch eine erkennbare Zielgruppenorientierung charakterisiert, sollten diese Texte Verständigungsprozesse innerhalb bestimmter gesellschaftlicher (Rand-)Gruppen initiieren. So gesellten sich zu den schreibenden Arbeitern der sechziger Jahre (Werkkreise „Literatur der Arbeitswelt“) in der Folgezeit „die Frauen, die Häftlinge, die Lehrer, die Alkoholiker, die Schwulen, die schreibenden Schüler“ (Mattenklott 1981/82: 42). Einerseits wurden und werden solche Texte der Anonymität des Buchmarkts überantwortet (Suhrkamp-Reihe „Verständigungstexte“; Rowohlt: „Die neue Frau“ und andere), andererseits dienen und dienen solche Texte noch immer als Medium einer unmittelbaren Kommunikation zwischen Autor und zumeist gleichgesinnten Lesern im Rahmen von Laienzirkeln, in denen es hier „therapeutisch“, dort „schlicht phantasievoll-spielerisch“ (Mattenklott 1981/82: 44) zugeht und in denen „Selbstgebackenes und Selbstgeschriebenes“ (ebd.: 42) offeriert werden.

Festzuhalten bleibt demnach: Der behauptete Gegensatz von Alltagssprachlichem und professionell-literarischem Erzählen mag dem Gegenstand der soziologischen Biographieforschung vermeintlich feste Konturen verleihen; de facto ist er ebenso haltbar wie die behauptete Opposition von mündlichem und schriftlichem Erzählen. Dieser Satz darf nicht missverstanden werden: Nicht die voneinander abweichenden Rahmenbedingungen und Funktionsweisen Alltagssprachlicher Kommunikation zwischen Sprecher und Hörer auf der einen Seite und literarischer Kommunikation zwischen Autor, Text und Rezipient auf der anderen Seite sollen in Zweifel gezogen werden,⁴ wohl aber alle Bestrebungen, einen Gegensatz konstruieren zu wollen zwischen der narrativen Organisation mündlicher lebensgeschichtlicher Erzählungen einerseits und der narrativen Organisation publizierter autobiographischer Texte andererseits. Reden lässt sich nur – und dies allerdings mit großem Recht! – von unterschiedlichen Komplexitätsgraden, die das gesamte Spektrum lebensgeschichtlicher Erzählungen mit seinen fließenden Übergängen kennzeichnen. Wie auch immer terminologisch eingekleidet: Der konstruierte Gegensatz von Alltagsweltlichem und professionellem Erzählen reproduziert wieder einmal einen fragwürdigen Literaturbegriff, der bereits jener Grenzziehung zugrunde lag, auf die sich die positivistische Literatursoziologie und die Literaturwissenschaft bis in die sechziger Jahre hinein geeinigt hatten.

Narrative Organisationsprinzipien autobiographischer Texte

Jeder autobiographische Text, ein narratives Interview ebenso wie Goethes *Dichtung und Wahrheit*, ist als sprachliche Vermittlung erlebter Wirklichkeit durch elementare

4 Mit diesen Zusammenhängen beschäftige ich mich weiter unten.

narrative Organisationsprinzipien gekennzeichnet, mit deren Hilfe lebensgeschichtliche Erfahrungen allererst in Erzählungen umgesetzt werden können. Mögen die Texte in ihrer jeweiligen Komplexität, ihrer jeweiligen literarisch-ästhetischen Struktur, auch noch so weit voneinander entfernt sein, so ist doch jedes narrativ präsentierte Geschehen konstituiert durch Ereignisse, die durch Personen (Figuren) vollzogen werden, die wiederum in Raum und Zeit agieren; ein Geschehen, das überdies aus der Perspektive eines textimmanenten Erzählers präsentiert wird. Zwar kann die Erzählstruktur solcher Texte niemals identisch sein, doch lassen sich übergreifende Formmuster und Ordnungsprinzipien beschreiben. Mit dieser Aufgabe beschäftigt sich insbesondere die literaturwissenschaftliche Erzählforschung⁵ – ein Forschungszweig, der meines Erachtens bei der soziologischen Biographieforschung weit mehr Beachtung finden sollte, als dies bislang der Fall ist.

Um dieses Defizit zu veranschaulichen, sei kurz auf die von Fritz Schütze entwickelte Methode der autobiographischen Stegreiferzählung eingegangen. Dieses Beispiel wiegt umso mehr, als die „formale Text- und strukturelle Inhaltsanalyse“ nach Schütze das bislang wohl differenzierteste soziologisch-hermeneutische Verfahren zur Auswertung von Interviews bezeichnet.

Die Methode des narrativen Interviews führt nach Schütze im Idealfall zu einer Stegreiferzählung selbsterlebter Ereigniszusammenhänge, die wiederum mehreren Zwängen, dem vielzitierten dreifachen Zugzwang (vgl. dazu Schütze 1982: 571 ff.), unterliege: (1) Der Erzähler sei gezwungen, einzelne Segmente seiner Erzählung zu einem vollständigen Bild der Wirklichkeit zusammenzufügen (Gestaltschließung). (2) Die begrenzte Zeit der Interviewsituation bedinge einen Zwang zur Raffung und Begrenzung der Erzählung, die auf einen sogenannten „Clou“ hin zugespitzt werden müsse (Kondensierungszwang). (3) Der Stegreiferzähler sei aus Gründen der Plausibilisierung gezwungen, auf den lebensgeschichtlichen Kontext angesprochener Ereignisse näher einzugehen (Detaillierungszwang). Mit diesem dreifachen Zugzwang glaubt Schütze nun, das strukturelle Potential autobiographischer Stegreiferzählungen erfasst zu haben. Aus literaturwissenschaftlicher Sicht muss dem widersprochen werden. Denn die sogenannten „Zwänge“ beschreiben keineswegs die Struktur autobiographischer Texte, auch nicht den Idealfall einer lebensgeschichtlichen Stegreiferzählung; vielmehr enthalten sie allein Hinweise auf einen möglichen strukturellen Niederschlag in den Texten, weil sie abgeleitet sind aus textexternen Gegebenheiten, aus den Rahmenbedingungen des Interviews, aus der Interaktion zwischen Interviewer und Befragtem. Der Verweis auf die Detaillierung dargestellter Ereignisse oder die Abrundung einer Erzählung greift viel zu kurz, weil er die elementaren Strukturen narrativer Darstellung unberücksichtigt lässt. Gelangen sie hingegen ins Blickfeld, so lässt sich nicht nur die Struktur des Idealfalls einer autobiographischen Stegreiferzählung beschreiben und interpretieren, sondern jede biographische Erzählung, mag sie auch noch so eigentümlich sein.

Die elementaren Kategorien der Textanalyse sind die Erzählperspektive, die Strukturierung von Raum und Zeit, die Handlungsstrukturierung sowie die Anlage und Prä-

5 Einen ebenso komprimierten wie instruktiven Überblick über narrative Organisationsprinzipien von Ereignissen, Zeit, Raum sowie Sprechsituationen bietet Schwarze (1982). Mit Blick auf die Erzählperspektive sei als einführender Text der Beitrag von Gerhart von Graevenitz (1982) im selben Band empfohlen.

sentation von Figuren. Freilich handelt es sich dabei um Kategorien, die für die narrative Organisation jedes erzählenden Textes ihre Gültigkeit besitzen. Insofern stellt sich die Frage, inwieweit überhaupt spezifisch autobiographische Formmuster ausgemacht werden können.

Nun lässt sich bei der Beantwortung dieser Frage anknüpfen an den unhintergehbaren Sachverhalt, dass autobiographisches Erzählen konstitutiv gebunden ist an die Erinnerung. Erzählen, sei es nun mündlich oder schriftlich, lassen sich autobiographische Aussagen stets nur aus dem Erinnerungshorizont heraus; ein Sachverhalt, der zumindest mit Blick auf die Erzählperspektive einige Schlussfolgerungen ermöglicht.

Als Grundfigur lebensgeschichtlichen Erzählens erweist sich die textinterne Ich-Ich-Doppelung: Ein gegenwärtiges Ich erinnert und erzählt von einem vergangenen Ich bzw. von vielen vergangenen Ichs (Ich-Zuständen) im Zuge einer dargestellten Entwicklung. Möglich ist allerdings auch der Entwurf eines – hypothetischen – zukünftigen Ichs, dessen Konturen wiederum Rückschlüsse auf die Persönlichkeit des gegenwärtigen Ichs erlauben, die Ausdruck seiner Wünsche, Hoffnungen, Ängste und Befürchtungen sind. Zumeist wird aus der Perspektive des heutigen, des Ichs in der Gegenwart erzählt; eine Erzählweise, die sich in der Regel des Erzählerberichts und als Tempusform des Imperfekts bedient. Sie kennzeichnet insbesondere narrative Interviews, liegt sie doch nahe, weil jedes autobiographische Sprechen gegenwartsbasiert ist. Gleichwohl kann die Intensität der Erinnerung auch zur Übernahme der Perspektive des vergangenen Ichs führen (Erlebnisperspektive). Die dann vielfach zu beobachtende Detailliertheit der Darstellung ändert freilich nichts an der Tatsache, dass es sich auch hier um den – hypothetischen – Entwurf des damaligen, allein noch in der Erinnerung existenten Ichs handelt. Das vergangene Leben kann chronologisch erzählt werden, aber auch anachronisch, in Form einer auf Vorausdeutungen, Vorwegnahmen und Rückverweisen gegründeten Darstellung. Und wo es vorrangig darum geht, eine assoziative Kette einzelner Erinnerungsbilder zu gestalten, da lösen sich die raum-zeitlichen Koordinaten vergangener Daseins weitgehend auf: Die Achronie wird zum bestimmenden Kennzeichen der Erzählstruktur. Formtraditionen, darauf sei noch kurz hingewiesen, spielen stets eine mehr oder minder große Rolle, ebenso können einzelne literarische Vorbilder als Orientierungsmuster der eigenen Darstellung fungieren.

Natürlich sind all diese Erzählverfahren, und hier verlassen wir für einen Moment die Ebene des Textes, Ausdruck bestimmter Darstellungsintentionen. Insbesondere schriftlich verfassten autobiographischen Texten liegt in der Regel eine bestimmte Erzählkonzeption zugrunde. Darstellungsintentionen, so unterschiedlich sie auch immer sein mögen, hängen wohl stets zusammen mit dem Spannungsverhältnis zwischen heutigem und damaligem Ich des Autobiographen. Dieses Spannungsverhältnis markiert die in der Zwischenzeit durchlaufene Entwicklung, in der sich Selbst- und Weltbilder herausgebildet haben oder auch verworfen worden sind (vgl. dazu Berger 1977); eine Entwicklung, die stets erfolgt in Auseinandersetzung mit gesellschaftlich vermittelten Identitätsmustern. Grundsätzlich allerdings ist das Spannungsverhältnis zwischen gegenwärtigem und vergangenerm Ich fundiert durch die kategoriale Verschiedenheit von Erinnerungshorizont und Erlebnishorizont: auf der einen Seite die Unmittelbarkeit und Zukunftsungewissheit des erlebenden Ichs, auf der anderen Seite das Wissen um die realisierten Möglichkeiten des Lebens, aber auch um die gescheiterten Hoffnungen.

Der autobiographische Text erscheint demnach als ein Entwurf, als eine zeitabhängige Modellierung des Autor-Ichs, seiner Entwicklung und der von ihm erlebten Wirklichkeit; eine Modellierung, in der die Auswahl lebensgeschichtlichen Materials (Selektion) und dessen Anordnung (Kombination) einen spezifischen, in der Textgestalt verbürgten Sinnzusammenhang erzeugen. Wie verschieden dieser Sinnzusammenhang im jeweiligen Einzelfall auch aussieht, ob das erzählte Ich zielgerichtet und planmäßig seine Träume verwirklicht oder als ohnmächtiges Opfer eines verhängten Schicksals erscheint: Es ist ein Sinnzusammenhang, der durch den Text selbst hergestellt wird.⁶ Demgegenüber ist der faktische Lebenslauf gekennzeichnet durch „Wechselwirkungen“, die das Leben jedes einzelnen beherrschen und seiner Planbarkeit Grenzen setzen: „Das Leben besteht aus Wechselwirkungen. Es ist ein Prozeß, in dem immer wieder Spannungen und Ungleichgewichte entstehen, die erneut nach Ausgleich und Veränderung verlangen. Natürlich versuchen die persönlichen Wünsche, Ziele, Wertvorstellungen und Entwürfe dem Prozeß eine Richtung zu geben, aber Widerstände und unvorhergesehene Zufälligkeiten zwingen ihm Umwege, Verzögerungen und Modifikationen auf und bringen die Lebensbewegung möglicherweise ganz von ihrem Kurs ab [...]“ (Wellershoff 1992: 9).

Die kommunikative Funktion lebensgeschichtlicher Erzählungen

In der soziologischen Biographieforschung besteht Einigkeit darüber, das narrative Interview als Sonderform alltäglicher Kommunikation zu definieren, weil es in einer „durch das Forschungssetting konstruierten Situation“ (Weber et al. 1995) stattfindet. Die Einsicht in die Außeralltäglichkeit der Interviewsituation ändert freilich nichts an der Tatsache, dass stets und immer nur das „Erzählen im Alltag“, vor allem das weite Spektrum seiner möglichen sozialen Funktionen (vgl. Fuchs 1984: 77 ff.), als Bezugsrahmen des narrativen Interviews gesehen wird. Über die notwendige Erörterung verschiedener Varianten der sozialen Funktion alltagssprachlicher Erzählungen sollte allerdings nicht vergessen werden, den Vorgang der Kommunikation selbst, die textförmige narrative Struktur des einzelnen Kommunikationsaktes einmal näher in den Blick zu nehmen. Denn wenn sich die soziologische Biographieforschung auf die Wahrnehmung der interaktiven Funktion alltäglichen Erzählens beschränkt, so stellt sie sich selbst in einen längst als fragwürdig erkannten Traditionszusammenhang: Auch die positivistische Literatursoziologie war von der Annahme ausgegangen, das Handeln der an der Literatur beteiligten Personen untersuchen zu können, ohne die literarisch-ästhetische Struktur der Texte selbst einbeziehen zu müssen. Die textimmanente Kommunikationsstruktur bezeichnet wiederum das zentrale Aufgabengebiet literaturwissenschaftlicher Kommunikationsforschung. Ihre Ansätze und Ergebnisse zur literarischen Kommunikation, so meine Hypothese, sind auch für die soziologische Biographieforschung von großer Bedeutung. Um dies zu verdeutlichen, möchte ich nun, in kommu-

6 Ähnlich argumentiert auch Hans-Christoph Koller in seiner Kritik an Fritz Schützes erzähltheoretischer Begründung des narrativen Interviews. „Sowohl die Reihenfolge“, so Koller, „in der die Ereignisse vom Erzähler präsentiert werden, als auch ihre Verknüpfung untereinander“ seien das „Ergebnis des Erzählvorgangs selbst, der die Sukzessivität der Ereignisse allererst herstellt und sie in einen sinnvollen Zusammenhang einzuordnen versucht“ (Koller 1993: 37).

nikationstheoretischer Perspektive, einige Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen dem mündlichen lebensgeschichtlichen Erzählen, dem schriftlichen autobiographischen Erzählen und dem narrativen Interview zur Sprache bringen.

Grundlegend für jede Form mündlichen lebensgeschichtlichen Erzählens ist die Tatsache, dass es sich um eine reale Kommunikationssituation handelt, in der Sprecher und Hörer als historisch-konkrete Personen zur gleichen Zeit anwesend sind. Der Sprecher, aus dessen Perspektive der Hörer als Adressat fungiert, richtet sich mit seiner Aussage an den Kommunikationspartner mit der Absicht, auf diesen einzuwirken: Die sprachliche Äußerung erscheint als Text in Funktion.

Nun muss die lebensgeschichtliche Erzählung als eine Form der mündlichen Erzählrede allerdings abgegrenzt werden von der Zweckrede. Die Zweckrede, die „der sprachlichen Bewältigung des situativen Kontexts“ (Kahrman et al. 1986: 27) dient, reicht in ihren Manifestationsformen von der Bitte bis zum Befehl. In jedem Falle aber ist sie „auf die Handlungsdisposition des Hörers gerichtet und schließt die Vollzugserwartung des Sprechers ein“ (ebd.: 28). Demgegenüber richtet sich die mündliche Erzählrede „nicht ausschließlich auf Handlungsdispositionen“, der „Aspekt der Vollzugserwartung“ (ebd.: 24) kann fehlen. Die mündliche lebensgeschichtliche Erzählung thematisiert frühere Erfahrungen und Erlebnisse des Sprechers, gibt mithin „einen von der Redesituation unabhängigen Sachverhalt oder Faktenzusammenhang wieder“ (ebd.: 28). Explizit oder implizit eingeleitet mit dem Hinweis „Ich möchte dir etwas erzählen“, wird demnach in die aktuelle Redesituation A eine vergangene Situation B eingebettet, in der lebensgeschichtliches Material des Sprechers aufgegriffen und narrativ arrangiert wird. In ihr, der Situation B, erscheint das vergangene Ich (A') als aktiv Handelnder oder zumindest als Beobachter im Rahmen eines Ereigniszusammenhangs, an dem neben ihm auch andere Personen beteiligt sein können. Dabei bleibt die erzählte Situation B abhängig vom Sprecher A. Er ist es, von dem es abhängt, in welcher Weise das Vergangene präsentiert wird. Sicherlich: Erzählt wird die Situation B in der Absicht, auf den Hörer A einzuwirken; ob diese Einwirkung sich freilich gemäß der Intention des Sprechers vollzieht, ist keineswegs so sicher. Angesprochen ist hiermit aus der Sicht des Sprechers ein Darstellungsproblem. Denn die Einwirkung auf den Hörer A hängt ab von „seinem Erinnerungsvermögen, seiner Bewertung, seiner Darstellungsfähigkeit des vergangenen Sachverhalts“ (ebd.: 30). Aus der Sicht des Hörers erweist sich der nur mittelbar gegebene Zusammenhang zwischen Situation B und aktueller Redesituation A hingegen als ein Problem der Auslegung. Beides jedoch sind Probleme, die für die mündliche Erzählrede ebenso gelten wie für die schriftliche Erzählrede – mit einer Einschränkung: In der realen Kommunikationssituation kann der Hörer sich mit Rückfragen an den Sprecher wenden, und dieser wiederum kann die verbalen und nonverbalen Reaktionen des Hörers in seine Erzählstrategie einbeziehen.

Der entscheidende Unterschied zwischen mündlicher und schriftlicher Erzählrede ist die Unterbrechung des Kommunikationsvorgangs. Für den Autor existiert zum Zeitpunkt des Schreibens der Leser allein als gedachter, als Abstraktion zukünftiger realer Leser. Ebenso ist der Autor eines Textes für den Leser in der Regel nicht anwesend, existiert allein in Form eines Textes, der durch den Namenszug des Autors als von ihm verantwortet ausgewiesen wird. Der Dialog zwischen Autor und Rezipient zerfällt demnach in die beiden Teilbereiche „Autor – Text (gedachter Leser)“ sowie „Text (gedachter Autor) – Leser“.

Insofern steht der realen Redesituation A, in der die schriftliche lebensgeschichtliche Erzählung geschrieben wird, eine Rede- oder besser: Rezeptionssituation A' gegenüber, in der der Rezipient die Erzählung liest. Was er liest, entspricht der eingebetteten Situation B in der mündlichen Erzählrede. Die Redesituation A und die Rezeptionssituation A' können zeitlich dicht beieinander liegen, der Leser ist in diesem Fall Zeitgenosse des Autors, der zeitliche Abstand kann allerdings auch sehr groß sein. In jedem Falle aber zerfällt der „Dialog“ in eine produktionsseitige und eine rezeptionsseitige Dimension.

Offenkundig ist damit überdies, dass sich der Text von der historisch-konkreten Person des Verfassers ablöst. In Form seiner erzählten Lebensgeschichte, der in der Regel eine bestimmte Erzählkonzeption zugrunde liegt, realisiert der reale Autor seine Kommunikationsabsicht. Wohlgemerkt: Der Text in seiner Gesamtheit, das Werkganze also, ist die Vergegenständlichung der Intention des Autors. Demgemäß ist es auch das Werkganze, das der Rezipient als Manifestation der Kommunikationsabsicht des realen Autors anzuerkennen hat, nicht einzelne, aus dem Textzusammenhang herausgelöste Passagen.⁷

Von der literaturwissenschaftlichen Erzählforschung erarbeitete Kommunikationsmodelle, die in Detailfragen durchaus differieren (vgl. dazu Zerbst 1982), unterscheiden aus den skizzierten Gründen jedoch prinzipiell zwischen einem textexternen und einem textinternen Bereich. Zunächst der textexterne Bereich: Zu ihm gehören der reale Autor und der reale Leser in ihrer jeweiligen Rolle, aber auch als Mitglieder einer (jeweiligen) Gesellschaft. Zum textinternen Bereich gehört eine Vielzahl unterschiedlicher, hierarchisch gestaffelter Sender- bzw. Empfängerinstanzen. Ein solch komplexes Geflecht verschiedener, gleichwohl aufeinander bezogener Kommunikationsvorgänge ergibt sich, weil die Mitteilungsabsicht des Autors eben nicht in einer einfachen Aussage realisiert ist, sondern in einer erzählten (Lebens-)Geschichte, die als erzählende Figur einen textimmanenten Erzähler besitzt und in der zu unterschiedlichen Zeiten erzählte Personen, zu denen im autobiographischen Text auch das vergangene Ich gehört, handeln und miteinander kommunizieren. Während auf der Handlungsebene Sender- bzw. Empfängerrollen variabel sind (Dialoge), richtet sich die Erzählerrede an einen textimmanenten Adressaten, der nicht explizit erwähnt sein muss, dessen Konturen sich jedoch aus der Art der Darstellung erschließen lassen: beispielsweise in Gestalt einer sehr verkürzten, sich mit Andeutungen auf historische Ereignisse begnügenden Darstellung, die den „eingeweihten“ Leser voraussetzt. Die sogenannten Verständigungstexte, die eine bestimmte Zielgruppe ansprechen wollen, sind hierfür ein treffendes Beispiel. In ihrer Gesamtheit verraten die vielschichtigen Kommunikationsvorgänge innerhalb des Textes den realen Autor als organisierendes Prinzip des Textganzen, ist er es doch, der mit einer bestimmten Kommunikationsabsicht die erzählte (Lebens-)Geschichte geschaffen hat. Die Analyse und Interpretation des in dieser Textge-

7 Vor diesem Hintergrund erweist sich jedes hermeneutische Verfahren als problematisch, das allein auf der Grundlage einzelner Sequenzen zu Aussagen gelangen will über die im Text vergegenständlichten Darstellungsententionen.

stalt verbürgten Sinnzusammenhangs, ein letztlich unabschließbarer Prozess der Annäherung, entspricht mithin der Annäherung an die im Text vergegenständlichte Mitteilungsabsicht des Autors, kurz: die Textintention.⁸

Das narrative Interview nun lässt sich keineswegs allein als Sonderform alltags-sprachlichen Handelns begreifen. Wie sich zeigen lässt, überlagern sich in ihm mündliche und schriftliche Erzählrede in eigentümlicher Weise. Es ist Dialog und „Dialog“, zunächst unmittelbare Kommunikation und Interaktion zwischen Interviewer und Interviewtem, später dann, als Text, Gegenstand hermeneutischer Verfahren, in denen der Forscher als Rezipient mit dem gedachten Autor (Text) kommuniziert. Dazu nun einige Erläuterungen.

Eine grundsätzliche Gemeinsamkeit zwischen mündlichem Erzählen im Alltag und narrativem Interview ist schnell benannt: Auch das narrative Interview ereignet sich, bei aller „Künstlichkeit“, in einer realen Kommunikationssituation, in der Sprecher A (der Interviewte) und Hörer A (der Interviewer) gleichzeitig anwesend sind. Weiterhin lässt sich das narrative Interview als eine Form der mündlichen Erzählrede kennzeichnen: In der Redesituation A wird vom Interviewten eine Situation B mehr oder minder flüssig erzählt, mithin in die Redesituation A eingebettet. Anders jedoch als in der alltäglichen Kommunikation, in der nicht nur die Zweckrede, sondern gegebenenfalls auch die Erzählrede auf eine Handlungsdisposition des Hörers gerichtet ist, ist dies in der Interviewsituation eindeutig nicht der Fall. Mit anderen Worten: Der Aspekt einer auf konkretes Handeln bezogenen Vollzugserwartung fehlt.

Der bei der mündlichen Erzählrede immer nur mittelbar gegebene Zusammenhang zwischen Redesituation A und erzählter Situation B ist – grundsätzlich gesehen – für beide Seiten evident: Er besteht im Forschungsinteresse des Interviewers. Doch rufen dessen Erwartungen und die Außeralltäglichkeit der Situation Unsicherheit beim Befragten hervor. Ein Mitteilungsbedürfnis gegenüber der fremden Person besteht in der Regel nicht; die gegebene Einwilligung in das Interview befördert jedoch zumeist das Bestreben, erwartungsgemäß zu antworten. In diesem Falle ist es nicht das Mitteilungsbedürfnis des Sprechers, sondern der Adressatenbezug, der zum bestimmenden Faktor des Erzählens wird.

Beschrieben sind damit einige wenige Modalitäten, in denen neben Gemeinsamkeiten auch Unterschiede zwischen alltagssprachlicher Kommunikation und narrativem Interview sichtbar geworden sind. All dies ändert freilich nichts an der Tatsache, dass die Einbettung der erzählten Situation B in die mündliche Redesituation A auch für das lebensgeschichtliche Interview seine Gültigkeit besitzt. Und das heißt: Der Befragte sieht sich mit einem Darstellungsproblem konfrontiert, der Interviewer hingegen mit dem Problem der Auslegung. Steht es dem Hörer A in der Alltagssituation jedoch frei, Verstehensprobleme dem Sprecher A gegenüber offensiv anzuschneiden, vielleicht sogar zwischenzeitlich selbst zum Erzähler zu werden, so bleibt das Verhalten des Interviewers in der Gesprächssituation stets defensiv. Gemäß methodischer Leitlinien beschränkt er sich in der Regel auf positiv verstärkende Rezeptionssignale (Kopfnicken

8 An anderer Stelle habe ich ein Kommunikationsmodell des autobiographischen Textes vorgestellt und anhand zahlreicher Textbeispiele die verschiedenen Kommunikationsniveaus zu erläutern versucht, vgl. Weber et al. 1995.

etc.), narratives Nachfragen und Interventionen in der Schlussphase. Kurz: Das Problem der Auslegung wird weitgehend vertagt und lässt sich vertagen, weil es sich bei dieser Form des Gesprächs eben nicht um etwas Ephemeres handelt.

Der Mitschnitt und die anschließende Transkription machen das Gespräch zu einem Text, die mündliche Erzählrede wird zu einer schriftlichen, der Dialog zu einem „Dialog“ zwischen dem Rezipienten und dem Text als Vergegenständlichung einer von außen initiierten Mitteilung des Sprechers A. Auf den Punkt gebracht: Der Interpret eines narrativen Interviews befindet sich in derselben Situation wie der Interpret einer von vornherein schriftlich verfassten lebensgeschichtlichen Erzählung. Der reale Kommunikationsprozess in der Gesprächssituation wird demnach überformt durch einen Kommunikationsvorgang, der durch die zeitliche Distanz zwischen Redesituation A und Rezeptionssituation A' gekennzeichnet ist. Der Kommunikationsvorgang auf dieser übergeordneten Ebene ist unterbrochen, auch wenn die Zeitspanne zwischen Redesituation A und Rezeptionssituation A' in der Regel gering ist. Dies bedeutet wiederum nichts anderes, als dass Kommunikationsmodelle des Erzähltextes ihre Relevanz auch für die verschriftlichte Form des narrativen Interviews besitzen. Selbstverständlich ist allerdings auch, dass Modifizierungen vorgenommen werden müssen aufgrund der Spezifika des lebensgeschichtlichen Interviews, seines eigentümlichen Doppelcharakters als mündliche und schriftliche Erzählrede.

Fazit

Sämtliche Einwände, die ich in den vorangegangenen Abschnitten gegenüber der soziologischen Biographieforschung erhoben habe, beziehen sich auf die meines Erachtens ungenügende methodische Reflexion der narrativ-strukturellen Grundlagen biographischer Erzählungen. Doch hat es den Anschein, als werde in jüngster Zeit der Boden bereitet für eine zukünftige konstruktive Zusammenarbeit von soziologischer und literaturwissenschaftlicher Biographieforschung. Richtungweisend erscheint mir der 1988 erschienene Beitrag von Alois Hahn, der in aller Deutlichkeit zwischen „Lebenslauf“ und „Biographie“ unterscheidet; ein Schritt, der gleichbedeutend ist mit der Anerkennung des eigengesetzlichen narrativen Charakters aller biographischen Erzählungen: „Der Lebenslauf ist ein Insgesamt von Ereignissen, Erfahrungen, Empfindungen usw. mit unendlicher Zahl von Elementen. [...] Aber die Biographie macht für ein Individuum den Lebenslauf zum Thema. Diese Thematisierung darf nicht als Spiegelung mißverstanden werden. [...] Der Lebenslauf ist uns nur über die Fiktion biographischer Repräsentation als Wirklichkeit zugänglich.“ (Hahn 1988: 93 f.). Kaum anders Armin Nassehi, der „Biographie“ folgendermaßen definiert: „Die Biographie ist ein gegenwartsbasierter, vergangene Ereignisse beobachtender Text, der je nach der gegenwärtigen Präferenz die beobachteten Ereignisse nicht als Ereignisse, sondern nur vermittelt über die Beobachtung wiedergibt.“ (Weber et al. 1995; vgl. auch Nassehi/Weber 1990; Nassehi 1994).

Mit dieser Klarstellung ist die Grundlage gegeben für eine gegenstandsadäquate Beschäftigung mit der narrativen Struktur lebensgeschichtlicher Erzählungen. Eine solche Beschäftigung ist wiederum kaum denkbar ohne Einbezug literaturwissenschaftlicher Forschungsergebnisse. Interdisziplinäre Zusammenarbeit setzt freilich voraus, dass

auch die Literaturwissenschaft ihren Blickwinkel erweitert: in Richtung auf eine Biographieforschung, in der biographische Erzählungen, vor allem narrative Interviews, allein als Forschungsinstrument übergeordneter Erkenntnisinteressen fungieren.

LITERATUR

- Aichinger, Ingrid (1977): Künstlerische Selbstdarstellung, Goethes „Dichtung und Wahrheit“ und die Autobiographie der Folgezeit, Goethezeit, Bd. 7, Bern, Frankfurt am Main, Las Vegas.
- Baacke, Dieter und Theodor Schulze (Hg.) (1979): Aus Geschichten lernen, Zur Einübung pädagogischen Geschehens, München.
- Baacke, Dieter und Theodor Schulze (Hg.) (1985): Pädagogische Biographieforschung, Orientierungen, Probleme, Beispiele, Weinheim, Basel.
- Berger, Peter L. (1977): Einladung zur Soziologie, Eine humanistische Perspektive, München.
- Bohnsack, Ralf (1991): Rekonstruktive Sozialforschung, Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung, Opladen.
- Dörner, Andreas und Ludgera Vogt (1994): Literatursoziologie, Literatur, Gesellschaft, Politische Kultur, WV-Studium, Bd. 170: Literaturwissenschaft, Opladen.
- Ehlich, Konrad (Hg.) (1980): Erzählen im Alltag, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 323, Frankfurt am Main.
- Escarpit, Robert (1961): Das Buch und der Leser, Entwurf einer Literatursoziologie, Kunst und Kommunikation, Bd. 2, Köln, Opladen.
- Escarpit, Robert (1967): Die Revolution des Buches, Schriften zur Buchmarktforschung, Bd. 10, Gütersloh.
- Frieden, Sandra (1983): Autobiography: Self into Form, German-language autobiographical writings of the 1970's, Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte, Bd. 2, Frankfurt am Main.
- Fuchs, Werner (1984): Biographische Forschung, Eine Einführung in Praxis und Methoden, WV-Studium, Bd. 127, Opladen.
- Fügen, Hans Norbert (1964): Die Hauptrichtungen der Literatursoziologie und ihre Methoden, Ein Beitrag zur literatursoziologischen Theorie, Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft, Bd. 21, Bonn.
- Graevenitz, Gerhart von (1982): Problemfeld IV: Erzähler, in: Hans-Werner Ludwig, (Hg.): Arbeitsbuch Romananalyse, Literaturwissenschaft im Grundstudium, Bd. 12, Tübingen, 78-105.
- Habermas, Jürgen (1981): Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. 2: Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft, Frankfurt am Main.
- Hahn, Alois (1988): Biographie und Lebenslauf, in: Hanns-Georg Brose und Bruno Hildenbrand, (Hg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende, Biographie und Gesellschaft, Bd. 4, Opladen, 91-105. https://doi.org/10.1007/978-3-322-97182-1_5
- Jaeggi, Urs (1975)³: Literatursoziologie, in: Heinz Ludwig Arnold und Volker Sinemus (Hg.): Grundzüge der Literatur- und Sprachwissenschaft, Bd. 1: Literaturwissenschaft, München, 397-412.
- Kahrman, Cordula, Gunther Reiß und Manfred Schluchter (1986): Erzähltextanalyse, Eine Einführung, Mit Studien- und Übungstexten, Athenäum-Taschenbücher, Bd. 2184, Königstein/Taunus.
- Keitel, Evelyne (1983): Verständigungstexte: Form, Funktion, Wirkung, in: The German Quarterly, 56, No. 3, 431-455. <https://doi.org/10.2307/405445>
- Kocka, Jürgen (1987): Einleitung, in: Ders. (Hg.): Interdisziplinarität, Praxis – Herausforderung – Ideologie, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 671, Frankfurt am Main, 7-14.
- Kohn-Bramstedt, Ernst (1931): Probleme der Literatursoziologie, in: Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung, 7, 719-731.

- Koller, Hans-Christoph (1993): Biographie als rhetorisches Konstrukt, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 6, Heft 1, 33-45.
- Löwenthal, Leo (1932): Zur gesellschaftlichen Lage der Literatur, in: Zeitschrift für Sozialforschung, 1, Heft 1/2, 85-102. <https://doi.org/10.5840/zfs193211/292>
- Löwenthal, Leo (1964): Literatur und Gesellschaft, Das Buch in der Massenkultur, Soziologische Texte, Bd. 27, Neuwied, Berlin.
- Mattenklott, Gert (1981/82): Selbstgebackenes und Selbstgeschriebenes, in: Literatur Konkret, 6, 42-44.
- Misch, Georg (1949-1969)³: Geschichte der Autobiographie, 4 Bde., Frankfurt am Main.
- Müller, Klaus-Detlef (1976): Autobiographie und Roman, Studien zur literarischen Autobiographie der Goethezeit, Studien zur deutschen Literatur, Bd. 46, Tübingen. <https://doi.org/10.1515/9783111384078>
- Nassehi, Armin (1994): Die Form der Biographie, Theoretische Überlegungen zur Biographieforschung in methodologischer Absicht, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 7, Heft 1, 46-63.
- Nassehi, Armin und Georg Weber (1990): Zu einer Theorie biographischer Identität, Epistemologische und systemtheoretische Argumente, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 3, Heft 2, 153-188.
- Neumann, Bernd (1970): Identität und Rollenzwang, Zur Theorie der Autobiographie, Athenäum-Paperbacks Germanistik, Bd. 3, Frankfurt am Main.
- Oevermann, Ulrich, Tilmann Allert, Elisabeth Konau und Jürgen Krambeck (1979): Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften, in: Hans Georg Soeffner (Hg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, Stuttgart, 352-433. https://doi.org/10.1007/978-3-476-03120-4_19
- Pascal, Roy (1960): Die Autobiographie, Gehalt und Gestalt, Sprache und Literatur, Bd. 19, Stuttgart u. a.
- Paulsen, Wolfgang (1991): Das Ich im Spiegel der Sprache, Autobiographisches Schreiben in der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts, Tübingen.
- Picard, Hans Rudolf (1978): Autobiographie im zeitgenössischen Frankreich, Existentielle Reflexion und literarische Gestaltung, Theorie und Geschichte der Literatur und der schönen Künste, Bd. 44, München.
- Quasthoff, Uta (1979): Eine interaktive Funktion von Erzählungen, in: Hans Georg Soeffner (Hg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, Stuttgart, 104-126. https://doi.org/10.1007/978-3-476-03120-4_5
- Rothacker, Erich (1931): Der Beitrag der Philosophie und der Einzelwissenschaften zur Kunstsoziologie, in: Verhandlungen des Siebenten Deutschen Soziologentages vom 28. September bis 1. Oktober 1930 in Berlin: Vorträge und Diskussionen in der Hauptversammlung und in den Sitzungen der Untergruppe, 132-156.
- Rothacker, Erich (1933): Zur Lehre vom Menschen, Ein Sammelreferat über Neuerscheinungen zur Kultursoziologie, in: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, 11, 145-163.
- Scharfschwerdt, Jürgen (1977): Grundprobleme der Literatursoziologie, Ein wissenschaftsgeschichtlicher Überblick, Urban-Taschenbücher, Bd. 217, Stuttgart u. a.
- Schmidt, Siegfried J. (1989): Die Selbstorganisation des Sozialsystems Literatur im 18. Jahrhundert, Frankfurt am Main.
- Schneider, Manfred (1986): Die erkaltete Herzensschrift, Der autobiographische Text im 20. Jahrhundert, München, Wien.
- Schütze, Fritz (1982): Narrative Repräsentation kollektiver Schicksalsbetroffenheit, in: Eberhard Lämmert (Hg.): Erzählforschung, Germanistische Symposien-Berichtsbände, Bd. 4, Stuttgart, 568-590.

- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview, in: *Neue Praxis*, 13, Heft 3, 283-293.
- Schulze, Theodor (1991): Pädagogische Dimensionen der Biographieforschung, in: Erika M. Hoernig (Hg.): *Biographieforschung und Erwachsenenbildung*, Bad Heilbrunn/Oberbayern, 135-155.
- Schwarze, Hans-Wilhelm (1982): Ereignisse, Zeit und Raum, Sprechsituationen in narrativen Texten, in: Hans-Werner Ludwig (Hg.): *Arbeitsbuch Romananalyse, Literaturwissenschaft im Grundstudium*, Bd. 12, Tübingen, 145-188.
- Silbermann, Alphons (1958): Kunst, in: *Das Fischer Lexikon*, 10. Soziologie, Frankfurt am Main, 164-174.
- Silbermann, Alphons (1973): *Empirische Kunstsoziologie, Eine Einführung mit kommentierter Bibliographie*, Stuttgart.
- Silbermann, Alphons (1981): *Einführung in die Literatursoziologie*, München.
- Sill, Oliver (1991): *Zerbrochene Spiegel, Studien zur Theorie und Praxis modernen autobiographischen Erzählens, Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker*, N.F., 98 = 222, Berlin, New York.
<https://doi.org/10.1515/9783110868999>
- Sloterdijk, Peter (1978): *Literatur und Organisation von Lebenserfahrung, Autobiographien der Zwanziger Jahre*, München, Wien.
- Weber, Georg, Renate Weber-Schlechter, Armin Nassehi, Oliver Sill und Georg Kneer (1995): *Die Deportation von Siebenbürger Sachsen in die Sowjetunion 1945-1949, Band 2: Die Deportation als biographisches Ereignis und literarisches Thema*, Köln, Weimar, Wien.
- Wellershoff, Dieter (1992): *Das geordnete Chaos, Essays zur Literatur*, Köln.
- Wiese, Leopold von (1931): Methodologisches über den Problemkreis einer Soziologie der Kunst, in: *Verhandlungen des Siebenten Deutschen Soziologentages vom 28. September bis 1. Oktober 1930 in Berlin: Vorträge und Diskussionen in der Hauptversammlung und in den Sitzungen der Untergruppe*, 121-132.
- Wilpert, Gero von (1969)⁵: *Sachwörterbuch der Literatur*, Kröners Taschenausgabe, Bd. 231, Stuttgart.
- Zerbst, Rainer (1982): Kommunikation, in: Hans-Werner Ludwig (Hg.): *Arbeitsbuch Romananalyse, Literaturwissenschaft im Grundstudium*, Bd. 12, Tübingen, 41-64.
- Zima, Peter V. (1982): *Literatursoziologie/Textsoziologie*, in: Dietrich Harth und Peter Gebhardt (Hg.): *Erkenntnis der Literatur, Theorien, Konzepte, Methoden*, Stuttgart, 161-194.
https://doi.org/10.1007/978-3-476-03172-3_8

Zur narrativen Konstruktion von Vergangenheit

Erzähltheoretische Überlegungen und eine exemplarische Analyse eines
Gruppengesprächs über die „NS-Zeit“¹

Jürgen Straub

[*BIOS 9 (1996), Heft 1, 30-58*]

1. Geschichte und Lebensgeschichten in Erzählungen „50 Jahre danach“: Jahreszahlen als narrative Abbriviatoren

Die Vergegenwärtigung vergangener Wirklichkeiten kann spontan oder auf Anlässe hin erfolgen. Zu den soziokulturellen Institutionen, die die Komemoration und Kommunikation von kollektiv bedeutsamen, historischen Ereignissen und Entwicklungen initiieren und steuern, gehören beispielsweise Jahrestage oder gewisse Zeitspannen der Verjähung. Bilden solche Zeitspannen eine „glatte Zahl“ von Jahren, kommen sie als Kandidaten für Erinnerungsanlässe und Bezugspunkte öffentlicher Diskurse besonders in Frage. 1995 galt nicht nur hierzulande als ein bedeutungsvolles Jahr: „50 Jahre danach“, so lautete die Formel im vergangenen „Gedenkjahr“, sei es erneut an der Zeit, in konzentrierter Weise zurückzublicken. Der Niedergang des Nationalsozialismus, das Ende des Holocaust, die Befreiung unzähliger Menschen von Verfolgung und häufig lebensbedrohlichen Umständen, nicht zuletzt die letzten Tage des Krieges vor nunmehr 50 Jahren bildeten in verschiedenen Gesellschaften einen ganz selbstverständlichen Anlass für die Erinnerung an die „deutsche Geschichte“ zwischen 1933 und 1945, an deren Vorgeschichte(n) und Folgegeschichte(n). Damals erlebtes und teilweise bis in die Gegenwart hineinwirkendes Leid bietet uns Heutigen nach wie vor Anlass für Rückschau und Reflexion. Die Bemühung, mit den Opfern zu denken, macht die Erinnerung der Taten, die Leid schufen, ebenso unausweichlich wie die Frage, in welcher Weise der Topos *historia magistra vitae* auch heute noch Bedeutung besitzt. Vielen Zeitgenossen gilt die Erinnerung an diese Vergangenheit als eine *conditio sine qua non* jedes verantwortungsvollen Umgangs mit der Geschichte, Gegenwart und Zukunft. Nicht zuletzt

1 Der Beitrag entstand im Rahmen eines von der Österreichischen Nationalbank, der Stadt Köln und anderen Institutionen geförderten Forschungsprojektes. Das von Hans Werbig initiierte, am Institut für Psychologie der Universität Erlangen-Nürnberg angesiedelte Projekt befasst sich in sozialpsychologischer und biographietheoretischer Perspektive mit lebensgeschichtlichen Erfahrungen von Zeitzeugen des Nationalsozialismus. Verfasst wurde der Aufsatz am Zentrum für interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld im Kontext eines von Jörn Rüsen koordinierten Projektes über „Historische Sinnbildung. Interdisziplinäre Untersuchungen zur Struktur, Logik und Funktion des Geschichtsbewusstseins im interkulturellen Vergleich“.

das Datum 1945 ist ein bedeutungsvoller Bestandteil des kollektiven Gedächtnisses unterschiedlichster sozialer (Teil-)Systeme, und als solcher vermag es die Diskurse über die nationalsozialistische Vergangenheit Deutschlands (zumindest eine gewisse, nicht bestimmbare Zeit lang) in periodischen Abständen anzustoßen und zu strukturieren.²

Stehen in solchen Diskursen kollektive Vergangenheiten zur Debatte, können die Komemorationen und die Reflexionen, die zur Kokonstruktion, vielleicht zur Transformation symbolisch vermittelter Vergangenheiten führen, zu einer intersubjektiven Einigung der Beteiligten, also zu einer konsensuellen Konstruktion vergangener Wirklichkeit führen. Ebenso wie im Konsens kann das Resultat kollektiver Geschichtsbildungen in einem – wie ich in Anlehnung an Assmann und Assmann (1990) sowie Stierlin (1971) sagen möchte – gegenseitigen Arrangement bestehen, was heißt, dass die Beteiligten zwar unüberbrückbare Differenzen zwischen ihren jeweiligen Vergangenheitskonstruktionen ausmachen, sich in Akten der komplexen Versöhnung aber dennoch anerkennen, tolerieren und dadurch Gemeinsamkeit schaffen – ohne die trennenden Unterschiede zu ignorieren oder zu nivellieren. Schließlich bleibt die Möglichkeit, dass der Diskurs über Geschichte, wie man mit Lyotard (1987) sagen kann, einen Widerstreit offenbart. Die im Widerstreit befindlichen Parteien mögen zwar noch in ihrer Heterogenität aufeinander bezogen sein, sie stehen einander jedoch zunächst einmal ohne Aussicht auf Konsens oder komplexe Versöhnung gegenüber und verharren somit in hermetisch voneinander abgeriegelten Welten. Der öffentliche Gegenwartsdiskurs über die nationalsozialistische Vergangenheit und ihre Folgen bietet Beispiele für alle diese möglichen Ausgänge der Kokonstruktion geschichtlicher Wirklichkeit(en). Und er zeigt, wie die kollektive Verständigung über Geschichte von gewissen symbolischen Anlässen, Geschichten zu erzählen, ihren Ausgang nehmen kann. Die Jahreszahl 1945 ist solch ein Symbol und Erzählanlass. Der Abstand genau eines halben Jahrhunderts verlieh dem Datum 1945 insbesondere im vergangenen Jahr den Status einer narrativen Abbraviatur mit einem hohen Aufforderungscharakter für die Rezipienten.

Wie narrative Abbraviaturen generell gehören das Datum 1945 oder andere Kürzel mit ähnlicher Funktion zur Gruppe jener Sinngebilde, welche „Geschichten indizieren, ohne selber Geschichten zu sein“, zu jenen sprachlichen Zeichen, welche „Geschichten enthalten, auf die sie anspielen, die sie symbolisieren oder in anderer Weise darstellen“ (Rüsen et al. 1991: 230). Sicherlich, Jahreszahlen sind zunächst einmal abstrakte, durch chronometrische Systeme und Operationen mögliche Markierungen zweier Zeiträume von bestimmter Dauer. Sie stehen in der hier eingenommenen Perspektive vor allem aber als Kürzel für kollektive Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte (vgl. Koselleck 1985), schließlich für eine Vielzahl noch unbestimmter Erinnerungen und anderer (sprachlicher) Konstruktionen, die vielfach die Form von Geschichten annehmen.

Nach der hier vertretenen Auffassung kann jedoch nicht davon ausgegangen werden, dass in jedem Falle auch klar ist, welche Geschichte(n) eine narrative Abbraviatur denn „enthält“, welche Geschichten also durch den Gebrauch einer speziellen Abbraviatur „als schon erzählte aufgerufen und kommunikativ verwendet werden“ (Rüsen et al. 1991: 231). Die Sinn- und Bedeutungsgehalte, die narrative Abbraviaturen für be-

2 Die Rede vom kollektiven Gedächtnis ist ebenso metaphorisch wie diejenige von komemorativen Erinnerungen. Vgl. hierzu die im Folgenden vorausgesetzten Überlegungen zu einer Theorie des kollektiven Gedächtnisses und der kollektiven Erinnerung bei Straub (1992, 1993).

stimmte Sprecher besitzen, lassen sich durch mehr oder minder ausführliche Erzählungen und, auf wissenschaftlicher Ebene, durch die Analyse solcher Erzählungen explizieren. Wie immer, wenn solche Analysen angestellt werden, muss die Frage nach Sinn und Bedeutung einer narrativen Abbraviatur nicht (unbedingt) von den Intentionen des Sprechers abhängig gemacht werden. Bedeutungs- und Sinngehalte narrativer Abbraviaturen können unter speziellen text- und interpretationstheoretischen Voraussetzungen ebenso durch Bezugnahmen auf den sprachlichen und nicht-sprachlichen Kontext bestimmt werden, in dem die Abbraviaturen verwendet werden bzw. in den sie von bestimmten Rezipienten gestellt werden können (vgl. Straub 1999: 404 ff.).

Festzuhalten ist: Als Erinnerungsanlass, als Anlass für das Erzählen von Geschichten und die Aktivierung anderer symbolischer Formen, Vergangenheit und *uno actu* Identität zu bilden und umzubilden, dienen narrative Abbraviaturen allemal. Festzustellen, welche Geschichten im konkreten Fall in einer spezifischen Situation für bestimmte Personen durch narrative Abbraviaturen angezeigt werden, bedarf einer womöglich extensiven Deutung oder Interpretation, die im Kern auf die (teilweise erzählerische) Artikulation konnotativer Bedeutungs- und Sinngehalte abzielt. Dass es zu bestimmten historischen Zeitpunkten, zum Beispiel eben „50 Jahre danach“, genügt, in geeigneten Kommunikationssituationen Abbraviaturen wie 1945 (oder 1933 etc.) ins Spiel zu bringen, um Erzählungen zu evozieren, durch die Individuen und Kollektive ihr Geschichtsbewusstsein und möglicherweise ihr biographisches Bewusstsein aus der Perspektive der Gegenwart artikulieren, ist eine für die folgenden Ausführungen grundlegende Annahme. Die Fruchtbarkeit dieser Annahme soll im vierten Abschnitt anhand der exemplarischen Analyse eines Gruppengesprächs über die NS-Zeit verdeutlicht werden. Zuvor jedoch seien einige weitere Aspekte des hier vertretenen erzähltheoretischen Ansatzes für die sozialpsychologische Untersuchung von Erzähltexten erörtert.

2. Funktionale und formaltheoretische Aspekte des Erzählens

Historische und lebensgeschichtliche Erzählungen eröffnen die Möglichkeit, die Lebenswege von Individuen und Kollektiven als einen Kontinuität verbürgenden Zusammenhang zu vergegenwärtigen. Selbstverständlich bedeutet dies nicht, dass in erzählten Geschichten kein Platz für Erfahrungen der Diskontinuität, für das Unerwartete und für vielleicht plötzlich in Erscheinung tretende Krisen wäre, die die eingespielten Deutungs-, Orientierungs- und Handlungsmuster der Betroffenen schlagartig fragwürdig machen können – ganz im Gegenteil. Erzählungen gehören zweifellos zu den lebenspraktisch besonders wichtigen Formen der sprachlichen Artikulation und Bearbeitung von Kontingenzerfahrungen, „positiven“ oder „negativen“. Nicht zuletzt neuere Forschungen in der Psychologie heben den angeführten pragmatisch-funktionalen Gesichtspunkt der narrativen Konfiguration von Zeit zu Recht hervor. Ganz in diesem Sinne charakterisiert etwa Boothe Erzählungen, in denen Subjekte ihr Selbst ausdrücklich machen, als eine Art Antwort: „Die Erzählung antwortet auf einen Vorfall. Der Vorfall trifft den späteren Erzähler, engagiert, beunruhigt ihn, – kurz: destabilisiert ihn in angenehmer oder unangenehmer Richtung; eine Stabilisierung soll herbeigeführt werden durch den aktiven Versuch, dem destabilisierenden Moment durch eine Antwort zu begegnen. Die Antwort anhand der Erzählung gibt dem Erlebten Gestalt, nimmt die Spannung auf, die der Vorfall im Erlebenden auslöste und führt die Situation einem Abschlußpunkt zu.“ (Boothe 1992: 36).

Betrachtet man die Erzählung bzw. die erzählte Geschichte als eine Form oder Gestalt, die, wie es üblicherweise heißt, eine Einheit mit einem Anfang, einem Mittelteil und einem Ende darstellt, lässt sich präzisierend sagen: Die narrative Bearbeitung von Kontingenzerfahrungen läuft im Wesentlichen darauf hinaus, bestimmte Ereignisse, Handlungen, Widerfahrnisse, nicht zuletzt eben unerwartete Vorfälle, in eine Geschichte zu integrieren. Dies ist der zentrale Aspekt der durch das Erzählen einer Geschichte bewerkstelligten, synthetisierenden Leistung. Die Erzählung artikuliert, arrangiert und verknüpft Differentes, sie setzt das Unterschiedene so zueinander in Beziehung, dass schließlich ein intelligibler „Zeit-Zusammenhang“ zur Sprache gebracht ist. Ricœur nennt dies die narrative Konfiguration der Zeit und bezeichnet den Grundcharakter der narrativen Zeitlichkeit mit dem glücklichen Begriff der dissonanten Konsonanz (Ricœur 1988: 13 ff.).³ Just durch die soeben angedeuteten narrativen Prozeduren werden Kontingenzerfahrungen als Erfahrungen begriffen und thematisiert, die für die (Genese der) Identität des Subjekts der Geschichte konstitutiv waren bzw. sind.⁴

Sobald klar ist, dass jede Vergangenheit (in ihren Bezügen zu Gegenwart und Zukunft) zwar nicht ausschließlich, aber doch in einem hohen Maß durch das Erzählen von Geschichten gebildet und umgebildet wird, rücken narrative Praktiken, Prozeduren und Strukturen ins Zentrum des Interesses. Zumindest jene Wissenschaften, welche sich in der einen oder anderen Weise der Vergangenheit bestimmter Menschen zuwenden, kommen dann nicht mehr darum herum, das Erzählen als eine spezifische Sprachform zu untersuchen. Es ist die Form der Erzählung, durch die Erfahrungen und Erwartungen, das Selbst und die Welt von Menschen dynamisiert und in eine umfassendere Verlaufsgestalt integriert werden. Just durch diese Integrationsleistung verleiht die narrative Form Widerfahrnissen und Handlungen, Erfahrungen und Erwartungen in einzigartiger Weise Sinn und Bedeutung – ganz unabhängig vom jeweiligen Inhalt der Erzählung. Die temporale Tiefendimension der Identität handlungsfähiger Subjekte (Individuen oder Kollektive), kurz: historischer und biographischer Sinn wird eben gerade durch das Erzählen von Geschichten, in denen sich das erzählende Subjekt situiert

3 Im wichtigen Kapitel, in dem Ricœur eine dreifache Differenzierung des Begriffs der *mimêsis* vornimmt, wird die narrative Konfiguration durch Fabelkomposition (*mimêsis* II) zwischen dem prä-narrativen Vorverständnis der Welt des Handelns (*mimêsis* I) und der narrativen Refiguration im Akte der Rezeption und Applikation der Erzählung (*mimêsis* III) verortet. Ich verweise hier lediglich auf diese interessante, im Grunde genommen handlungstheoretische Fundierung von Ricœurs Theorie, mit der er das Verhältnis zwischen Zeit und Erzählung als einen notwendigen und universalen Zusammenhang zu bestimmen versucht. Auch wenn man vom uneingeschränkt universalistischen Anspruch dieser Theorie abrückte und zudem – meines Erachtens zu Recht – die handlungstheoretische Fundierung als zu einseitig am teleologischen Modell ausgerichtet zurückwies, könnte an zentralen Ergebnissen von Ricœurs vielschichtiger Analyse der narrativen Zeitlichkeit festgehalten werden.

4 Ich sehe hier davon ab, dass das literarische „Erzählen“ längst auch gegenläufige Absichten verfolgt, indem es narrativ konstituierte, sinn- und bedeutungsstiftende Zusammenhänge des erwähnten Typs untergräbt und destruiert (vgl. Ricœur 1989). Geschichtliche bzw. lebensgeschichtliche Zeit als, wie in lockerer Anlehnung an die Terminologie aus Kants dritter Kritik gesagt werden kann, ein durch die synthetisierenden Leistungen der produktiven Einbildungskraft und der (reflektierenden) Urteilskraft geschaffener Zusammenhang wird damit aufgesprengt und in ein Arrangement uneinholbar kontingenter Ereignisse transformiert. Selbstverständlich wird damit auch jene theoretische Formbestimmung obsolet, welche das Subjekt der Geschichte als eine Einheit zu begreifen ermöglicht. Der vor allem seit Erik H. Eriksons Einführung des Begriffs gängige Titel für diese Formbestimmung heißt Identität. Wo Zeit und Geschichte im Rahmen einer Ästhetik der Plötzlichkeit (Bohrer 1981) nicht die Form eines in der angedeuteten Weise narrativ strukturierten Sinnzusammenhangs bewahren können, ist auch kein Platz mehr für die Vorstellung eines Subjektes, das seine (eben auch temporal strukturierte) Identität im Wandel der Zeit durch adaptive und kreative Umbildungen zu wahren vermag (vgl. Straub 1991).

oder zu denen es in der einen oder anderen Weise Stellung nimmt, ausdrücklich gemacht (vgl. Angehrn 1985). Erzählungen sind sprachliche Ordnungsgestalten, durch die Subjekte ihr Selbst und ihre Welt in einzigartiger Weise unter den Gesichtspunkten der Entstehung und des Wechsels, der intentional herbeigeführten oder kontingenten Veränderung thematisieren können.

Das Erzählen als eine spezifische Sprachform findet bekanntlich seit längerem in verschiedenen Disziplinen Beachtung. Dabei wird mehr und mehr auch grundsätzliche Kritik an narrativen Wirklichkeitskonstruktionen und Sinnbildungsleistungen vorgebracht. Auf einen zentralen Aspekt dieser Kritik soll kurz eingegangen werden, und zwar in der Form einer Apologie der Erzählung. Die besagte Kritik wird heute vor allem im Kontext eines Diskurses erörtert, in dem es um die literarischen Dimensionen der „Geschichte“ (bzw. Geschichtsschreibung) geht. Mittlerweile haben sich Ansätze, die unter den Titeln einer Ästhetik, Poetik und Rhetorik der Geschichte diskutiert werden, nicht nur in der Theorie und Methodologie historischer Wissenschaften etabliert.⁵ Sie sind vielmehr auch an verschiedenen inhaltlichen Fragestellungen der historischen Forschung erprobt worden, etwa dort, wo es um das Schreiben der Geschichte des Holocaust geht (vgl. Braun 1994; Friedländer 1992; Kellner 1994; Kansteiner 1994; Young 1992).

3. Eine kurze Apologie des Erzählens (gegen Hayden White et al.)

Historie und Biographie beruhen, wie ausgeführt, im Wesentlichen auf der narrativen Konfiguration von Zeit, kurz: Sie sind narrative Konstrukte. Eine der aktuellsten und schärfsten Kritiken der erzählerisch verfahrenen Geschichtswissenschaft stammt von White, eben jenem Geschichtstheoretiker, welcher vor ein paar Jahrzehnten noch angetreten war, die nicht hintergehbaren poetischen Tiefenstrukturen einer unweigerlich narrativen Geschichtsschreibung zu explizieren. Ich komme darauf zurück. Zunächst werden in aller Kürze Whites neuere Einwände gegen eine narrativ verfahrenende Geschichtsschreibung behandelt. Dabei gehe ich davon aus, dass sich Whites Kritik und deren Zurückweisung ohne Weiteres auf das Feld der multidisziplinären Biographieforschung übertragen lassen, insofern diese als narrative Wissenschaft betrieben wird (vgl. hierzu Straub 1993a). In vielen seiner jüngeren Schriften lautet Whites zentrale Behauptung, narrative Akte seien ideologische Prozeduren, durch die sich Menschen zwangsläufig in ein trügerisches Gespinnst aus Illusionen, Selbsttäuschungen und Irreführungen anderer verstricken. Diese Diagnose ist in dieser Allgemeinheit nicht nur empirisch fragwürdig, sondern auch theoretisch unhaltbar. So richtig es ist, die bedeutungs- und sinnstiftende Funktion der Erzählung als einer spezifischen Sprach- und Textform hervorzuheben, so übereilt ist Whites pauschale Kritik am Akt des *employment*. Dies zeigt ein Blick auf die wenig stichhaltige Begründung des Einwandes. White verdächtigt die synthetisierenden Leistungen des Erzählens, durch die „Wirklichkeiten“ jene Kontinuität und Kohärenz verliehen werden, welche schließlich die Identität von Subjekten sichern, der ideologischen Irreführung. Und er tut dies mit dem eigentümlichen Argument, diese Synthese- oder Integrationsleistung sei ein Akt, durch den

5 Einen Einblick bieten die von Eggert, Profitlich und Schierpe (1990) sowie von Conrad und Kessel (1994) herausgegebenen Sammelbände. Da hier für genauere Entfaltungen der Begriffe Rhetorik, Ästhetik und Poetik kein Raum ist, spreche ich im Folgenden pauschaler von der literarischen Dimension der Geschichte. Zum Überblick vgl. Scholz Williams (1989).

„Wirklichkeit“ in einer verzerrenden Weise gebildet bzw. reproduziert würde. Die Sinnbildungsleistungen, durch die das Erzählen „Wirklichkeit“ als eine kontinuierliche Verlaufsgestalt und kohärente Ordnung vergegenwärtigt, kommen nach White einer Vorspiegelung falscher Tatsachen gleich. Die Operation des *emplotment* – die Gestaltung oder Modellierung der Erzählstruktur, durch die Ereignisse, Handlungen etc. als *plot* arrangiert werden (White 1991: 10)⁶ – bewirke eine „Verdrehung des gesamten Faktengebiets“, eine Übersetzung oder „Umsetzung von Tatsachen in Fiktionen“ (White 1994a: 142).

So richtig es ist, dass White den konstruktiven Charakter von „Geschichte(n)“ hervorhebt und – mit Louis Mink – betont, dass die Geschichten von Historikern (oder Biographen, Biographieforschern etc.) *nicht gelebt, sondern erzählt* werden (ebd.: 139), so abwegig ist der objektivistische Tenor in Whites Ausführungen. Es gibt bei White eben „Ereignisse“, die, ganz und gar unabhängig von symbolischen bzw. sprachlichen Vermittlungen, eben gerade so sind, wie sie nun einmal sind, und die lediglich durch den Akt des *emplotment* zu Geschichten oder Bestandteilen von Geschichten gemacht werden (ebd.: 128). Just dadurch, so sagt White zunächst (und zu Recht), werden diese Ereignisse, die zuvor vielleicht fremd, rätselhaft oder geheimnisvoll erschienen, vertraut. Die narrative Integration in kulturell verfügbare Begriffs- und Erzählstrukturen erklärt schließlich auch die zunächst unerklärlichen Ereignisse. Wichtig (und meines Erachtens zutreffend) ist es ebenfalls noch, die historische Erzählung als eine Art metaphorische Konstruktion zu begreifen, die auf das Spiel mit kulturell eingeschliffenen Assoziationen und Konnotationen setzt. Eine solche Erzählung ist, wie White in Anlehnung an die semiotische Terminologie von Charles S. Peirce sagt, „ein Komplex von Symbolen, der uns Anweisungen gibt, wie wir ein *Ikön* der Struktur dieser Ereignisse in unserer literarischen Tradition finden können“ (ebd.: 136).

White insistiert nun allerdings auf folgendem, in gewisser Weise problematischem Punkt: Recht besehen, sei das Leben nicht geordnet, schon gar nicht im Sinne der narrativen „Grammatik“, die alles und jedes in moralisch grundierte Geschichten mit einem Anfang, einer Mitte und einem Ende überführe. Wer sich als Subjekt in solchen Erzählungen einrichte, unterwerfe sich, wie White (unter dem Einfluss Foucaults) formuliert, der jede narrative Ordnung durchziehenden „Macht“ (vgl. hierzu die Aufsätze in White 1990). Lässt man den (interessanten) machtkritischen Aspekt – der hier nicht behandelt werden soll – einmal beiseite, so ist an Whites Kritik von (historischen) Erzählungen, die „insgesamt eher zum Traumdenken als zum wachen Denken“ zu rechnen seien, dessen offenkundige Favorisierung einer objektivistischen Konzeption der „Wirklichkeit“ verblüffend – vor allem dann, wenn man sich Whites frühzeitiger und vehementer Kritik an jeder objektivistischen Geschichtswissenschaft erinnert. White denkt nämlich in neueren Arbeiten die „Historie im eigentlichen Sinne“ (White) oder die „Welt der Wahrnehmung“ (White) als eine Art Ansammlung von *facta bruta*, als (chronologische) Ereignisfolgen, die vom Historiker in dieser oder jener Sprachform

6 An anderer Stelle schreibt White, unter *emplotment* verstehe er „einfach die Kodierung der in der Chronik enthaltenen Fakten als Bestandteile bestimmter *Arten* von Plotstrukturen“ (White 1994a: 127). Ricœur spricht diesbezüglich von Fabelbildung. Das Vorbild ist hier freilich Aristoteles (1964), der im 7. Kapitel der *Poetik* eine vollendete Handlung als „Verknüpfung von Begebenheiten“ oder eben als „Fabel“ bezeichnet (was im Englischen der *plot*, im Französischen die *intrigue* ist). Diese Bestimmung macht klar, warum von Aristoteles (und Ricœur) umgekehrt die Fabel als Handlungsnachahmung bezeichnet wird (vgl. Ricœur 1983: 54 ff.).

dargestellt und erklärt werden können. Während nun die narrative Form zu träumerischen und trügerischen Vorstellungen einer kontinuierlichen und kohärenten Welt führt, sorgen andere Sprachformen, wie White meint, für realistischere Repräsentationen. Diese stellen die Wirklichkeit als eine eher fragmentarische, inkohärente, diskontinuierliche und heterogene Struktur dar – was eben angemessener sei als die kritisierte narrative „Verklärung“. Diese Auffassung ist gegenwärtig zweifellos ein Bestandteil des (vor allem akademischen und künstlerischen) Zeitgeistes. Unübersehbar steht hier Nietzsche Pate, insofern dieser das „wilde Leben“ gegen ein Denken verteidigt, das sich als eine bloße Ordnung des Tuns begreift. Wobei gerne ignoriert wird, dass auch fragmentarische oder chaotische Strukturen gedankliche Organisationen der Wirklichkeit und damit mögliche Ordnungen des Tuns verkörpern.

Nun, wie dem auch sei, so fällt White mit den zuletzt skizzierten Ausführungen hinter den von ihm bereits vor Jahrzehnten selbst markierten Stand der Diskussion zurück (vgl. White 1966). White ging damals mit dem seines Erachtens naiven Ansinnen seiner Fachkollegen, historische Wirklichkeit als etwas an sich Gegebenes zu repräsentieren, hart ins Gericht. Seine damals begonnenen Arbeiten zur Metatheorie und Epistemologie der Geschichtswissenschaft standen offenkundig im Zeichen des *linguistic turn*, wie er in der Philosophie und in verschiedenen Fachwissenschaften im zwanzigsten Jahrhundert vollzogen wurde. In seinen jüngeren Arbeiten fällt White häufig hinter diese Position zurück, und wo er daran festhält, verwickelt er sich in eklatante Selbstwidersprüche. Er muss, wie dargelegt, nun ja so etwas wie eine „Wirklichkeit an sich“ postulieren und dieser bestimmte strukturelle Merkmale zuschreiben, um überhaupt sinnvoll in der von ihm favorisierten Weise von der (Un-)Angemessenheit bestimmter Repräsentationsformen sprechen zu können. Anders könnte die Erzählung auch nicht deswegen als irreführendes und ideologisches Instrument der Wirklichkeitsdarstellung kritisiert werden, weil sie die Wirklichkeit eben nicht so darstelle, wie diese eigentlich, das heißt, unabhängig von sprachlichen Konstitutions- oder Konstruktionsleistungen, verfasst sei.

Analoge Argumentationen finden sich mittlerweile in ganz verschiedenen Feldern, in denen es um die Erforschung temporal komplexer Phänomene geht. So hält etwa Bourdieu (1991) erzählte Lebensgeschichten wie andere narrative Konstrukte ebenfalls für einen Auswuchs an Täuschungen über Wirklichkeiten, die an sich niemals narrativ strukturiert seien (vgl. hierzu auch Appelsmeyer 1996: 19 ff.). Der (Auto-)Biograph verhält sich demnach nicht anders als der Historiker, der, wie es Claude Levi-Strauss frühzeitig ausdrückte, der Geschichte „mittels trügerischer Einzeichnungen“ den Stempel der Kontinuität und Kohärenz aufdrückt. Hierzu bedürfte es, so White, beträchtlicher Abstraktionsleistungen und vor allem des zweifelhaften Mutes, das vorliegende Material zu selektieren und alles, was dem integrativen Akt des *emplotment* in die Quere kommen könnte, einfach wegzulassen (White 1994a: 140 f.). Zwar stellt White zu Recht fest, die (historische) Erzählung liefere alles in allem kein Abbild der Vergangenheit, sondern „sie ruft die Bilder von Dingen, auf die sie verweist, ins *Bewußtsein*, in derselben Weise, wie es eine Metapher tut“ (ebd.: 141). Dies oder ähnliches gilt aber nicht allein für die Erzählung, sondern für jede sprachliche und sonstige Repräsentationsform.

White betreibt (wie Bourdieu und andere) eine unhaltbare Ontologisierung und Fundamentalisierung nicht-narrativer Sprach- und Textformen. Dies ist nach der hier vertretenen Auffassung der falsche Schluss, der von manchen aus der triftigen Kritik an

der Fundamentalisierung der Erzählung in Schützes soziologischem Narrativismus (vgl. etwa Bude 1985) gezogen wird. Die beiden erwähnten Fundamentalisierungen bestimmter Sprachformen sind einander komplementär. Sie basieren auf derselben Fragwürdigkeit, indem sie eine Wirklichkeit an sich voraussetzen und diese durch (jeweils bestimmte) Sprachformen erfassen zu können vorgeben. Die sprachliche Repräsentation von Wirklichkeit wird damit allemal auf der Grundlage eines abbildtheoretischen Repräsentationsmodells, also als zumindest idealiter mögliches Identitätsverhältnis gedacht. Häufig geraten dabei die spezifischen Leistungen bestimmter sprachlicher Formen und Operationen aus dem Blick. So ignoriert White etwa die Einsicht in den dargelegten Zusammenhang zwischen Erzählung und Zeit. Dasselbe gilt für Bourdieu – und auch noch für Bude. Letzterer kritisiert zu Recht die Fundamentalisierung der Erzählung im soziologischen Narrativismus Schützes, verkennt dabei aber, dass sich die Erzählung gleichwohl nicht einfach durch andere Repräsentationsformen wie „Begriff“ oder „Collage“ ersetzen lässt, weil diese, im Unterschied zum Erzählen, eben keine im skizzierten Sinne zeitlich affizierten, Zeitlichkeit entwerfenden Sprachformen sind – es sei denn, gewisse Begriffe und Collagen ließen sich als narrative Abbräviaturen auffassen. Das hervorgehobene Spezifikum der *narratio* macht das Erzählen überall dort unersetzlich, wo es um Zeit im Sinne von Historie und Biographie geht. Im Folgenden soll konsequent von der Produktivität der Sprache und den partiell konstitutiven Leistungen des Sprechens im allgemeinen, bestimmter Sprachformen im Besonderen ausgegangen werden, sobald es um die Frage eines epistemologisch und forschungspraktisch relevanten Wirklichkeitskonzeptes geht. Damit ist klar, dass narrative und nicht-narrative Sprach- oder Darstellungsformen keine sich wechselseitig ausschließenden Alternativen sind, schon gar keine Alternativen, die mit einem simplifizierenden, binären moralischen Code kurzgeschlossen werden können.

Natürlich kann gegen den Gebrauch narrativer Sprachformen argumentiert werden. Als Ausgangspunkt für solche kritischen Urteile dient die Auffassung, dass unterschiedliche Sprachformen verschiedenartige, nicht aufeinander reduzierbare „Wirklichkeiten“ repräsentieren. Allemal stellen sodann verschiedene Weisen der Welterzeugung Operationen dar, die jeweils spezifische kognitive und praktisch-psychologische Implikationen aufweisen und Funktionen erfüllen. Hierzu kann man sich reflexiv verhalten, affirmativ oder kritisch Stellung nehmen. In psychologischer Sicht wird das Erzählen, wie jede andere Sprachform auch, etwa dann rational kritisierbar, wenn die Implikationen und Folgen narrativer Konstruktionen in Betracht gezogen werden, wenn der Blick also darauf gerichtet wird, was Menschen denn tun und was sie nicht tun (können), wenn sie Geschichten erzählen, und welche sprachlichen und nicht-sprachlichen Handlungsmöglichkeiten sie sich eröffnen oder verschließen, indem sie Geschichte(n) bilden und vermitteln.

Um Antworten auf solche Fragen zu erhalten, muss man – etwa im Rahmen psychologischer Erzählanalysen – keineswegs nur die Inhalte von Geschichten betrachten, sondern kann auch formbezogene Aspekte von Erzählungen analysieren. Schon die Identifikation einer Kontinuität und Kohärenz verbürgenden Geschichte mit einem Anfang, einer Mitte und einem Ende ist psychologisch häufig unmittelbar aufschlussreich. Die Gestaltung der Erzählstruktur, die Fabelbildung, ist, wie sich mit White sagen lässt, selbst schon ein psychologisch wichtiger Akt. Aufmerksamkeit und interpretative Anstrengungen gebühren in diesem Zusammenhang nicht zuletzt den narrativen Abbräviaturen. Weiterhin kann es beispielsweise psychologisch bedeutsam sein, mit welchen

Situationen und Ereignissen ein Erzähler eine Geschichte, die ein bestimmtes Thema behandelt, beginnen oder enden lässt; auch darauf macht White mit Nachdruck und zurecht aufmerksam: „[...] sowohl die Ausgangslage als auch der Endzustand sind unvermeidlich poetische Konstruktionen und als solche von der Modalität der figurativen Sprache abhängig, die benützt wird, um ihnen die Gestalt von Kohärenz zu geben“ (White 1994a: 154). Weiterhin mögen die Verhältnisse zwischen dem jeweiligen Umfang der formal abgrenzbaren Teile einer Geschichte psychologische Relevanzen anzeigen; dasselbe gilt für die Relationen zwischen erzählter Zeit und Erzählzeit und dergleichen mehr. Einige speziellere Möglichkeiten der Erzähltextanalyse in der Biographieforschung sollen nun vorgestellt werden. Dazu gehe ich auf frühere Arbeiten Whites zurück, die von der literarischen Dimension der Geschichtsschreibung handeln.

4. Erzähltheorie und Tropologie: Neue Möglichkeiten der Erzähltextanalyse (im Anschluss an Hayden White)

Die Ausführungen in *Metahistory* und verwandten Schriften (White 1991; vgl. auch White 1994a) enthalten eine ganze Reihe von bedenkenswerten Vorschlägen für die Analyse von Erzählungen. Natürlich dachte White mitnichten daran, anderen empirischen Disziplinen Vorschläge für die Analyse von (alltagsweltlichen, autobiographischen etc.) Erzähltexten zu unterbreiten, als er in den Werken von Historikern eine verbale Struktur freilegte, die die Form einer jeweils speziellen, typisierbaren Erzählung besitzt. Die Annahme, die Whites metahistorische Analysen für andere Disziplinen so anregend macht, lautet natürlich, dass nicht nur die Werke von Historikern, sondern auch andere Erzählungen eine poetische Tiefenstruktur besitzen, deren Analyse etwa für die Psychologie von Interesse ist. Im Folgenden soll dafür argumentiert und schließlich exemplarisch gezeigt werden, dass sich auch lebensgeschichtliche Erzählungen im Lichte der Whiteschen Tropologie des geschichtlichen Denkens analysieren lassen.

Diese Zuwendung zur literarischen Dimension historischen und biographischen Erzählens soll in vergleichsweise nüchterner Einstellung erfolgen. Nach der hier vertretenen Auffassung muss man aus der „Entdeckung“ literarisch-fiktionaler Aspekte jeder sprachlichen Wirklichkeitskonstruktion nicht gleich eine dramatisch in Szene gesetzte Literarisierung oder Fiktionalisierung aller Wirklichkeiten machen – wozu White häufiger neigt, so etwa, wenn er historische Erzählungen als verbale Fiktionen bezeichnet, „deren Inhalt ebenso erfunden wie vorgefunden ist und deren Formen mit ihren Gegenständen in der Literatur mehr gemeinsam haben als mit denen in den Wissenschaften“ (White 1994a: 125). Zu Recht ruft etwa Weimar in Erinnerung, dass nicht jede Gestaltung von Erzählstrukturen, also nicht schon jedes Narrativ auf den Einsatz *spezifisch* literarischer Verfahren zurückgeführt werden kann (Weimar 1990: 36). Die Operation des *emplotment* schafft *eo ipso* weder literarische Texte noch Fiktionen. Denselben Einwand macht Lützeler geltend (Lützeler 1990: 79). Die völlige Verwischung der Grenze zwischen literarisch-fiktionalen und non-fiktionalen Erzählungen leitet eine Verarmung an Unterscheidungs- und Denkmöglichkeiten in die Wege. Ein Fiktionsbegriff, der seinen Widerpart verloren hat und kein Oppositionsbegriff mehr ist, „hat Sinn und Funktion verloren und kann nur noch als leere Anzeige gelten, daß da einmal ein Problem war“ (Weimar 1990: 36). So vielversprechend es ist, herauszupräparieren, was Fakten als sprachliche Konstrukte mit Fiktionen gemeinsam haben, so leer klingt es, wenn die Redeweisen von der „Faktizität des Fiktionalen“ oder der „Fiktionalität

des Faktischen“ zu formelhaften Gleichungen degenerieren, durch die *res factae* und *res fictae* kurzerhand einerlei werden.

Behält man dies im Auge, kann auch die Biographieforschung meines Erachtens von der Einsicht profitieren, dass wissenschaftliche und ebenso alltagsweltliche Konstruktionen der Vergangenheit eine poetische Tiefenstruktur oder literarische Dimension besitzen, die es zu analysieren gilt. In lockerer Anlehnung an Whites Ausdrucksweise: Auch diese Konstruktionen gründen in einem *poetischen Akt*, durch den der jeweilige Erzähler jenes thematische Feld präfiguriert, in welchem sich die Beschreibungen und Erklärungen, die zeigen sollen, was einst wirklich war und was wirklich geschehen ist, sodann bewegen. In seiner Poetik der Geschichtsschreibung unterscheidet White nun zunächst verschiedene Formen der Konstruktion und Präsentation von Geschichte. Im Einzelnen nennt er – in Anlehnung an Frye – vier Erzählstrategien bzw. poetische Darstellungsformen, deren sich (auch) die Geschichtswissenschaft bedient. Geschichte wird präsentiert als Romanze, als Komödie, als Tragödie oder als Satire (White 1991: 21 ff.). Dies jedenfalls sind jene fundamentalen, archetypischen Erzählformen, welche als kulturell tief verwurzelte, allgemein verfügbare Muster des Erzählens angesehen werden können.

Zu den Unterscheidungen in aller Kürze: Die *Romanze* versteht White im Kern als ein „Drama der Selbstfindung“. Traditionelle Erfahrungswelten werden überschritten, neue Erfahrungsmöglichkeiten geschaffen und genutzt; der Held – ein Individuum oder ein kollektives Subjekt – findet, nachdem er eigene Ausdrucks- und Handlungsmöglichkeiten geschaffen und erprobt hat, schließlich zu sich. Die romantische Erzählung „ist ein Drama vom Triumph des Guten über das Böse, der Tugend über das Laster, des Lichtes über die Finsternis und des endlichen Sieges des Menschen über die Welt [...]“ (White 1991: 22). Die *Satire* ist das gerade Gegenstück zur Romanze. Die Satire erzählt typischerweise eben nicht von Selbstfindung und Erlösung, sondern von Trennung und Verlust, vom Leiden und der Einsicht, dass „der Mensch eher ein Gefangener der Welt als ihr Meister ist“ und „daß das Bewußtsein und der Wille des Menschen angesichts der Aufgabe, die dunklen Mächte, den Tod endgültig zu überwinden, im Grunde unzulänglich“ sind (ebd.). Die *Komödie* und die *Tragödie* stellen demgegenüber zumindest einen Kompromiss, einen zeitweisen Aufenthalt in einer besseren Welt in Aussicht, eine zumindest vorübergehende Versöhnung „der in Gesellschaft und Natur wirkenden Kräfte“ (ebd.: 23). Die in der Komödie möglichen Versöhnungen vereinen Menschen, Mensch und Natur, Mensch und Welt. Das versöhnliche Ende stellt einen besseren, glücklicheren, vernünftigeren Zustand vor Augen. In der Komödie gipfelt all dies in festlichen Anlässen. In der Tragödie gibt es freilich keine Feste, „es sei denn falsche oder vermeintliche. Statt ihrer gibt es Zeichen für einen Zustand der Gespaltenheit, der schrecklicher ist als das, was den tragischen *Agon* zu Beginn des Dramas anstiftete. Doch erscheinen der Untergang des Protagonisten und die Erschütterung der von ihm bewohnten Welt am Schluss des tragischen Schauspiels nicht als schlechthin bedrohlich für die, die den Kampf auf Leben und Tod überstehen. Dem Zuschauer des Kampfes mag sich hierbei das Gesetz offenbaren, welches das menschliche Dasein lenkt und das der Protagonist mit seinen Handlungen gegen die Welt zur Geltung gebracht hat.“ (ebd.). Auch wenn die Tragödie Möglichkeiten der Versöhnung in Aussicht stellt, so sind diese doch bitter und teuer erkauft. Nun, diese Muster sind geläufig, und ebenso ist bekannt, dass der eigentliche Gegensatz in Whites Typologie durch die Romanze

und die Satire gebildet wird, Komödie und Tragödie dagegen eher Qualifizierungen der romantischen Weltauffassung bzw. Erzählung darstellen.

Romanze, Komödie, Tragödie, Satire: Die Wahl einer dieser Formen oder Arten der Erzählstruktur lässt sich, so White, nicht rational begründen, etwa durch eine Verankerung im „Gegenstand“ der Erzählung. Dieser erzwingt nach White niemals eindeutig die Wahl einer bestimmten Darstellungsform. Nichts „Geschichtliches“ ist an sich etwa komisch oder tragisch. Ob Geschichten schließlich Romanzen, Komödien, Tragödien oder Satiren sind, liegt in der Hand dessen, der den *plot* in einer bestimmten, Sinn und Bedeutung schaffenden Weise bildet. Die Entscheidung für eine der genannten Formen obliegt in hohem Maße dem Erzähler, wenngleich dieser sie häufig nicht bewusst trifft, sondern eher implizit fällt, indem er sich an bestimmte präkognitive, ästhetische und oder ethische Kriterien hält. Unbestritten ist damit auch, dass der Entscheidungsfreiheit gewisse Grenzen gesetzt sind, etwa durch moralische Konventionen, die bestimmte Modellierungen der Erzählstruktur nahelegen, ausschließen, sanktionieren etc. (White kann sich beispielsweise nicht vorstellen, dass „irgendjemand die Plotstruktur einer Komödie für das Leben von J. F. Kennedy akzeptieren würde“; White 1994a: 129).

Die erwähnten ästhetischen oder ethischen Kriterien sind nun mit dem eigentlich fundamentalen poetischen Akt, nämlich mit der Wahl der den historiographischen Text präfigurierenden und dominierenden *Redefigur*, untrennbar verschnürt. Je nachdem, ob der Erzähler sich an die Metapher, die Metonymie, die Synekdoche oder die Ironie (sowie deren Verkörperungen wie etwa Katachresis, Oxymoron, Aporie) hält (vgl. zu diesen Begriffen White 1991: 50 ff.), fällt die Erzählstruktur in aller Regel romantisch, tragisch, komisch oder eben satirisch aus. Die angeführten Grundtropen präfigurieren Erfahrungsbereiche, die sich „der Beschreibung in begrifflich klaren Prosadarstellungen zunächst entziehen“ (ebd.: 51). Detailliertere Erläuterungen zu den genannten und noch anzuführenden Unterscheidungen und Zuordnungen finden sich bei White (1991: 50 ff.; 1994a). Hier sei lediglich Whites fundamentale Annahme festgehalten, dass nämlich jeder *Tropus* eine Wahlverwandschaft mit einer speziellen Form des *employment* und der daraus resultierenden Art der Erzählstruktur unterhält. Zugleich bestehen solche Wahlverwandschaften im Hinblick auf spezifische Arten der Argumentation oder Erklärung sowie auf Arten der ideologischen Implikation. Ohne hierauf näher eingehen zu können, sei angemerkt, dass zumindest die von White angeführten, in groben Zügen ohne weitere Erläuterung verständlichen Arten der ideologischen Implikation auch für die biographieanalytische und sozialpsychologische Untersuchung von Erzähltexten relevant sein können. Schließlich darf ein wichtiger Hinweis nicht unterbleiben: Whites in Grundzügen dargestellte Ausführungen sind erheblich komplizierter (und zugleich problematischer), als es auf den ersten Blick scheint. Dies liegt vor allem daran, dass White die angegebenen Wahlverwandschaften als lockere Affinitäten, nicht aber als zwingende Kombinationen auffasst. Ja mehr noch: Hervorragende Historiker versuchen gerade, beispielsweise „eine Erzählstruktur mit einer Argumentationsweise oder einer ideologischen Implikation zu verbinden, die nicht zu ihr passen“ (White 1991: 48). Oder sie setzen zwei oder mehrere Plotstrukturen in ein und demselben Text in ein Spannungsverhältnis zueinander, wodurch der Erzähler ein „Element kritischer Selbstreflexion“ in den Text einbaut (White 1994a: 146). Dies gilt wohl wiederum nicht nur für die Erzähltexte „hervorragender Historiker“, sondern generell. Man darf also keine unverrückbare Linie vom grundlegenden Tropus über die Art der Er-

zählstruktur und die Art der Argumentation bzw. Erklärung bis hin zu bestimmten ideologischen Implikationen ziehen. Dadurch werden die Zusammenhänge zwischen den vier Typiken freilich vager und loser, wohlwollend formuliert auch komplexer. Lässt man diese Komplexitätssteigerung einmal beiseite, kann Whites Poetik der Geschichtsschreibung in den soeben angeführten Punkten schematisch folgendermaßen zusammengefasst werden (vgl. White 1991: 48):

Schema 1: Grundkategorien aus Metahistory von Hayden White

Tropus	Art der Erzählstruktur	Art der Argumentation	Art der ideologischen Implikation
Metapher	romantisch	formativistisch	anarchistisch
Metonymie	tragisch	mechanistisch	radikal
Synekdoche	komisch	organizistisch	konservativ
Ironie	satirisch	kontextualistisch	liberal

Man kann an diesem Schema und der damit verbundenen Theorie vielfältige Kritik üben. So lässt sich unter anderem mit Stückrath (1995) fragen, warum sich White mit den vier *master tropes* bescheidet, andere ignoriert. Unbefriedigend ist ebenso Whites bloß ungefähre, lückenhafte Explikation der verwendeten Begriffe, auch in ihren wechselseitigen logischen Beziehungen. Bezweifelbar ist der behauptete präkognitive Status einer tropologisch fundierten Geschichtsschreibung, die sich, so Stückrath, bei näherem Hinsehen auf eine rationale Urteilslogik zurückführen lässt. Höchst fragwürdig ist nicht zuletzt die Annahme, die einzelnen Tropen *fundierten* je spezifische Urteile des Historikers sowie dessen Erzählstruktur, Argumentationsmodus und Ideologie. Die These, Tropen würden all dies bedingen, muss man ebenso wenig teilen wie manche anderen Theoreme Whites, wenn man dessen System wie folgt für die interpretative Analyse von Erzähltexten nutzt, in denen Menschen in der Retrospektive ihre Vergangenheit, ihr Selbst und ihre Welt ausdrücklich machen und in der Gruppe zur „Diskussion“ stellen. Ich möchte mich mit den genannten und anderen Einwänden gegen Whites Poetik der Geschichtsschreibung nicht befassen, sondern nach gewinnbringenden Anschlussmöglichkeiten für die Biographieforschung fragen.

Whites unbestreitbares Verdienst, das weit über den Bereich einer Metatheorie der Geschichtswissenschaft hinaus Früchte trägt, kann im energischen Hinweis darauf gesehen werden, dass poetische Akte mehr oder minder präfigurieren, zumindest mitbestimmen, welche ideologisch imprägnierten, an bestimmte Arten der Fabelbildung und der Argumentation gebundene Geschichten bestimmte Personen erzählen (können). Auf poetischer Ebene wird mehr oder minder „gesteuert“, welche „Gegenstände“ für den Erzähler überhaupt interessant sind, in welcher Form und mit welchen Worten er diese sodann beschreibt, welche Geschichten und Episoden er erzählt und welche Beziehungen zwischen einzelnen Elementen der Erzählung geschaffen werden etc. Es sind die tropologischen Strategien, die im Folgenden vorrangig interessierenden Arten der Erzählstruktur, aber auch die Art der Argumentation bzw. Explanation sowie der ideologischen Implikation, die Erzählstile und damit den Sinn und die Bedeutung erzählter Geschichten, gleichsam unabhängig von deren Inhalt, mitbestimmen. Diese Einsicht

für empirische Erzähltextanalysen nutzbar zu machen, halte ich für eine Aufgabe zukünftiger biographischer Forschung. Gewisse Aspekte der literarischen Dimension von Erzählungen bestimmen (unter anderem) die auch psychologisch unmittelbar relevanten Sinn- und Bedeutungsgehalte von Narrativen. Dies zeigt der nächste Abschnitt zumindest an einigen wenigen Beispielen. Die folgenden Interpretationen eines Gruppengesprächs orientieren sich also sowohl an den in den ersten Abschnitten des vorliegenden Aufsatzes angestellten erzähltheoretischen Überlegungen als auch an den soeben vorgetragenen Reflexionen zu Tropen und Arten der Erzählstruktur sowie anderen literarischen Gesichtspunkten erzählter Geschichte(n).

5. Romanze und Rechtfertigung, Satire und Kritik: Vergangenheit als kollektives Konstrukt

5.1 Vorbemerkungen

Die folgenden Analysen beziehen sich auf eine wortgetreue Transkription eines elektroakustisch aufgezeichneten Gruppengesprächs, in dem drei Frauen und zwei Männer im Alter zwischen 76 und 87 Jahren über die „Zeit von 1933 bis 1945“ sprachen. Die Gesprächspartner, ausnahmslos Deutsche, wurden schriftlich angeworben. Im ersten Einladungsschreiben zum geplanten Gespräch wurde mitgeteilt, dass noch Zeitzeugen des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges gesucht würden, die bereit wären, von ihren Erlebnissen aus der besagten Zeit, aber auch aus der Zeit vor 1933 und nach 1945, zu erzählen und sich darüber mit anderen auszutauschen. Insgesamt kamen vier Gruppengespräche zustande. Mit einigen der Teilnehmenden wurden anschließend noch Einzelgespräche geführt. Letztere werden im Folgenden ganz vernachlässigt. Das gilt ebenso für die anderen ungefähr achtzig Interviews, die im Rahmen des Projekts durchgeführt wurden.

Die Gesprächsleiter, ein Mann und eine Frau im Alter von 28 bzw. 31 Jahren, verhielten sich, abgesehen von den einführenden Beiträgen, während des etwa dreieinhalb Stunden währenden Gesprächs sehr zurückhaltend.⁷ Durch diese Vorgehensweise sollte zentralen Grundsätzen interpretativer Forschung, namentlich den methodologischen Prinzipien der Offenheit, der Kommunikation und der Fremdheit, Rechnung getragen werden (vgl. Hoffmann-Riehm 1980; Straub 1989: 213 ff.). Die Gruppengespräche sollten es unter anderem ermöglichen, die retrospektive Bildung, Artikulation und Reflexion von biographischen und historischen Erfahrungen sowie damit verwobenen Handlungs- und Lebensorientierungen als einen *sozialen bzw. sozial vermittelten* Vorgang protokollieren und analysieren zu können (vgl. hierzu zum Beispiel Bohnsack 1989, Nießen 1977). Von Interesse sind im Folgenden also nicht so sehr die Äußerungen einzelner, sondern Äußerungen, wie sie im Kontext eines Gesprächs fallen, in dem sich die Beteiligten zueinander verhalten und auf diese Weise etwas hervorbringen, das, gestaltpsychologisch formuliert, etwas qualitativ anderes ist als eine bloße Aneinanderreihung oder Summe der Einzelbeiträge. Das Gespräch sollte für alle möglichen Äußerungsformen gleichermaßen offen sein, speziell auch für das Erzählen von Geschichten.

⁷ Für die Durchführung des Gesprächs bin ich Karl-Friedrich Rumold und Regina Schumacher sehr verbunden. An der Interpretationsgruppe, deren Ergebnisse hier teilweise aufgenommen wurden, waren neben dem Autor und den soeben genannten Personen Alexander Kochinka und Hartmut Seitz beteiligt.

Die Gruppengespräche sollten gerade auch die Konstruktion von Geschichte nachvollziehbar machen, wie sie sich im kollektiven Erzählen von Geschichten vollzieht, sei es, dass diese Konstruktion als *Konsens*, als Bemühen um *komplexe Versöhnung* oder als Formierung eines *Widerstreits* ausfällt. Im Anschluss an die angestellten theoretischen Überlegungen wird im Folgenden das Augenmerk gerade auch auf die literarische Dimension der Konstruktion von Geschichte(n) gerichtet. Neben narrativen Sinnbildungsleistungen im Allgemeinen interessieren vorrangig solche, die, mit White gesprochen, mit spezifischen Erzählstrukturen und der Verwendung bestimmter Redefiguren zu tun haben. Die interpretative Analyse des Textes war sequentiell angelegt. Aus Platzgründen muss im Folgenden mit zusammenfassenden Darstellungen gearbeitet werden. Auf eine Explikation der Interpretationsmethodologie und -methodik und des zugrundeliegenden Programms einer typologischen Erkenntnisbildung wird hier ganz verzichtet (vgl. Straub 1999: 416 ff.; zusammenfassend Straub 1993a: 158 ff).

5.2 Empirie: eine exemplarische Textanalyse

Die Teilnehmer des Gesprächs werden in der Transkription folgendermaßen benannt: der Interviewer (I1), die Interviewerin (I2), Frau Andert (A), Frau Grönn (G), Frau Wilk (W), Herr Kalat (K), Herr Paul (P). Überlappungen von Äußerungen werden im Transkript durch das Zeichen > indiziert. Die in Klammer gesetzten Zahlenangaben hinter den Zitaten beziehen sich auf deren Ort im Transkript (Seite, Zeile). Die folgenden Darlegungen sind in Abschnitte mit eigener Überschrift untergliedert. Während in den ersten Abschnitten gezeigt werden soll, wie die Gruppe allmählich „ihr“ Thema absteckt, wird später an besonders bedeutsamen Aspekten analysiert, wie die Gruppe Zeit narrativ konfiguriert, ihre Erfahrungen und Orientierungen artikuliert und dadurch „ihr“ Geschichtsbild konstruiert und vermittelt. Die in der Gruppe schließlich dominierende „Geschichte“ wird inhaltlich in groben Zügen charakterisiert. Zugleich wird untersucht, in welcher Weise sich im Diskurs der Gruppe eine konkurrierende Erzählung und, damit verbunden, ein alternatives Geschichtsbild manifestiert, ohne recht zum Zuge zu kommen oder gar kollektiv anerkannt zu werden.

Annäherungen ans Thema, erste Situationsdefinitionen

Das Transkript verzeichnet gleich am Anfang einige Sätze, die auf jenes Thema verweisen, um welches es im Verlaufe des gemeinsamen Nachmittags gehen soll. Der erste protokollierte Satz nach dem Einschalten des Tonbandgeräts – er stammt von Herrn Kalat – verweist auf einen Herrn, „*dem seine Mutter Jüdin war*“ (1, 4). Offenkundig besitzt diese Prädikation im Hinblick auf das bevorstehende Gespräch eine besondere Bedeutung. Nach einigen hier vernachlässigbaren Sätzen findet sich unter anderem eine metaphorische Äußerung des Interviewers, die sich wiederum als (impliziter) Verweis auf das Thema des Gruppengesprächs verstehen lässt. Beim Servieren des allen Gesprächsteilnehmern angebotenen Kuchens „stürzt ein Kuchenstück ab“, und dies wird vom Gesprächsleiter nun darauf zurückgeführt, dass es an einem Kuchenheber mangle, weil „*wir nur ne Feldküche haben, also alles nur – äh – im Rucksack hergebracht haben*“ (1, 31). Feldküchen richten sich Soldaten ein, die sich im Krieg oder zu Ausbildungs- und Übungszwecken im Manöver befinden. Der metaphorische Gebrauch des Ausdrucks „Feldküche“ durch den Interviewer stellt assoziative Verknüpfungen zwischen zweierlei Situationen her. Der implizite Bezug, den der Ausdruck „Feldküche“

zu einer bestimmten Vergangenheit unterhält, trägt zur Definition der aktuellen Situation bei. Die analogisierenden Leistungen der metaphorischen Wortverwendung verweisen dabei nicht allein darauf, dass heute wie damals am Esstisch improvisiert wird. Die metaphorische Rede klärt nicht nur die aktuelle Situation im Lichte einer anderen, sondern ruft bestimmte Aspekte der Vergangenheit in Erinnerung, um die es im weiteren Verlauf des Gesprächs gehen könnte. Einige wenige Zeilen später findet sich die im Folgenden zitierte Textpassage, in der ein Gruppenmitglied erneut zum Abstecken des Themas beiträgt, und dies in einer in verschiedener Hinsicht aufschlussreichen Weise.

Bildkommentare als narrative Abbrüviaturen und der implizite Entwurf von (lebens-)geschichtlicher Zeit

K: Wenn 's den Führer sehn wolln.

A: (((lacht)))

I2: > Ja.

K: Schauen 's ämal an. Also ich hab selber gstaunt, daß ä - ; (weil?) - früher hab ich dort stehn ghabt: „Der Führer kommt.“ ((lachend)) Hab i's ausgestrichn. (((zwei Teilnehmerinnen lachen))) Hab i: „Adolf Hitler kommt.“

I1: Aha.

K: In Polen, nä, am Feldflughafen (3, 7-14).

Herr Kalat hat ein Foto mitgebracht. Es bildet Adolf Hitler ab, als dieser 1939 in Polen am Feldflughafen eintrifft. Herr Kalat reicht das Foto mit der scherzhaften, von einem Lachen begleiteten Bemerkung herum: „Wenn's den Führer sehen wollen“. Damit wird ein weiteres Thema markiert, auf das sich die Gruppe einlassen könnte. Neben dem erneuten Hinweis auf den Krieg, den die Deutschen gegen Polen führten, wird nun auch Adolf Hitler beziehungsweise „der Führer“ ins Zentrum der Aufmerksamkeit der Gruppe gerückt. Im vorliegenden Zusammenhang sind jedoch insbesondere die auf die Rückseite der Fotografie geschriebenen Titel bzw. Bildkommentare interessant. Diese markieren eine Veränderung im Leben von Herrn Kalat, einen biographischen (und zugleich historischen) Wandel, der nicht zuletzt für die Thematisierung der Vergangenheit in der aktuellen Gesprächssituation maßgeblich ist. Herr Kalat überschrieb das Bild einst mit der in der NS-Zeit häufig hör- und lesbaren Ankündigungsformel „Der Führer kommt“. Dieser Titel wurde – worüber sich Herr Kalat wunderte, als er es vor kurzem zur Kenntnis nahm – durchgestrichen und durch einen anderen ersetzt: „Adolf Hitler kommt“, so heißt es ab einem bestimmten, uns unbekanntem Zeitpunkt auf der Rückseite des Bildes, ohne dass jedoch die ältere Beschriftung ganz gelöscht worden wäre. Die Tatsache, dass beide Beschriftungen erhalten sind, verleiht diesen eine besondere Aussagekraft. Sie markieren den Anfang und das Ende einer Geschichte, die, würde sie durch eine Entfaltung ihres „mittleren Teiles“ vollständig erzählt, beschreiben und narrativ erklären könnte, wie es zu jener Änderung gekommen ist, die Herrn Kalats Beschriftungen indizieren. Diese Änderung besteht im Kern in einer kognitiven und emotionalen Distanzierung. Die neue Beschriftung zeigt an, dass aus dem „Führer“, der von Herrn Kalat einst als solcher anerkannt war, „Adolf Hitler“ wurde, also möglicherweise, ja vermutlich eine Person, deren „Führungsansprüche“ aus der später veränderten Perspektive Herrn Kalats obsolet geworden waren.

Gründe für diesen Wandel werden vorläufig nicht angegeben. Für die weitere Textanalyse von Bedeutung ist zunächst einmal, dass es Herrn Kalat in erster Linie nicht um das geht, was auf dem Foto zu sehen ist, sondern um die durch die Beschriftungen angezeigte Geschichte und deren Ergebnis. Die Bildkommentare fungieren hier als narrative Abkürzungen, die, sobald man sie in Beziehung zueinander setzt, strukturelle Grundzüge einer *bestimmten* Geschichte symbolisieren, deren Anfang und Ende nunmehr, in bestimmten Aspekten wenigstens, bekannt sind. Das Ende der Geschichte rückt dabei als eine Voraussetzung ins Blickfeld, die allen Erzählungen und sonstigen Äußerungen von Herrn Kalat in der aktuellen Gesprächssituation zugrunde liegt. Wie immer dieser Gesprächsteilnehmer Hitler einst als „Führer“ bezeichnet und anerkannt haben mag, so ist es damit, wie die zweite Beschriftung unmissverständlich dokumentieren und im Kreise der anwesenden Gesprächsteilnehmer beweisen soll, längst vorbei.

Damit artikuliert Herr Kalat ein (in die kollektive Geschichte integriertes) biographisches Entwicklungsmuster, das womöglich von anderen am Gespräch Beteiligten übernommen werden könnte: Die anfänglichen persönlichen Identifizierungen mit dem „Führer“ und der nationalsozialistischen Ideologie und Praxis, die Herr Kalat mit wenigen Worten andeutet, zerbrechen über kurz oder lang. Neue Orientierungen traten an deren Stelle. Diesen Wandel durch eine zweifach beschriftete Photographie zu dokumentieren, ist ein womöglich sehr wichtiger Beitrag zur Definition des aktuellen Selbst und der aktuellen Situation, in der sich Zeitzeugen der dreißiger und vierziger Jahre begegnen, um sich über ihre Erfahrungen auszutauschen. Der Wandel des Vokabulars, mit dem Geschichte vergegenwärtigt wird, ändert diese Geschichte selbst. Dies gilt bereits für einzelne Ausdrücke, Bezeichnungen, Begriffe. Der besagte Wandel bestimmt mit, welche Geschichten auf welche Weise erzählt werden können. Sobald der einstige „Führer“ nur noch mit seinem bürgerlichen Namen bezeichnet wird, wird es beispielsweise möglich, den ehemaligen „Führer“ als „Verführer“, als „Verbrecher“ oder dergleichen zu sehen und entsprechende Geschichten zu erzählen.

Wie dem auch sei, so steht nach Herrn Kalats Beitrag jedenfalls fest, dass dieser einen Bruch in seiner Biographie thematisiert, der eine schließlich vollzogene Distanzierung vom ehemaligen „Führer“ markiert. Der Ausdruck „der Führer“ steht dabei *pars pro toto*. Wer den „Führer“ als „Adolf Hitler“ distanziiert und damit zugleich einen Wandel des eigenen Selbst anzeigt, nimmt von mehr als einer bestimmten Person Abstand. Herr Kalat hat sich, wie er durch die Bekanntgabe der Bildkommentare andeutet, in der einen oder anderen Weise aus ehemaligen Verstrickungen der eigenen Gedanken, Gefühle und Handlungen in das nationalsozialistische Weltbild und eine bestimmte gesellschaftliche Praxis gelöst. Die durch den ersten Bildkommentar nach wie vor sichtbaren Spuren der Identifikation mit dem „Führer“ wurden durchkreuzt, durchgestrichen.

Das Durchstreichen der Schrift wurde als ein symbolischer Akt interpretiert, der einen Wandel des Selbst, zunächst vielleicht bloß den Wunsch nach einem solchen Wandel, anzeigt. Psychologisch von Bedeutung ist dabei, dass die alte Schrift durchkreuzt, nicht aber getilgt wurde. Nur deshalb vermag die Rückseite der Fotografie als biographisches Dokument zu dienen, das so verwendet werden kann, wie es Herr Kalat in der Situation des Gruppengesprächs tut. Die Distanz und Differenz, die Herr Kalat thematisiert, erscheint nach wenigen Worten als eine durch die Materialität eines symbolischen Aktes dokumentarisch belegte „Tatsache“. Die zitierten Bildkommentare werden zu Zeichen biographischen und geschichtlichen Wandels.

Herrn Kalats rhetorische Strategie öffnet der Gesprächsrunde frühzeitig einen Erzählraum für Geschichten des exemplarisch angedeuteten Mustertyps. Die psychologische Struktur solcher Geschichten lässt sich mit den konträren Ausdrücken „Identifizierung“ und „Distanzierung“ charakterisieren. Geschichten des besagten Typs artikulieren letztlich eine Loslösung des Subjekts von bisherigen Identifikationsobjekten, sie beinhalten Diskontinuität. Eine der im Folgenden interessierenden Fragen ist, ob die Gruppe dieses mit wenigen Worten zu einer Fotografie in den Raum gestellte Angebot der biographischen Selbstpräsentation aufnimmt. Bilden also die Gesprächsteilnehmer ihre Lebensgeschichte und, damit verwoben, Geschichte in der Weise, dass sie ein sich nach wenigen Minuten abzeichnendes Muster zustimmend aufgreifen und persönlich konkretisieren? Oder werden alternative Konstruktionen eingebracht?

Der Fortgang des Gesprächs (erste Zwischenbetrachtung)

Das Gespräch wird mit erneuten Hinweisen auf den Krieg fortgesetzt. Herr Kalat und auch andere Gesprächsteilnehmer erwähnen sodann ihre Herkunft und ihren (ehemaligen) Wohnort in der Stadt. Ich übergehe diese Passage und den unmittelbar anschließenden Beitrag eines Interviewers, in dem dieser das Gespräch erst formell eröffnet. Festgehalten sei, wie schnell einzelne der am Gespräch Beteiligten noch vor dem eigentlichen Startsignal durch die Gesprächsleiter begannen, den thematischen Rahmen abzustecken. Dies geschah erstens durch bestimmte metaphorische Sprechweisen, durch die Szenen aus der Vergangenheit assoziiert und in Erinnerung gerufen wurden. Zweitens ist die Verwendung narrativer Abkürzungen auffällig. Gerade dadurch zeichneten sich bereits nach den ersten gesprochenen Worten erste Strukturen erzählbarer Geschichten ab. All dies ist ohne vorgängige theoretische Sensibilisierungen für die narrative Struktur und die literarische Dimension von Geschichte kaum erkennbar. Die angestellten erzähltheoretischen Überlegungen eröffneten also bereits an dieser Stelle Interpretationsperspektiven, die erste Aufschlüsse über die Frage ermöglichen, wie (lebens-)geschichtliche Zeit narrativ konfiguriert und nicht zuletzt durch die Verwendung von Redefiguren qualifiziert, kurz: als ein sinn- oder bedeutungshafter Zusammenhang gebildet wird.

Die erste längere Erzählung

Zur ersten ausführlicheren Erzählung kommt es, als Frau Andert das Wort ergreift. Diese Erzählung ist von größter Bedeutung für den weiteren Diskursverlauf. Sie etabliert den zentralen Bezugsrahmen für die nachfolgenden Redebeiträge. Die fortan hergestellten Bezüge, die Abgrenzungen und das Aufzeigen von Gemeinsamkeiten stellen die Weichen für bestimmte kollektive, typisierende Konstruktionen von Geschichte und Lebensgeschichte. Frau Andert nennt zunächst einmal den Ort ihrer Herkunft und den Beruf ihres Vaters. Dieser war „königlich-bayerischer Staatsforstbeamter“. Sodann erwähnt sie das erste Jahr des Ersten Weltkrieges als Zeit ihrer Einschulung. Damit setzt sie – in einem poetischen Akt – den Anfang der Geschichte, die im Folgenden skizziert wird. Das Ende des Ersten Weltkrieges, namentlich die als „schmachvoll“ erlebte Niederlage der Deutschen wird für Frau Andert zum Ausgangspunkt ihrer Erzählung. Schon die inhaltliche Qualifizierung des Anfangs ihrer Geschichte kündigt ein Erzählmuster an, das als ein traditioneller, in gewissem Ausmaß noch heute geläufiger Topos des kollektiven Selbstverständnisses mancher Deutscher angesehen werden

kann. Bekanntlich bedienten sich nicht zuletzt die Nationalsozialisten dieses Topos und nutzten die ihm implizite „Logik der Vergeltung“ propagandistisch aus. Die insbesondere mit dem Versailler Vertrag verbundene „Schmach“ sollte, ohne große Rücksicht auf Fragen nach der Kriegsschuld, „rückgängig“ gemacht werden. Frau Andert verknüpft in ihrer narrativen Repräsentation der Vergangenheit historische Darstellungen mit autobiographischen; sie verwebt Geschichte und Lebensgeschichte, wobei letztere im Zentrum der Erzählung steht.

Frau Andert verdeutlicht, dass auch sie und die Ihren die erwähnte „Schmach“ empfunden hatten. In ihrer Erzählung wird geschildert, in welcher Weise die Mitglieder ihrer Herkunftsfamilie unter der französischen Besetzung unerträgliche Pein erleiden mussten. Dies vertrieb sie schließlich aus ihrer Heimat nach Nürnberg, wo der „Vater dann sehr viel mit'm Dritten Reich zu tun (hatte)“ (9, 30-3). Diese vage Andeutung verleiht der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg eine hohe Dynamik, die Auswirkungen bis hinein in die Familiengeschichte zeitigte. In der lebensgeschichtlichen Erzählung von Frau Andert wird diese Niederlage zum Anfang und entscheidenden Movens einer narrativ verknüpften Serie von Ereignissen, Widerfahrnissen und Handlungen: Der Niederlage folgte die Besetzung, von dieser fühlte sich Frau Anderts Herkunftsfamilie vom heimatlichen Boden vertrieben, und diese schließlich trieb (jedenfalls) den Vater ins Einflussfeld Hitlers und des Nationalsozialismus.

Ich zitiere ab dem vierten Satz der erzählten Geschichte, deren wesentliche, implizite Funktion insgesamt darin besteht, die angedeutete Hinwendung des Vaters zum Nationalsozialismus zu plausibilisieren. Dabei wird die Figur des Vaters in der Erzählung wiederum *pars pro toto* verwendet: Der Vater steht – im Sinne einer Synekdoche – nicht zuletzt für eine Vielzahl von Deutschen, deren Denken, Fühlen und Handeln sich aus ähnlichen Gründen gleichförmig in die Richtung der von den Nationalsozialisten unterstützten Deutungsmuster bewegten.

A: (((holt tief Luft))) Mein Vater war - noch königlich-bayerischer Staatsforstbeamter, - da lacht mä ja heut drüber, nä, aber es war so. - Und dann, im ersten Kriegsjahr,

II:> mhm

A: wurde ich eingeschult. -- Am Ende des Krieges, äh, zog dann bei uns die französische Besetzung ein. Die blieb dann bis 1928. - War ((betont)) sehr + schlimm: - Wir hatten alle französische Identitätskarten, wir mußten, konnten nur mit Franc bezahlen, wir durften nicht aufm Bürgersteig gehen die ersten Jahre. - Und dann kam die In-, Inflation, - '23 der Währungsschnitt, und wir, wir bezahlten mit Billionen! -- 's können Sie sich gar nicht vorstellen, (was das war?). Billionen. -- Und dann, äh, war, äh -, am Forstamt meines Vaters, - die warn, Ämter warn ja alle von den Franzosen besetzt, - und da war ein - ein Franzose, der sehr radikal war, und dann hat sich rausgestellt, der war von Straßburch und hatte den schönen Familiennamen ((betont)) „Deutsch“. + (((einige lachen)))

A: Von früher her: - Straßburch, deutsch,französischen (_____).

II: > mhm mhm > Ja. > Ja.

A: Und des war dann für uns der „Monsieur Deutsch“, nä. Und der hat den Versailler Vertrag ((betont)) ganz+ radikal durchgeführt im Wald. Da wurden Kahlschläche gemacht, Eichen und Buchen abgesäht, und alle nach Frankreich

abge... (abgeschoben?). Da waren richtige Kahlschläche, da war überhaupt nix mehr gestanden.

II: mhm

A: Und da war der, dieser - Monsieur Deutsch, der war dahinter gstanden, wie - weiß Gott was.

II: > mhm

W?:mhm

A: Dann hat mein Vater gsacht: „Da bleib ich nimmer“ - und ließ sich ((schnell)) versetzen +, und so kamen wir na-, jetzt komm ich auf Nürnberch, so kamen wir nach Nürnberch und nach, nach ((betont)) (Stadtteil) + . -- Und da hatte mein Vater dann sehr viel mit 'm - Dritten Reich zu tun - wie des war.

(...)

A: Und dann wurde der Tiergarten verlecht in den Bezirk meines Vaters.

K: > Jawoll, ja, und zuerst

A: > (Dann?) ham die Förster um jeden Baum gekämpft. Und da war der Hitler oft. (8, 29-10, 12)

Die „sehr schlimmen“ Erfahrungen unter der langjährigen französischen Besatzung raubten den Einheimischen ihre Identität. Die französische Identitätskarte und Währung stehen unmissverständlich hierfür, ebenso das Verbot, auf dem Bürgersteig zu gehen. Die Tatsache, dass einer der zur französischen Besatzung gehörenden Männer „den schönen Familiennamen Deutsch“ trug, erwies sich als bittere Ironie des Schicksals, was die Erzählerin für die rhetorische Entfaltung ihrer Geschichte zu nutzen weiß. Die Inflation und Währungskrise trugen jeweils das Ihre zur geschilderten Verunsicherung bei. Der Identitätsverlust wird in „dramatischer“ Form durch die Schilderung bestimmter Maßnahmen, die von Monsieur Deutsch kontrolliert wurden, versinnbildlicht. Die Abholzung der Wälder steht im Text für die Entwurzelung von Menschen. Der Vater fällt schließlich die Entscheidung, sich versetzen zu lassen, und so kommt die Familie nach Nürnberg, in eines der späteren Zentren des „Dritten Reiches“ und in die Nähe Hitlers.

Berücksichtigt man die vorgetragene Interpretation der Bildkommentare, die Herr Kalat während der Präsentation des von ihm mitgebrachten Fotos vorlas, lässt sich nun sagen: Mit dem Abschluss von Frau Anderts Erzählung liegt ein zweites Muster für die narrative Konfiguration von geschichtlicher und lebensgeschichtlicher Zeit vor. Die beiden Erzählungen setzen zu unterschiedlichen Zeitpunkten ein. Damit hängt ein weiterer Unterschied zusammen. Während die Äußerungen von Herrn Kalat dahingehend interpretiert wurden, dass sie vor allem auf einen biographischen Bruch abheben, der zu einer Distanzierung von der nationalsozialistischen Ideologie und Praxis führte, ist die erzählte Geschichte von Frau Andert um einen anderen Mittelpunkt herum zentriert. In ihrer erzählten Geschichte geht es darum zu plausibilisieren, zu erklären und zu rechtfertigen, wie es zu Annäherungen an den Nationalsozialismus hat kommen können. Ihr ganz persönlicher Fall, die Geschichte ihrer Herkunftsfamilie, fungiert dabei als Exemplum für allgemeinere Entwicklungen. Die Erzählerin setzt, um die ins Zentrum der Erzählung gerückten Vorgänge zu beschreiben, zu erklären und zu rechtfertigen, das Ende des Ersten Weltkriegs, namentlich den Versailler Vertrag und dessen Erfüllung durch die französische Besatzungsmacht, als Anfang der Geschichte, die erzählt werden soll. Die Thematisierung der eigenen Notlage und des eigenen Leids wird

zum Movens der Biographie, der Familiengeschichte und der Geschichte, die Frau Andert entfaltet. Der Mittelteil der Erzählung behandelt einen durch einen Wohnortwechsel symbolisierten Übergang, der zu einer vage artikulierten Annäherung an den Nationalsozialismus, der auch durch die Person Hitlers verkörpert wird, führt. Nach diesem Übergang tritt diese Geschichte in eine Phase ein, in der sie letztlich ihr Ende finden wird.

Hat man den von den Intentionen der Sprecher teilweise unabhängigen Textsinn im Blick, lässt sich formulieren: Frau Andert nimmt in der Weise auf die von Herrn Kalat ins Spiel gebrachten narrativen Abbrüchigkeiten Bezug, dass sie am Beispiel ihrer Erfahrungen plausibilisiert, wie es zu den von Herrn Kalat angedeuteten, affirmativen Verstrickungen in die Ideologie und Praxis des Nationalsozialismus kommen konnte: Wie war es möglich und wie ist noch heute verstehbar, ja „naheliegend“, dass das „Kommen des Führers“ in den späten zwanziger und den frühen dreißiger Jahren gewünscht und schließlich begrüßt werden konnte? Frau Andert erzählt eine mögliche Vorgeschichte, die sich nahtlos der von Herrn Kalat nur angedeuteten Geschichte voranstellen ließe. Ob sich die Beiträge der beiden Gesprächsteilnehmer in der Tat zu einer solchen umfassenderen, einheitlichen Geschichte zusammenfügen lassen, ist im Folgenden genauer zu prüfen. Die bislang vorliegenden Indizien sprechen freilich eher dagegen. Sie zeigen vielmehr an, wie unterschiedlich sich „Geschichte“ im Hinblick auf Erfahrungen, auf die durch die Jahreszahlen 1933 und 1945 vage angespielt wird, in Akten der narrativen Konfiguration von Zeit bilden und tradieren lässt. Dies bedeutet, dass die Vorstellung einer einheitlichen und kollektiv anerkannten Geschichte im vorliegenden Fall nicht aufrechterhalten werden kann.

Die Manifestation eines Konflikts (zweite Zwischenbetrachtung)

Frau Andert und Herr Kalat besetzen mit ihren frühzeitigen Beiträgen zwei Positionen, aus denen heraus sich Geschichten erzählen lassen, die sich in wesentlichen Aspekten voneinander unterscheiden und in Konflikt miteinander geraten. Die bislang behandelten narrativen Präsentationen von Geschichte und Lebensgeschichte werden bald schon als offenkundige Alternativen erkennbar, die dem Gruppengespräch und der darin unternommenen kollektiven Konstruktion der Vergangenheit die Struktur eines Widerstreits verleihen. Dabei wird die von Frau Andert vertretene Position von den anderen drei Zeitzeugen im Wesentlichen unterstützt, Herrn Kalats Konstruktion bleibt dagegen randständig. Ihm bleibt die Rolle eines kritischen, vor allem ironisch sprechenden Kommentators, der weniger „seine“ Geschichte entfalten und zur Reflexion anbieten als die im Diskurs der Gruppe dominierende Geschichte hinterfragen und unterlaufen kann.

„... damit '33 überhaupt geboren werden konnte“

Frau Grönn greift erstmals nachhaltig in das Gespräch ein, indem sie die Vorgabe des Interviewers problematisiert, nach der sich die zu erzählenden Geschichten auf die Zeit ab 1933 beziehen sollen. Eigentlich habe das doch „alles schon viel früher angefangen“ (13, 6-7). Damit knüpft die Sprecherin implizit an den Beitrag von Frau Andert an, der ja gerade dies bereits demonstriert hat. Frau Andert und Frau Grönn kommen gemeinsam zu dem (in der Gruppe konsensfähigen) Schluss, dass also auf jeden Fall *„die Welt-*

wirtschaftskrise und die Weimarer Republik mit hinein müßten“, also „die Zeiten, damit ‘33 überhaupt geboren werden konnte“ (13, 17-23). Damit wird nicht zuletzt ein thematischer Schwerpunkt für das weitere Gespräch gesetzt bzw. bestätigt, nämlich die Plausibilisierung und Legitimation der nationalsozialistischen Bewegung, speziell der eigenen Anteilnahme an dieser – wie die Metapher der Geburt nahelegt – gleichsam naturwüchsigen Bewegung. Die Weimarer Republik und die Weltwirtschaftskrise werden auch noch im Fortgang des Gesprächs als entscheidende Vorbedingungen des Nationalsozialismus behandelt. Ohne das Versagen der maßgeblichen Politiker dieser Zeit hätte, wie Frau Andert sagt, „Hitler keine Chance gehabt“ (14, 15). Auffällig ist, dass in Frau Anderts Erzählung die Zeit seit dem Ende des Ersten Weltkrieges bis hin zu Hitlers ersten Auftritten als Zeit eines durchgängigen und gleichmäßigen sozialen Elends präsentiert wird: „Und das war der Aufhänger [...] ‘32 mußten wir so oft wählen, und da war bei uns daheim ‘n Familienrat: was wählen wir?“ (14, 37-15, 2). Die Tatsache, dass Frau Andert Einblick insbesondere in die Nöte ihrer Arbeitskolleginnen und deren Familienangehörigen hatte, wird in ihrer Erzählung zum unmittelbaren Anlass dafür, nicht wie ihre Eltern „schwarz“ zu wählen, sondern „braun“, eben die NSDAP, von der allein sich auch Frau Andert den ersehnten Wandel versprach. Ich verzichte auf Textbelege und Einzelheiten.

Erste Bezugnahmen auf die nun vorliegende Mustererzählung

Frau Anderts in ihrer Grundstruktur nunmehr abgeschlossene Erzählung wird von den Anwesenden lebhaft aufgegriffen. Sie wird zu einem für die weitere kollektive Konstruktion der Vergangenheit der Gruppenmitglieder maßgeblichen Typus, unter den eigene Erfahrungen, Selbst- und Weltauffassungen sowie diejenigen anderer Menschen zu einem guten Teil subsumiert werden können. Zahlreiche Beiträge, welche an Frau Anderts deskriptive, evaluative und normative Erzählung direkt anknüpfen, übernehmen diese – trotz kleinerer Abweichungen – in ihrer wesentlichen Struktur und Funktion. Allerdings provozieren Frau Anderts Ausführungen, die Struktur und Merkmale einer Romanze besitzen, auch den Widerspruch Herrn Kalats. Von den anderen wird immer wieder die eigene Notlage thematisiert und somit narrativ plausibilisiert, warum man zumindest eine Zeitlang auf Hitler setzte. Frau Andert erwähnt dabei auch, dass die Kunden in der Schneiderei, in der sie tätig war, bzw. im dazugehörigen Modesalon zu „90 Prozent jüdische Kunden“ gewesen seien (18, 13-14), da allein diese sich die teure Kleidung hätten leisten können. Die Juden fungieren an dieser Stelle der Erzählung (unter anderem) offenkundig als Kontrasthorizont, gegen den sich die eigenen Nöte besonders deutlich abheben lassen. Von diesen Nöten befreite einen, wie es heißt, erst Hitler. Dieser habe schließlich nicht nur eine Besserung der bedrückenden Lebenslage vieler versprochen, sondern, wie Frau Andert nun sagt, dieses Versprechen auch eingehalten. Man bekam bald schon „Tariflohn und Leistungslohn“, „bezahlten Urlaub“ und anderes mehr: „Also auch eine Sache, wo man sagt: Ja, das ist eingelöst worden. Nä, und des hört man aber so net, des können nur wir erzähl.“ (20, 6-7). Hitler erscheint in dieser Erzählung zunächst einmal ausschließlich als eine Figur, die andere aus ihrer bedrückenden Notlage errettet, gewissermaßen erlöst und mit der bislang so widrigen Welt versöhnt – ganz im Sinne einer romanzenartigen Plotstruktur. Von dieser Struktur her bezieht die Erzählung wesentliche Sinn- und Bedeutungsgehalte. Dies geschieht freilich implizit. Die Spezifität und Funktion der Plotstruktur

bleibt gänzlich unsichtbar in einer Erzählung, die vorgibt, nichts weiter zu repräsentieren als das, was einst wirklich geschehen ist.

Die skizzierte Erfahrung bzw. Entwicklung wird in Frau Anderts lebensgeschichtlicher Erzählung so typisiert, dass diese Erzählung letztlich auch als historische Konstruktion erscheint. Die autobiographische Fundierung oder Kommentierung dieser Konstruktion hat dabei eine besondere Funktion. Im letzten Satz des obigen Zitats wird dies deutlich. Die Erzählerin beansprucht dort nämlich die unantastbare Autorität einer Erzählung, die Erwartungen und Erfahrungen zur Sprache bringt, über die allein diejenigen Bescheid wissen und urteilen können, die, so Frau Andert, sie selbst gemacht haben. Nur in Geschichten, in denen das erzählende Ich mit dem erzählten Ich in eins fällt, so ließe sich dieser Anspruch reformulieren, lässt sich sagen, wie es damals (für die Betroffenen) eigentlich war.

Eine Erzählung als Provokation

Die Provokation von Frau Anderts Erzählung ist offenkundig. Die „Logik“ ihrer romantischen Erzählung bringt es mit sich, dass das Aufkommen des Nationalsozialismus nicht nur aus der Sicht der Erzählerin und einiger anderer Betroffener plausibilisiert, sondern streckenweise auch noch in der Retrospektive affirmiert wird. Thematisiert werden nämlich, nachdem die Nöte vor 1933 geschildert worden waren, allein die unmittelbaren Verbesserungen der eigenen Lebenssituation nach Hitlers Machtergreifung. Diese verkörpern das „gute Ende“, von dem her Frau Andert ihre Geschichte bildet. Die Perspektiven und Schicksale anderer, aber auch die mittel- und längerfristigen Entwicklungen, von denen auch Frau Andert betroffen war, bleiben außen vor. Die präsentierte Geschichte hat ihre klaren Grenzen, einen durch das erzählende Subjekt gesetzten Anfang und ein Ende, und diese Grenzen sind nicht durch irgendwelche „Fakten“ determiniert, sondern Ergebnisse einer spezifischen, narrativen und „poetischen“ Konfiguration der fraglichen Zeit.

Die Provokation, die diese Geschichte darstellt und die im weiteren Gesprächsverlauf immer wieder Kontroversen hervorruft, wirft einige Fragen auf, die den öffentlichen Diskurs über den Nationalsozialismus, den Holocaust und den Zweiten Weltkrieg bis heute maßgeblich bestimmen: Ist diese Geschichte wahr, spricht die Erzählerin wahrhaftig, haben also Frau Andert und andere die Wahl und Herrschaft Hitlers damals tatsächlich in keiner Weise mit dem kommenden Unheil in Verbindung gebracht? Hätten sie dies tun können und sollen, wären andere Wahrnehmungen möglich gewesen etc.? Uns allen sind solche Fragen vertraut. Sie führen in erster Linie in einen moralischen, politischen und pädagogischen Diskurs. Auch in der Gruppe werden Fragen des genannten Typs gestellt. Namentlich Herr Kalat meldet Widerspruch gegen die nun präsente, narrativ-poetische Konstruktion eines lebensgeschichtlich fundierten Geschichtsbildes an. Natürlich untergräbt er damit nicht zuletzt die pragmatisch-psychologische Abwehr- und Entlastungsfunktion, die Frau Anderts erzählte Geschichte offenkundig erfüllt. Im Folgenden soll das Augenmerk jedoch auf einen anderen Aspekt gerichtet werden.

Herrn Kalats satirische Distanzierung der präsentierten Romanze

Herr Kalat stört den Erzählfluss und die affirmative Funktion, die jede rechtfertigende und nostalgisch gefärbte Erinnerung erfüllt. Dabei möchte er gar nicht in Abrede stellen, dass Frau Andert wahrhaftig spricht. Er wendet sich jedoch dagegen, die „erzählte Geschichte“ bei der retrospektiven Vergegenwärtigung von Hitlers Versprechen und der Anerkennung einiger seiner „Taten“ enden zu lassen. Hinterfragt wird damit eine Geschichtskonstruktion, die von diesen „Erfolgen“ her gebildet wird und dadurch, *no-lens volens*, die nach 33 teilweise erfüllten Hoffnungen einiger Deutscher zur Richtschnur der heutigen Rede über den Nationalsozialismus macht. Die Perspektive, aus der Frau Andert ihre Geschichte erzählt, ist nicht nur durch ihre ganz persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen geprägt, sondern auch an einen gewissen Zeitraum in der erzählten Zeit gekoppelt: Während der ersten Jahre nach 1933 sah Hitlers Machtübernahme für diejenigen, die die langen Jahre vor 1933 im Sinne von Frau Anderts Erzählung als einzige Misere erlebt hatten, als Anfang eines Weges zum Besseren hin aus. Frau Andert präsentiert ihre Geschichte als ein Ganzes. Nach Herrn Kalats Sicht der Dinge ist nun gerade diese von Frau Andert als Ganzheit präsentierte Geschichte allenfalls als ein Teil einer umfassenderen Geschichte zu begreifen, als Teil einer Geschichte, aus der sich nichts isolieren und als Isoliertes betrachten lässt, ohne dass die autobiographische und die historische „Wahrheit“ und zugleich die aus der Geschichte erwachsene Verantwortung verfehlt würden:

K: Mä muß aber auch ä bissl bremsen dann, gell, (_____)

A: >Ja. Ja.

K: Aber ich merk, des war so.

A: Des war so - genau so.

K: > Aber, - nicht daß des falsch ist, aber es waren schon etliche Leute, die ham des so ähnlich wie heut, es gibt ja heut in Amerika oder hier, gibts ja auch viele, die sagen, des geht alles viel einfacher, nä, aber Sie müssen doch selber sang: Was war denn dann, '39

G: > Ja, da hat mä erst ((betont)) langsam + erfahren, was wirklich is. Noch '38, '39. Aber von der Judenschicht hat mä noch net ämal '38, 39.

K:

> Da muß ich auch widersprechen. (20, 9-20, 24)

Frau Andert baut kein reflexives Moment in die analysierten Teile ihrer Erzählung ein, welches deren Perspektivität thematisieren und durchbrechen könnte. Die Erzählperspektive Frau Anderts ist identisch mit dem, was die Erzählung als damalige Binnensicht der Erzählerin ausweist und als authentisch verbürgt. Diese Binnensicht ist an einen spezifischen Zeitraum gekoppelt, der von der Erzählerin als glückliches Ende einer langen Leidensgeschichte präsentiert wird. Die bisherigen Ausführungen machten an mehreren Stellen deutlich, dass selbst dann, wenn die sogenannte „Faktenlage“ unstrittig wäre, keineswegs determiniert ist, in welcher Weise welche „Fakten“ in die Form einer Geschichte gebracht werden. Die Erzählung von Frau Andert und die bislang lediglich in der Form narrativer Abkürzungen angedeutete Erzählung von Herrn Kalat unterscheiden sich unter anderem darin, dass in der ersten mit einer einzigen Zeitperspektive, in der zweiten mit mehreren operiert wird. Die Bildkommentare auf der

Rückseite von Herrn Kalats Foto stehen nicht zuletzt für zweierlei Zeitperspektiven, die eingenommen werden können, um lebensgeschichtlich und historisch bedeutsame Erfahrungen zu artikulieren. „Der Führer kommt“ und „Adolf Hitler kommt“: Im ersten Fall erläutert der Kommentar zum Bild das Warten auf die Ankunft einer Autorität, von der sich der Wartende „Führung“ und anderes verspricht; im zweiten Fall prägen, sobald man ihn auf den ersten bezieht, Distanzierung und Desillusionierung den Ton des Bildkommentars. Diese Spannung könnte auch in einer beliebig ausführlichen Erzählung Ausdruck finden.

In Frau Anderts Erzählung ist diese Spannung nicht vorhanden. Genau dies fordert Herrn Kalats Interventionen heraus. Ohne einen Wechsel der Zeitperspektive, durch den die erzählten Ereignisse und Handlungen immer wieder im Lichte späterer Erfahrungen und Einsichten beschrieben und evaluiert werden können, wird eine narrative Autorität wirksam, die das Erzählte so, wie es nun einmal zur Sprache gebracht wurde, als unumstößlich erscheinen lässt – und darüber hinaus vielleicht nicht bloß als erzählenswert, sondern, wie die streckenweise nostalgischen Darstellungen in Frau Anderts Erzählung nahelegen, wenigstens teilweise auch als *nach wie vor* begrüßenswert. Der Widerspruch Herrn Kalats macht sich just an der rechtfertigenden und nostalgisch-affirmativen Präsentation von Erfahrungen fest, die im Lichte der Erfahrungen anderer und, was hier besonders hervorgehoben werden soll, auch im Lichte von eigenen späteren Erfahrungen und Orientierungen ihre Bedeutungs- und Sinngehalte ändern. Es sind diese Bedeutungs- und Sinnverschiebungen, die in der Erzählung von Frau Andert keinen Raum finden. Deren narrative Konstruktion der Vergangenheit ist deswegen für Herrn Kalat letztlich inakzeptabel – nicht, weil jemand ebenso dachte, fühlte und handelte, wie er dies nun eben einmal tat. Seine Einwendungen sind Bemühungen, die für bestimmte Subjekte zu einer bestimmten Zeit verbindliche Binnensicht in der *Retro*-spektive nach zwei Richtungen hin zu relationieren und aufzubrechen. In der einen Richtung, die auf der synchronen Ebene der erzählten Zeit verbleibt, geraten die Perspektiven, Erfahrungen sowie die Selbst- und Weltauffassungen der damaligen Mitmenschen in den Blick, weil und insofern sich diese von den ehemals eigenen Auffassungen gravierend unterscheiden. In der anderen Richtung wird, wie ausgeführt, das vergangene Selbst aus zeitlicher Distanz wahrgenommen und kritisch reflektiert.

Stand der Analyse, Ansätze für deren Fortsetzung

Die bisherigen Ausführungen haben zwei Erzählweisen und, damit verbunden, die Grundstrukturen, wesentliche inhaltliche Bestimmungen und praktisch-psychologische Funktionen von zweierlei Geschichten (und Versionen der Geschichte) vor Augen geführt. Bereits angedeutet wurde, dass die Gruppe im Fortgang des Gesprächs Frau Anderts Version mehr und mehr als kollektiv verbindlich übernimmt und Herrn Kalats Rede die Funktion eines marginalisierten Einspruchs erhält. Vor dem Hintergrund der angestellten theoretischen Überlegungen ist es interessant zu sehen, wie Herr Kalat seine „Rolle“ ausfüllt. Der direkte Widerspruch und die korrigierende Stellungnahme gegen die von anderen vorgebrachten Darlegungen und biographisch-historischen Evaluationen sowie die Präsentation von Alternativen bilden eine Möglichkeit, von der Herr Kalat Gebrauch macht. Eine andere prägt jedoch mehr und mehr die Struktur des Diskurses der Gruppe. Herr Kalat bedient sich nämlich bald schon und dann immer wieder einer bestimmten *Redefigur*, um die in hohem Maße auf Zustimmung der anderen beruhende, kollektive Konstruktion von Geschichte zu unterlaufen. Herr Kalat

spricht *ironisch*. Die Redefigur der Ironie dient ihm dazu, die von den anderen kollektiv erzählte Geschichte ins Leere laufen zu lassen, sie zu de(kon)struieren, ihr durch wenige, oft durch ein leises Lachen begleitete Bemerkungen einen anderen Sinn zu verleihen, sie zu transformieren. Rechtfertigungsgeschichten und nostalgische Romanzen werden ironisch unterlaufen und verworfen, indem sie mit wenigen Worten in den umfassenderen Zusammenhang einer Geschichte gestellt werden, die insgesamt nur noch als eine desaströse Tragödie oder als Satire erzählt werden kann. Herrn Kalats Rede ist gerade deswegen der Trope der Ironie verbunden, weil die dadurch verfügbaren ästhetischen und rhetorischen Mittel sich besonders gut dazu eignen, die im Diskurs der Gruppe bald schon dominante Stimme zu konterkarieren. Der ironische Kommentar erinnert beständig daran, dass andere als die von der Gruppe favorisierten Konstruktionen möglich sind, ja: aufgegriffen werden sollten. Die besagte Ironie macht die Standortgebundenheit und Perspektivität der zu einer Art Gruppenmeinung verschmelzenden Erzählungen und Evaluationen der anderen deutlich. Sie verleiht den kollektiv erzählten Geschichten schlagartig andere Sinn- und Bedeutungsgehalte, als sie von den Sprechern intendiert sind. Die Anwendung von Whites geschichtstheoretischen Kategorien macht nicht zuletzt klar: Die Erzählstruktur der von Herrn Kalat präsentierten Geschichte(n) sowie die von ihm favorisierten Redefiguren bestimmen schließlich auch Sinn und Bedeutung von dessen „eigenen“ Repräsentationen (lebens-)geschichtlicher Zeit.

Dass die (ironischen) Einwürfe und Kommentare Herrn Kalats den Gesprächsfluss stören, ist dem Sprecher im Übrigen bewusst, entschuldigt er sich doch mehrfach für seine „etwas negativen“ Interventionen – manchmal allerdings wiederum mit einem ironischen Unterton. Berücksichtigt man wichtige lebensgeschichtliche Erfahrungen sowie das darauf basierende aktuelle Anliegen, das Herr Kalat mit seinen Gesprächsbeiträgen verfolgt, erhalten diese Entschuldigungen bisweilen einen merkwürdigen Klang. Herr Kalat erfuhr, wie er erzählt, kurz vor seiner anstehenden Reifeprüfung von seiner Mutter, dass sein (ihm unbekannter) Vater Jude sei. Nicht dies oder gar das Leid der von den Nazis erbarmungslos verfolgten Juden findet in der Gruppe Aufmerksamkeit. Vielmehr ist es so, dass sich im Gruppengespräch Herr Kalat dafür entschuldigt, an das Leid von Juden zu erinnern. Deren Geschichte kann in der Gruppe allenfalls in Form fragmentarischer, ironisch-subversiver Kommentare zu Gehör gebracht werden.

Beispiele für die oben erwähnte Tendenz der Gruppe sowie Herrn Kalats direkte Widersprüche und ironisch-subversive Kommentare gibt es auf den 120 Seiten des Transkripts zuhauf. Der zunächst vor allem von Frau Andert entfaltete Plot wird von anderen reproduziert. Hierfür werden eine ganze Reihe stereotyper Topoi ins Spiel gebracht, die allen, die mit dem bis heute anhaltenden, („west“-)deutschen Diskurs über die NS-Zeit vertraut sind, mehr oder minder geläufig sind. Ich begnüge mich mit exemplarischen Stichworten: Von Hitlers Bau der „*schönen* Autobahnen [...], die uns heute noch eine große Freude machen,“ ist die Rede, von „Schutzhafslagern“ oder von der „Sauberkeit“ und „Sicherheit“ auf den Straßen, die „frei“ waren von „Bettlern“, „Geigern“, „Zigeunern“. Herr Kalat kommentiert diese Feststellung auf seine Weise, indem er ironisch bemerkt, diese hätten ja dann „alle Arbeit kricht, nä“. Wo vom Rassenwahn und Morden der Nationalsozialisten gesprochen wird, werden sofort vergleichende Betrachtungen angestellt. Schlussendlich wird die Gewaltherrschaft der Nationalsozialisten zur Fortsetzungsgeschichte der Gewalt anderer, zur Barbarei neben anderen, zum integrierten Bestandteil einer weltumspannenden Geschichte, in die alle

Menschen auf die eine oder andere Weise verstrickt sind und verwickelt bleiben werden. So erscheint es nur konsequent, dass manche Beiträge die Frage nach der Kriegsschuld dahingehend beantworten, dass alle irgendwie am Krieg „beteiligten“ Nationen letztlich gleichermaßen Verantwortung trügen, ja, dass womöglich sogar gar nicht die Deutschen, sondern andere in der Ferne die Fäden zogen. Frau Andert und Herr Paul bringen das Diskussionsergebnis, von dem sich lediglich Herr Kalat distanziert, auf den Punkt: „Aber Sie können net so sagen, wer die größere Schuld hat,“ ergo: „Schuld hat der eine so viel wie der andere.“ Der Konflikt, der den Diskurs der Gruppe an vielen Stellen des Gesprächs prägt, wird nirgendwo bearbeitet. Es bleibt im Wesentlichen bei der romanzeartigen Plotstruktur der im Zentrum des Gruppengesprächs stehenden Geschichte und damit bei jenen Verharmlosungen und Relativierungen der NS-Verbrechen, welche diesen Plot erst möglich machen.

Es ist offenkundig, dass derartige Konstruktionen psychologische Entlastungsfunktionen erfüllen – wie auch immer „erfolgreich“. Die bekannten moralischen Anklagen werden abgewehrt. Für die Gruppe sind – mit der besagten Ausnahme – solche Anklagen nach wie vor beunruhigend und bedrohlich, verstörend und störend und in dieser Qualität maßgeblich für die Entfaltung des gruppenspezifischen Narrativs, durch das Vergangenheit kollektiv gebildet und stabilisiert wird. Insgesamt bestätigt sich das skizzierte, dominierende Grundmuster einer rechtfertigenden und auch nostalgischen Konstruktion der Geschichte bis etwa zum Zeitpunkt jener Kriegsjahre, in welchen die Erzählenden beispielsweise durch ihren Kriegsdienst oder durch Bombardierungen selbst in Mitleidenschaft gezogen wurden. Diese Wende, durch die bisherige Nutznießer der NS-Politik selbst unter deren Folgen zu leiden begannen, wird erzählerisch jedoch als etwas Abruptes, Plötzliches, Unerwartetes und Unvorhersehbares artikuliert. Durch dieses poetische Setzen eines radikal diskontinuierlichen Augenblicks kann eine *neue* Geschichte begonnen werden, eine formal vollständige *Geschichte ohne Vorgeschichte*. Ohne auf die (nicht zuletzt psychologische) Bedeutung dieser eigentümlichen, gleichsam zweigeteilten Präsentation von Geschichte näher eingehen zu können, sei abschließend festgehalten: Genauer besehen müsste, im Hinblick auf das gesamte Gespräch, von zwei innerhalb der Gruppe dominierenden Erzählungen gesprochen werden. Die eine reicht vom Ende des Ersten Weltkriegs bis mindestens in die Mitte der dreißiger Jahre. Sie hat die Struktur einer Romanze. Die andere setzt durch ein radikal diskontinuierliches Moment ein; in ihrem Zentrum steht der abrupte Wandel der Romanze hin zur Tragödie, zu einer Geschichte zumal des eigenen Leides während der Kriegsjahre. Beiden diesen in der Gruppe dominierenden Erzählungen, an denen sich die kollektive Identität der Gruppe festmachen lässt, steht Herrn Kalats mit ironischen Redefiguren operierende Satire gegenüber, genauer noch: Eine Erzählung, die zwischen Satire und Tragödie changiert.

Wenn im Verlauf der vorgetragenen Analyse gezeigt werden konnte, dass die Sinn- und Bedeutungsgehalte aller interpretierten Erzählungen und Gegenerzählungen nicht zuletzt von der je spezifischen, narrativ-poetischen Konfiguration von Zeit, von den jeweiligen Erzählstrukturen und vom Einsatz bestimmter Redefiguren abhängig sind, wäre der Zweck der vorliegenden Abhandlung erfüllt. Damit wäre demonstriert, dass die Biographieforschung davon profitieren kann, die Konstitution von Sinn und Bedeutung in Texten als Zusammenspiel von inhaltlicher Aussage einerseits, von narrativen Strukturen und Strategien, Redefiguren und literarischen Formen andererseits zu begreifen.

LITERATUR

- Angehrn, Emil (1985): *Geschichte und Identität*, Berlin, New York. <https://doi.org/10.1515/9783110885057>
- Appelsmeyer, Heide (1996): *Stil und Typisierung in weiblichen Lebensentwürfen, Eine vergleichende Analyse biographischer und literarischer Konstruktionen älterer Frauen, Interaktion und Lebenslauf*, Bd. 12, Weinheim.
- Aristoteles (1964): *Poetik*, Reclams Universal-Bibliothek, Bd. 2337, Stuttgart.
- Assmann, Aleida und Jan Assmann (1990): *Kultur und Konflikt, Aspekte einer Theorie des un-kommunikativen Handelns*, in: Jan Assmann und Dietrich Harth (Hg.): *Kultur und Konflikt*, Edition Suhrkamp, 1612 = N.F., Bd. 612, Frankfurt am Main, 11-48.
- Bohnsack, Ralph (1989): *Generation, Milieu und Geschlecht, Ergebnisse aus Gruppendiskussionen mit Jugendlichen, Biographie und Gesellschaft*, Bd. 8, Opladen. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-97196-8>
- Bohrer, Karl Heinz (1981): *Plötzlichkeit, Zum Augenblick des ästhetischen Scheins*, Edition Suhrkamp, 1058 = N.F., Bd. 58 Frankfurt am Main.
- Boothe, Brigitte (1992): *Die Alltagserzählung in der Psychotherapie*, Bd. 1, *Berichte aus der Abteilung Klinische Psychologie*, Bd. 29, Zürich.
- Bourdieu, Pierre (1990): *Die biographische Illusion*, in: *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 3, Heft 1, 75-82.
- Braun, Robert (1994): *The Holocaust and Problems of Historical Understanding*, *History and Theory*, 33, No. 2, 172-197. <https://doi.org/10.2307/2505383>
- Bude, Heinz (1985): *Der Sozialforscher als Narrationsanimateur, Kritische Anmerkungen zu einer erzähltheoretischen Fundierung der interpretativen Sozialforschung*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37, Heft 2, 327-336.
- Conrad, Christoph und Martina Kessel (Hg.) (1994): *Geschichte schreiben in der Postmoderne, Beiträge zur aktuellen Diskussion*, Reclams Universal-Bibliothek, Bd. 9318, Stuttgart.
- Eggert, Hartmut, Ulrich Profitlich und Klaus R. Schierpe (Hg.) (1990): *Geschichte als Literatur, Formen und Grenzen der Repräsentation von Vergangenheit*, Konferenzschrift, 1989, Berlin (West), Stuttgart. <https://doi.org/10.1007/978-3-476-03341-3>
- Friedländer, Saul (Hg.) (1992): *Probing the Limits of Representation. Nazism and the „Final Solution“*, Cambridge/Massachusetts, London.
- Hoffmann-Riem, Christa (1980): *Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie, Der Datengewinn*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 32, Heft 2, 339-372.
- Kansteiner, Wulf (1993): *Hayden White's Critique of the Writing of History*, in: *History and Theory*, 32, No. 3, 273-295. <https://doi.org/10.2307/2505526>
- Kansteiner, Wulf (1994): *From Exception to Exemplum: The New Approach to Nazism and the „Final Solution“*, in: *History and Theory*, 33, No. 2, 145-171. <https://doi.org/10.2307/2505382>
- Kellner, Hans (1994): *„Never Again“ Is Now*, in: *History and Theory*, 33, No. 2, 127-145. <https://doi.org/10.2307/2505381>
- Koselleck, Reinhart (1985): *„Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“ – zwei historische Kategorien*, in: *Ders.: Vergangene Zukunft, Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt am Main, 349-375.
- Lützel, Paul Michael (1990): *Der postmoderne Neohistorismus in den amerikanischen Humanities*, in: Hartmut Eggert, Ulrich Profitlich und Klaus R. Schierpe (Hg.): *Geschichte als Literatur, Formen und Grenzen der Repräsentation von Vergangenheit*, Konferenzschrift, 1989, Berlin (West), Stuttgart, 67-76. https://doi.org/10.1007/978-3-476-03341-3_7
- Lyotard, Jean-François (1987): *Der Widerstreit*, München.
- Nießen, Manfred (1977): *Gruppendiskussion, Interpretative Methodologie – Methodenbegründung – Anwendung*, München.

- Ricœur, Paul (1988): *Zeit und Erzählung*, Band I: *Zeit und historische Erzählung*, Übergänge, Bd. 18/1, München.
- Ricœur, Paul (1989): *Zeit und Erzählung*, Band II: *Zeit und literarische Erzählung*, Übergänge, Bd. 18/2, München.
- Rüsen, Jörn, Klaus Fröhlich, Hubert Horstkötter und Hans Günter Schmidt (1991): Untersuchungen zum Geschichtsbewußtsein von Abiturienten im Ruhrgebiet, in: Bodo von Borries, Hans-Jürgen Pandel und Jörn Rüsen (Hg.): *Geschichtsbewußtsein empirisch*, Geschichts-didaktik/Studien, Materialien, Bd. 7, Pfaffenweiler, 221-334.
- Scholz Williams, Gerhild (1989): *Geschichte und die literarische Dimension*, Narrativik und Historiographie in der anglo-amerikanischen Forschung der letzten Jahrzehnte, Ein Bericht, in: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*, 63, 315-392. <https://doi.org/10.1007/BF03396341>
- Stierlin, Helm (1971): *Das Tun des Einen ist das Tun des Andern*, Eine Dynamik menschlicher Beziehungen, Frankfurt am Main.
- Straub, Jürgen (1989): *Historisch-psychologische Biographieforschung*, Theoretische, methodologische und methodische Argumentationen in systematischer Absicht, Heidelberg.
- Straub, Jürgen (1991): *Identitätstheorie im Übergang?*, Über Identitätsforschung, den Begriff der Identität und die zunehmende Beachtung des Nicht-Identischen in subjekttheoretischen Diskursen, *Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau*, 14, Heft 23, 49-71.
- Straub, Jürgen (1992): *Kultureller Wandel als Transformation des kollektiven Gedächtnisses*, Zur Theorie der Kulturpsychologie, in: Christian Allesch, Elfriede Billmann-Mahecha und Alfred Lang (Hg.): *Psychologische Aspekte des kulturellen Wandels*, Konferenzschrift, 1991, Mittersill, Wien, 42-54.
- Straub (1993a): *Zeit, Erzählung, Interpretation*, Zur Konstruktion und Analyse von Erzähltexten, in: Hedwig Röckelein (Hg.): *Biographie als Geschichte*, *Forum Psychohistorie*, Bd. 1, Tübingen, 143-183.
- Straub, Jürgen (1993b): *Collective Memory and Collective Past as Constituents of Culture: An Action-Theoretical and Culture-Psychological Perspective*, in: *Schweizerische Zeitschrift für Psychologie*, 52, Heft 2, 114-121.
- Straub, Jürgen (1999): *Handlung, Interpretation, Kritik*, Grundzüge einer textwissenschaftlichen Handlungs- und Kulturpsychologie, *Perspektiven der Humanwissenschaften*, Bd. 18, Berlin, New York. <https://doi.org/10.1515/9783110807172>
- Stückrath, Jörn (1995): *Die „Wendung“ wider das Chaos*, Zur Rekonstruktion und Kritik von Hayden Whites tropologischer Theorie der Geschichtsschreibung, Manuskript eines Vortrags auf der Tagung „Narrativität und Fiktionalität“ im Juni 1995, Bielefeld.
- Weimar, Klaus (1990): *Der Text, den (Literatur-)Historiker schreiben*, in: Hartmut Eggert, Ulrich Profitlich und Klaus R. Schierpe (Hg.): *Geschichte als Literatur*, Formen und Grenzen der Repräsentation von Vergangenheit, Konferenzschrift, 1989, Berlin (West), Stuttgart, 29-39. https://doi.org/10.1007/978-3-476-03341-3_4
- White, Hayden V. (1966): *The Burden of History*, in: *History and Theory*, 5, No. 2, 111-134. <https://doi.org/10.2307/2504510>
- White, Hayden V. (1991): *Metahistory*, Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa, Frankfurt am Main.
- White, Hayden V. (1986): *Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen*, Studien zur Tropologie des historischen Diskurses, Sprache und Geschichte, Bd. 10, Stuttgart.
- White, Hayden V. (1987): *Das Problem der Erzählung in der modernen Geschichtstheorie*, in: Pietro Rossi (Hg.): *Theorie der modernen Geschichtsschreibung*, Edition Suhrkamp, 1390 = N.F., Bd. 390, Frankfurt am Main, 57-106.

Wald als „Lebensstichwort“

Zur biographischen Bedeutung der Landschaft
des Naturerlebnisses und des Naturbewusstseins

Albrecht Lehmann

[BIOS 9 (1996), Heft 2, 143-154]

I. Landschaft und Lebensgeschichte

Die lebensgeschichtliche Bedeutung der Landschaft in ihrer Konstanz und in ihrem Wandel hat die Biographieforschung noch nicht berücksichtigt. Das ist bemerkenswert, da doch jeder, der sich mit biographischen oder autobiographischen Texten befasst, darin auf einen reichen Bestand von Naturerinnerungen trifft, auf Erinnerungen an Heimat- und Urlaubslandschaften, auf Landschaftstopoi und -stereotype. Außerdem finden sich in den Texten regelmäßig bilanzierende Aussagen vom Typ „Kindheit in einem Dorf des bayerischen Waldes“, „Jugend an der Kieler Förde“ etc. Vermutlich besteht in unserer Gesellschaft eine übersubjektiv geltende Vorstellung darüber, wie solche Wahrnehmungs- und Erinnerungsmuster und Topoi zu gebrauchen und zu verstehen sind. Aussagen dieser Tendenz und Qualität reichen jedenfalls im alltäglichen Erzählen fürs erste als ein Hintergrund für biographisch relevante Informationen aus.

Im Folgenden soll es indes weniger um die kommunikative Funktion solcher Erinnerungsbilder und -muster gehen als um ihre Bedeutung bei der Orientierung in der eigenen Lebensgeschichte. Natürliche oder künstliche Landschaften, also Stadt- oder Dorfensembles, einzelne Straßen, Plätze, Alleen, Gebirgszüge, Flussläufe und Wälder prägen sich dem Gedächtnis ein und bilden einen Orientierungsrahmen für lebensgeschichtliche Reflexionen von Individuen und in Gruppen. Offensichtlich beeindruckt uns in der Wahrnehmung und dann später in der Erinnerung sowohl räumliche Spezifika (Lehmann 1983: 178) wie die darauf bezogene „Stimmung“ eines als „Landschaft“ wahrgenommenen „natürlichen“ oder künstlich geschaffenen Raumes (Simmel 1957: 149). Schließlich binden sich einzelne lebensgeschichtliche Abschnitte und einzelne Ereignisse in der Selbstreflexion an bestimmte erinnerte Erlebnisräume. Wer eine wichtige Situation seines Lebens im Gedächtnis rekapituliert, rekonstruiert dabei immer neben anderen Eindrücken (etwa Personen und Tätigkeiten) relevante Elemente des Ortes, an denen sich das Ereignis einmal abspielte. Auch unsere Erinnerungen „finden in Landschaften statt“.

Diese lebensgeschichtliche Dimension der Landschaft ist in der belletristischen Literatur schon früh bemerkt worden. – „Die einzelnen Straßen und Häuser, die Anton täglich wiedersah, waren das Bleibende in seinen Vorstellungen, woran sich das immer Abwechselnde in seinem Leben anschloß, wodurch es Zusammenhang und Wahrheit

erhielt, wodurch er das Wachen von Träumen unterschied“, schreibt 1785 der Vorläufer einer Biographieforschung Karl Philipp Moritz (Moritz 1972: 91)¹ in seinem psychologischen Roman *Anton Reiser*. Ähnliche lebensgeschichtlich relevante Reflexionen über die Bedeutung der „Hauptlinien“ von „Städtebildern“ teilt Fontane in seinen Erinnerungen am Beispiel Berlins der 1840er Jahre mit (Fontane 1973: 353). In klassischer Weise hat Maurice Halbwachs die bewusstseinsprägende Wirkung des Raumes für das Individuum und für das Milieu den Kultur- und Sozialwissenschaften präsentiert. Der „Normalfall“ in der Geschichte ist es nach Halbwachs, dass „die Gruppe“ sich weiterentwickle, während das „äußere Stadtbild“ (Halbwachs 1967: 133) konstant bleibe. Halbwachs geht bei der Formulierung seiner These sehr weit, wenn er der bewusstseinsprägenden Bedeutung von Konstanz und Veränderungen der räumlichen Umwelt einen zentralen Wert für das individuelle und kollektive Bewusstsein beimisst. Das Verschwinden einer bestimmten Straße oder eines Gebäudes habe für „die Mehrzahl“ der Bevölkerung einer Stadt tiefer gehende Auswirkungen als etwa schwerwiegende nationale, religiöse oder politische Ereignisse.

Seit der Industrialisierung, verstärkt seit den Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg, dem Wiederaufbau und den Entwicklungen der Jahre danach hat sich das traditionell gegebene Verhältnis der Menschen zur städtischen und auch zur „natürlichen“ Landschaft an vielen Stellen der Welt verkehrt. Inzwischen werden viele Stadtbezirke und -silhouetten sowie Teile der nichtbebauten Landschaft permanent umgestaltet, vor allem durch Maßnahmen des Wohnungs- und Straßenbaus sowie der Tourismusförderung. Oft fällt es nach solchen Baumaßnahmen dem Einzelnen nach einer Abwesenheit von ein paar Jahren schwer, sich in einem ihm früher wohlvertrauten Gebiet zurechtzufinden. Die Auswirkungen dieses Wandels des Verhältnisses der Menschen zu ihrer räumlichen Umwelt betreffen ein zentrales Thema unserer Kultur. Jedenfalls ist es an der Zeit, Reflexionen wie die von Maurice Halbwachs über die Bedeutung des Raumes für das Gedächtnis und die Kultur systematisch mit Mitteln empirischer Forschung zu untersuchen.

Wie ich andeutete, ist das Thema „Landschaft und Lebensgeschichte“ in der Biographieforschung der Kultur- und Sozialwissenschaften bisher nicht genügend erörtert worden (Lehmann 1983). Das gleiche gilt für die Oral History-Forschung (Plato 1991a, 1991b). Diese versteht sich teilweise als ein Aspekt einer „Alltagsgeschichte“, vornehmlich aber als politische Erfahrungsgeschichte mit Schwerpunkten wie Frauenforschung, NS-Forschung und Geschichte der Nachkriegszeit. Als Primärmaterialien dienen überwiegend persönliche Dokumente, die historische Erinnerungen von der Gegenwart her reflektieren. Zweifellos könnte eine Bewusstseins- und Erfahrungsgeschichte auch bei diesen Fragestellungen und Themen davon profitieren, wenn sie die Wirkung der räumlichen Umwelt und der Landschaft auf die Lebensgeschichte in ihre Analysen einbezieht. Schließlich wirken auf das biographische Bewusstsein nicht allein die Veränderungen der politischen und sozialen Umwelt ein, sondern auch die räumlichen Gegebenheiten, in denen die Ereignisse sich abgespielt haben. Dabei können räumliche Gegebenheiten durchaus im Handeln und in der Erinnerung ihre politische Dimension haben, nicht allein im Kontext von Kommunal- und Umweltpolitik, sondern auch in dem von Reiseerinnerungen und -wiederholungen. Dazu ein Beispiel: Viele der deutschen Flüchtlinge des Jahres 1945 kehrten auf einer „Erinnerungsreise“ fast ein

1 Vgl. sein *Magazin für Erfahrungsseelenkunde*, 10 Bde., 1783-1793.

Menschenalter später in die von ihnen verlassenen Gebiete im heutigen Polen zurück (Lehmann 1991: 112 ff.). Dabei entdeckten sie die Kontinuität in ihrer Lebensgeschichte, wenn sie den „einzigartigen Duft der Wälder“ und die unveränderten Gegebenheiten einer Gebirgslandschaft wiedererlebten. Andererseits interpretierten sie bestimmte Veränderungen der städtischen oder landschaftlichen Umwelt als Indikatoren gerade auch für den Wandel der Gesellschaft. Das Verschwinden von Bäumen, die früher am Elternhaus gestanden hatten, bedeutete mehr als eine der überall auf der Welt beobachtbaren „natürlichen Entwicklungen“. Die „Natur“ wurde zu einem bildhaften Ausdruck für den politischen Wandel, der sich in den dreißig oder vierzig Jahren ihrer Abwesenheit in der früheren Heimat ereignet hatte. Veränderungen der Landschaft erreichen ihre biographisch-politische Dimension in diesem und in anderen Fällen unabhängig davon, ob die der Landschaftsgestaltung zugrundeliegenden Absichten einen politischen Zweck verfolgen oder nicht.²

Der Frage nach der biographischen Bedeutung bestimmter Ausschnitte von Natur und Landschaft will ich im Folgenden am Beispiel des Themas „Wald“ nachgehen (vgl. Lehmann 1996). Wälder und ihre Teile (Bäume, Waldwege und Waldränder, Lichtungen) zählen in unserer Kultur neben Gebirgen und dem Meer zu den privilegierten Ausschnitten von „Landschaft“. Wald wird in den mittel-, nord- und osteuropäischen Nationalkulturen schlechthin als „die“ Metapher für Natur empfunden. Fast jeder „weiß“: „richtige Wälder“ sind „schön“ und „einsam“, der Aufenthalt in ihnen dient der Erholung und beruhigt die Nerven. Die Behauptung von Politikern und Umweltschützern, dass Wälder und Bäume hier und anderswo durch menschliche Einwirkungen „sterben“ (Holzberger 1995), hat eine Krise der Kultur bewirkt und das gegenwärtige politische Bewusstsein vieler Zeitgenossen sehr weitgehend beeinflusst.

II. Die lebensgeschichtliche Bedeutung von Wald

a. Kindheitserinnerungen

In seiner Schrift *Holzfällen. Eine Erregung* kommt der Schriftsteller Thomas Bernhard an zentraler Stelle auf die besondere emotionale und mentale Bedeutung des Waldes zu sprechen. Das Wort „Wald“ zähle zu den „Lebensstichwörtern“ von Millionen von

2 Die alltägliche und die lebensgeschichtliche Bedeutung emotional besetzter Landschaftsausschnitte lässt sich auch mithilfe von bildlichen Darstellungen im populären Wandschmuck der Haushalte nachweisen. Wie Leute mit ausgewählten Landschaftsbildern an ihrer Wohnzimmer- oder Küchenwand leben, das lässt Schlüsse auf ihre Natur- und Landschaftsbewertung und -erfahrung zu. Eine Ausstellung der National Gallery in London, „At Home with Constable's Cornfield“, dokumentierte das aufs Anschaulichste. Sie zeigte zugleich, wie die Biographieforschung für die Museologie und die Rezeptionsforschung in der Kunstgeschichte fruchtbar werden kann. Auf einen Zeitungsaufwurf hin meldeten sich zahlreiche Einzelpersonen und Familien, die mit einem Druck oder einer kunstgewerblichen Wiedergabe – Wandbild, Kissenbezug, Wandteller, Stickerei etc. – dieses berühmten Gemäldes John Constables aus dem Jahre 1826 zusammenlebten und darin das typisch „Englische“ dieses Landschaftsbildes gesucht und gefunden hatten. Die Ausstellung präsentiert neben dem Original einzelne ausgewählte Kopien sowie Fotos der Besitzer vor diesem Kornfeld-Bild in ihrer Wohnung. Dazu werden exemplarische Aussagen der Bildeigentümer wiedergegeben, die sowohl die lebensgeschichtliche Bedeutung dieses Wandschmucks wie die allgemeinere lebensgeschichtliche Dimension von Landschaften dokumentieren. Einzelne Statements lassen sowohl die identitätsprägende Bedeutung einer als typisch empfundenen Landschaft erkennen wie die romantische Blickrichtung, die hier die Ansichten über schöne Landschaften und schöne Landschaftsdarstellungen leitet: „It is a typical summer's day in peaceful rural England – a picture to daydream with.“ „The picture evokes, of course, the English countryside, nineteenth-century novels and a feeling of harmony with nature which is almost lost today.“ (Painter 1996).

Menschen (Bernhard 1988: 304). Dass Wald tatsächlich ein prägender Ausschnitt von Natur und ein lebensgeschichtlich bedeutsames Thema auch außerhalb des Bernhardischen Wiener Künstler-Milieus ist, zeigt eine biographische Untersuchung an erwachsenen Männern und Frauen in Hamburg und in verschiedenen „waldnahen Gebieten“ Norddeutschlands.³

Wenn Wald diese lebensgeschichtliche Bedeutsamkeit als eines neben anderen Lebensthemen (etwa Schule, Automobil, Beruf) hat, so lässt sich das regelhaft auf Erfahrungen in der Kindheit zurückführen. Allerdings seltener auf die Erinnerungen an einzelne Erlebnisse in dieser Lebensphase als aufsummierte, typisierte Erfahrungs- und Erinnerungskomplexe, konkret auf Anlässe vom Typ „Familienwanderung“, „Pilze suchen“, „Picknick“ und auf bestimmte Kinderspiele. Den Erlebnishintergrund dieser summierten Ereignisse bildet meistens die Familie und ihr Umfeld. Über das Individuelle hinaus können solche Reminiszenzen an Landschaftserfahrungen durch ihre Rekapitulation im Erzählen des Alltags Gruppenerinnerungen und -bindungen konstituieren (Keppler 1994: 162). Auf unterschiedlichen Wegen verdichten sich jedenfalls solche Landschaftseindrücke inhaltlich und formal mit der Zeit zu relativ festen Erinnerungs- und Erzähltypen.

Ein auf diesem Wege entstandenes Alltagsbewusstsein von Wald wirkt vor allem bei einer „waldnah“ aufgewachsenen Bevölkerung mentalitätsprägend. Typischerweise binden sich dabei die Gefühls- und Stimmungserinnerungen an bestimmte Formen des Waldes und an einzelne privilegierte Teilbereiche, also etwa an Buchenhochwald, an schmale Wege, Lichtungen, Waldränder. Typisierte emotional prägende Ensembles haften vor allem dann nachhaltig in der Erinnerung, wenn auf die zugrundeliegende Kindheits- und Jugenderfahrung ein Leben in der Stadt folgt. Eine lebenslange Vorliebe für „dunkle“ Fichtenwälder oder für „lichte“ Buchenwälder (bzw. die Abneigung gegenüber bestimmten Waldformationen) geht also häufig auf Kindheitserfahrungen zurück. Über solche individuellen Reaktionen hinaus fungiert „Wald“ in unserer Kultur als ein ideologisches Konstrukt mit der Qualität einer Gegenwart zur Zivilisation der Städte. In die „Waldeinsamkeit“⁴, vielleicht die feierlichste Form der „freien Natur“, flieht in Deutschland und anderswo der städtische Wanderer vor seinen Alltagsorgen. Ein erfolgreich verinnerlichtes Kulturmuster „Wald“ kann so tief im Bewusstsein verankert sein, dass es ein Eigenleben neben theoretisch-pädagogisch fundierten forstwirtschaftlichen und ökologischen Kenntnissen führt. Das heißt, der romantisch motivierte Blick auf die „unverfälschte Natur“ des Waldes fühlt sich nicht sehr durch die unbestreitbare Tatsache gestört, dass die Wälder in Mitteleuropa nichts anderes sind als seit Jahrhunderten wirtschaftlich intensiv genutzte und zu diesem Zweck systematisch angelegte Landschaftsausschnitte. Dieses Wunschbild lässt sich als „romantische Weltflucht“ qualifizieren, jedenfalls ist es für Millionen von Menschen ein wesentlicher Teil

3 An dem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekt wirkten – unter der Leitung des Autors – Dr. Klaus Schriewer und Helga Stachow, M.A., sowie als studentische Hilfskräfte Sibylle Gerhard und Uta Rosenfeld mit. Neben qualitativen Interviews bilden Literaturstudien und Medienanalysen die methodische Basis. Die empirischen Erhebungen gelten „waldnahe“ – im Harz und anderen Mittelgebirgen – lebenden Personen und Gruppen sowie Großstädtern der verschiedenen Alters- und Berufsgruppen.

4 Das Wort, ein Schlagwort der Romantik, stammt von Ludwig Tieck. Vgl. den entsprechenden Artikel im *Deutschen Wörterbuch* von Jacob und Wilhelm Grimm, Bd. 27, Sp. 1110. Online unter: <https://woerterbuchnetz.de/?sigle=DWB&lemma=waldeinsamkeit#0> (4.3.2021).

ihres Naturverständnisses. Zwei kurze Statements sollen fürs Erste andeuten, wie sich Waldbewusstsein in unserer Untersuchung artikuliert.

Mein Vater war mit mir früher häufig im Wald. ... Daher habe ich auch diesen Tick, denke ich mal, daß ich später mit meinen Kindern in den Wald möchte, in die Natur möchte (Peter Heinze).

Irgendwo werden dann natürlich Kindheitserinnerungen wieder wach, wenn ich in diese Wälder hineingehe. Ich gehe auch gerne hinein und vergleiche dann, ob ich wirklich den Wald so wiederfinde, wie das früher der Fall war, oder ob dort Veränderungen vorgenommen wurden. Einfach von der Natur aus oder mehr oder weniger auch vom Menschen. ... Ich erlebe eigentlich diese Dinge, die ich in der Kindheit erlebt habe, auch heute noch. Also da sehe ich keinen Unterschied gegenüber der Kindheit (Werner Boll).

Die erste Aussage stammt von einem 24-jährigen kaufmännischen Angestellten, die zweite von einem 54-jährigen Gewerbelehrer. Beide haben ihre Kindheit in ländlichen Orten im Umland Hamburgs verlebt. In beiden Aussagen wird die zentrale Stellung von Natur und Wald in der eigenen Lebensgeschichte aus Erfahrungen der Kindheit hergeleitet. Diese Erfahrungen bilden den Rahmen und die Voraussetzung zu einem allgemeinen Erlebnis- und Emotionstyp.

Ein Alltagsbewusstsein von Wald besteht, grob gesehen, aus zwei Teilaspekten, aus der typisierten Waldstimmung und aus einem Faktenwissen, etwa der Kenntnis von Baum- und Tierarten, Erkenntnissen über ökologische Zusammenhänge und Befürchtungen über die Folgen von Umweltschäden. Dieses Faktenwissen korrespondiert beim einzelnen mit typisierten Deutungen von Waldstimmungen (Tageszeiten, Jahreszeiten) und der Präferenz für bestimmte ästhetische Qualitäten der Wälder. Beide Ebenen des Wissens können sich separiert oder gemeinsam artikulieren. Wir alle wissen zum Beispiel, dass der Wald in jeder Jahreszeit anders aussieht. Die Laubverfärbungen im Herbst haben bestimmte Voraussetzungen. Ein Herbstwald versetzt uns ungeachtet unseres Wissens über die biochemischen Zusammenhänge der Laubverfärbung in eine „einzigartige“ Stimmung, die ein Gesamterlebnis ist, bei dem neben den verschiedenen Farben und Farbtönen auch noch der Geruch, der Lichteinfall etc. zusammenwirken. Wie in der Aussage des Informanten Werner Boll vermittelt sich seine Gefühlsqualität über alle Veränderungen im bisherigen Leben hinweg. Bei dem 24-jährigen Peter Heinze soll die Liebe zum Wald später eine bereits bestehende Familientradition fortsetzen.

Gleichwohl unterliegen das Interesse am Wald und das Umweltbewusstsein wie andere Themen und „Leitmotive“ des Lebens generationsspezifischen Ausprägungen und Wandlungen. Viele Jugendliche meiden eine Zeitlang vehement die Gemeinschaftserlebnisse in der Familie (Eisenstadt 1965), besonders den gemeinsamen Aufenthalt in der Natur. Daran erinnert sich die folgende Informantin noch nach Jahrzehnten:

Früher war das teilweise erzwungenermaßen, dass man eben mit der Familie mitging. Die Lust darauf, in den Wald zu gehen und da zu wandern oder sich überhaupt auf diese Weise fortzubewegen, die ist erst später gekommen. Als Kind und vor allem als Jugendliche hatte ich andere Interessen. Da mußte ich

nicht wandern im Wald, das fand ich öde. Das ist ungefähr vergleichbar, so wenn man jetzt in Großstädten Reisen macht, daß man Kulturdenkmäler anguckt (Andrea Freier, 52 J., Verwaltungsangestellte aus Hamburg).

b. Soziale und historische Einflüsse

Das Walderlebnis und das „Waldbewusstsein“ stehen in Mitteleuropa unter dem Einfluss der Literatur, der Musik, der Malerei (Rautmann 1979) und der Massenmedien. Hier systematisch zwischen primären und sekundären Erfahrungen unterscheiden zu wollen wäre ebenso wenig sinnvoll wie zwischen hoch- und trivialkulturellen Einflüssen. Seit der Kindheit werden wir durch Märchen und Lieder, durch Geschichten und Gedichte unterschiedlicher ästhetischer Qualität erbaut, unterhalten und informiert. Landschaftsgemälde, Sachbücher und Fernsehsendungen kommen hinzu. Von allen möglichen Seiten werden wir unablässig von der Schönheit „der Wälder“ überzeugt, über ihre ökologischen Funktionen und über ihren aktuellen Zustand belehrt. In Mitteleuropa zählt „Wald“ zu den gleichermaßen ästhetisch wie politisch überlasteten Themen von Kultur und Politik. Dem kann sich niemand entziehen.

Ein weniger romantisch oder politisch-pädagogisch vorgeprägter mentaler Zugang zum Wald entsteht aus praktischen Tätigkeiten vor Ort. Gruppen- und Einzelwanderungen sowie sportliche Übungen (Jogging, Mountainbiking) gehören zu den alltäglichen Freizeitaktivitäten. Darüber hinaus sind die Wälder immer noch der Arbeitsplatz für Förster, Imker, Waldarbeiter und Waldbesitzer. Wer dort arbeitet oder wirtschaftet, kann „seinen“ Wald ohne romantische Gefühle wahrnehmen. Selbst am Urlaubsort interessiert die meisten Waldbesitzer und Forstbeamten die Qualität und Menge des dort in einem Forstbezirk anfallenden Holzes und die Infrastruktur der Wirtschaftswege und Zufahrtsstraßen mehr als die Schönheit dieses Waldes.

Thea Helm: Der Besitzer geht in den Wald anders rein. Der guckt nur, was muß ich machen, damit ich das erhalte. Soll ja auch Geld bringen. Der hat einen bestimmten Blick für den Wald. Das ist Geschäft. Der setzt das sofort in Unkosten um und Arbeitsbelastung. - „Wann kann ich schlagen? Sind die Wege gut? Kann es gut abtransportiert werden?“ Der kommt selten zu romantischen Gefühlen.

Interviewer: Aber in fremden Wäldern hat er vielleicht romantische Gefühle?

Thea Helm: Nein, unbelastet ist er auch dort nicht.

Günter Moser: Dann würde ich sagen: „Mensch, hier liegt ein Geschäft drin, und hier ist nicht so viel Arbeit.“ (Aus einem Interview mit zwei Waldbesitzern - Thea Helm, 74 J., Arztwitwe, Günter Moser, 82 J., Gastwirt).

Der Besitz von Wald beeinflusst nicht allein das Naturerlebnis, sondern auch das historische Bewusstsein im Alltag. Die inzwischen klassische Braudelsche Einteilung der Historie in drei Phasen lässt sich in der Gruppe der Waldbesitzer, also in diesem Fall einmal außerhalb der Historikerzunft, tatsächlich als Teil des Alltagsbewusstseins beobachten. In welchem Ausmaß und in welchem Jahr der Sturm zum vorerst letzten Mal

den Wald niedergerissen hat, weiß fast jeder Waldbesitzer. Neben diesem ereignisbezogenen Aspekt erinnern Eigentümer von Wald die wirtschaftlichen Zyklen und ihre Folgen. Sie rechnen den Wald in Preisen und Lohnkosten und kennen aus eigener Erfahrung die Geschichte der internationalen Konjunkturen des Holzmarktes. Über diese kurz- und mittelfristigen Zeitphasen und -sequenzen hinaus vermittelt Wald den Waldbesitzern – allein durch das Alter und die Wachstumsperioden der Bäume – die in Jahrhunderten und Generationen rechnende historische Orientierung einer *longue durée* (Braudel 1972). Das Geschichtsbild und das kulturelle Gedächtnis auch der Besitzer eines bescheidenen Stückes Bauernwald liegen in diesem Punkt auf einer Linie mit den Traditionsvorstellungen des europäischen Adels. Dazu nochmals ein Ausschnitt aus der Erhebung bei Thea Helm und Günter Moser.

Thea Helm: In einem Teil hier am Bleker Berg. Da hat damals ein Vertreter für diese Waldangelegenheiten meinen Vater falsch beraten. Da wurde das Stück mit einer komischen Kiefernart bepflanzt. – Da habe ich nicht mitgepflanzt, es gab damals ja noch Arbeitskräfte. – Also die Tannen am oberen Ende sind jedenfalls auch noch eingegangen. Da mußte dann alles noch ein zweites Mal gepflanzt werden. Da sind dann Fichten gepflanzt worden, und die sind eingegangen. Und die wurden noch einige Male durchgeforstet, noch mit billigen Arbeitskräften hier aus dem Dorf. Ja, und eines Tages, das war aber 20 Jahre später oder noch länger, dann gehörten die Bäume mir. Da mußte ich wieder durchforsten. Inzwischen waren aber die Stundenlöhne wesentlich höher, es war ja nach dem Zweiten Weltkrieg.

Mein erster Mann war gefallen, und ich war inzwischen mit meinem zweiten Mann in Braunschweig. Und dann haben wir uns überlegt: „Was soll's? Sollen wir immer weiter durchforsten lassen?“ – Wir wußten, daß wir keine Kinder haben werden, deshalb haben wir uns entschlossen und haben diesen Berg mit Wald verkauft. Ich war damals so vielleicht Mitte 30. Und jetzt haben wir 1995, fast 40 Jahre ist das her oder so. Ein Wald dauert ein ganzes Menschenleben. Wer ihn gepflanzt hat, hat nichts davon, erst der Enkel. Und bei Eichen dauert es 200 bis 300 Jahre.

Die lebensgeschichtliche Bedeutung und geschichtliche Dimension von Bäumen (Laufer 1935) und von Wald äußert sich in der Selbstreflexion und in der lebensgeschichtlichen Erzählung typischerweise in historischen Vergleichen, wobei das erstaunlich hohe Alter und die Zukunftserwartung dieser Lebensformen in Beziehung zur Episode des eigenen Daseins gesetzt werden. Gefühle von Achtung, Bewunderung, Staunen, Neid sind bei diesen „Schicksalsvergleichen“ (Lehmann 1989) fast unumgänglich. Im Falle des 32-jährigen Revierförsters Helge Hoheisel, verbergen sich diese Gefühle hinter einer nüchtern distanzierten – „konservativen“ – Einstellung.

Und das ist hier meine erste Stelle als Förster und, na gut, man kann keine Prognosen über dreißig Jahre abgeben, aber in der Beziehung sind wir Förster relativ konservativ. – Also, es ist schon das Bestreben, möglichst lange auf einer Dienststelle zu sitzen, einfach, weil die Zeiträume im Wald so enorm lang sind. Dreißig Jahre sind ja für den Wald gar nichts. 'Ne Waldgeneration kann bis 200

Jahre dauern. Von daher können also an einer Eiche sieben Förster rumwirken oder viel mehr.

Dieser junge Forstbeamte bezieht ähnlich wie Thea Helm sein Geschichtsbewusstsein aus seinem Beruf, durch eine berufsspezifische Beziehung zu Bäumen und Wald.

Wie sich zeigt, wirken Wälder wie andere Teile der räumlichen Umwelt auf das generationenübergreifende Geschichtsbewusstsein außerdem konkret in die „Zeit-“ oder „Erfahrungsgeschichte“ hinein. In Wäldern waren während des Zweiten Weltkriegs Bunker und Munitionsfabriken verborgen, es befanden sich dort Lager für Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter. Wälder waren nach den beiden Weltkriegen wieder, wie im 18. und 19. Jahrhundert, ein Rückzugsgebiet für politisch Verfolgte und auch für kriminelle „Banden“. In den Notzeiten der Nachkriegsjahre lieferten sie Nahrung und Heizmaterial. Von den unterschiedlichen Erlebniskonstellationen und Nutzungsweisen des Waldes in diesem Jahrhundert aus lassen sich im alltäglichen und im biographischen Erzählen über das Individuelle hinaus typische Geschichten und Argumentationsstrategien beobachten, etwa übergenerationelle „Schicksalsvergleiche“ zwischen Großeltern und Enkeln. – „Ihr nutzt den Wald heute zum Mountainbiking, wir mußten 1946 dort Brennholz für die Familie zu holen.“ – In solchen Vergleichen unterschiedlicher historischen Erfahrung artikuliert sich über das individuell Biographische hinaus in den kommunikativen Situationen des Alltags das Bewusstsein für den Wandel der Verhältnisse im Kontext einer „Zeitgeschichte“ als Epoche „der Mitlebenden“ (Rothfels 1959: 10).

Ich würde sagen, so traurig, wie der Zweite Weltkrieg war, so positiv eigentlich ist das für uns Kinder gewesen, weil wir vor den Bomben aufs Land geflohen sind und auf dem Land die wichtigsten Jahre unseres Lebens verbracht haben. Wir hatten ja nicht viel Geld, und da mußte man für vieles selber sorgen. Unsere Mutter hat versucht, uns durchzubringen. Dann sind wir also los, haben erstmal Kleinholz gesammelt, um Feuer zu entfachen. ... Wir haben Bucheckern gesammelt. Wir waren richtige Sammlertypen. Bis heute bin ich das noch (Maren Lanske, 51 J., Geschäftsinhaberin, Bad Sachsa).

Im Einzelfall kann aus dieser Zeit der Not und der unfreiwilligen Waldarbeit in der Jugend eine bis heute wirkende Animosität gegenüber dem Naturerlebnis resultieren.

Von Kindheit an war der Wald für mich immer nur die Stelle, wo man Arbeiten muß. Wo man Holz suchen muß oder Bucheckern sammeln muß oder Heidelbeeren pflücken muß. Muß, immer nur muß! – Möglicherweise hat das mein Verhältnis zum Wald geprägt. Ich war damals vielleicht 12 Jahre alt. Alles war irgendwie anstrengend, alles mit Arbeit verbunden. Ich kenne den Wald eigentlich nur beschwerlich (Hans Mühlke, 59 J., Verwaltungsbeamter, Dorf bei Osnabrück).

c. Identifikationsmuster und Leitpersonen des Erzählens

Ein Bewusstsein für ökologische Zusammenhänge, für Landschaften und Wälder geht, wie ich ausführte, vielfach auf Erfahrungen in der Familie und der Schule zurück, zum

Beispiel bei dem jungen Angestellten Peter Heinze. Unsere Erhebungen zeigen überdies: Auf das Naturerlebnis als lebensgeschichtlichen Prozess üben einzelne Identifikationspersonen großen Einfluss aus. Die Entwicklung des Naturbewusstseins und des Naturgenusses erweist sich vielfach als Reaktion auf das Beispiel von Vorbildern. Neben Eltern und Lehrern wirken in dieser Funktion vor allem die Großeltern. Vielen Informanten gelingt es mühelos, sich einer einzelnen Person oder weniger Leute zu entsinnen, die in Bezug auf das Naturerlebnis, aber auch im Hinblick auf andere Lebensbereiche bedeutsamen Einfluss erlangen. Aussagen über „Kindheitsmuster“, wie die der 84-jährigen pensionierten Lehrerin Irma Mahlmann und der 21-jährigen Pädagogikstudentin Hellgard Schlüter, sind exemplarisch für dieses Erzählen:

Ich bin nicht durch die Schule, sondern durch die Eltern an den Wald herangeführt worden. Wir sind schon als Kleinkinder mit in den Wald genommen worden. Meine jüngste Schwester, die war noch im Kinderwagen. Da hat mein Vater den Wagen quer durch den Wald geschoben. Wir sind eigentlich jede Woche einmal im Wald gewesen. Und unser Vater hat uns genau gesagt, welcher Vogel da sang. Bis heute kann ich aus dieser Zeit noch eine ganze Menge Vögel unterscheiden. ... Bis heute bin ich mindestens einmal in der Woche im Hildesheimer Wald (Irma Mahlmann).

Bei mir war es nicht der Vater, der mir den Wald erklärt hat. Nee, meine Eltern leben getrennt. Also, bei mir war es mein Opa. Mit dem bin ich ganz viel in den Wald gegangen. Mein Opa hat diese Funktion übernommen und hat mir diesen Baum und diesen Vogel erklärt (Hellgard Schlüter).

Bei der vorbildhaften Wirkung von Lehrern auf das Naturgefühl und Naturbewusstsein ist für heutige Verhältnisse zu berücksichtigen, dass das politische Engagement der praktischen Pädagogen, welches sich früher, den geltenden Erziehungskonzepten folgend, auf geschichtliche und heimatkundliche Fragen konzentrierte, inzwischen häufig den Zielen des Umweltschutzes, gerade auch in seiner heimatkundlichen Version, dient. Der pädagogische Impetus galt im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch vorzugsweise der Musealisierung von Geschichte (Lübbe 1982). Heute findet er seine Beziehungsgegenstände typischerweise eher in der Erhaltung, Wiederherstellung und Musealisierung von Natur, etwa in der Wiedererrichtung von Feuchtbiotopen und dem politischen Kampf für „natürliche“ Wälder, die Umleitung von Straßen um Baumgruppen herum und die Wiederauswilderung bedrohter Tierarten. Allein die Leidenschaft und das Engagement eines Umweltpädagogen für ein angesehenes ökologisches Ziel können eine vorbildhafte Wirkung auf entsprechend motivierte Jugendliche kaum verfehlen. Die sozialisierende Wirkung von Vorbildern ist in der Biographieforschung vernachlässigt worden.⁵

Bleibende und wechselnde Leitpersonen wirken nicht allein in den Jahren der Kindheit und Jugend. Sie beeindrucken und beeinflussen durch ihr Modell teils perennierend, teils wechselnd ein Leben lang das Denken und Handeln. Nach Eltern, Großeltern und Lehrern fungieren später vor allem Personen aus dem Berufsleben, aus Politik,

5 Trotz der Hinweise Eriksons, etwa auf das unterstützende Vorbild von Eltern und Gemeinschaft (Erikson 1977: 17).

Kunst, Religion, Sport und den Medien als Modellpersonen für Lebensentwürfe. Dass Identifikation mit Vorbildern gerade in den Milieus der Wissenschaften der Ursprung und das Movers von Theorien, Moden und Karrieren ist, muss nicht umständlich erörtert werden.

Hans Robert Jauß hat im Kontext seiner ästhetischen Theorie eine Typologie der Identifikationsmuster entwickelt. Er unterscheidet fünf Einstellungsmuster. Für mein Thema ist sein Typ der „admirativen Identifikation“⁶ erklärungskräftig. Als Grundlage normbildender Bewunderung wirkt hier ein Gefühl, das sich in freier Entscheidung über Personen vermittelt und dessen Wirkung sich nicht in den emotionalen Anmutungen eines einzelnen Erlebnisses erschöpft. Das heißt, diese Form des Lernens durch Bewunderung und Nachahmung wirkt situationsübergreifend. Sie ist ein Ergebnis von Wiederholungen und „Erfahrungsaufschichtungen“ (Schütz/Luckmann 1975). Die Bindungen, die auf diesem Wege entstehen, überdauern regelhaft den „Verlust der Neuigkeit“ der Erlebnisse und Informationen.

Zwar bleiben im Leben nicht alle Vorbilder als Individuen in Erinnerung, doch die Tatsache, dass zur gelebten „Normalbiographie“ bestimmte Schlüsselpersonen gehören, ist *common sense*. Auf diesem Wege der Identifikation vermitteln sich über emotionale Bindungen hinaus unsere ästhetischen Maßstäbe und schließlich, damit korrespondierend, ein mehr oder weniger zuverlässiges Tatsachenwissen über biologische Zusammenhänge.

Vor einer Überverallgemeinerung der Bedeutung von Vorbildern ist allerdings genauso zu warnen wie vor der Suche nach einer eindeutig positiven Wirkung vorbildhafter Figuren in der Biographie. Tatsächlich können einzelne Personen wie bei allen Erziehungsprozessen mit ihren Aktivitäten gelegentlich das Gegenteil von dem bewirken, was sie eigentlich erreichen wollten. Die Großeltern der folgenden Informantin fungieren noch nach 40 Jahren als abschreckendes Beispiel:

Daß ich keinen Wald mag, hängt vielleicht mit meinen Großeltern zusammen. Ich bin bei meinen Großeltern aufgewachsen. Die liebten ganz besonders den Wald in der Nähe von Lübeck, den sogenannten Kannenbruch. Ob das nun zu Ostern war – Himmelschlüsselchen pflücken oder Anemonen oder sonstwas - es wurde ständig in diesen Kannenbruch gefahren. Ich will nicht sagen, daß ich diesen Wald haßte, aber ich war immer ein bißchen säuerlich, wenn ich in diesen Wald mußte (Karin Gustavson, 50. J., Sekretärin).

Das „Syndrom ‚Wald‘“ (Bahrdt 1974: 70) ist spätestens seit der Romantik in Mitteleuropa und darüber hinaus kulturell fest etabliert. Entsprechend seinem romantischen Ursprung und seiner heutigen Qualität bezieht das „Waldbewusstsein“ seine spezielle Dynamik aus dem „Wissen“, dass es sich bei dem zugrundeliegenden Bezugsobjekt nicht um etwas Gewöhnliches oder Alltägliches handelt, sondern um etwas Auserlesenes, beständig durch die Zivilisation Gefährdetes, wenn nicht überhaupt um etwas bereits Verlorenes. Diese Auffassung wird in unserer Kultur als ein allgemeines literarisch und ästhetisch fundiertes Kulturmuster über „positive“ Vorbilder tradiert. Die engagierten romantisch motivierten Waldliebhaber waren früher und sind bis heute – auch in ihrer

6 Jauß unterscheidet zwischen assoziativen, admirativen, sympathetischen, kathartischen und ironischen Modifikationen der Identifikation (Jauß 1984: 252).

rezenten Form als Wald- und Umweltschützer – in der Regel Leute aus dem städtischen Bürgertum oder Leute, die nach ihrer „waldnahe“ erlebten Kindheit ihre berufliche Ausbildung in der Stadt absolviert haben. Wer ein Leben lang etwa als Landwirt oder Handwerker „waldnahe“ lebt, nimmt die mit Bäumen bewachsenen Gegenden eher als eine Selbstverständlichkeit hin. Das beschrieb bereits Adalbert Stifter, der distanzierte und objektive Schilderer des Waldes und der Identifikation mit Natur. In seiner Novelle *Der Waldgänger* von 1847 heißt es: „[...] denn die Bewohner jener Gegend, mit dem ewigen Anblick ihrer überall herumliegenden Wälder vertraut und von der Schönheit derselben nicht mehr ergriffen, außer wenn sie in Länder kommen, wo keine sind, wo sie dann von einem unsäglichen Heimweh befallen werden, gehen nie in den Wald, außer wenn Holz ausgeteilt und angewiesen wird. [...]“ (Stifter 1980: 16).

Die Frage, inwieweit Erfahrungen mit Natur und Wald die spätere Lebensgeschichte und die Wirklichkeitsbilder beeinflussen, ist erforschenswert. Sie berührt nicht allein das Naturerlebnis, sondern im Kontext von Erfahrung und Zukunftserwartung (Koselleck 1979: 349 ff.) auch weitere Dimensionen der Lebensgeschichte, etwa die Wohnwünsche und die Familienplanung und selbst noch Bereiche des politischen Bewusstseins. Etwa ein Fünftel der befragten Aktivisten der Umweltschutzbewegung (Christmann 1992: 206) maßen in einer biographisch angelegten Untersuchung der Tatsache, auf dem Dorf aufgewachsen zu sein, die Natur schon früh im Leben „unmittelbar erfahren“, „beobachtet“ zu haben, erhebliche Bedeutung für ihre Entscheidung zu politischem Engagement bei.

LITERATUR

- Bahrdt, Hans Paul (1974): *Umwelterfahrung, Soziologische Betrachtungen über den Beitrag des Subjekts zur Konstitution von Umwelt*, München.
- Bernhard, Thomas (1988): *Holzfällen, Eine Erregung*, Suhrkamp Taschenbuch, Bd. 3188, Frankfurt am Main.
- Braudel, Fernand (1972): *Geschichte und Sozialwissenschaften – Die „longue durée“*, in: Hans-Ulrich Wehler (Hg.): *Geschichte und Soziologie, Neue wissenschaftliche Bibliothek*, Bd. 53, Köln, 189-215.
- Christmann, Gabriela B. (1992): *Wege in Ökologiegruppen, Oder das „Vokabular von ‚Weil-Motiven‘ bei Akteuren der Umweltbewegung*, in: *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 5, Heft 2, 185-212.
- Eisenstadt, Samuel N. (1965): *Altersgruppen und Sozialstruktur*, in: Ludwig von Friedeburg (Hg.): *Jugend in der modernen Gesellschaft, Neue wissenschaftliche Bibliothek*, Bd. 5, Köln, Berlin, 49-81.
- Erikson, Erik H. (1977): *Lebensgeschichte und historischer Augenblick*, Frankfurt am Main.
- Fontane, Theodor (1973): *Von Zwanzig bis Dreissig, Autobiographisches*, Fontane, Theodor: *Sämtliche Werke*, Bd. 15, herausgegeben von Kurt Schreinert und Jutta Neuendorff-Fürstenau, München (zuerst 1898).
- Halbwachs, Maurice (1967): *Das kollektive Gedächtnis*, Stuttgart.
- Holzberger, Rudi (1995): *Das sogenannte Waldsterben, Zur Karriere eines Klischees: Das Thema Wald im journalistischen Diskurs*, Schriftenreihe der Medien-Akademie Weingarten, Bd. 1, Bergatreute.
- Jauf, Hans Robert (1984)⁴: *Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik*, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 955, Frankfurt am Main. <https://doi.org/10.1515/arb-1984-0105>

- Kepler, Angela (1994): Tischgespräche, Über Formen kommunikativer Vergemeinschaftung am Beispiel der Konversation in Familien, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1132, Frankfurt am Main.
- Koselleck, Reinhart (1979): Vergangene Zukunft, Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 757, Frankfurt am Main.
- Lauffer, Otto (1935): Schicksalsbaum und Lebensbaum im deutschen Glauben und Brauch, in: Zeitschrift für Volkskunde, 45, Neue Folge, Bd. 7, 215-230.
- Lehmann, Albrecht (1983): Erzählstruktur und Lebenslauf, Autobiographische Untersuchungen, Frankfurt am Main, New York.
- Lehmann, Albrecht (1984): Heimat Land oder auch Heimat Stadt?, Heimat und Lebensgeschichte, in: Hans-Georg Wehling (Hg.): Heimat heute, Kohlhammer-Taschenbücher: Bürger im Staat, Bd. 1065, Stuttgart u. a., 73-85.
- Lehmann, Albrecht (1989): Der Schicksalsvergleich – Eine Gattung des Erzählens und eine Methode des Erinnerns, in: Brigitte Bönisch-Brednich, Rolf W. Brednich und Helge Gerndt (Hg.): Erinnern und Vergessen, Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989, Schriftenreihe der Volkskundlichen Kommission für Niedersachsen e.V., Bd. 6, Göttingen, 197-207.
- Lehmann, Albrecht (1991)²: Im Fremden ungewollt zuhaus, Flüchtlinge und Vertriebene in Westdeutschland 1945-1990, München.
- Lehmann, Albrecht (1996): Wald, Über seine Erforschung aus volkskundlichen Fachtraditionen, in: Zeitschrift für Volkskunde, 92, 32-47.
- Lübbe, Hermann (1982): Der Fortschritt und das Museum, Über den Grund unseres Vergnügens an historischen Gegenständen, The 1981 Bithell Memorial Lecture, London.
- Moritz, Karl Philipp (1972): Anton Reiser, Ein psychologischer Roman, Stuttgart (4 Bände, zuerst 1785-1790).
- Rautmann, Peter (1979): Caspar David Friedrich, Landschaft als Sinnbild entfalteter bürgerlicher Wirklichkeitsaneignung, Kunstwissenschaftliche Studien, Bd. 7, Frankfurt am Main, Bern, Las Vegas.
- Rothfels, Hans (1959): Zeitgeschichtliche Betrachtungen, Vorträge und Aufsätze, Göttingen.
- Schütz, Alfred und Thomas Luckmann (1975): Strukturen der Lebenswelt, Soziologische Texte, Bd. 82, Neuwied, Darmstadt.
- Stifter, Adalbert (1990): Der Waldgänger, herausgegeben von Karl Konrad Polheim, Berlin (zuerst 1845).
- Painter, Colin (1996): At home with Constable's Cornfield, London.
- Plato, Alexander von (1991a): Oral History als Erfahrungswissenschaft, Zum Stand der „Mündlichen Geschichte“ in Deutschland, in: BIOS –Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 4, Heft 1, 97-119.
- Plato, Alexander von (1991b): Zum Stand der Oral History in Deutschland, in: Konrad A. Jarausch (Hg.): Geschichtswissenschaft vor 2000, Perspektiven der Historiographiegeschichte, Geschichtstheorie, Sozial- und Kulturgeschichte, Festschrift für Georg G. Iggers, Beiträge zur Geschichtskultur, Bd. 5, Hagen, 418-439.
- Simmel, Georg (1957): Philosophie der Landschaft, in: Ders.: Brücke und Tor, Essays des Philosophen zur Geschichte, Religion, Kunst und Gesellschaft, Im Verein mit Margarete Susman herausgegeben von Michael Landmann, Stuttgart, 141-152.

Erinnern und Überleben

Wahrheit und Widerspruch im Zeugnis einer Holocaust-Überlebenden¹

Mark Roseman

[*BIOS 11 (1998), Heft 2, 263-279*]

I.

Gerade bei Erinnerungsberichten von Holocaust-Überlebenden ist man als Historiker kaum geneigt zu fragen, ob alles, was erzählt wird, eigentlich „stimmt“. Menschen gegenüber, die so viel gelitten haben, erscheint es als Zumutung, die Zuverlässigkeit ihrer Aussagen in Frage zu stellen. Zudem gehört es zum Wesen des Holocaust, dass der Bericht eines Überlebenden oft ganz alleine steht: Freunde und Verwandte wurden Opfer des Holocaust; Familienbriefe und andere schriftliche Quellen existieren nicht mehr. In solchen Fällen ist es unmöglich, die Aussagen mit anderen Quellen zu vergleichen.

Ausgangspunkt für diesen Aufsatz ist aber ein inzwischen kurz vor dem Abschluss stehendes Forschungsprojekt, in dem der Verfasser geradezu gezwungen wurde, sich mit Fragen der Zuverlässigkeit zu beschäftigen. Es handelt sich um die Biographie einer in Deutschland geborenen Holocaust-Überlebenden, Marianne Ellenbogen, geb. Strauß. Auf Marianne Ellenbogen aufmerksam gemacht wurde ich durch einen kurzen, von ihr selbst verfassten Bericht (Ellenbogen 1984: 135 ff.).² Bei den weiteren Forschungen stieß ich dann auf eine unerwartete Fülle von schriftlichen und mündlichen Quellen, die im Hinblick auf zentrale Episoden in Mariannes Leben sehr aussagekräftig waren. Durch den Vergleich dieser Quellen mit den von mir geführten Interviews mit Marianne wurden mehrere zunächst irritierende Diskrepanzen aufgedeckt. Fast wie in einem Kriminalroman tauchten verborgene Tagebücher, unvermutete Gestapoberichte oder seit dem Krieg aus den Augen verlorene Bekannte auf, die nun ebenfalls befragt werden konnten, sodass vergangene Episoden im Lichte dieser neuen Quellen immer wieder neu interpretiert werden mussten.

Die so zu Tage getretenen Widersprüche und Unstimmigkeiten waren verschiedener Herkunft. In einigen Fällen waren eindeutig die schriftlichen Quellen unzuverlässig, sei es, weil sie (wie beispielsweise die Gestapoakten) mit Absicht die Wahrheit vertuschten oder weil (wie in manchen Briefen) dem Verfasser wichtige Informationen fehlten. In

1 Dies ist die überarbeitete und in das Deutsche übersetzte Fassung eines Vortrags, der im Juni 1998 in einer von Alexander von Plato geleiteten Sektion der 10. Internationalen Oral History-Konferenz in Rio de Janeiro gehalten wurde. Ich möchte der Nuffield Foundation und der Keele University für ihre großzügige finanzielle Unterstützung danken.

2 Mathilde Jamin vom Ruhrlandmuseum Essen habe ich die Entdeckung dieses Textes zu verdanken. Auf ihre Bitte habe ich Marianne Ellenbogen für die Ausstellung „Über Leben im Krieg“ interviewt.

anderen Fällen waren die Widersprüche gar nicht auf Fehlwahrnehmungen zurückzuführen, sondern spiegelten – jeweils wahrheitsgetreu – die unterschiedlichen Blickrichtungen der Beobachter wider. In diesem Aufsatz geht es vor allem um eine dritte Variante, nämlich um Widersprüche, bei denen aus anderen Berichten deutlich wurde, dass sich Mariannes Erinnerungen mit der Zeit verändert hatten und nicht mehr mit dem tatsächlichen Verlauf der Ereignisse übereinstimmten.³

Bei dem Versuch, diese Widersprüche zu deuten, musste ich feststellen, dass die Literatur über Erinnerungen von Holocaust-Überlebenden die Unzuverlässigkeit des Gedächtnisses kaum in den Blick nimmt. Im Gegenteil. Die Frage, ob Erzählungen von Überlebenden „stimmen“, wird vielfach ausdrücklich für unangemessen erklärt. Das kommt sehr klar und explizit beispielsweise bei Lawrence Langer zum Ausdruck, einem der beeindruckendsten und am wenigsten präventösen Forscher auf diesem Gebiet. Langer schreibt:

One preliminary issue remains, and that is the reliability of the memory on which these testimonies must draw for the accuracy and intensity of their details. How credible can a reawakened memory be that tries to revive events so many decades after they occurred? I think the terminology itself is at fault here. There is no need to revive what has never died. Moreover, though slumbering memories may crave reawakening, nothing is clearer in these narratives than that Holocaust memory is an insomniac faculty, whose mental eyes have never slept. In addition, since testimonies are human documents rather than merely historical ones, the troubled interaction between past and present achieves a gravity that surpasses the concern with accuracy. Factual errors do occur from time to time, as do simple lapses; but they seem trivial in comparison to the complex layers of memory that give birth to the versions of the self that we shall be studying in this volume (Langer 1991)⁴.

Nach Langer sind die traumatischen Erlebnisse der Verfolgung so fest in das Gedächtnis eingegraben, dass sie immer präsent sind. Dies ist kaum zu bestreiten. Dennoch vertrete ich die Auffassung, dass die furchtbare Intensität traumatischer Erlebnisse deren nachträgliche Veränderung im Gedächtnis nicht ausschließt, ja sie manchmal sogar ausdrücklich hervorruft. Deshalb muss es nicht verletzend oder unangemessen sein, sich für Ungenauigkeiten und Veränderungen des Erlebten in der Erinnerung zu interessieren. Vielmehr wird manchmal erst durch die Untersuchung solcher Diskrepanzen – so wird hier argumentiert – die bleibende Belastung traumatischer Erlebnisse wirklich sichtbar.

II.

Zunächst soll jedoch Marianne Ellenbogen kurz vorgestellt werden. Marianne ist 1923 als Kind einer wohlhabenden jüdischen Familie in Deutschland zur Welt gekommen.

3 Hier wird nicht die naive positivistische Auffassung vertreten, es gäbe nur eine wahre Darstellung der Vergangenheit. Vielmehr geht es hier um Fälle, in denen Mariannes Erinnerung nicht mit ihrer früheren Wahrnehmung im Einklang steht bzw. in denen sie die Vergangenheit auf eine Weise darstellt, die sie zur damaligen Zeit als falsch oder irrtümlich erkannt hätte.

4 Siehe auch Bettelheim (1986); Caruth (1995); Hartman (1994); Jacobson (1994).

Sie wuchs in Essen auf und besuchte bis zur Kristallnacht die Essener Luisenschule, ein angesehenes Lyzeum. Der Vater, Träger des Eisernen Kreuzes und Patriot, dachte bis 1938 nicht daran, Deutschland zu verlassen. Erst nach der Kristallnacht versuchte die Familie, Deutschland zu verlassen, aber alle unternommenen Versuche scheiterten letztlich. Marianne überlebte als einziges Mitglied ihrer Familie den Krieg. Im Dezember 1946 kam sie nach England, wo sie fünfzig Jahre, bis zu ihrem Tode im Dezember 1996 in Liverpool lebte.

Obwohl Mariannes Leben durch viele bemerkenswerte Erlebnisse und Entwicklungen geprägt wurde, können an dieser Stelle lediglich zwei Aspekte hervorgehoben werden. Erstens ist sie im Gegensatz zu ihren Verwandten und vielen ihrer Freunde nie in einem Konzentrationslager gewesen. Als die Deportationen aus Essen 1941 begannen, gelang es ihrem Vater, über seinen Bankier Hilfe von der deutschen Abwehr zu bekommen. Es ist mittlerweile bekannt, dass die Abwehr im Oberkommando der Wehrmacht vor allem dank Hans von Dohnányi versucht hat, einige deutsche Juden außer Landes zu bringen unter dem Vorwand, sie als Spione oder „V-Leute“ zu verwenden (Meyer 1993). Durch diese Protektion und – kaum weniger wichtig – durch Bestechung blieb die Familie Strauß unter zunehmend beengten Bedingungen in Essen, bis sie im Sommer 1943 als wahrscheinlich letzte „volljüdische“ Familie im Ruhrgebiet lebte. Doch die Flucht ins Ausland war der Familie nicht vergönnt; und durch den Zusammenbruch der Abwehr als unabhängiger Organisation im Jahre 1943 wurde sie dem Zugriff der Gestapo preisgegeben (Meyer 1993: 412 ff.; Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (HstaD) RW58, 74234, Telegramm Berlin RHSA IV B 4 a - 3 318241g (1445) i.A. gez. Gunr Stubaf an Staatspolizeileitung in Düsseldorf, 6.8.1943). Als die Familie Ende August 1943 für einen Transport nach Theresienstadt in ihrer Wohnung abgeholt wurde, konnte Marianne fliehen. Unterstützt von einer wenig bekannten, in Essen in den zwanziger Jahren gegründeten linken Widerstandsgruppe, dem „Bund. Gemeinschaft für sozialistisches Leben“,⁵ lebte Marianne fortan illegal. Von Bundmitgliedern wurde sie jeweils für zwei bis drei Wochen in Städten des Ruhrgebiets und an anderen Orten untergebracht; dann musste sie wieder fort, um nicht den Verdacht der Nachbarn zu wecken. Auf diese Weise überlebte sie den Krieg. In diesen fast zwei Jahren bewies Marianne außerordentlichen Mut und enorme Energie und lebte eigentlich sehr frei, wiewohl ständig unter Gefahr. Man könnte also vielleicht argumentieren, dass Marianne – und andere „frei-versteckt“ lebende Juden – gewisse entscheidende und prägende Erlebnisse des „klassischen“ Holocaust-Überlebenden nicht durchmachen mussten.⁶ Dennoch wird hier davon ausgegangen, dass Marianne sehr viele Gemeinsamkeiten mit dem Überlebenden klassischen Typs aufweist wie zum Beispiel die traumatischen Erlebnisse der Ausgrenzung, Diskriminierung und Verfolgung und die Tatsache, dass sie über einen längeren Zeitraum tagtäglich mit Todesangst konfrontiert war, denn sie hätte jederzeit aufgegriffen werden können. Marianne erlitt genauso wie andere Überlebende den Verlust von Verwandten und Geliebten und vor allem die lähmende Ungewissheit über ihr Schicksal. Wie viele andere musste sie später mit den traumatischen Erfahrungen von Trennung und Verlust zurechtkommen und auch mit der „Schuld“, überlebt zu

5 Die Gruppe hat sich mehrmals umbenannt. Die bleibende Bezeichnung war schließlich „Bund. Gemeinschaft für sozialistisches Leben“.

6 Es waren zumindest etliche hundert Juden, die ständig umherziehen mussten. Max Krakauer musste zum Beispiel seine Anschrift 60-mal wechseln (Kwiet/Eschwege 1984: 154).

haben, wo so viele nicht überlebt hatten. Diese Herausforderungen prägten ihr Leben nach dem Krieg.

Wie viele andere Holocaust-Überlebende war sie erst kurz vor ihrem Tod bereit, über ihre Erlebnisse zu sprechen. Der Wunsch, derjenigen zu gedenken, die ihr geholfen hatten, war schließlich doch stärker als ihr Schweigen, wenn auch nur knapp. Wie ich verblüfft feststellte, war ihr Schweigen bis dahin so total gewesen, dass selbst ihr Sohn sich bis zu unserem Gespräch nur vage Vorstellungen vom Leben seiner Mutter vor 1946 machen konnte. Auch das ist nicht untypisch für Überlebende des Holocaust.

Neben Mariannes Überlebensgeschichte muss als zweite Besonderheit die günstige Quellenlage kurz vorgestellt werden. Ausgangspunkt meiner Untersuchung waren selbstverständlich Mariannes eigene Lebensberichte, wie sie in dem 1984 erschienenen Aufsatz (Ellenbogen 1984) und in Interviews mit mir im Jahre 1996 festgehalten wurden. Doch dann ließen sich weitere, über Deutschland, Großbritannien, Israel, USA, Argentinien, Schweden, Frankreich und Polen zerstreute Zeugen auffinden, sodass schließlich über hundert Menschen per Interview, Brief oder Telefongespräch befragt werden konnten, deren Kenntnisse über Mariannes Leben von der frühesten Kindheit bis zur Kriegs- und Nachkriegszeit reichten. Neben diesen Zeugen wurden umfangreiche und sehr verschiedenartige schriftliche Quellen ausfindig gemacht.⁷ Zu den offiziellen Akten zählen unter anderem Gestapoakten, die einen sehr ungewöhnlichen Blick auf die Querelen zwischen Gestapo und Abwehrkreisen gewähren. Städtische „Arisierungsakten“ waren ebenfalls vorhanden. Der „Bund“ hat wichtige Dokumente hinterlassen, vor allem das Tagebuch Artur Jacobs, das Begegnungen zwischen Marianne und Jacobs rührend festhält. Die wichtigsten schriftlichen Quellen waren aber in Mariannes Besitz. Neben umfangreichen Wiedergutmachungsakten, die aus der Rückschau sehr viel Material zum Familienleben enthielten, gab es ungewöhnliche Fundstücke: Mariannes Tagebücher sind erhalten geblieben, sogar eins aus der Zeit 1944/45. Gefaltet zwischen den Seiten sind einige Briefe an und von „Bund“-Mitgliedern während dieser Zeit. Der Schriftwechsel mit ihrem Verlobten (Marianne behielt sowohl seine Briefe wie auch Kopien von ihren eigenen Briefen) zwischen Berlin und Essen und dann von April bis August 1942 zwischen Essen und Izbica ist ebenfalls erhalten. Karten von ihren Verwandten aus Theresienstadt (sogar aus Auschwitz-Birkenau) nach Schweden bilden einen weiteren ungewöhnlichen Bestand.

III.

Als erstes zeigt sich durch Vergleich von Mariannes Aussagen mit anderen Quellen, dass in ihrem Gedächtnis manchmal eine gewisse Polarisierung stattgefunden hatte. Einerseits wurden wichtige Ereignisse in der Rückschau um Nuancen verschärft oder zugespitzt. Die Haft ihres Vaters nach der Kristallnacht in Dachau dauerte in ihrer Erinnerung sechs Wochen – in Wirklichkeit waren es (schlimm genug!) drei Wochen. Nach ihrer Flucht 1943 wurde die Familie für einige Tage in Essen in Haft gehalten, weil die Gestapo hoffte, dass Marianne vor dem Transport nach Theresienstadt wieder

⁷ Zu den einschlägigen Archiven zählten unter anderem die Alte Synagoge Essen, das Stadtarchiv Essen, das Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, das Bundesarchiv in Berlin, das Zentrum für Antisemitismusforschung in Berlin, Yad Vashem in Jerusalem, das Leo Baeck Institut in New York und die Wiener Bibliothek in London.

auftauchen würde. Diese Haft dauerte knapp eine Woche – in Mariannes Erzählung wurden drei Wochen daraus. Nicht nur bei Marianne, sondern auch in den Erzählungen anderer jüdischer Zeugen habe ich die Tendenz festgestellt, alle Uniformträger als „SS-Leute“ in der Erinnerung zu behalten. Wehrmachtssoldaten, Bahnbeamte, Bahnhofspolizisten und andere Ordnungshüter verschmolzen im Gedächtnis zu dem ur-bedrohlichen Sammelbegriff „SS-Mann“. Weniger deutlich war die Verschärfung, die sich in Mariannes Erinnerung an ihre Schulzeit einschmuggelte, in der sie wahrscheinlich das Ausmaß der Diskriminierung im Nachhinein übertrieb. Aber in diesem Fall sind andere Zeugenaussagen widersprüchlich,⁸ und da es sich hier nicht um bestimmte Ereignisse, sondern eher um allgemeine Eindrücke handelt, ist es gut möglich, dass Mariannes Gedächtnis ihre damalige subjektive Wahrnehmung angemessen widerspiegelt.

Neben solchen Verschärfungen wurden andere Ereignisse oder Beziehungen eher entschärft oder geglättet. Durch die Entdeckung von Mariannes Kriegstagebuch und Schriftwechsel erfuhr ich zum Beispiel, dass die Beziehungen zwischen ihr und ihren Helfern vom „Bund“ manchmal konflikt- oder spannungsgeladen waren; davon war im Gespräch mit mir überhaupt kein Spur. Aus dem Tagebuch war ersichtlich, dass Marianne mit bestaunenswerter Charakterstärke immer wieder versuchte, die eigene Not zu vergessen, über Schmerz und Trauer hinwegzusehen und an andere zu denken. Mit großem Eifer widmete sie sich den Beziehungsproblemen und Sorgen ihrer Gastgeber mit der etwas traurigen Folge, dass diese willensstarke (und bildschöne) junge Frau mehr als einmal ziemliche Unruhe stiftete. Manchmal waren die Auseinandersetzungen eher philosophischer Art. Aber im Gespräch mit mir vergaß oder verschwieg sie auch die leiseste Andeutung dieser Konflikte, wahrscheinlich um das Gedächtnis an die Heldentaten der „Bund“-Mitglieder nicht im mindesten zu trüben.

IV.

Interessanter und komplizierter waren die Fälle, in denen Mariannes Gedächtnis nicht nur ein wenig zugespitzt, sondern wirkliche Veränderungen oder Irrtümer hervorgebracht hat. Als erstes Beispiel soll ein Ereignis vom April 1942 vorgestellt werden. Zu dieser Zeit war Mariannes Familie dank der Abwehr noch von den Deportationen verschont, aber die meisten Essener Juden waren entweder schon nach Riga und Minsk verschleppt worden oder wie Mariannes Verlobter, Ernst Krombach, und seine Eltern nun für einen Transport nach Polen vorgesehen.⁹ Als Ziel der April-Deportation sollte sich Izbica erweisen, ein bis heute wegen mangelnder Quellen wenig bekanntes Dorf/Ghetto in der Nähe Lublins, das 1942 für viele Tausende von deutschen, österreichischen und tschechischen Juden letzte Station vor den Vernichtungslagern war (Zimmermann 1989: 126 ff.).¹⁰ Marianne erzählte im Interview, dass die Krombachs am Vorabend der Deportation nach Holbeckshof verschleppt wurden, eine Baracke in Steele, in der schon viele Juden zusammengepfercht waren. Von Holbeckshof aus

8 Ich konnte mit ungefähr acht ehemaligen Mitschülerinnen sprechen oder korrespondieren, drei davon Jüdinnen.

9 Die Krombachs, um deren Deportation es in dieser Episode geht, waren hochangesehene Mitglieder der Essener Gemeinde. Der Vater von Mariannes Verlobten, David Krombach, war Rechtsanwalt und führendes Mitglied in den jüdischen Verbänden gewesen (Schmalhausen 1994: 81 f.).

10 Zu Izbica siehe Arad (1987); Blatt (1997); Pohl (1993); Trzciński (1991).

wurde die Familie am Tag des Transports zum Hauptbahnhof gebracht. Marianne berichtete, dass sie die Familie in die Baracke begleitet und die Nacht dort mit Ernst verbracht habe, wobei sie ihn die ganze Zeit angefleht hätte zu fliehen. Die Familie auf diese Weise begleitet zu haben und vor allem ihr über Nacht beigestanden zu haben, erschien mir außerordentlich mutig. Schließlich musste Marianne befürchten, dass die Gestapo sie einfach mit den anderen mitnehmen würde. Ein wenig unsicher wurde ich, als mir hinterher die Frage einfiel, an welche Fluchtmöglichkeiten für Ernst Marianne eigentlich gedacht hatte. Da sie, wie sie mir schon vorher erzählt hatte, Dr. Jacobs vom „Bund“ erst an diesem letzten Abend der Krombachs in Essen kennengelernt hatte, konnte sie bis zu diesem Zeitpunkt kaum mit Jacobs über Fluchtmöglichkeiten gesprochen haben. Auf meine Nachfrage antwortete Marianne, sie hätte schon gewusst, dass der „Bund“ Ernst Hilfe angeboten hatte.

Später wurden mir andere störende Tatsachen bekannt. Wir wissen, dass die Essener Juden, die diesem ersten Izbica-Transport zugewiesen wurden, am 21. April deportiert wurden. Dass dies für die Krombachs auch zutraf, konnte ich einer rührenden Tagebucheintragung von Dr. Jacobs entnehmen, die dieser nach seinem letzten Besuch bei den Krombachs niedergeschrieben hatte:

20. April

Letztes Wort von Dr. Krombach (als er sich abgekämpft und übermüdet von mir verabschiedet – morgen geht die Reise los)

„Wir haben viel Schweres erlebt. Immer wieder meint man, es nicht tragen zu können.

Aber auch Hoffnungsvolles. Die Ich-Gefühle schrumpfen doch zusammen. Man schämt sich ihrer. Man rückt zusammen und erlebt etwas von den Kräften des Ganzen.

Es mag wohl sein,“ fügte er nach einer Pause hinzu, „daß wir später einmal, wenn sie überstanden ist, diese Zeit für die wichtigste Zeit unseres Lebens halten und sie nicht entbehren möchten, so grausam sie war.“ (Stadtarchiv Essen, Nachlass Jacobs, Artur Jacobs, Tagebuch, Eintragung 20.4.1942).

Sodann fand ich unter Mariannes Akten Ernst Krombachs letzten Brief aus Essen an sie. Die Angabe des Datums mit „20/21.4.1942“ zeigte, dass er ihn während der Nacht vom 20. auf den 21. April geschrieben hatte. Er schrieb:

Jeanne!¹¹

Die letzte Nacht in der Wohnung und damit wohl auch noch einmal etwas „Ruhe“. Ein ungewöhnlich hartes Schicksal haben wir zu tragen. Darüber haben wir ja keine Zweifel. Es wird uns sicher schwer fallen, nun plötzlich in schwierigerer Lage noch alleine sein zu müssen; besonders da wir zuletzt täglich zusammen waren und dem Zusammenleben in einer Ehe sehr nahe kamen. Was könnte uns auch anderes erfüllen! Wie wertvoll und lebenswert war unser Zusammensein in einer Zeit scheußlichster Umstände und wie muß es dann erst

¹¹ Das war sein Kosenamen für Marianne.

einmal sein, wenn wir mal wieder bewußt als Menschen der Freiheit leben können! Worte gibt es kaum für das beglückende Gefühl unserer Zusammengehörigkeit, das an keine Zeit, keinen Ort, noch sonst etwas gebunden ist.

Liebes ‚Geliebte‘. Ständig werde ich bei Dir sein, das mußt Du wissen und fühlen. Droht einmal, ein Leerlauf zu kommen, dann konzentriere ich mein Empfinden so, daß Du in Gedanken an uns den richtigen Weg einschlagen wirst. Wir selbst [und damit unsere gemeinsame Zukunft] müssen uns [an Ihr] immer wieder aufrichten. Das muß uns den Mut zu solch einer Trennung ins Ungewisse geben und uns aber auch mahnen, sich füreinander zu schonen und nicht – wenn auch zur eigenen Betäubung – Raubbau mit seinen Kräften zu treiben.

Ich möchte hoffen, daß Du möglichst schnell Deutschland verlassen kannst. Wenn auch eine größere räumliche Trennung, so doch eine viel größere Beruhigung für mich. Wir werden und müssen uns wiederfinden! Eine harte Probe und Aufgabe, die uns gestellt ist, am Ende jedoch winkt uns eine glückliche, goldene Zeit! Arbeit und Menschen werden uns beschäftigen und ablenken, immer bestrebt, viel Wertvolles für unser späteres Beisammensein zu sammeln. –

*Glück auf, Jeanne! Du lebst ständig und ewig in
Deinem Ernst*

(Ellenbogen Nachlaß, Brief von Ernst an Marianne, 20/21.4.1942).

Marianne hat, wie aus ihrem Tagebuch hervorgeht, den Brief erst erhalten, als Ernst schon unterwegs war. Es gibt also keinen Zweifel, dass Marianne in dieser letzten Nacht nicht mit Ernst zusammen und Ernst nicht in der Baracke war. Marianne hatte ihn wohl abends in seiner Wohnung besucht – und dort Artur Jacobs kennengelernt. Später muss sie aber nach Hause gegangen sein.

Ich entdeckte dann etwas Merkwürdiges: Hanna Aron, eine inzwischen in den Staaten lebende Essener Jüdin, hat in einem von der Alten Synagoge, Essen veröffentlichten Sammelband (Brocke/Zimmermann 1990: 232 ff.) ein Ereignis beschrieben, das mit Mariannes Geschichte fast identisch war. Hanna Arons Freund, Richard Fuchs, wurde mit seiner Mutter in der Holbeckshofer Baracke interniert. Von dort aus wurden Fuchs und seine Mutter im Juni 1942 dem zweiten großen Izbica-Transport zugewiesen. Im Sammelband beschreibt Hanna Aron, wie sie in der Baracke mit ihrem Freund, also Richard Fuchs, die Nacht vor seiner Abreise verbracht hatte. In diesem Fall bestätigen die Akten die Aussagen: Richard und Rosalie Fuchs wurden am 15.6.42 nachweislich von Holbeckshof aus nach Izbica „evakuiert“ (vgl. den Gestapobericht, wieder gedruckt in Schröter 1980: 403). Obwohl die Parallele verblüffend war, hatte ich keinen Grund zu der Annahme, dass Marianne den Bericht von Hanna Aron je gelesen hat. Im Gegenteil, ich wusste mit Sicherheit, dass Marianne das Buch *Stationen jüdischen Lebens*, in dem der Aronsche Bericht gedruckt wurde, nicht besaß. Doch dann erfuhr ich, dass Hanna Aron eine geborene Drucker war, und ich wusste, dass Marianne eng mit Irene Drucker, der Mutter von Hanna Aron, im jüdischen Gemeindebüro zusammengearbeitet hatte. Über den in Holbeckshof internierten Imo Moszkowicz erfuhr ich dann, dass Hanna Aron Marianne gut gekannt hatte; und von Hanna Aron selbst hörte ich schließlich, dass sie und ihre Mutter von März bis September 1943 bei Marianne und

ihren Eltern gewohnt hatte.¹² Hanna zog also erst neun Monate nach dem traurigen Abschied von ihrem Verlobten, Richard Fuchs, zur Familie Strauß. Außerdem kannte die Familie Strauß Richard Fuchs ebenfalls sehr gut, weil er Mariannes Bruder privat unterrichtet hatte, nachdem dieser die Yawne-Schule in Köln nicht mehr besuchen können. Die Vermutung liegt nahe, dass Hanna Aron Marianne ihre Geschichte erzählt hat und dass Marianne diese Geschichte später als ihre eigene „adoptierte“.

Ein zweites Beispiel: Im Juli 1943 musste die Abwehr unter Druck der SS ihre jüdischen „V-Leute“ preisgeben (Meyer 1993: 412 ff.). Am 6. August traf ein Brief in Düsseldorf ein, demzufolge die Wehrmacht kein Interesse an der Familie Strauß mehr hatte (HStaD, RW58, 74234, Telegramm Berlin RHSA IV B 4 a - 3 318241g (1445) i.A. gez. Gurr Stubaß an Staatspolizeileitung in Düsseldorf, 6.8.1943). Damit war die Familie nun der Gefahr der Deportation ausgesetzt. Am 31. August erschienen zwei Gestapo-Beamte in der Wohnung und befahlen ihnen, umgehend ihre Koffer für die Evakuierung zu packen, wofür ihnen zwei Stunden Zeit zur Verfügung standen (Ziel der „Evakuierung“ war, wie sich später herausstellte, Theresienstadt). Diese zwei Stunden der Vorbereitung unter den Augen der Gestapo sowie Mariannes Flucht in einem unbewachten Moment waren zweifellos die am intensivsten erlebten Stunden in Mariannes Leben. In den Gesprächen mit mir kehrte sie mehrmals zu diesen zwei Stunden zurück. In dem kurzen, in den achtziger Jahren verfassten schriftlichen Bericht sind die Passagen, die sich mit dieser Episode befassen, dramatischer und lebendiger beschrieben als alle anderen (Ellenbogen 1984: 135 ff.). Mein Eindruck – ähnlich der Erfahrung von Lawrence Langer – war, dass jedes einzelne Detail in ihrem Gedächtnis eingraviert war. Dafür sprach auch, dass alles, was sie mir in den neunziger Jahren erzählte, mit der älteren schriftlichen Schilderung übereinstimmte.

Marianne führte im Gespräch mit mir aus, dass sie den Entschluss, einer Deportation durch Flucht zu entkommen, schon vorher gefasst hatte. Jacobs hätte ihr die Hilfe des „Bund“ angeboten, falls es zur Deportation kommen sollte. Mariannes Eltern wussten von diesen Plänen. Als die Gestapo dann am 31. August kam, um die Familie abzuholen, und die Koffer – wie gesagt unter den Augen der Gestapomänner – gepackt wurden, fragte Marianne heimlich ihren Vater, ob sie ihren Bruder mitnehmen dürfte. Der Vater stimmte zu und steckte ihr in einem unbeobachteten Moment einen dicken Stapel illegal behaltene Geld zu. Ihr Bruder Richard, ein netter, intelligenter, aber mit seinen damals 17 Jahren noch relativ unselbständiger Junge, wollte die Eltern aber nicht verlassen. Als Marianne sah, wie die beiden Beamten in den Keller verschwanden, um sich aus den dort gelagerten Wertsachen der Familie ihre Beute auszusuchen, ergriff Marianne ihre Chance. Sie verabschiedete sich mit einem schnellen Winken von ihrer in der Küche mit Reisevorbereitungen beschäftigten Mutter, schlich die Treppe hinunter und rannte um ihr Leben, jederzeit einen Schuss in den Rücken erwartend. Aber an diesem Dienstag im August 1943 wurde nicht geschossen. Am Abend konnte sich Marianne bei „Bund“-Freunden in Sicherheit bringen; ihre Familie wurde für einige Tage in Essen in Haft genommen.

Als ich die umfangreichen Gestapoakten in Düsseldorf aufstöberte – Marianne war zu dieser Zeit leider schon gestorben –, stelle ich fest, dass am 3. September einer der beiden Gestapobeamten, Kriminalsekretär Kosthorst, einen ausführlichen Bericht über

¹² Imo Moszkowicz an den Verfasser am 29.8.1997 und 2.9.1997; Telefongespräch mit Hanna Aron, Connecticut, am 26.10.1998 und Interview in Connecticut am 7.8.1998.

Mariannes Flucht erstellt hatte. Schon am 1. September hatte sein Kollege, Kriminalrat Nohles, ein Telegramm nach Düsseldorf geschickt, in dem es hieß:

Die zum Zwecke ihrer Evakuierung nach Theresienstadt festzunehmende Jüdin Marianne Sara Strauss, geb. am 7.6.1923 in Essen, wohnhaft hier, Ladenspelderstr. 47 wurde am 31.8.1943 flüchtig. In einem vorgefunden Brief an ihre Eltern heißt es: „Ich gehe nicht mit, ich nehme mir das Leben. Gott behüte Euch. Marianne“ (HStAD, RW58 74234 Alfred Strauss, Telegramm Adst. Essen Gestapo an Stapoleitstelle Düsseldorf, 1.9.1943).

Nun hieß es im zweiten Bericht:

*Betreff: Flucht der Jüdin Marianne Sara Strauss, geboren am 7.6.1923 in Essen Wohnhaft hier Ladenspelderstr. 47, Essen, 3. September 1943
Am 31.8.1943 begab ich mich mit dem Krim.-Ober-Assistenten Hahn in die Wohnung der Juden Strauss, um sie von der bevorstehenden Abschiebung nach Theresienstadt in Kenntnis zu setzen. Ich gab den Juden eine befristete Auflage zum Packen der mitzunehmenden Sachen. Während des Einpackens beaufsichtigte ich die Angehörigen der in der 1. Etage wohnenden Familie Siegfried Israel Strauss (5 Personen), während Krim. Ober-Assistent Hahn die in der 2. Etage wohnenden Angehörigen der Familie Alfred Israel Strauss (3 Personen) beaufsichtigte. Zwecks Mitnahme der Reiseverpflegung hatte ich der Jüdin Marianne Sara Strauss gestattet, die im Erdgeschoß gelegene Küche aufzusuchen. Sie hat dann in einem unbewachten Augenblick das Haus verlassen. Nach etwa 5 Minuten wurde ihr Fehlen festgestellt. Im Hausflur wurde der bereits erwähnte Abschiedsbrief vorgefunden.
Gez. Kosthorst (HStAD, RW58, 74234, Betrifft: Flucht der Jüdin Marianne Sara Strauß ..., Essen 3.9.1943).*

Abgesehen von der Erwähnung des Abschiedsbriefes, dessen Existenz ich nie bestätigen konnte,¹³ unterschied sich der Bericht des Gestapobeamten Kosthorst auch in anderer Hinsicht von Mariannes Darstellung. Nach Kosthorst befanden sich er und sein Kollege im Augenblick der Flucht nicht unten im Keller, sondern oben in den Wohnungen bei den Familien. Und Marianne hatte um Erlaubnis gebeten, hinunter in die Küche zu gehen, um Brot zu holen, und war dann geflüchtet. Ich gewann den Eindruck, dass hier ein Beamter eine Unregelmäßigkeit im Dienst verheimlichen wollte. Statt des Bildes zweier korrupter Gestapomänner, die ihre „Pflicht“ vernachlässigend, „Beute“ im Keller aussuchten, wurde das Bild gnädiger Beamter gezeichnet, die von der angeblich Brot holenden Jüdin betrogen worden waren. Ich dachte daran, dass ich wahrscheinlich der erste Mensch war, der diesen Bericht las und gleichzeitig wusste, dass er eine Lüge war.

Einige Tage später traf ich Lilly Arras, eine Frau, die Marianne 1941/42 gut gekannt und die sie kurz nach dem Krieg einmal wiedergesehen hat.¹⁴ Ohne dass ich überhaupt

¹³ Hanna Aron, die in der fraglichen Zeit in der Wohnung lebte und abends nach Mariannes Flucht dorthin zurückkehrte, konnte sich nicht an einen solchen Brief erinnern.

¹⁴ Gespräch mit Frau Lilly Arras, Geldern, 10.1.1997.

von dem Gestapobericht gesprochen hatte, schilderte sie ihre sehr lebhaftere Erinnerung an ein Gespräch, das sie nach dem Kriege mit Marianne geführt hat. Demnach hat Marianne erzählt, dass sie während des Packens die Gestapobeamten um Erlaubnis gebeten hatte, Brot holen zu dürfen, und dann geflüchtet war. Verblüfft musste ich feststellen, dass Marianne direkt nach dem Krieg also ziemlich genau das erzählt hatte, was im Gestapobericht stand. Erst später hatte sich ihre Geschichte um diese Nuancen verändert.

V.

Bevor der Versuch unternommen wird, diese kleinen Unterschiede zu deuten, ein paar Bemerkungen vorweg. Ziel dieser Arbeit ist es selbstverständlich nicht, die grundsätzliche Authentizität der Aussagen Holocaust-Überlebender zu leugnen. Verglichen mit den mit großer Lebendigkeit und Authentizität vermittelten Erlebnissen von Verfolgung und Verlust sind die hier beschriebenen Diskrepanzen in mancher Hinsicht trivial. Vieles, was in Mariannes Erzählungen zunächst sehr unwahrscheinlich erschien, erwies sich später als richtig. Zum Beispiel zweifelte sie fast selber daran – es wurde ihr fast unheimlich –, dass die Familie wirklich von der Abwehr geschützt wurde. Aber in den Gestapoakten der Familie Strauß sind die Interventionen der Abwehr über ihre Gestapo-Verbindungsstelle in Bremen klar protokolliert. Es schien mir anfangs auch nicht möglich, da Marianne, wie von ihr behauptet, noch im Februar 1942 im Jüdischen Seminar für Kindergärtnerinnen und Hortnerinnen ein offizielles Staatsexamen ablegen und eine staatlich akkreditierte Bescheinigung ihres Abschlusses als Kindergärtnerin (wenn auch nur für jüdische Kinder) bekommen konnte. Doch die Entdeckung eben dieser Bescheinigung unter ihren Papieren – mit Unterschriften der Prüfungskommission und Hakenkreuz – zeigte, dass ihr Gedächtnis wieder einmal nicht getrogen hatte. Auch muss ich gestehen, dass ich die Behauptung Mariannes, sie habe im Juni 1944 an ihrem 21. Geburtstag durch eine BBC-Sendung erfahren, dass ihre Familie vergast wurde, zunächst mit großer Skepsis entgegengenommen habe. Es würde den Rahmen sprengen, die ganzen Umstände näher zu erläutern, aber fest steht, dass die BBC Mitte Juni 1944 tatsächlich genaue Informationen über das Schicksal eines Transports, der im Dezember 1943 von Theresienstadt nach Auschwitz geschickt worden war, sendete, und fest steht auch, dass Marianne durch ihre Kontakte zum Untergrund die richtige Information besaß, dass sich ihre Familie leider auf diesem Transport befunden hatte (vgl. ausführlich: Roseman 2000). Auch in diesem Falle hatte sie recht. Die oben dargestellten Diskrepanzen müssen also vor dem Hintergrund eines im allgemeinen zuverlässigen Gedächtnisses gesehen werden. Insofern entspricht meine begrenzte Erfahrung der Arbeit Lawrence Langers.

Eine weitere Vorbemerkung muss hinzugefügt werden. Wie schon in der Einführung angedeutet, ist der Prozess von Bestätigung und Berichtigung keine Einbahnstraße. Selbstverständlich enthalten die schriftlichen Quellen nicht die reine Wahrheit, an der die mit dem Makel der Unzuverlässigkeit des Gedächtnisses behafteten Interviews auf ihre Richtigkeit hin geprüft werden könnten. Im Gegenteil sind viele schriftliche Quellen, allen voran die Gestapoberichte, dazu angetan, in die Irre zu führen. Wenn wir beispielsweise in Kosthorsts Bericht lesen, er habe der Familie Strauß „eine befristete Auflage zum Packen der mitzunehmenden Sachen“ gegeben, dann wissen wir, dass dies nur ein Beispiel jenes genussreichen Wortspiels war, durch das deutsche

Beamte abscheuliche und inhumane Befehle und Vorgänge in amtsprachlichen Protokollen verkleideten. Erst Mariannes Schilderung, dass zum Beispiel Kosthorst (oder sein Kollege) ihrer Mutter das einzige gute Paar Wanderschuhe wegnahm und somit eine halbwegs vernünftige Ausrüstung für den Transport von Anfang an verhinderte, vermittelt uns ein zuverlässiges Bild. Und auch wo die Berichterstatter nicht bestrebt waren, ihre Taten durch Amtssprache zu tarnen, gibt es große Lücken in den Akten, die nur durch Mariannes Zeugnis geschlossen werden konnten.

Dennoch bleibt die Tatsache bestehen, dass Marianne mit Entschiedenheit und Überzeugung Geschichten erzählt hat, die in Bezug auf zentrale, traumatische Episoden ihres Lebens kleine Irrtümer oder gar Erfundenes enthielten. Diese Stellen wirken nicht wie willkürliche Irrtümer im Gedächtnis eines alternden Menschen – etwa die Verwechslung von Namen und Orten –, wie es sie natürlich im Gespräch mit Marianne ebenfalls gab. Aber das teilweise Vergessen von Nebensächlichem schien mir etwas anders zu sein als das konsequente Festhalten an erfundenen Details oder Geschichten, die Marianne während des Erzählens so in ihren Gedanken und Gefühlen erlebte, als hätten sie erst gestern stattgefunden.

Für Marianne handelte es sich in ihren traumatischen Erinnerungen nie um das, was ihr selbst direkt widerfahren war. Das Schlimmste war ihr ja erspart geblieben, und im Übrigen besaß sie eine wirklich bemerkenswerte Fähigkeit, mit gefährlichen Situationen zurechtzukommen. Nein, das große Trauma in Mariannes Leben war die „Schuld“, ihre Familie verlassen und ihren Geliebten gehen gelassen zu haben. Der Gedanke war für sie unerträglich, dass sie tatenlos zugesehen hatte, als Ernst ihr weggenommen worden war. Und es war unerträglich, dass sie das getan hat, was Ernst nicht getan hatte, nämlich die Familie „im Stich“ gelassen. Auf die ungeheure Belastung, unter solchen Bedingungen überlebt zu haben, kehrte sie explizit und implizit mehrmals in unseren Gesprächen zurück. „I put my parents at risk, I put my whole family at most dreadful risk. They [the Gestapo] could have done anything they wanted“ (Interview mit Marianne, 31.10.1996), war ein typisches Beispiel solcher Gefühle.

In den kleinen Verzerrungen oder Veränderungen ihrer Aussagen sehen wir, wie Marianne mit Verlust- und Schuldgefühlen fertig zu werden versuchte. Indem sie sich Hanna Arons Geschichte „aneignete“ und sich selber mit Ernst in die Baracke versetzte, ist sie in ihrer Erinnerung ein kleines Stück weiter mit Ernst gegangen, als es in Wirklichkeit der Fall war. Die Geschichte, wie sie aus der Wohnung entkam, war nicht so einfach zu deuten, und ich fragte mich lange, was es bedeuten könnte, dass Marianne die Beamten von der ersten Etage in den Keller versetzt und das Brotholen vergessen hatte. Wollte sie verheimlichen, dass ihre Flucht in gewisser Weise durch einen Vertrauensbruch erkaufte war, weil sie das Entgegenkommen der Gestapoleute ausgenützt hatte? Es ist nicht wahrscheinlich, dass hierin die Pointe zu sehen ist, denn Marianne war – genau wie Victor Klemperer¹⁵ – für die Mischung von Gutem und Schlechtem im Verhalten anderer außerordentlich sensibel. Ich kam zu dem Schluss, dass es darum ging, im Nachhinein einen Weg aus der Wohnung zu finden, den der Bruder hätte mitgehen können. Sie hätten beide zusammen die Treppe hinunterschleichen können, während die Beamten im Keller waren. Aber die Bitte, Reiseproviant zu holen, das war ein Trick, der kaum zwei Menschen eine Fluchtmöglichkeit hätte verschaffen können. Das

15 Zum Beispiel in der Schilderung des Gendarmen, der zwischen befohlener Grobheit, Respekt und Anteilnahme schwankte (Klemperer 1996: 254).

Mädchen allein in die Küche hinuntergehen zu lassen war – aus Sicht der Gestapomänner – gerade noch möglich; die beiden Kinder unbeaufsichtigt aus dem Zimmer heraus zu lassen wäre unmöglich gewesen.

Mit anderen Worten, die Diskrepanzen deuten auf das Unvermögen hin, mit traumatischen Erinnerungen von Trennung und Verlust zu leben. Dieses Unvermögen führte einerseits dazu, dass Marianne äußerst ungerne über ihre Vergangenheit sprach, und andererseits eben zu diesen stillen Veränderungen in ihrem Gedächtnis.

VI.

Wir können diesen Prozess nachvollziehen, die Belastungen mitempfänden, die Veränderungen in ihrer wahren Bedeutung als Spiegelbild innerer Gefühle verstehen, aber wir können kaum anerkennen, dass die Details, die Marianne verändert hat, sie objektiv „entlastet“ haben. Von unserem Standpunkt aus war Marianne nicht schuldig. Und von Mariannes Standpunkt aus können wir nicht glauben, dass sie sich nach dem Krieg weniger schuldig gefühlt hätte, wenn sie die ganz Nacht hindurch versucht hätte, Ernst zur Flucht zu überreden, ihre Überredungskünste aber trotzdem versagt hätten, oder wenn sie eine Fluchtmöglichkeit ergriffen hätte, bei der sie Richard hätte mitnehmen können, es aber dann doch nicht tat. Wir glauben eher, dass die Schuldgefühle genauso präsent wären und dass Marianne sich vielleicht veranlasst gesehen hätte, bewusst oder unbewusst andere kleine Änderungen ins Gedächtnis einzufügen. Die Details an sich sind also nicht das wesentliche und ändern unsere oder ihre Sicht ihres damaligen Verhaltens kaum. Es ging vielmehr darum, sich psychologisch von der untragbaren Wirklichkeit zu distanzieren, und vor allem darum, das Erlebte ein wenig zu beherrschen.

Diese Schlussfolgerung, dass es vor allem darum ging, das Vergangene im Gedächtnis zu beherrschen, bietet sich auch zur Erklärung eines anderen Phänomens an: das Produzieren kleiner Legenden um das Schicksal ihres Geliebten. Erinnern wir uns an das sehr traurige Schicksal ihres Verlobten. Ernst war im April 1942 nach Izbica deportiert worden. In fast jedem anderen bekannten Fall bekamen die Angehörigen von Izbica-Deportierten höchstens eine oder zwei Karten. Aber Marianne und Ernst haben es bis August 1942 geschafft, einen regelmäßigen Schriftwechsel miteinander zu führen. Marianne hat während dieser Zeit 30 Briefe und Karten von Ernst bekommen. Im August konnte sich Ernst für das 135. Lebensmittelpäckchen von ihr bedanken! Der Kontakt gipfelte darin, dass ein Freund der Familie Strauß, Christian Arras, ein unabhkömmlich gestellter Soldat, dessen Vater große Reparaturaufträge für Wehrmacht-LKWs erledigte, im August für Marianne ein Päckchen nach Izbica brachte und zwei lange, unzensurierte Briefe von Ernst aus Izbica zurückbrachte. Im November und Dezember fuhr dieser Christian Arras erneut nach Izbica und berichtete Marianne anschließend von seinem Besuch. Marianne erzählte mir, sie habe im Dezember 1942 von Arras erfahren, dass Ernst durch medizinische Experimente erblindet sei. „Ernst, he said, had been used for some medical experiment and lost his sight. And whether that was permanent or not he didn't know ...“ (Interviews mit Marianne, 10.9.1996; 31.10.1996). Das war die letzte Nachricht über das Schicksal von Ernst.

Obwohl diese Information so rechtlich in ihrer Erinnerung präsent war, dass sie kaum anfechtbar schien, wunderte es mich schon, dass in dieser kleinen Stadt medizinische Experimente durchgeführt worden waren, die in der Forschung überhaupt nicht

bekannt sind. Ich korrespondierte mit Thomas Blatt, einem sehr gut informierten Izbica-Überlebenden (Blatt gehört auch zu den wenigen, die den Sobibor-Aufstand überlebt haben), der heute in den Vereinigten Staaten lebt [Blatt verstarb 2015, Anm. d. Red.]. Blatt lebte in Izbica, bis dieses 1943 „judenfrei“ gemacht wurde; er ist absolut sicher, dass es keinen Mensegele in Izbica gegeben hat.¹⁶

Außerdem gelang es mir, mit Ernsts Bruder Heinz, der seit 1939 als Enriqu  Krombach in Buenos Aires lebt, Kontakt aufzunehmen. Enriqu  glaubt, dass Ernst während eines Fluchtversuches von „SS-Schergen“ geblendet wurde. Diese seine Erinnerung ist inzwischen als Teil einer Denkschrift für David Krombach und andere jüdische Rechtsanw lter Essens veröffentlicht worden (Schmalhausen 1994: 81 f.). Doch auch diese Variante wurde durch Blatt nicht bestätigt. Nach seiner Erinnerung gab es aus Izbica keinen Fluchtversuch seitens der deutschen Juden.

Schon relativ früh in meiner Recherche fand ich den Entwurf eines im Januar 1943 abgeschickten Briefs von Marianne an Freunde der Familie Krombach, in dem es (ohne Namen zu nennen) hieß, dass Ernsts Vater an einer Rippenfellentzündung gestorben und Ernst durch einen Unfall erblindet sei (Ellenbogen Nachlass, Entwurf Marianne an Carl Austerlitz, Glogau, Januar 1943). Mir war nicht klar, ob hier relativ „neutrale“ Ursachen als Tarnung für den wahren Sachverhalt angegeben wurden. Ein späterer Brief vom Mai 1943 an Julie Koppel, eine ehemalige Essenerin, die nun als Rote-Kreuz-Schwester in Schweden arbeitete, enthielt ähnliches:

Unendlich dankbar bin ich Ihnen für Ihre Bemühungen wegen Ernst; nun habe ich wieder etwas Hoffnung. Es heißt, daß sein Vater an einer akuten Rippenfellentzündung Ende vorigen Jahres verstorben sein soll, bevor seine Mutter mit unbekanntem Ziel von dort abgereist ist. Ernst selbst soll infolge eines Ungl ckes erblindet sein. Immer noch will ich hoffen, daß diese tragischen Nachrichten in Wirklichkeit nicht so unendlich furchtbar sind. Man schleppt alles Weltenehend mit und hat nur einen Wunsch: helfen, helfen, helfen, wo immer die Möglichkeit einer Hilfe besteht. Seit Monaten habe ich nun nichts mehr von den Lieben gehört, und unsere Gedanken, die ständig bei allen sind, tasten im Dunkel (Ellenbogen Nachlass, Kopie, Marianne an Julie Koppel, 16.5.1943).

„Oh, diese schönen Augen, die so vertrauend in die Welt sahen“, schrieb Julie Koppel an Marianne zurück. „Ach wäre doch alles nicht wahr, was Sie wissen. – Auch wir hoffen auf Wunder.“ (Ellenbogen Nachlass, Schwester Julie Koppel, Stockholm an Marianne 25.6.1943).

Dann entdeckte ich das schon erwähnte Tagebuch von Artur Jacobs, der die Krombachs gut gekannt hatte. Am 31. Dezember 1942 machte er die vielleicht deprimierendste Eintragung des ganzen Krieges:

*Soeben ist Marianne gegangen. Es liegt noch wie eine Betäubung auf mir. Immer denke ich: es ist nicht wahr. Du tr umst, es kann ja nicht sein, und bemühe mich, es wegzuwischen.
Dr. Krombach gestorben, seine Frau fort, der Junge erblindet ...*

¹⁶ Thomas Blatt an den Verfasser, 11. März 1997.

Die andern Schicksale ähnlich. Nur noch knapp ein zehntel der Essener dort, die anderen tot oder weitergeschleppt, Frau Krombach zwei Tage nach dem Tod ihres Mannes. Das sei so üblich. Stirbt der Mann, kommt die Frau fort.

Der Junge arbeitet in einer Sprengstofffabrik und ist bei einer Explosion ums Augenlicht gekommen. Wo er ist, was er jetzt tut, wie er lebt, ob ihm jemand hilft, wo jeder nur mit äußerster Anstrengung für sich selbst sorgen kann, niemand weiß es.

Noch sehe ich den Vater vor mir, wie er am letzten Tage vor der Abreise todmüde und abgearbeitet mit ganz zerfurchtem Gesicht aus einer Sitzung kam und nach Augenblicken der Versunkenheit nach der Begrüßung mit einem plötzlich aufleuchtenden Lächeln sagte:

„Es ist schwer, das Leben jetzt und manchmal meint man, es nicht mehr tragen zu können. Aber vielleicht wird uns diese Zeit, wenn sie einmal hinter uns liegt, als die fruchtbarste unseres Lebens erscheinen ...“

Er hat sie nun „hinter sich“

Aber er ist tot

Und das Bild, das er vor sich sah, das ihm diesen letzten Schwung und Glauben gab – es verdämmert, es verfliegt irgendwo in weiter, weiter Ferne, im Nichts

...

Mann tot – Frau verschleppt (wer weiß, wohin? Ob sie überhaupt noch lebt?)

Und er, der Junge – blind!

Grauenhaft greifbar steht das jüdische Schicksal in seiner ganzen nackten Furchtbarkeit und Aussichtslosigkeit vor einem (StAE, Nachlass Jacobs, Artur Jacobs Tagebuch, 31.12.1942).

Demnach war die Auskunft in den Briefen wahrscheinlich keine Tarnsprache. Im Archiv der Alten Synagoge fand ich den Brief einer ehemaligen Essener Jüdin, Liesel Sternberg, die früher in David Krombachs Praxis gearbeitet hatte und vor dem Kriege nach England emigriert war (Alte Synagoge, AR 4434, Liesel Sternberg an Dr. Alexander, 20.8.1945). In diesem kurz nach dem Krieg verfassten Brief verwies Frau Sternberg auf Post von Heinz Krombach, die sie soeben erhalten hatte. Heinz bzw. Enriqu e habe ihr geschrieben, dass er im September 1943 von Julie Koppel erfahren habe, dass Ernst durch einen Arbeitsunfall erblindet sei. Alle zeitgenössischen Quellen stimmen also in diesem Punkt überein.

Von den furchtbaren Details abgesehen f llt die Tatsache auf, dass sowohl Enriqu e wie auch Marianne während des Krieges der Meinung waren, dass ein Arbeitsunfall die traurige Ursache der Erblindung war. Und wie Enriqu e mir mitteilte, hatte er seitdem keine neue Information erhalten. Doch völlig unabhängig voneinander – beide hatten kaum Kontakt seit dem Krieg – entwickelten sowohl er wie auch Marianne andere Fassungen, die Ernsts trauriges Schicksal noch etwas zuspitzten.

Ähnlich verhielt es sich mit Mariannes Tante, Lore Strauß, geb. Dahl, die Marianne sehr nahegestanden hatte und von 1941 bis 1943 im selben Haus gewohnt hatte. 1946 erhielt Marianne einen Brief von den Ansbachers, Verwandten aus Frankfurt, die, wie sich herausstellte, mit Mariannes Eltern in Theresienstadt gewesen waren. Die Tochter der Ansbachers, die sich 1946 in Schweden befand, war mit Lore im Oktober 1944 mit einem der letzten Transporte nach Auschwitz geschickt worden. Lange bevor ich diesen Brief fand, sprach Marianne davon:

She wrote to me say that she was a witness to how my aunt was shot by the SS on the retreat. When the few people who were still alive, when the Russians were marching forward, they emptied these concentration camps of the ones who were still there and drove them wherever away from the following Russians. And whoever sat down by the wayside or just gave up or even wanted just to rest, for a few minutes it would have been, would just be shot. And by that time that it was completely, I mean they were completely, they were more dead than alive, they were completely emaciated, they had dysentery they had anything you can think, of they were completely worn out. And apparently she just couldn't make it and she just sat down and they shot her. And I think a few miles later the people who were still alive, within a matter of probably hours they were rescued, they were liberated. So she really could have, just for a matter of a few hours, have survived the war. That is the only story I have of all these near relations where I know what happened ... up to the end (Gespräch mit Marianne, 31.10.1996).¹⁷

Lange nach Mariannes Tod fand ich in ihrer Wohnung in einer Plastiktüte den Brief von Ludwig und Selma Ansbacher aus Frankfurt. Ihre Tochter Sigrid hatte den Krieg auch überlebt und war jetzt in Schweden:

Liebe Marianne, als wir von den Russen befreit wurden und der Krieg am Ende war, da wußten wird was grausames in Auschwitz geschah. Wir kamen am 22. Juni 1945 nach Frankfurt zurück und fanden keines unserer W. Kinder vor. Doch ich will Dir gleich vorweg schreiben, daß Sigrid lebt und in Schweden seit Juli voriges Jahr ist. Aber uns W. Heinz kam leider Gottes auch nicht mehr zurück. Ich weiß, daß Du allein im Leben stehst und wie oft haben wir in Theres. von Dir gesprochen. Deine Päckchen kamen alle an und Du hast viel Freude Deinen Lieben bereitet. Wir waren täglich zusammen, vielleicht kannst Du mal nach hier kommen und ich werde Dir ausführlich von Deinen Lieben berichten (Ellenbogen Nachlass, Ludwig und Selma Ansbacher, Frankfurt, an Marianne, 1.5.1946).

Und, fuhr Selma fort:

muß ich Dir etwas sehr, sehr trauriges berichten. Wir sind mit unserer Sigrid seit Oktober voriges Jahr in Verbindung und zwar erfuhren wir von Julius dem Bruder meines Mannes, welcher in Amerika ist, daß Sigrid lebt und Sigrid erfuhr auch durch Amerika, daß wir gerettet wurden. Sigrid schrieb uns ihre Leidensgeschichte wo sie überall war. Sie war wie Tante Lore bis 24. Jan 1945 in Kursbad b/Trachenburg über Breslau zusammen. Dann kamen die Russen und sie mußten mit der SS flüchten. Tante Lore hatte Typhus und lag in der Krankenküche und jetzt kommt das entsetzliche, Marianne; Tante Lore wurde erschossen. Sigrid schrieb, es war schrecklich, Tante Lore sagte zu ihr, sie soll alles Onkel Alfred erzählen. Unsere Sigrid hat entsetzliches erlebt, sie war im K.Z. Groß

¹⁷ Marianne hatte in der Erinnerung, dass der Brief von einer Frau Ogutsch stammte, der Frau des ehemaligen Essener Kantors. Frau Ogutsch hat in der Tat zur gleichen Zeit einen Brief an Marianne geschrieben und war auch mit Mariannes Eltern und Lore in Theresienstadt; sie war aber nicht in Auschwitz und konnte keine Auskunft über Lores Tod geben.

Rosen, Mauthausen und zuletzt in Bergen-Belsen. Dort bekam sie Flecktyphus und kam im Juli mit 32 kg ein Mädel von 17 Jahren nach Schweden (ebd.).

Auch hier wurden also bei grundsätzlicher Richtigkeit die traurigen Ereignisse in Mariannes Gedächtnis ein wenig entstellt. Anders als bei Ernst war Lores Schicksal in der Erinnerung nicht gewaltsamer geworden. Stattdessen wurde der Eindruck sinnloser Verschwendung noch dadurch verschärft, dass Marianne in ihrem Gedächtnis Lores Tod nicht in der Krankenstube, sondern auf dem Todesmarsch nur wenige Stunden vor der Befreiung inszenierte. Aber in beiden Fällen, bei Ernst wie bei Lore, wurden die wirklichen Ereignisse um Nuancen zugespitzt.

Ich habe diese verschiedene Quellen nach Mariannes Tod gefunden und konnte sie deshalb nicht mehr fragen, wie sie die Unterschiede deuten würde. Enriqu e aber konnte ich hierauf ansprechen. Für ihn war es verblüffend, festzustellen, dass er auf eine für ihn nicht mehr nachvollziehbare Weise eine neue Geschichte für seinen Bruder entwickelt hatte. Seiner Meinung nach konnte es dabei nicht darum gehen, dass es ihm leichter war, mit seiner Fassung zu leben. Im Gegenteil empfand er seine Geschichte mit den SS-Leuten noch unerträglicher als die des Unfalls. Nach meinem Eindruck ging es für Marianne und Enriqu e um zweierlei. Erstens sollte die dem Schicksal ihres Geliebten unterliegende Bedeutung stärker herausgestellt werden. Die Grausamkeit der Behandlung der Krombachs, die sinnlose Verschwendung von Lores Leben wurden in den Erzählungen zugespitzt. Aber noch mehr hatte ich den Eindruck, dass es auch hier darum ging, durch die unbewusste Einfügung selbsterfundener Details in die Erzählung die Vergangenheit ein wenig zu beherrschen. Die Details an sich waren nicht so wichtig. Wichtig war – angesichts schier unerträglicher Erinnerungen –, nicht mehr so passiv und machtlos dazustehen.

VII.

Es ist selten möglich, die Erinnerungen eines Überlebenden mit anderen Quellen zu vergleichen. Der Umfang an Akten und Zeitzeugen, die in diesem Fall herangezogen werden konnte, ist sehr ungewöhnlich. Meistens muss also zwangsläufig die Frage der Zuverlässigkeit des Gedächtnisses außen vorgelassen werden.

Wenn aber der Vergleich zwischen dem Selbstzeugnis, Erinnerungen anderer und schriftlichen Quellen möglich ist, dann ist es kein Zeichen von Missachtung den Überlebenden gegenüber, diese anderen Quellen auch heranzuziehen. Es geht nicht darum, die grundsätzliche Wahrheit des Zeugnisses zu leugnen. Im Gegenteil, erst durch die Gegenüberstellung von Erinnerungen und anderen Quellen werden wir den Prozess des Erinnerns und Vergessens verstehen.

In dem vorliegenden Fall bekam diese Gegenüberstellung eine besonders traurige Intensität dadurch, dass Marianne bis zu ihrem Tod die Existenz der meisten ihrer Akten verschwiegen hatte. Während unserer vielen Gespräche in ihrer Wohnung ahnte ich nicht, was ihr sehr bewusst gewesen sein muss, dass das Haus voller Akten und Andenken steckte. Offensichtlich fühlte sie sich nicht mehr imstande, diesen Aktenberg zu bewältigen. Ihr Sohn sagte mir, seine Mutter sei normalerweise sehr ordentlich gewesen und habe alles schön an seinen Platz verwiesen. Aber nach Mariannes Tod fanden wir Ordner und Umschläge vollgestopft mit Briefen und Berichten. Marianne hatte nichts weggeworfen, aber auch nichts katalogisiert; die Papiere fanden sich zerstreut in den

verschiedensten Ecken und Winkeln des ganzen Hauses. Das Haus selber litt stark an Senkung, und in den Hinterzimmern gab es große Risse in den Wänden. Es war ein prägnantes und trauriges Symbol der Bürden, die Marianne ein halbes Leben lang mit sich herumtragen musste, wie ihr Haus unter dem Gewicht ihrer unbewältigten Vergangenheit langsam unterzugehen schien.

LITERATUR

- Arad, Yitzhak (1987): *Belzec, Sobibor, Treblinka, The operation Reinhard death camps*, Bloomington, Indianapolis.
- Bettelheim, Bruno (1986): *Surviving the Holocaust*, New York.
- Blatt, Thomas (1997): *From the ashes of Sobibor, A story of survival*, Evanston, Illinois.
- Brocke, Edna und Michael Zimmermann (1990): *Stationen jüdischen Lebens: von der Emanzipation bis zur Gegenwart*, Katalog zur Ausstellung „Stationen jüdischen Lebens“ in der Alten Synagoge Essen, herausgegeben im Auftrag der Alte Synagoge Essen, Bonn.
- Caruth, Cathy (Hg.) (1996): *Trauma: Explorations in Memory*, Baltimore, London.
- Ellenbogen, Marianne (1984): *Flucht und illegales Leben während der Nazi-Verfolgungsjahre 1943-1954*, in: *Das Münster am Hellweg, Jahrbuch des Vereins für die Erhaltung des Essener Münsters –Münsterbauverein e.V.*, 37, 135-142.
- Hartman, Geoffrey R. (Hg.) (1994): *Holocaust remembrance, The shapes of memory*, Oxford.
- Jacobson, Kenneth (1994): *Embattled selves, An investigation into the nature of identity, through oral histories of Holocaust survivors*, New York.
- Klemperer, Victor (1996)⁶: *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten, Tagebücher 1933-1941*, Berlin.
- Kwiet, Konrad und Helmut Eschwege (1984): *Selbstbehauptung und Widerstand, Deutsche Juden im Kampf um Existenz und Menschenwürde 1933-1945*, *Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte*, Bd. 19, Hamburg.
- Langer, Lawrence L (1991): *Holocaust Testimonies, The ruins of memory*, New Haven.
- Meyer, Winfried (1993): *Unternehmen Sieben, Eine Rettungsaktion für vom Holocaust Bedrohte aus dem Amt Ausland/Abwehr im Oberkommando der Wehrmacht*, Frankfurt am Main.
- Pohl, Dieter (1993): *Von der „Judenpolitik“ zum Judenmord: der Distrikt Lublin des Generalgouvernements 1939-1944*, *Münchener Studien zur neueren und neuesten Geschichte*, Bd. 3, Frankfurt am Main u. a.
- Roseman, Mark (2000): *The Past In Hiding*, London. Deutsch (2002): *In einem unbewachten Augenblick, Eine Frau überlebt im Untergrund*, Berlin.
- Schmalhausen, Bernd (1994): *Schicksale jüdischer Juristen aus Essen 1933-1945*, herausgegeben von der Jüdischen Kultusgemeinde Essen, Essen.
- Schröter, Hermann (1980): *Geschichte und Schicksal der Essener Juden, Gedenkbuch für die jüdischen Mitbürger der Stadt Essen*, herausgegeben von der Stadt Essen, Essen.
- Trzeciński, Andrzej (1991): *A guide to Jewish Lublin and surroundings*, Lublin, Warsaw.
- Zimmermann, Michael (1989): *Die Deportation der Juden aus Essen und dem Regierungsbezirk Düsseldorf*, in: Ulrich Borsdorf und Mathilde Jamin (Hg.): *Über Leben im Krieg, Kriegserfahrungen in einer Industrieregion 1939-1945*, Katalog zur Ausstellung „Über Leben im Krieg. Kriegserfahrungen im Ruhrgebiet 1939-1945“, *Ruhrlandmuseum Essen*, herausgegeben im Auftrag des Ruhrlandmuseum Essen, Reinbek bei Hamburg, 126-143.

Forschungsethische Probleme in der Zeitzeugenforschung¹

Almut Leh

[*BIOS 13 (2000), Heft 1, 64-76*]

Bei meinen Überlegungen zu forschungsethischen Problemen der Zeitzeugenforschung hat sich mir sehr frühzeitig die Frage aufgedrängt: Wäre ich eigentlich bereit, ein lebensgeschichtliches Interview zu geben? Sicher, meine Lebensgeschichte ist noch relativ kurz – zumeist werden Personen befragt, die wesentlich älter sind und vielleicht schon deshalb mehr zu erzählen haben –, aber vielleicht wäre ich ja für eine bildungsbiographische Untersuchung über „Opfer der reformierten gymnasialen Oberstufe“ interessant oder für eine soziologische Studie über Pastorentöchter, die oft, aber eben nicht immer, zu politischen Extremen neigen. Wie auch immer – wie würde ich reagieren?

Meine spontane Antwort wäre wahrscheinlich Nein – schließlich weiß man ja, was einen da erwartet. Wahrscheinlich würde ich dann aber doch noch einmal in mich gehen, weil mir meine Absage unfair erschiene; unfair, weil ich selbst in meiner Arbeit darauf angewiesen bin, dass andere einem solchen Ansinnen zustimmen. Warum tun sie dies?

Die Interviewerhebung

Welche Motive können eine Rolle spielen, wenn jemand bereit ist, ein lebensgeschichtliches Interview zu geben? Welches Interesse kann jemand haben, ein oder auch zwei Nachmittage und sehr viel Erinnerungsarbeit einzusetzen?

- Er oder sie kann dem Forscher als Person helfen wollen oder
- eine Beziehung zum Interviewer erhoffen – besonders wenn es sich bei dem Befragten um einen einsamen Menschen handelt.
- Er kann sich geehrt fühlen dadurch, dass er um einen Beitrag zur Wissenschaft gebeten wird.
- Er kann mit seinem Interview einer Sache dienen wollen, einer politischen oder sozialen Gruppe.
- Er kann ein soziales, politisches oder religiöses Interesse haben, seine Erfahrungen und Weltauffassung weiterzugeben oder
- seine Lebenserfahrung an eine jüngere Generation weitergeben wollen.

¹ Beitrag zur Konferenz „Der Zeitzeuge als natürlicher Feind der historischen Zukunft“, durchgeführt vom Psychologischen Institut der Universität Hannover und dem Institut für Geschichte und Biographie der FernUniversität Hagen im Januar 2000 in Lüdenscheid.

- Er kann sich aber auch Einsichten in seine eigenen Handlungsmuster oder seine Lebenssituation versprechen und
- sich über die Gelegenheit freuen, die eigene Lebensgeschichte einem zugewandten Menschen erzählen zu können – sei es im Sinne eigenen Bilanzziehens oder der Weitergabe von Lebenserfahrung (vgl. Fuchs 1982: 44 ff.; Fuchs-Heinritz 2000).

Welche Motive und Interessen vorherrschen, wird nicht zuletzt von der jeweiligen Lebenssituation und Lebensauffassung des Einzelnen abhängen. Wie auch immer – alle diese Interessen sind legitim, und es ist Aufgabe des Forschers für Klarheit zu sorgen und Regelungen zu finden, wo diese Interessen mit seinen eigenen kollidieren. So wird er sich kaum in der Lage sehen, den Wunsch nach einer längerfristigen sozialen Beziehung einzulösen, und auch an einem allgemeinen Austausch von Lebenserfahrung wird er kein Interesse haben. Er sollte vielmehr seinerseits deutlich machen, wie seine Motive aussehen und dabei berücksichtigen, dass die Gesprächsbereitschaft des Interviewpartners in jedem Falle auch ein Entgegenkommen ihm gegenüber ist. Gehen wir also davon aus, es kommt zum Interview. Was geschieht dann unter forschungsethischen Gesichtspunkten?

Gute Handreichungen zur Führung eines Oral History-Interviews laufen darauf hinaus, den Interviewpartner dazu zu bringen, möglichst viel zu erzählen, vor allem auch Dinge, die er so ohne weiteres nicht erzählen würde. Eine Fülle von Maßnahmen soll genau dies unterstützen:

- Der Interviewer soll um Vertrauen werben – von der ersten Kontaktaufnahme über das wohlwollende, interessierte Zuhören bis zur Zusicherung eines angemessenen Umgangs mit den Informationen.
- Unter dem Stichwort „Dem Interviewpartner Sicherheit geben“ wird auf die Bedeutung einer vertrauten Atmosphäre hingewiesen. Der Interviewpartner soll nicht durch eine fremde Umgebung verunsichert werden, sondern möglichst Heimrecht bekommen. Tatsächlich bedeutet die Wahl des Interviewortes aber auch ein Eindringen in die Privatsphäre des Interviewpartners. Sie dient eben auch dazu, weitere auswertbare Informationen zu gewinnen: von der Art der Einrichtung über Lebensgewohnheiten und Freizeitverhalten bis hin zum Umgang mit dem Lebenspartner.
- Ferner soll dem Befragten jede Unsicherheit über die von ihm möglicherweise befürchtete Bedeutungslosigkeit seiner Biographie genommen werden: Er ist „Experte“ seiner Lebensgeschichte; er ist Zeitzeuge. Dass dieser Status nicht beinhaltet, seine Äußerungen für bare Münze zu nehmen, dass er ein „Feind der historischen Zunft“ sein könnte, wird ihm wohlweislich verschwiegen.
- Überhaupt wird empfohlen, den Interviewpartner nicht zu genau über die Fragestellung der Untersuchung informieren, um ihn nicht auf bestimmte Erzählbereiche festzulegen. Möglichst umfassend soll er berichten und nicht vorschnell selektieren. Wenn Erläuterungen gewünscht werden, sollte man diese auf später verschieben, um die „offene Phase“ nicht zu beeinflussen.

Gerade das „offene Interviewverfahren“ ist für den Zeitzeugen nicht ohne Tücken. Sicher ist es sinnvoll, dem Interviewpartner seine Relevanzkriterien zu belassen, ihn nicht vorschnell in ein möglicherweise völlig unpassendes Frageraster einzuzwängen. Also sollte der Interviewer möglichst wenig in den Gesprächsverlauf eingreifen, bestenfalls

indem er immer neue Erzählanreize gibt, Zustimmung signalisiert und eventuell bei ihm aufkeimendes Misstrauen und Abwehr unterdrückt.

Wichtigste Tugend des Interviewers ist ohne Zweifel das Zuhören-Können. Aber gerade diese entfaltet eine für den Befragten kaum abschätzbare Eigendynamik. Er kann zu Beginn des Interviews nicht wissen, welchen Verlauf das Gespräch nehmen wird, worüber er reden, was er ausklammern wird. Weder die Tiefe noch die Breite seiner Darstellung ist vorhersehbar. Zum einen, weil er die Beziehungsentwicklung nicht einschätzen kann – was wird er seinem Gegenüber erzählen sollen oder auch wollen? – zum anderen, weil er die Zwänge des Erzählens nicht kalkulieren kann. Wer anfängt, eine Geschichte zu erzählen, ist – um Schütze zu zitieren – „mehr oder weniger verpflichtet [...], die Erzählung bis zu ihrer Pointe zu Ende zu bringen. Bis er dort anlangt, ist er gezwungen, eine logische Abfolge von Ereignissen vorzubringen, und er kann dabei in den Zwang zur unbeabsichtigten Gestaltschließung und Detaillierung geraten“ (Schütze 1979: 184).

Die Zugzwänge des Erzählens nehmen dem Interviewpartner in gewissem Maße die Kontrolle über seine Erzählung. Das Interview hat in diesem Sinne immer auch Überführungscharakter, weil der Kontrollverlust – soweit dies möglich ist – bewusst produziert wird. Es wird versucht, die üblichen Kommunikationsregeln außer Kraft zu setzen, nach denen jeder mehr oder weniger in der Lage ist, unliebsame Themen auszuklammern, unangenehme Fragen zu übergehen – eben zu verschweigen, worüber er nicht reden will. Auch ist in dieser ungewohnten Gesprächssituation der übliche Wechsel von Rede und Gegenrede, der dem Erzähler die Möglichkeit zur Besinnung gibt, nicht vorgesehen.

Im Idealfall für den Interviewer redet sich der Befragte um Kopf und Kragen. Er erzählt Dinge, die er noch nie erzählt hat – zumindest bekundet er dies –, zeigt oft notgedrungen auch dunkle Seiten und schreckt selbst vor Widersprüchen nicht zurück.

Der Interviewer ist begeistert; er hat sich als guter Interviewer erwiesen und ein hoch komplexes, interpretationsbedürftiges Material produziert. Der Interviewpartner ist dem Reiz des Erzählens erlegen, allen Erzählzwängen gefolgt, und auch seine Auslassungen werden ihm nichts nützen. Sogar die haben Spuren im Interview hinterlassen, denen der Interviewer bei seiner Interpretation folgen wird.

Es liegt auf der Hand, dass eine solche Art der Interviewführung nicht in jeder Hinsicht zeitzeugenfreundlich ist. Sicher, der Befragte kann sich in aller Breite darstellen; nichts unterbricht den Strom seiner Gedanken, das zugewandte Interesse seines Zuhörers ist ihm gewiss. Auf der anderen Seite kann dies aber auch bedeuten, den Zeitzeugen ins offene Messer laufen zu lassen – ohne dass dieser es überhaupt bemerken muss. Tatsächlich ist dieses Dilemma in der Entscheidung für das offene Interviewverfahren angelegt. Gerade deshalb ist ein reflektierter Umgang mit diesem Problem notwendig.

Gehen wir noch einmal zurück zum Beginn des Interviews. Explizit oder implizit findet hier ein Aushandeln der Interviewsituation statt, bei dem sich entscheidet, auf welcher Grundlage Interviewer und Interviewpartner miteinander umgehen.

Mit der Situation des biographischen Interviews wird der Befragte kaum Erfahrungen haben. Er wird vielleicht versuchen, sich an bekannten Situationen zu orientieren: an der Anamnese beim Arztbesuch, am Bewerbungsgespräch, am Beratungsgespräch mit einem Sozialarbeiter oder einem Therapeuten, am polizeilichen Verhör oder an einem Erinnerungsaustausch mit einem Freund. Um die ihm zuge dachte Rolle ausfüllen zu können, braucht er weitere Anhaltspunkte.

Wo der Befragte als Zeitzeuge, als Experte angesprochen wird, ist es durchaus angemessen, ihn auch als Partner der Quellenproduktion ernst zu nehmen. Dies im Übrigen nicht allein aus forschungsethischen, sondern auch aus methodischen Gründen. Die Rolle eines Partners bei der Quellenproduktion kann den Zeitzeugen motivieren, sein Bestes zum Gelingen des Unternehmens beizutragen. Er wird sich um genaue Erinnerungen bemühen, ausführlich berichten und auch unangenehme Fragen zulassen, weil er sich der Wichtigkeit seiner Rolle bewusst ist und den Sinn seiner Mühen ahnt.

Zur Klärung der Situation trägt im Übrigen auch die Präsenz des Tonbandes bei. Während häufig Abwehr gegen dieses Gerät vermutet wird, reagieren Interviewpartner meist gelassen. Selbst von Videokameras lassen sie sich nicht einschüchtern – wenn ihnen der Sinn dieses Aufwandes klar gemacht werden kann. Tonband oder Kamera unterstreichen ihre Rolle als Zeitzeuge. Auf sie ist das Mikrophon ausgerichtet; der Interviewer ist auf die Rolle des Zuhörers verwiesen. Für den Erzähler ist er ein Stichwortgeber, wenn mal der Erzählfaden reißt, oder auch eine Art korrigierender „Erstleser“, an dem Stimmigkeit und Überzeugungskraft der Geschichte geprüft werden. Die eigentliche Zuhörerschaft – dafür steht das Tonband – ist viel größer.

Insgesamt habe ich den Eindruck, dass Zeitzeugen die Aufzeichnung des Interviews eher positiv werten, weil sie – durchaus zu Recht – als Wertschätzung gedeutet wird. Keine Äußerung soll verloren gehen; alles ist wichtig. Außerdem kann das Tonband dem Befragten die Sicherheit geben, dass seine Äußerungen nicht verfälscht werden. Zumindest sind sie unzweifelhaft dokumentiert und für ihn und andere kontrollierbar.

So scheinbar unbefangen trotz Tonband drauflosgeredet wird, völlig vergessen wird es nicht. Das zeigt sich, wenn der Interviewpartner plötzlich den Wunsch äußert, das Tonband doch bitte einmal auszuschalten. Für den Interviewer eine unangenehme Lage – ohne Tonbandaufzeichnung ist das Interview sinnlos. Aber natürlich ist er auch neugierig, was der Zeitzeuge ihm gewissermaßen hinter vorgehaltener Hand mitteilen möchte. Er wird versuchen, den Interviewpartner von der Bedeutungslosigkeit des Tonbands zu überzeugen; aber wenn der sich nicht überzeugen lässt, wird er das Band wohl ausschalten müssen. Würde der Zeitzeuge entdecken, dass er das Band heimlich hat weiterlaufen lassen, wäre eine vertrauensvolle Fortsetzung des Interviews wohl schwer möglich. Natürlich sollte man die Gelegenheit zum Wiedereinschalten nicht verpassen, was schon deshalb gar nicht so einfach ist, weil oft gar nicht nachvollziehbar ist, warum der Interviewpartner zuvor auf Abschalten bestanden hat. Manchmal werden Namen von Personen genannt, von denen gerade Unrühmliches berichtet wurde, was nicht aktenkundig werden soll. Häufig aber sind die Skrupel unklar, was für die Interpretation besonders interessant ist.

Denn natürlich hat der Zeitzeuge keine Chance, diese Passagen aus der Interpretation herauszuhalten. Sobald das Tonband ausgeschaltet wird, wird der Interviewer besonders aufmerksam zuhören, um sofort nach dem Gespräch genau diese Passagen so ausführlich wie möglich schriftlich zu protokollieren – wie selbstverständlich auch all das, was vor und nach der Tonbandaufzeichnung gesagt wurde. Besonders nach dem Abschalten des Tonbandes tritt das Gespräch häufig noch einmal in eine neue Phase: Problematische Themen können nun offener angesprochen werden, Mitteilungen werden gemacht, um die vorher herumgeredet wurde, sodass in der Tat gerade solche Informationen für die spätere Interpretation besonders wichtig sein können; und natürlich werden sie – wie auch alle anderen Beobachtungen – in das Interviewprotokoll aufgenommen.

Der Zeitzeuge kommt aus seiner Doppelrolle nicht heraus: Er ist Subjekt oder Partner der Quellenproduktion, aber eben auch Gegenstand der Beobachtung des Interviewers, Objekt des Forschungsprozesses. Das hängt nicht zuletzt mit der Asymmetrie zusammen, die in der Interviewsituation unvermeidlich ist. Anders als in der alltäglichen Kommunikation ist im Interview keine gleichrangige Reziprozität der biographischen Kommunikation vorgesehen. Die Grundkonstellation ist: Einer erzählt, der andere hört zu. Es gibt kaum eine Umkehrung der Gesprächsrichtung und damit auch keine Annäherung im üblichen Sinne, kein gegenseitiges Kennenlernen, keine beidseitige Investition von Vertrauen, bei der jeder etwas von sich preisgibt. Einer stellt sich dar, öffnet sich, macht sich angreifbar und verletzlich; der andere bleibt außen vor, bleibt fremd. Vom Befragten wird er allein als Wissenschaftler wahrgenommen – und auch benutzt: als Projektionsfläche, zur Zustimmung verurteilt. Mögen die Ausführungen des Befragten ihm noch so sehr widerstreben, er scheint sein Komplize zu sein, strahlt Einvernehmen aus.

Für den Interviewer eine nicht unbedingt einfache Situation. Gerade wenn er durch die Ausführungen des Interviewpartners in seinen eigenen Lebensauffassungen irritiert wird oder wenn er die Darstellungen des Befragten ablehnt, wird er darunter leiden, sich nicht als Person in das Gespräch einbringen zu können.

Nicht nur deshalb scheint es mir sinnvoll, am Ende des Interviews eine Phase vorzusehen, in der der Interviewer seine Fragen, Irritationen und Widersprüche vorbringen kann,² wobei es natürlich nicht darum gehen kann, den Interviewpartner zu verletzen oder unter Rechtfertigungsdruck zu bringen. Den Befragten in seiner Selbstdarstellung und -deutung ernst zu nehmen, muss auch beinhalten, ihn – in aller Vorsicht – mit Widersprüchen und Inkonsistenzen zu konfrontieren, um ihm die Möglichkeit zu geben, darauf einzugehen, seine Sicht zu vervollständigen. Außerdem gewährleistet solches Offenlegen von Bedenken und Einwänden auch, dass zumindest die Interviewphase relativ frei bleibt von der heimlichen „Überlegenheit“ des Forschers.

Dass dieser in seinen Rückfragen wirklich mit Takt und Vorsicht verfährt, sollte sich schon aus dem ungleichen Beziehungsarrangement ergeben. Von heute und aus der Position des unbeteiligten Beobachters scheinen die Dinge oft klar und eindeutig; in der damaligen Situation waren die Ereignisse und Handlungen dem beteiligten Erzähler verständlicherweise weniger deutlich.

Wer nicht über ein gehöriges Maß an interessierter Toleranz verfügt – und das heißt, fremde Lebensgeschichten und -auffassungen zulassen kann –, der sollte kein biographisches Interview führen. Zum einen, weil er ohnehin nichts Neues aus dieser Quelle erfahren würde, zum anderen, weil seine Haltung eine Zumutung für den Zeitzeugen wäre, dessen Aufgabe es ja nicht sein kann, die Erwartungen des Interviewers zu erfüllen, mag diese Absicht umgekehrt in der Darstellung auch nie ganz fehlen.

Tatsächlich ist die biographische Erzählung, wie sie im Interview präsentiert wird, nicht adressatenunabhängig. Zumindest wird der Befragte seine Geschichte so zu erzählen versuchen, dass sie Zustimmung findet. Auch ist zu vermuten, dass Alter und Geschlechtszugehörigkeit des Interviewers sich auf das, was wie erzählt wird, auswirken. Dennoch hat die Erzählung auch monologischen Charakter. Interviewpartner vergleichen das Interview nicht selten mit dem Abfassen einer Autobiographie. Und gerade diejenigen, die deren Aufwand scheuen oder vor ihm kapitulieren, schätzen das

2 Vgl. zur „Streit“-Phase Plato (2000).

Angebot einer solchen mündlichen Lebensdarstellung. Gerade bei „schlechten“ Interviews zeigt sich häufig, dass der Interviewpartner seine Geschichte erzählen will, mag der Interviewer noch so unsensibel dagegen arbeiten. Vielleicht überschätzen wir bisweilen die Bedeutung des Zuhörers; vielleicht ist dieser manchmal zumindest austauschbar.

Was ist unter solch heiklen Bedingungen am Ende des Interviews auf der Beziehungsebene eigentlich entstanden? Eine Beziehung im engeren Wortsinn wohl gerade nicht; schließlich konnte sich einer der potentiellen Beziehungspartner gar nicht einbringen. Sicherlich aber eine große Intimität, wie sie in der alltäglichen Kommunikation nicht oft vorkommt. Nicht selten urteilen Interviewpartner, sie hätten dem Interviewer mehr über sich erzählt als irgendeinem anderen zuvor.

Sicherlich ist es nicht ganz leicht, aus dieser Intimität in eine unpersönliche Beziehungsform zurückzufinden. Umso erstaunlicher ist es, dass dies meist gut gelingt. Offensichtlich akzeptieren beide Seiten den außerordentlichen Charakter der Gesprächssituation, nicht zuletzt auch dessen Asymmetrie. Selten kommt es zu lebensgeschichtlichen Nachfragen an den Interviewer, selten auch zur Erwartung oder Realisierung eines über das Interview hinausgehenden Kontakts. Vielmehr scheint jeder den anderen als Repräsentanten zu nehmen: der Interviewer den Zeitzeugen als Träger bestimmter Merkmale, die ihn für seine Untersuchung interessant machen; der Zeitzeuge den Interviewer als Abgesandten der Wissenschaft, der zu seiner Erforschung ausgesandt wurde. Das schließt nicht aus, dass es zu einer persönlichen Begegnung kommen kann, dass Sympathien entstehen, aber zumeist folgt daraus nichts, was über den Forschungsprozess hinaus ginge.

Die forschungsethischen Ansprüche an das weitere Verfahren sind sehr davon abhängig, in welcher Art Endprodukt die Quelle eingehen soll, weil die Möglichkeiten der Anonymisierung sehr unterschiedlich sind. Wenn sichergestellt werden kann, dass der Befragte nicht identifizierbar ist, werden wenig Probleme auftreten, etwa bei einer wissenschaftlichen Publikation, deren begrenzter Leserkreis in den meisten Fällen wenig Berührung mit dem Lebensumfeld des Befragten haben wird. Anders ist es, wenn es um eine lokalgeschichtliche Studie oder um die Untersuchung eines begrenzten Feldes geht, die ihre Leser in eben diesem Umfeld finden wird; dann können die potentiellen Leser sehr wohl im nahen Umfeld des Befragten angesiedelt sein. Eine Re-Identifizierung muss dann einkalkuliert werden. Wenn ein Videointerview für eine Ausstellung oder einen Dokumentarfilm gemacht wird, ist ohnehin klar, dass der Befragte nicht nur im Wort, sondern sogar im Bild präsent ist.

Der Zeitzeuge sollte von vornherein wissen, was letztlich mit dem Interview geschehen soll, um dies in seine Darstellung mit einbeziehen zu können. Wenn er damit rechnen muss, dass seine Nachbarn ihn im Heimatmuseum wiederfinden werden, wird er dies bei Äußerungen über sein Wohnumfeld sicher berücksichtigen, während er andererseits recht unbekümmert sprechen wird, wenn er von einer anonymen wissenschaftlichen Leserschaft ausgehen kann.

In jedem Falle muss mit dem Interviewpartner eine Vereinbarung darüber getroffen werden, was mit der gemeinsam produzierten Quelle geschehen soll und darf – aus Fairness gegenüber dem Interviewpartner, aber auch zur Absicherung für den Forscher. Eine solche Vereinbarung kann vor oder auch nach dem Interview getroffen werden. Sie kann in schriftlicher Form vorliegen oder auch mündlich auf dem Tonband proto-

kolliert werden. Darin sollte dargelegt werden, in welchem Rahmen das Interview Verwendung finden soll; ferner sollte dem Interviewpartner – sofern dies möglich ist – Anonymität bei Veröffentlichungen zugesichert werden. Bei der Verwendung in Ausstellungen, Museen oder anderen öffentlichen Zusammenhängen müssen besondere Regelungen vereinbart werden: Schon um Rechtsunsicherheiten zu vermeiden, ist es in solchen Fällen ratsam, dem Befragten das Endprodukt zur Zustimmung vorzulegen. Grundsätzlich sollte aber der Interviewpartner dem Forscher die Offenheit der Auswertung zugestehen, denn nur wenn die Freiheit der Forschung gewährleistet ist, macht aus Sicht der Forschung die Investition in ein lebensgeschichtliches Interview Sinn. Außerdem sollte schon jetzt geklärt werden, ob der Befragte mit einer späteren Archivierung zum Zwecke weiterer wissenschaftlicher Forschung einverstanden ist.

Auch wenn der juristische Wert einer solchen Erklärung nicht überschätzt werden sollte, wird sie zumindest als Selbstverpflichtung des Interviewpartners wirken; ein Schritt, den er nicht ohne Weiteres zurücknehmen wird. Man sollte sich aber klar machen, dass ein solcher Vertrag dem Befragten wenig einbringt. Letztlich wird ihm keinerlei Recht an der gemeinsam produzierten Quelle eingeräumt. Wäre mehr möglich?

Zumindest könnte man dem Zeitzeugen eine Kopie der gemeinsam erstellten Quelle anbieten. Allerdings zeigt die Erfahrung, dass es sinnvoll ist, die Tonbänder herauszugeben, nicht das Transkript, weil die gesprochene Sprache in Schriftform sehr gewöhnungsbedürftig ist. Selten hat der Zeitzeuge Sinn für den Charme seiner abgebrochenen Sätze und abgeschliffenen Wortendungen. Kaum ein Satz, der auch nur annähernd grammatikalischen Grundregeln genügt. Die Reaktionen auf das Transkript sind für sich schon wieder interpretationswürdig. Häufig möchten Zeitzeugen nun die schriftliche Fassung korrigieren. Auf diese Weise entsteht aber bestenfalls eine zweite Quelle, die mit der ersten zu vergleichen interessant sein könnte, während der Zeitzeuge sich vorstellt, dass die erste Quelle damit ungültig wird. Es entstünde also ein Berg weiterer forschungsethischer Probleme.

Interpretation und Veröffentlichung

Interessanterweise ist es zumeist vor allem die Sprache, durch die der Zeitzeuge sich bloßgestellt fühlt; selten sind es seine Geschichten, so ungeheuerlich sie dem Zuhörer auch erscheinen mögen. Eine Irritation über die Inhalte entsteht – wenn überhaupt – erst in der Auseinandersetzung mit der Interpretation des Interviews, wobei der Befragte dann zumeist nicht irritiert ist über die eigenen Äußerungen, sondern verärgert wegen des Umgangs mit diesen: verkürzt, aus dem Zusammenhang gerissen, missverstanden. Die wohlabgewogenen Ausführungen über Zwangsarbeiter und Judenverfolgung, Autobahnen und Kraft durch Freude scheinen plötzlich einen Zusammenhang zu ergeben, der nie beabsichtigt war. Die Akzente sind verschoben, das vermutete Einverständnis mit dem Interviewer stürzt zusammen wie ein Kartenhaus.

Im Interpretationsprozess verkehrt sich das Beziehungsarrangement: Aus dem passiven Zuhörer wird der aktive Interpret; aus dem aktiven Erzähler der passiv Interpretierte. Das vermeintliche Subjekt der Forschung, der Partner der Quellenproduktion, wird nun endgültig zum Objekt. Dies ist ein forschungsethisch schwieriger Wendepunkt. Was kann man tun?

Es gibt Versuche, das Partnerschaftsmodell der Quellenproduktion auf die Phase der Interpretation auszudehnen, indem die Gültigkeit einer Interpretation von der Zustimmung des Befragten abhängig gemacht wird. Der Befragte bekommt das letzte Wort, wobei neben forschungsethischen Gründen die Vorstellung wirksam ist, dass dem Befragten auch von der Sache her die Kompetenz der „letzten Instanz“ zukommt.

Die Möglichkeit und Sinnhaftigkeit solchen Vorgehens wird davon abhängen, wie weitgehend die Bearbeitung des Interviewmaterials ist, was sich wiederum aus dem angestrebten Forschungsziel ergibt. Wenn es beispielsweise um die kulturelle Selbstrepräsentation bestimmter Gruppen geht, wird die Bearbeitung weniger weit gehen als etwa bei einer psychoanalytisch informierten Deutung. So lange der Befragte wirklich als Informant, als Experte, gilt, werden seine Erzählungen und Berichte durch die Interpretation nicht völlig umgedeutet werden, sondern ihre eigene Stimme behalten. Hier kann der Befragte sicher „letzte Kontrollinstanz“ sein. Schwierig bis unmöglich ist das Partnerschaftsmodell, wenn mit der Lebensgeschichte etwas gemacht wird, was der Befragte nicht nachvollziehen kann oder gar als Angriff auf seine Identität wahrnehmen muss.

Im Verlaufe der Interpretation kann der Forscher zu der Einschätzung gelangen, dass er den Befragten besser versteht als dieser sich selbst. Er wird auf Brüche und Widersprüche der Erzählung stoßen, die ihm Tür und Tor für weitergehende Deutungen öffnen. Er wird sich fragen, ob der Befragte sich seiner Lebensführung überhaupt in allen Lebensbereichen bewusst sein konnte, ob er in der Lage war, über dieses oder jenes Thema rückhaltlos zu sprechen, und welche Themen er warum vergessen hat. Die im Interview angelegte Falle der offenen Gesprächsführung schnappt zu. Der Zeitzeuge ist überführt, seine Selbstdarstellung bekommt Risse. Während er in seinen Rechtfertigungszwängen und Verdrängungsnotwendigkeiten gefangen bleibt, kann der Forscher aus der sicheren Distanz des Unbeteiligten die Fragmente neu zusammenfügen.

So instruktiv solche Interpretationen sein können, sind sie doch nicht immer angemessen. Als Interpret sollte man nicht der Gefahr zur Überführung um jeden Preis erliegen. Zweifellos gibt es systematische Barrieren des Erinnerns; das Auslassen bestimmter Themen kann aber auch schlicht mit den situativen Bedingungen des Interviews zu tun haben. Nicht in jedem Widerspruch blitzt das Unbewusste auf; möglicherweise war die geschilderte Situation selbst widersprüchlich. Unter Umständen ist ein unsicheres, widersprüchliches Ergebnis der historischen Erfahrung und dem Interviewpartner gegenüber angemessener als eine schlüssige Fremddeutung.

Deshalb sollten auch die expliziten Selbstdeutungen des Interviewpartners den ersten Ansatzpunkt für eine Interpretation bilden. In einem ersten Schritt sollte es darum gehen, die Sinnkonstruktion des Zeitzeugen zu verstehen. Erst im zweiten Schritt wäre zu prüfen, ob diese dem vorgestellten Leben angemessen ist bzw. welche anderen Sinnkonstruktionen vielleicht angemessener sein könnten.

Natürlich will ich nicht den Interpretationsbedarf einer solchen Quellen leugnen; es geht mir aber darum, auf den berechtigten Anspruch des Zeitzeugen hinzuweisen, sich auch mit seinem Deutungsversuch ernsthaft auseinanderzusetzen – und zwar nicht allein als ethisches Postulat, sondern auch im Interesse der „Wahrheitsfindung“. Es könnte ja sein, dass der Zeitzeuge recht hat.

Kann es nun sinnvoll oder auch angemessen sein, den Zeitzeugen mit der Interpretation seiner Lebensgeschichte zu konfrontieren, ihn sogar an dieser Stelle zum Partner

zu machen? Das Verfahren der kommunikativen Validierung beruht auf der Vorstellung einer gleichberechtigten Arbeitssituation von Forscher und Befragtem. Tatsächlich besteht solche Symmetrie aber nicht: Der Forscher ist nur Interpret von Daten eines anderen; der Befragte ist aber Interpret und Handelnder zugleich. Während der Forscher immer neue Interpretationen entwickeln und prüfen kann, muss der Befragte Interpretation und Rechtfertigung in einem leisten. Der Forscher stellt seine Fallgeschichte zur Disposition, der Befragte seine Identität.

Eine Konfrontation des Interviewpartners mit der Deutung des Forschers ist nur sinnvoll, wenn auf beiden Seiten die Bereitschaft besteht, die eigene Interpretation zu korrigieren. Vom Interviewpartner kann aber kaum erwartet werden, dass er bereit ist, seine Sinnggebung mit einer fremden Person zu diskutieren und gegebenenfalls zu ändern. Ob umgekehrt der Forscher bereit wäre, seine Interpretation aufzugeben, kann ebenfalls bezweifelt werden.

Dass es insgesamt relativ wenig Probleme des späteren interpretierenden Umgangs mit den Zeitzeugen selbst gibt, liegt nicht zuletzt auch daran, dass seitens der Befragten kein anhaltendes Interesse am weiteren Verlauf der Dinge besteht und die lebensweltlichen Überschneidungen gering sind, sodass die oft Jahre später erscheinende Veröffentlichung vom Zeitzeugen gar nicht wahrgenommen wird. Tatsächlich gibt es kaum Nachfragen in dieser Hinsicht.

Trotzdem kann es natürlich sinnvoll oder auch notwendig sein, dem Befragten das, was konkret veröffentlicht werden soll, vorab zugänglich zu machen. Man sollte sicher sehr genau überlegen, ob der jeweilige Befragte zuverlässig anonymisiert werden konnte oder wie er möglicherweise reagieren würde, wenn er den Text zu sehen bekäme.

Auch hier ist einer der sensiblen Punkte die Sprache im Interview. Sicher möchte sich der Befragte in seinen zitierten Äußerungen wiedererkennen; das muss aber nicht unbedingt durch eine wortgenaue Transkription geschehen. Im Gegenteil und wie schon gesagt: Gerade durch die Verschriftlichung ihrer mündlichen Äußerung fühlen sich Zeitzeugen häufig bloßgestellt. Weil aber die vermeintlich falsche Ausdrucksweise nicht selten eigenen Sinn transportiert, wird abzuwägen sein, wo diese für die Interpretation und deren Nachvollzug unverzichtbar ist bzw. wo sie ohne Schaden und behutsam zu einer lesefreundlicheren Alltagssprache überarbeitet werden kann.

Ein zweiter Punkt zum Stichwort „Veröffentlichung“ betrifft die Selbstdeutung des Interviewpartners, die eigene Sinnkonstruktion des Zeitzeugen. Gerade wenn sich die Interpretation des Forschers wesentlich von der des Befragten unterscheidet, muss er sich in seiner Veröffentlichung um Genauigkeit bemühen. Der Interviewpartner hat das Recht, dass er und seine Sichtweise in ausführlichen, angemessenen Zitaten dargestellt werden. Dies ist meines Erachtens die einzig mögliche Bedingung dafür, dass der Befragte mit der unweigerlich folgenden Interpretation des Wissenschaftlers einigermaßen gelassen umgehen kann. Schließlich ist der Leser in den Stand gesetzt, sich mit beiden Sichtweisen auseinandersetzen zu können, mit der Selbstdeutung des Interviewpartners und mit dem Interpretationsangebot des Forschers. Die Verantwortung für eine angemessene Selbstdarstellung des Interviewpartners liegt beim Forscher, der damit zugleich seine Interpretation einer kritischen Überprüfung öffnet.

Da sich die Veröffentlichung in der Regel an ein Fachpublikum und nicht an die Gruppe der Befragten richtet, liegt es nahe, etwaige Loyalitätskonflikte zu Ungunsten der Befragten zu entscheiden. Der wissenschaftliche Ehrgeiz mag eher für die gewagte

eigene These und gegen ein zögerliches Abwägen sprechen. Die Grenze ist aber spätestens dann erreicht, wenn dem Befragten durch die Veröffentlichung Schaden droht, etwa indem Beziehungen zu Familienmitgliedern oder Nachbarn, Freunden oder Kollegen gestört würden, oder wenn der Zeitzeuge der Lächerlichkeit preisgegeben würde.

In gewisser Weise wird der Interviewer den Befragten als Schere im Kopf behalten. Die Haltung der interessierten Toleranz wird ihre Wirkung selten ganz verlieren. Wer sich im Interview auf die Lebensgeschichte seines Gegenüber eingelassen hat und dessen Darlegungen gefolgt ist, der hat vielleicht mehr verstanden, als ihm lieb ist. Sicher wird er in der Interpretation wieder aus dem Verstehenshorizont des Interviewpartners heraustreten – schon die Begegnung mit dem Transkript schafft eine größere Distanz und fördert damit einen freieren kritischeren Umgang mit dem Text und mit dem Zeitzeugen. Dennoch wird ein mehr oder weniger großer Rest Loyalität gegenüber dem Interviewpartner bestehen bleiben, der zu einer gewissen Vorsicht der Interpretation und der Veröffentlichung derselben führen wird. Ein späterer Zweitauswerter wird oft sehr viel schärfer an das Material herangehen, weil er sich dem Zeitzeugen gegenüber völlig frei fühlen kann. Diese Veränderung des Zugangs gewinnt Bedeutung, wenn es um die Archivierung des Interviews geht.

Archivierung

Dass die Archivierung empirischer Forschungsdaten grundsätzlich sinnvoll ist, wird kaum jemand bestreiten. Sowohl für die Überprüfung von Forschungsergebnissen wie auch für weitere Auswertungen sollten die gewonnenen Daten anderen zugänglich gemacht werden. In diesem Sinne hat etwa die DFG-Kommission „Selbstkontrolle in der Wissenschaft“ 1998 in ihrer Denkschrift *Zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis* die Empfehlung gegeben, Primärdaten in der Institution, in der sie erhoben wurden, für zehn Jahre aufzubewahren, um den Forschungsprozess zu dokumentieren und eine Überprüfung der Ergebnisse zu ermöglichen.³

Bei qualitativen Daten kommt hinzu, dass sie einen sehr hohen Informationsgehalt besitzen, der mit einer Untersuchung allein kaum ausgeschöpft werden kann. Nicht zuletzt macht auch der große Aufwand der Erhebung eine weitere Nutzung wünschenswert.

Tatsächlich ist die Archivierung biographischer Interviews aber eher die Ausnahme als die Regel. Viel zu oft wird das Datenmaterial nach der ersten Auswertung bei den Forschern zu Hause oder im Büro aufbewahrt, auf jeden Fall für andere unzugänglich. Ein wesentlicher Grund für die große Zurückhaltung in der Weitergabe des Materials liegt sicher in der hohen Sensibilität der Quelle, insofern eine Anonymisierung, die zweifellos im Interesse der Befragten liegt, schwer möglich ist bzw. dem Forschungsinteresse zuwiderläuft. Denn ohne die Möglichkeit, die Quelle räumlich, zeitlich und personenbezogen verorten zu können, ist sie für viele Fragestellungen wertlos.

Bei der Archivierung qualitativer Daten sind die forschungsethischen Aspekte in datenschutzrechtliche Bestimmungen eingebunden. Grundsätzlich geht es dabei darum, die Forschungsfreiheit der Wissenschaft mit dem sogenannten informationellen Selbstbestimmungsrecht des Einzelnen in Einklang zu bringen.

3 Vgl. auch zum Folgenden Susann Kluge und Diane Opitz (1999), denen ich für ihre Anregungen danke.

Das Bundesverfassungsgericht hat 1983 in einer Grundsatzentscheidung zur Volkszählung festgestellt, dass der Einzelne gegen die unbegrenzte Erhebung, Speicherung, Verwendung und Weitergabe seiner persönlichen Daten geschützt werden muss, weil die moderne Datenverarbeitung zu nicht mehr überschaubaren Möglichkeiten der Einsicht- und Einflussnahme geführt hat. Das Grundrecht auf freie Entfaltung der Persönlichkeit beinhalte eindeutig auch die Befugnis des Einzelnen, grundsätzlich selbst über die Preisgabe und Verwendung seiner Daten zu bestimmen (BVerfGE 65, 43). Die Erhebung und Verarbeitung personenbezogener Daten ist demnach nur zulässig, wenn das Gesetz dies erlaubt oder der Betroffene eingewilligt hat.

Diese besondere Schutzwürdigkeit bezieht sich explizit auf personenbezogene Daten. Das heißt auf der anderen Seite: Wenn personenbezogene Daten anonymisiert wurden, können sie an andere Forschungsprojekte weitergegeben werden. Nun ist aber eine Anonymisierung qualitativer Daten – wie schon mehrfach angesprochen – kaum vollständig durchführbar. Nicht selten würde eine wirksame Anonymisierung das Löschen ganzer Textpassagen notwendig machen, was für weitere Interpretationen sicher nicht wünschenswert wäre.

Konkret geregelt wird das Recht auf informationelle Selbstbestimmung durch die Datenschutzgesetze auf Bundes- und Länderebene. Das Bundesdatenschutzgesetz anerkennt besondere „Forschungstatbestände“, denen gewisse Privilegien eingeräumt werden. Danach ist die Übermittlung auch personenbezogener Daten selbst an nicht-öffentliche Stellen möglich, allerdings ausschließlich zu Forschungszwecken, wobei sich der Empfänger verpflichten muss, „die übermittelten Daten nicht für andere Zwecke zu verarbeiten oder zu nutzen“, und wenn die personenbezogenen Daten anonymisiert werden, sobald dies „nach dem Forschungszweck möglich ist“ (§ 40 Abs. 3 BDSG).

Danach sieht es mit dem Schutz der Befragten schwierig aus: Eine Weitergabe seiner Daten zu wissenschaftlichen Zwecken ist immer möglich – sogar ohne seine Zustimmung. Wenig eindeutig ist die Frage der Anonymisierung geregelt. Während für den an biographischen und subjektiven Erfahrungen interessierten Forscher auf der Hand liegt, dass eine Anonymisierung nach einer Vielzahl von Forschungszwecken nicht möglich ist, dürften die betroffenen Zeitzeugen dies unter Umständen anders einschätzen.

Was nach Unterlaufen des informationellen Selbstbestimmungsrechtes aussieht, ist tatsächlich ein kalkuliertes Risiko. Nach Einschätzung des Bundesverfassungsgerichts in seinem oben genannten Urteil zur Volkszählung ist das Risiko des Missbrauchs von Daten in der wissenschaftlichen Forschung gering. Wissenschaftler seien – wie es heißt – „regelmäßig nicht an der einzelnen Person interessiert, sondern an dem Individuum als Träger bestimmter Merkmale“ (BVerfGE 65, 1).

Ob dieser Umstand dem Befragten als Beruhigung dienen kann, scheint mir gleichwohl fraglich. Alles in allem bleibt die Archivierung lebensgeschichtlicher Interviews ein schwieriger Aushandlungsprozess zwischen der Verantwortung gegenüber den Interviewpartnern einerseits und dem Anspruch der Archivnutzer an eine Dienstleistung andererseits; ein heikles Unterfangen auf letztlich unsicherer rechtlicher Grundlage, das überhaupt nur dann funktionieren kann, wenn man sich um einen verantwortungsvollen Umgang mit den Zeitzeugen bemüht. Die Frage, wie man sich selbst als Zeitzeuge fühlen würde, welche Rücksichten man erwarten, welche Bedingungen man akzeptieren würde, kann dafür ein hilfreicher Wegweiser sein.

Schlussbemerkung

Zurück zu meiner Ausgangsfrage: Wäre ich selbst zu einem lebensgeschichtlichen Interview bereit? Zu meinem eigenen Erstaunen stelle ich fest: Am Ende dieser kritischen Vergenwärtigung aller Stationen eines Interviews ist meine Abneigung geringer geworden. Woran mag das liegen? Offenbar geht vom Interview doch ein eigener Reiz, eine besondere Verlockung aus. Es ist eben nicht nur ein Unternehmen, das dem Wissenschaftler rücksichtslos zu interpretierendes Material für eine Studie über „XY“ liefert – auch wenn dies der eigentliche Anlass ist. Gleichzeitig bietet es aber dem Befragten eine außergewöhnliche Möglichkeit des Nachdenkens über sich und sein bisheriges Leben und der Darstellung dessen mit einem Gegenüber, das mit Interesse und Geduld zuhört, ohne selbst Raum zu beanspruchen. Das lebensgeschichtliche Interview ist so etwas wie ein autobiographischer Versuch – ohne die Mühsal des Schreibens und ohne die Endgültigkeit des geschriebenen Wortes.

LITERATUR

- DFG-Denkschrift (1998): Vorschläge zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis, Empfehlungen der Kommission „Selbstkontrolle in der Wissenschaft“, Weinheim. Aktualisierte Fassung online unter: https://www.dfg.de/download/pdf/dfg_im_profil/reden_stellungnahmen/download/empfehlung_wiss_praxis_1310.pdf.
- Fuchs, Werner (1982): Biographische Forschung, Kurseinheit 3: Arbeitsschritte, Hagen, Studienbrief der FernUniversität-Gesamthochschule in Hagen.
- Fuchs-Heinritz, Werner (2000)²: Biographische Forschung, Eine Einführung in Methoden und Praxis, Hagener Studientexte zur Soziologie, Bd. 5, Opladen, Wiesbaden.
- Kluge, Susann und Diane Opitz (1999): Die Archivierung qualitativer Interviewdaten, Forschungsethik und Datenschutz als Barrieren für Sekundäranalysen, in: Soziologie, Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Heft 4, 48-63.
- Plato, Alexander von (2000): Zeitzeugen und die historische Zunft, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 13, Heft 1, 5-29.
- Schütze, Fritz (1979): Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung: dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Kommunikative Sozialforschung, Alltagswissen und Alltagshandeln, Gemeindeforschung, Polizei, politische Erwachsenenbildung, Kritische Informationen, Bd. 48, München, 159-260.

Zeitzeugen und die historische Zunft

Erinnerung, kommunikative Tradierung und kollektives Gedächtnis in der qualitativen Geschichtswissenschaft – ein Problemaufriss¹

Alexander von Plato

[*BIOS 13 (2000), Heft 1, 5-28*]

Einstieg: Eine einfache Geschichte

Vor 20 Jahren interviewte ich Herrn Cronenberg. Er war Jahrgang 1900, Arbeiterkind, wurde noch 1918 zur Marine eingezogen, beschrieb sich als Teilnehmer der Räterevolution in Wilhelmshaven, des Kapp-Putsches, als Kommunist der Weimarer Republik, als Widerständler im Dritten Reich. Als „authentischer Zeuge der Novemberrevolution“ wurde er mir in einer Schule vorgestellt, wo er gerade den höheren Klassen die Novemberrevolution am Ende des Ersten Weltkrieges nahebrachte. Er war in den 70er Jahren ein beliebter Zeitzeuge zunächst im Westen geworden, wo er noch in den 60er Jahren um seine Anerkennung als Widerstandskämpfer gebangt hatte, dann auch im Osten, denn auch in der DDR war er als Zeitzeuge der Novemberrevolution und des Widerstandes angesehen.

Ich brauchte zwei Interviews, um herauszufinden, dass es äußerst fragwürdig ist, ob er als Augenzeuge die Novemberrevolution erlebt hatte und ob er aktiver Widerstandskämpfer gewesen war. Ich verfolgte die Spuren seiner realen und seiner vorgegebenen Geschichte. Als Biographieforscher fand ich beides interessant und historiographisch interpretationswürdig, musste auch herausfinden, ob er in seiner Geschichte die „Unwahrheit“ sagte, und mich fragen, warum er seine Geschichte anders erzählte, als sie mir in anderen Quellen, auch in seinen eigenen Briefen, entgegenschlug. Aber als Zulieferant von Gedenkstätten war ich hin- und hergerissen: Kam es letztlich für eine Führung in Museen oder für Lehrer darauf an, ob Herr Cronenberg selbst erlebt hatte, was er erzählte? War es für Pädagogen nicht wichtiger, ob er „Qualifikationen als professioneller Zeitzeuge“ besaß und in Schulen, Gedenkstätten und Traditionskabinetten mit der Aura des Authentischen, emotionale Anteilnahme erheischend und lebendig das in 20 Minuten darstellen konnte, was den Schülerinnen und Schülern in einer Schulstunde oder Besucherinnen und Besuchern in einer Führung vermittelt werden sollte?

1 Dieser Aufsatz gründet auf einem Vortrag, der als Problemaufriss für die Konferenz „Der Zeitzeuge als natürlicher Feind der historischen Zunft?“ gehalten wurde. Die Konferenz wurde vom Psychologischen Institut der Universität Hannover und dem Institut für Geschichte und Biographie der FernUniversität Hagen im Januar 2000 in Lüdenscheid durchgeführt.

Herrn Cronenbergs Geschichte enthält viele Elemente, die auf das Thema „Zeitzeugen als natürliche Feinde der historischen Zukunft“² führen. Auf den ersten Blick scheint es nur um die Frage der Glaubwürdigkeit zu gehen, sogar um eine Glaubwürdigkeit von Zeitzeugen, die sich unterschiedlich zu stellen scheint für die Wissenschaft und für Gedenkstätten oder Schulen. Aber schon die Probleme, die so einfach in Gestalt von Herrn Cronenberg daherkommen, zeigen eine tiefere Komplexität:

Seine erzählten Geschichten, ob erfunden oder nicht, sagen etwas über ihn, das Umfeld der 70er und 80er Jahre des 20. Jahrhunderts und vor allem über die Erwartungen an ihn aus. Sie verlangen nach historischer Interpretation – und dies durch Wissenschaftler, die selbst eingebunden sind in Zeitgenossenschaften, Generationen, politisch-weltanschauliche Orientierungen usw.³

Mehr noch: Herr Cronenberg ist inzwischen gestorben, und auch die Museen zum Kapp-Putsch und das gesamte Umfeld der 70er und 80er Jahre existieren heute nicht mehr, zum Beispiel an Schulen und Universitäten, in denen er gern und routiniert aufgetreten war – im Westen nicht, aber vor allem nicht im Osten Deutschlands, wo nach 1989 mit der DDR auch nahezu alle einschlägigen Traditionskabinette eingegangen sind.

Deutschland ist ein Paradebeispiel dafür, dass es bei den Cronenbergs nicht nur um die Frage der Glaubwürdigkeit geht. Es geht vielmehr um die Bedeutung subjektiver Erinnerungen und subjektiver Quellen überhaupt, um biographische Selbstkonstruktionen in einer sich mit vergangenen Perspektiven schwertuenden Gegenwart, um die Bedeutung früherer Erfahrungen aus einem vergangenen Umfeld für ein neues, um die gesellschaftlichen und intergenerationellen Auseinandersetzungen um Vergangenheit, um Bewertungen oder sogar um die Präsenz der Vergangenheit in der Gegenwart. Hätte ich statt Herrn Cronenberg einen Auschwitz-Überlebenden gewählt, wären sofort andere Sympathien und Identifikationen, Vorsichten und Hemmungen des Umgangs mit der Glaubwürdigkeit problematischer Erinnerungen aufgetaucht; hätte ich einen Zwangsarbeiter gewählt, wäre die Gegenwart der Debatten um deren Entschädigung wirksam geworden; hätte ich einen Vertriebenen und dessen alte Trachten genommen, wären politische Zuordnungen anderer Art in die Interpretation eingeflossen. Welcher Zeithistoriker oder welche Zeithistorikerin würde bestreiten, dass diese Wirksamkeiten oder „politischen Korrektheiten“ nicht auch ihn oder sie in der Wahl des Themas, in den Absicherungen der Thesen oder in der gesamten Interpretation gefangen nehmen würden. Zu oft ist (Zeit-)Geschichte im letzten Jahrhundert neu- oder umgeschrieben worden.

Was bedeutet dies für die historischen Wissenschaften und für die Gedenkstättenarbeit? Und wie beeinflussen sich historisch eingebundene Wissenschaft, Zeitzeugenschaften, Publikumsumfeld, pädagogische Zwecke und mediale Präsentation gegenseitig? Bei dem Versuch, diese Fragen zu beantworten, werde ich im Folgenden nicht nur grundsätzliche Fragen nach den subjektiven Quellen und Fragen des individuellen und kollektiven Gedächtnisses berühren, sondern auch das Verhältnis von Erinnerung und Wirklichkeitsbezug in Interviews sowie Interviewtechniken.

2 So der Titel der Veranstaltung, allerdings mit Fragezeichen.

3 Auch ich hörte Herrn Cronenberg damals mit großem, sympathisierendem und zunächst unkritischem Interesse zu.

Streit um subjektive Quellen

Der Streit um die Cronenbergs ist nicht neu. Wer mit subjektiven Erinnerungszeugnissen und insbesondere mit Zeitzeugenbefragungen arbeitet, der bewegt sich auf schwankenden Planken und laviert sein Schiff zwischen Scylla und Charybdis, zwischen zwei großen Gruppen von Kritikern: auf der einen die, die Fragen nach der Bedeutung von Subjektivität in der Geschichte ebenso prinzipiell ablehnen wie subjektive Erinnerungsquellen und sich auf zeitgenössische „traditionelle“ Quellen wie die Verwaltungsakten beschränken, auf der anderen jene, die zwar solche Quellen nutzen, allerdings nur als gegenwärtige Momentaufnahme bei Aberkennung jeder Aussagekraft zu vergangenen Wirklichkeitsbezügen.

Scylla oder die Traditionalisten

Seit dem Historismus wird in der historischen Zunft der Streit um die Bedeutung subjektiver Quellen, besonders um subjektive Erinnerungszeugnisse, für die Historiographie geführt. Mit subjektiven Erinnerungszeugnissen sind sehr unterschiedliche Quellen gemeint: einmal alle Selbstzeugnisse wie Tagebücher, Fotoalben, private Filme, Berichte zu herausragenden Ereignissen (wie zu Kriegen, [politischen] Verbrechen, Haft, Flucht oder Gefangenschaft), Briefe, Schulaufsätze, Autobiographien und Ähnliches mehr, die in einem unterschiedlichen zeitlichen Abstand zu den Ereignissen entstanden sind, aber von den entsprechenden Personen selbst produziert wurden. Darüber hinaus sind es Berichte und Einschätzungen Dritter, Zeitzeugenberichte, nachträgliche schriftliche oder mündliche Zeugenaussagen, die ebenfalls in unterschiedlicher Nähe zu den zu untersuchenden Ereignissen, Entwicklungen oder Personen stehen. Außerdem handelt es sich häufig um Quellen, die in Dialogform nach dem zu untersuchenden Zeitraum produziert werden, wie zum Beispiel Interviews, sei es auf Video, sei es auf einem Tonträger.

Viele Kritikpunkte, die man gegen die subjektiven Quellen einwendet, könnten auch gegen jede andere Quelle eingewandt werden, insbesondere gegen Verwaltungsakten, die von Subjekten in staatlichen Regierungs- oder Verwaltungsstellen mit spezifischen Interessen angelegt wurden. Die ernstzunehmenden Hauptkritikpunkte speziell an subjektiven Quellen waren und sind:

- Als subjektive Quellen geben sie nur die Erinnerung einzelner wieder, lassen keine begründete Verallgemeinerung über die Befragten hinaus zu.
- Sie sind in subjektivem Interesse entstanden.
- Sie sind zumeist Quellen, die – wie Autobiographien – lange nach den beschriebenen Ereignissen und häufig in legitimatorischer Absicht niedergelegt wurden.
- Nichts ist so trügerisch wie die Erinnerung oder das Gedächtnis, überlagert von neuen Ereignissen und Erfahrungen.
- Mündliche Quellen sind überdies zumeist im Dialog mit anderen entstanden, die überwiegend auch die Auswertenden sind – und sich damit ihre eigenen Quellen schaffen, sie sagen höchstens etwas über die jeweilige Gegenwart und die Sicht der Beteiligten oder über die Codes ihrer Verständigung oder ihre Ablehnung oder Identifikationen aus.

Ich möchte mir diese Kritikpunkte genauer vornehmen und die Probleme, die im Umgang mit diesen Quellen mit Regelmäßigkeit auftreten, und Leistungen, die in dieser subjektiven Perspektive hervorgebracht wurden, wenigstens beispielhaft erörtern.

Missverständnisse?

Ein Teil der genannten Kritikpunkte, die allen präsent sind, die sich länger mit der „Erfahrung“ oder der Bedeutung von „Subjektivität“ befasst haben, basiert auf zwei groben Missverständnissen: dem einen, es ginge in mentalitätsgeschichtlichen Arbeiten primär um eine genaue Erinnerung an bestimmte Ereignisse und deren Wiedergabe, oder dem zweiten, Mentalitätshistoriker würden den Erinnerungsquellen unkritisch, überidentifiziert und in naivem Glauben an deren Wahrhaftigkeit gegenüberstehen. Dieser Teil der Kritik verpufft ins Leere, wenn man die Untersuchungsrichtung und die Ziele solcher Forschungen betrachtet: Es geht hier ja häufig gerade um die „Subjektivität“ in der Geschichte, und dazu bedarf es besonderer Quellen, die uns etwas über diese Subjektivität vermitteln können. Wer die Subjektivität der Quellen kritisiert, müsste in Wirklichkeit nicht die Quelle, sondern die Thematik als irrelevant kritisieren. Dies wäre jedoch mehr als fragwürdig, weil es hieße, ein, wenn nicht das wesentliche, Element aus der Geschichte zu eliminieren, nämlich Subjekte im Umgang mit den Zwängen und Möglichkeiten ihrer Zeit, ihre Sicht, ihre Erfahrung und schließlich ihre Verarbeitung zu vernachlässigen. Gerade Deutschland ist fast ein Extrembeispiel dafür geworden, was die politische Kultur beschränkt und die spätere Geschichtswissenschaft verliert, wenn sie die subjektive Erfahrung und die Verarbeitung von Geschichte vernachlässigt. Die Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg und deren politische Kultur waren beispielsweise mitbestimmt von den Debatten um das Verhältnis zur nationalsozialistischen Vergangenheit. Und das Ende der Weimarer Republik, der Aufstieg des Nationalsozialismus und die Kriegsvorbereitungen für den Zweiten Weltkrieg wären unverständlich, würde man nicht die Empfindung der „nationalen Schmach“ der Niederlage im Ersten Weltkrieg und die Ablehnung des Friedensvertrags von Versailles bzw. der verschiedenen Reparationsabkommen in weiten Teilen der Bevölkerung als Erklärungen heranziehen. Viele Zeithistoriker haben sich solchen Themen zugewandt, sei es auf politisch-administrativer Ebene über die „Vergangenheitspolitik“ (Frei 1999; Reichel 1995), sei es auf anderen Ebenen der Überlieferung inklusive der subjektiven.

Verarbeitung und Überlieferung

In den meisten mentalitätsgeschichtlichen Forschungen geht es also nicht um die präzise Erinnerung an Ereignisse, sondern um die Verarbeitung früherer Erlebnisse und Erfahrungen. Dennoch ist zumeist das Gedächtnis und besonders seine ungenaue Erinnerungsleistung zentraler Angelpunkt der Kritik an subjektiven Erinnerungsquellen. Das Gedächtnis sei eine wenig vertrauenswürdige Instanz und dessen Inhalte durch spätere Erlebnisse und Verarbeitungen, durch nachfolgende andere Bewertungen und durch ein neues soziales Umfeld überlagert und verändert. In der Tat, darum geht es: Das Gedächtnis ist ein sensibles Instrument, und seine Leistungen sind schwer zu interpretieren. Wir leben in einem Geflecht von alten und neuen Erfahrungen, das unsere heutigen Haltungen und Bewertungen bestimmt. Wir erinnern uns zwar nicht immer genau, sind aber dennoch ohne aufgetürmte und sich überlagernde Erfahrungen nicht nur ohne Vergangenheit, sondern vermutlich auch ohne Orientierung in der Gegenwart,

ohne Fähigkeit der Zuordnung, ohne emotionale Empathien und Zuwendungen. Wir sprechen also trotz mangelnder genauer Erinnerungen von einem Gedächtnis nicht nur bei Individuen, sondern von kollektivem Gedächtnis oder sogar von kollektiven Mentalitäten in ganzen Gesellschaften. Jeder Einzelne, die Politik, die Werbung und der Journalismus stellen solche Erinnerungen und Mentalitäten in Rechnung. Zu Recht? Oder sind diese Phänomene – im Sinne eines positivistischen Verdikts – nicht wissenschaftlich fassbar? Die Antworten auf diese „einfachen Fragen“ stellen die historische Zunft vor Grundsatzprobleme, keineswegs nur die Mentalitätshistoriker.

Zunächst: Zeitzeugen sind nicht nur Zeugen für ihr je nach Individuum unterschiedlich gesehenes und erfahrenes Erleben, sondern haben ein jeweils aktuelles Umfeld, gemeinhin „Erinnerungskultur“ genannt. Dieses Umfeld bestimmt ihr Erleben mit, strukturiert ihre Präsentation, vermutlich auch ihre Erinnerung, gibt ihnen Anerkennung und Wärme, wofür manche sich auf eigene Weise dankbar erweisen durch ihr Auftreten – hier ist Herr Cronenberg nur ein besonderes Beispiel. Außerdem findet die Verbalisierung von Erinnerung in erzählerischen Gattungen statt, die quasi überindividuelle Gussformen liefert. Dazu gehört unser Aufwachsen in Märchen und Sagen, unsere Lektionen im Verfassen von Aufsätzen mit Einführung, Aufbau und Pointe – oder unsere Art, Witze zu erzählen, uns darzustellen und zu legitimieren ohne allzu sichtbares Selbstlob. Sogar die Art und Weise, Akten anzulegen oder Artikel zu schreiben, orientiert sich an speziellen Formtraditionen.

Seit Maurice Halbwachs, der bereits in den 20er Jahren Fragen nach den sozialen Bedingungen des Gedächtnisses behandelte, wird daher nicht nur vom individuellen, sondern auch vom kollektiven Gedächtnis gesprochen (Halbwachs 1996).

Von der „kommunikativen“ zur „kulturellen Erinnerung“?

Die historischen Wissenschaften (aber auch und besonders die Museen und Gedenkstätten) sind stärker mit Zeitzeugen verbunden, als es auf den ersten Blick erscheint: Die Konzeptionen der Ausstellungsmacher zum Beispiel zum Nationalsozialismus sind in vielen Fällen in einem Umfeld entstanden, das noch eng mit dem der Zeitzeugen in Konnex stand. Auch Historikerinnen und Historiker selbst sind eingebunden in Sprache, Wertung, Gewichtung usw. in ihr schichten- oder geschlechtsspezifisches, ihr generationelles Umfeld. Das führt wenigstens einen Teil von ihnen dazu, die unmittelbare Überlieferung durch Beteiligte und Augenzeugen als „kommunikative Tradierung“ zu bezeichnen, so Elisabeth Domansky und Harald Welzer (1999) in Entwicklung der Begrifflichkeit von Aleida und Jan Assmann (vgl. Aleida Assmann 1999;⁴ Aleida Assmann/Harth 1991; Jan Assmann/Hölscher (Hg.) 1988; Jan Assmann 1988; Jan Assmann 1997²). Mit „kommunikativem Gedächtnis“ ist demgegenüber mehr gemeint, als nur die Überlieferung durch Zeitzeugen, sondern: „Unter ‚kommunikativem Gedächtnis‘ verstehen sie [die Assmanns] diejenigen Ereignisse sowie die darauf bezogenen Erinnerungsstrategien, auf die sich Kollektive in einem komplizierten Prozess von diskursiven Strategien ‚einigen‘.“ (Domansky/Welzer: 20).

Die Kollektive, von denen hier die Rede ist, sind zum Beispiel Familien, Milieus, Parteien oder gar Nationen, aber auch bestimmte Gruppen, denen es um ein besonderes Gedenken an Leiden und Verfolgung oder an Leistungen und heroische Taten geht. Sie

4 Vgl. hier besonders: Aleida Assmanns neues Buch, das 1999 erschienen ist und noch kaum Eingang in die hier geführte Diskussion fand.

bestimmen aus genannten Gründen die Erinnerung selbst mit. Erinnerung – zunächst als individuelle Erinnerung gemeint – wird im Nachhinein so der Selbstverständlichkeit beraubt, die sie zu einer rein individuellen Erinnerung machte. Wir erinnern uns schon in einer Weise, die auf kollektive Sozialisationsinstanzen verweist, im Rahmen von Kollektiven, die Erinnerungen oder Wahrnehmungen aufnehmen, bestätigen oder ablehnen, und wir erzählen von Erlebnissen in Erzählformen, die ihrerseits Erinnerung strukturieren.

Hier liegt die tiefere Komplexität unseres Problems. Und noch komplexer wird es im weiteren Lauf der Zeit, wenn sich die dominierenden Kollektive – nicht nur die Zeitzeugen - verändern oder wenn neue Dominanzen entstehen, die zum Zeitpunkt ihres Entstehens die Erinnerungen wenig bis gar nicht beeinflussen konnten: Die nachfolgenden Generationen haben nicht dieselben Wertemuster und nicht den gleichen Erfahrungshorizont wie die Zeitzeugen. Jeder Mensch hat das Gefühl, mit dem Älterwerden authentische Erfahrung zu repräsentieren. Umso bestürzender ist es, wenn „die“ Geschichte, die geschriebene, die im Fernsehen oder in Ausstellungen präsentierte Geschichte, den Personen, die diese Geschichte erlebt haben, als fremd oder gar feindlich gegenübertritt. Für erstmalige Zeitzeugen⁵ ist dies traurig genug. Für routinierte Zeitzeugen muss dies noch bestürzender sein, eine Entwertung ihrer Erfahrungen, quasi ein Tod vor dem Tod.

Wie sehr die Beklemmung der Zeitzeugen zunehmen muss, wenn sich nächste Generationen ohne alte Bindungen an frühere Freunde, Kameraden oder die Nation an die Bewertung der jungen Vergangenheit machen – dafür ist die Reaktion auf die Ausstellung „Verbrechen der Wehrmacht“ ein Beispiel. Denn sowohl Leiden wie Heldentaten schaffen das Selbstbewusstsein, besondere Repräsentanten historischer Wirklichkeit zu sein. In vielerlei Hinsicht erschweren Zeitzeugen daher durchaus die Arbeit der Gedenkstätten oder der historischen Wissenschaften. Gerade die Emotionalität der Zeitzeugen, die ein hilfreiches Element in der Didaktik der Gedenkstätten sein kann, ist bekanntermaßen zugleich komplizierend für wissenschaftliche Untersuchungen, aber auch für Gedenkstätten. Man denke nur an die Konkurrenzen zwischen KZ-Überlebenden und ehemaligen Häftlingen der sowjetischen Lager um Ausstellungsflächen in Gedenkstätten an Orten, die beide Vergangenheiten zu dokumentieren haben. Die Häftlinge der ehemaligen Speziallager zeigen außerdem, wie sich die Beurteilung durch dominierende Öffentlichkeiten ändert und die Erinnerung beeinflusst: Waren die Häftlinge in den 50er Jahren auch in der Sozialdemokratie noch wohlgeleitene Zeugen gegen die Sowjetunion im Kalten Krieg, so änderte sich dies mit der Entspannungspolitik, sodass viele ehemalige Speziallagerhäftlinge nicht einmal vor ihren Kindern mehr von ihrer Haftzeit berichteten, um nicht in den Verdacht zu kommen, Nazis gewesen zu sein. Ihre Erbitterung darüber verändert ihre Erinnerung: Sie fühlen sich sogar im Westen als niemals beachtete „Opfergruppe“, auch nicht in den 50er Jahren, obwohl viele von ihnen in Zeitungen beschrieben wurden und im Rundfunk zu Wort kamen. Die Forschung darüber ist im Übrigen ein Musterbeispiel für eine mentalitätsgeschichtliche Untersuchung, die durch den Vergleich subjektiver Quellen mit anderen ihre Ergebnisse zu Tage förderte, und zugleich ein Beispiel für die Problematik, in Deutschland

5 Diese „jungfräulichen Zeitzeugen“ sind meines Erachtens für die Historiographie ebenso von den professionellen Zeitzeugen zu unterscheiden wie die Augenzeugen von den „sekundären Zeitzeugen“ oder die unmittelbar nach einem Ereignis wiedergegebene Beschreibung von der später erinnerten.

von einer „Einigung“ auf „Erinnerungsstrategien“ der Kollektive im kommunikativen Gedächtnis zu sprechen. Es ist eher – und ich hoffe, Eulen in das Athen dieser Theoretiker zu tragen – die Zerstrittenheit und Zerrissenheit verschiedener Kollektive mit jeweils eigenen Traditionen und verselbständigten Mythen, die hierzulande ins Auge springen, und es ist die Kurzfristigkeit und die Kurzlebigkeit einer Einigung auf Erinnerungsstrategien, die das Deutschland des 20. Jahrhunderts auszeichnen mit den verschiedenen Bildern auf den Ersten Weltkrieg, den Nationalsozialismus, die Teilung Deutschlands, die beiden Diktaturen oder den Kalten Krieg. Aber vielleicht macht diese Zersplitterung die Zwänge zur Einigung, den Konsensdruck innerhalb der einzelnen Kollektive nur noch drängender, und seien sie noch so kurzfristig, um zur Manifestation bzw. Präsentation von Objekten und Ritualen zu kommen und damit zum „kulturellen Gedächtnis“ voranzuschreiten. „Als ‚kulturelles Gedächtnis‘ bezeichnen sie [die Assmanns] diejenigen Objekte und Rituale, in denen sich solche (Erinnerungs-)Strategien manifestieren.“ So Domansky und Welzer (1999: 20).

In welchen Zeiträumen wird hier gedacht? Von einer „Einigung“ zu einer solchen „Manifestation“ im Gedächtnis einer Kultur kann wohl erst nach längerer Zeit der Überlieferung und Ritualisierung gesprochen werden, wenn diese Manifestationen auch einen länger dauernden Bestand über Generationen hinweg gezeigt haben. Man denke nur an die Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg: Bis heute hat es nur je nach Milieu und Generation wechselnde Einigungen und Ritualisierungen gegeben. Nicht einmal auf die Darstellung der Zerrissenheit und der Unversöhnlichkeit von Erinnerungen konnten sich die großen Museen und Gedenkstätten einigen. Mir scheinen beide, das kommunikative und erst recht das kulturelle Gedächtnis, doch eher Ausdruck einer Theorie der langen Wellen in einer Gesellschaft oder einer Kultur zu sein.

Aleida Assmann selbst beschreibt daher zu Recht das kulturelle Gedächtnis als „epochenübergreifendes Gedächtnis, das durch normative Texte gestützt ist“, und das kommunikative Gedächtnis als „in der Regel drei Generationen verbindende[s] Gedächtnis der mündlich weitergegebenen Erinnerungen“ (Aleida Assmann 1999: 13). Sie zitiert⁶ Reinhart Koselleck (1994), der mit Blick auf die Shoah schrieb: „Mit dem Generationswechsel ändert sich auch der Gegenstand der Betrachtung. Aus der erfahrungsgesättigten, *gegenwärtigen* [Hervorhebung im Original] Vergangenheit der Überlebenden wird eine *reine Vergangenheit* [Hervorhebung im Original], die sich der Erfahrung entzogen hat. [...] Mit der aussterbenden Erinnerung wird die Distanz nicht nur größer, sondern verändert sie auch ihre Qualität. Bald sprechen nur noch die Akten, angereichert durch Bilder, Filme, Memoiren.“ (ebd.: 14).

Man weiß nicht, ob Koselleck diesen „Qualitätswechsel“ nur nüchtern als einen Übergang beschreibt, wobei jeder Qualität ihr eigenes Recht bleibt, oder ob er nur die neue Qualität als den eigentlichen Fortschritt hin zur Wissenschaft meint, was Zeitgeschichte insgesamt infrage stellen würde. Letzteres scheint er im folgenden Zitat zu meinen: „Die moralische Betroffenheit, die verkappten Schutzfunktionen, die Anklagen und die Schuldverteilungen der Geschichtsschreibung – all diese Vergangenheitsbewältigungsstrategien verlieren ihren politisch-existentiellen Bezug, sie verblassen

6 Zunächst geht es ihr darum, dass heute von einer Gedächtniskrise gesprochen wird, zum Beispiel von Pierre Nora (1990) „als eine Abkoppelung der Gegenwart von der Vergangenheit“ konstatiert (Aleida Assmann 1999:13).

zugunsten von wissenschaftlicher Einzelforschung und hypothesengesteuerten Analysen.“ (Koselleck 1994, zitiert nach Aleida Assmann 1999: 14).

Assmann fragt, mir sehr verstehbar, ob denn „die Geschichte“ „in den Köpfen, Herzen und Körpern der Betroffenen erst ‚gestorben‘ sein [muß], ehe sie sich als Wissenschaft wie der Phoenix aus der Asche der Erfahrungen erheben kann“. (ebd.: 14). Objektivität sei – so Aleida Assmann – nach dieser Auffassung „also nicht allein eine Frage der *Methode* [Hervorhebung im Original] und der kritischen Standards, sondern auch der *Mortifikation* [Hervorhebung im Original], des Absterbens, des Verblässens von Leid und Betroffenheit.“ (ebd.). In Bezug auf die Shoah schein es gegenwärtig fast umgekehrt. Je weiter entfernt der Holocaust rücke, um so vitaler werde er. Sie fährt fort: „Während bestimmte Arten von Gedächtnis im Rückzug begriffen sind, wie das Lerngedächtnis, das Bildungsgedächtnis und in Bezug auf die Shoah, das Erfahrungsgedächtnis [noch lebender Zeugen], nehmen andere Formen des Gedächtnis wie das der Medien oder der Politik offensichtlich an Bedeutung zu.“ (ebd.: 15).

Man kann hinzufügen, dass sogar bei Annahme der Vorstellungen Kosellecks dieser Wechsel von der „erfahrungsgesättigten, gegenwärtigen Vergangenheit“ zur „reinen Vergangenheit“ selbst Gegenstand historischer Untersuchungen bleiben oder werden muss.

In dieser knappen Darstellung wird bereits deutlich, wie stark „Geschichte und Gedächtnis“, „Erfahrung und Zeitgeschichte“ verknüpft sind, wie grundsätzlich die Übergänge vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis besonders die Zeitgeschichte herausfordern, und was man verlieren würde, wenn die „erfahrungsgesättigte Vergangenheit“ mit allen ihren „Vergangenheitsbewältigungsstrategien“ nicht selbst Gegenstand der Forschung bliebe oder würde. Zu einer solchen Forschung gehört eben die Dokumentation und Analyse der Erinnerungen von noch Lebenden und deren Überlieferung in „die reine Vergangenheit“, die dann nicht mehr ganz so rein wäre: Zeitzeugen sterben nicht den einfachen Tod wie früher, sie haben heute ein langes mediales Nachleben. Ihre Aussagen werden Teil einer medialen „Erinnerungskultur“ und beeinflussen mehr als früher das kollektive Gedächtnis in Deutschland.

Der historischen Zunft muss es eben auch um die Wirksamkeit von Erinnerungen, von Überlieferung, von Traditionen oder sogar von kollektiven Mythen gehen. Warum sind die Legenden um die Hermannschlacht erst im 19. Jahrhundert mit der Entstehung nationalen Gemeinschaftsgefühls so wirkungsmächtig geworden? Warum wurde selbst die Arbeiterbewegung 1923 nach der Besetzung des Ruhrgebiets durch französische und belgische Truppen von einer Welle „nationalen Aufruhrs“ ergriffen und ein kommunistischer Funktionär namens Radek an das Grab eines deutschnationalen Bombenlegers namens Schlageter getrieben? Welche Bedeutung hat das komplizierte Verhältnis von Deutschland zu Juden und Russen nach 1945 bis heute? Warum bestimmen die Verbrechen des Nationalsozialismus die gegenwärtigen Debatten der politischen Kultur so entscheidend, obwohl das Ende ihrer Virulenz schon mehrfach prophezeit und Organisationen „wider das Vergessen“ aufgebaut wurden, sodass bis heute „Politik mit der Erinnerung“ gemacht werden kann?

Exkurs: Beispiele aus der Forschung: politische Brüche in Deutschland und ihre Verarbeitung

Zur Erinnerung (Plato 1998): In den letzten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts haben sich mentalitätsgeschichtliche Forschungen in verschiedenen Feldern bewährt und besondere Ergebnisse zutage gefördert:

- So zum Beispiel bei intergenerationellen Fragestellungen, also wenn es um „Erfahrungstransfer“ zwischen Generationen geht wie Kontinuität und Bruch in den Erziehungsstilen, in den Wertesystemen, in den Bildungszielen usw. oder spezieller: in den Auswirkungen von Verfolgungen, von Flucht und Vertreibung oder allgemein von Traumatisierungen auf nachfolgende Generationen,
- bei Fragen der Verarbeitung politischer Brüche, speziell des Nationalsozialismus, der Entnazifizierung, der Kriegsgefangenschaft und Ähnliches mehr, und der DDR im privaten Leben,
- in Untersuchungen individueller bzw. kollektiver Muster der Verarbeitung von Vergangenheit oder der Bedeutung kollektiver Mythen,
- in Forschungen zur Beziehung zwischen den Geschlechtern, zur Entstehung und Bedeutung geschlechtsspezifischer Arbeitsteilungen oder innerfamiliärer Beziehungen insgesamt,
- bei Fragestellungen zur Säkularisierung, zur Religiosität und der Frömmigkeit oder zu biographischen Brüchen in politischen oder weltanschaulichen Haltungen und Orientierungen allgemein,
- in Untersuchungen zur Veränderungen von Lebensverlauf und Lebensgeschichte in bestimmten historischen Entwicklungen, so zum Beispiel in Fragen der Auf- und Abstiege in einer Familie und deren Bedeutung oder von Qualifizierungen in alten und neuen Berufen (zum Beispiel nach 1945 oder nach der Wende von 1989/907),
- oder in so allgemeinen Fragen nach unterschiedlichen Erinnerungskulturen zum Beispiel in Ost und West und deren Auswirkungen.

Weniger ergiebig waren Forschungen, die auf die Rekonstruktion von Ereignissen und Abläufen in Oral History-Untersuchungen zielten. Dies stellt in der Tat die Frage nach der Erinnerungsleistung unseres Gedächtnisses, nach den Verbalisierungsmöglichkeiten von Erinnerung und ihren Bildern und Gefühlsdimensionen.

Erfahrungsgeschichte zum Nationalsozialismus

Nach dem Krieg waren die historischen Forschungen in der Bundesrepublik über den Nationalsozialismus zunächst politikgeschichtlich dominiert, später kamen die „Ideologie des Faschismus“ (Nolte), dann sozialgeschichtliche Elemente hinzu, Geschichte des Widerstands fast zugleich mit Untersuchungen über Opfer des Nationalsozialismus, und schließlich, erst in den frühen 80er Jahren, rückten die schweigenden Mehrheiten

7 Vgl. dazu die diversen Arbeitsberichte aus der quantitativen Lebenslaufforschung, vor allem aus dem Projekt „Lebensverläufe und historischer Wandel in der ehemaligen DDR“ des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung von Karl Ulrich Mayer, Martin Diewald, Johannes Huinink, Heike Solga und anderen, seit Anfang der 90er Jahre.

unter dem Nationalsozialismus in den Blick. In den Kontinuitäts- und Diskontinuitätsdebatten hatte zuvor – so Lutz Niethammer damals fast programmatisch – „das Volk“ gefehlt, als ob die Menschen erst nach 1945 geboren wären.

Nun fand man gerade das durch späte mündliche lebensgeschichtliche Befragungen und deren Interpretation heraus, was laut Kritik durch diese „legitimatorischen“ Selbstzeugnisse, durch eine „falsche“ Erinnerung oder durch Oral History im Allgemeinen nicht herausgefunden werden könne, nämlich die Attraktionselemente des Nationalsozialismus für verschiedene Menschen und Gruppen jener Zeit, neben den Seiten der Angst, des Drucks oder des Terrors. Damit konnten die inneren Wirkungsmechanismen des Nationalsozialismus, die eben durch den Terror nur unzureichend beschrieben sind, noch nach so langer Zeit genauer bestimmt werden.⁸

Nur wenige Jahre zuvor hatte eine Fernsehsendung, die die Shoah in sehr subjektiver, nachvollziehbarer Weise beschrieb, große Wirkung in Deutschland gehabt, nämlich die Serie „Holocaust“. Unter Intellektuellen hatte die Filmdokumentation „Shoah“ von Landsmann eine ähnliche Bedeutung, die ebenfalls eine Erfahrungsgeschichte versucht, eine Sammlung und Verarbeitung von *testimonies* der Überlebenden.

Deutschland hat bereits mehrfach im 20. Jahrhundert gezeigt, was geschieht, wenn man die Verarbeitung früherer Erfahrungen in der politischen Kultur und Bildung vernachlässigt: Von heute her werden die 50er Jahre im Westen nicht nur durch die Westbindung der Adenauerschen Politik oder durch die Wirtschaftswunderjahre beschrieben, sondern – ganz anders als von den meisten damaligen Zeitgenossen – als Zeit der dumpfen Ablehnung der Aufarbeitung auch der Verbrechen des Nationalsozialismus. Von heute her werden die 60er Jahre als Zeit des Umbruchs gerade in dieser Frage beschrieben. Damalige deutsche Historiker hätten eine solche Sicht mit Schärfe abgelehnt. Und für die DDR wird heute die Verlogenheit und falsche Heroisierung im „offiziellen Antifaschismus“ thematisiert, was zeitgenössische DDR-Historiker ebenfalls zurückgewiesen hätten.

Nach Kaiserreich, Weimarer Republik, Nationalsozialismus, alliierter Besatzung, und Teilung in zwei deutsche Staaten mussten sich Menschen nach politischen Brüchen neu orientieren. Immer erst im Nachhinein wurde die Bedeutung solcher Umorientierungen für die spätere politische Kultur oder für das kollektive Gedächtnis in der Zeitgeschichte oder Bildung erkannt. Wer sich als Zeithistoriker damit während der damaligen Zeit befasste, war seit der Lamprecht-Debatte um die vorletzte Jahrhundertwende immer dem Vorwurf ausgesetzt, „subjektivistisch“ zu arbeiten, ungenaue Quellen unkritisch zu benutzen. Und ich vermute, dass die Abwehr gegen solche Forschung immer etwas mit dieser deutschen Geschichte und der Involvierung sowohl der Hauptrepräsentanten der historischen Zunft als auch großer Bevölkerungsteile in die politische Geschichte zu tun hatte (Plato 1998b).

Umorientierung in Deutschland nach 1989

Die Wiedervereinigung zeigte erneut, dass es Historikern nicht gleichgültig sein kann, wie Erinnerungen an die DDR und die alte BRD aussehen und fortwirken. Denn seit

8 Die Literatur dazu ist zahlreich seit dem Projekt „Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960“ (LUSIR), das im Jahre 1980 begann: vgl. Niethammer (Hg.) (1983a und b) sowie Niethammer/Plato (Hg.) (1985). Aus diesem Projekt auch Plato (1987).

1989 erleben wir mit der DDR- und BRD-Bevölkerung Ähnliches wie nach 1945: Menschen hatten sich nach dem politischen Bruch neu zu orientieren, nicht nur politisch, sondern auch und besonders in den Alltagsnormen. Die „innere Einheit“, die „Mauer in den Köpfen“ oder ähnlich problematische Formulierungen sind ohne jeden Sinn, wenn sie nicht mit den unterschiedlichen Erfahrungen in West und Ost gefüllt werden, wenn nicht unterschiedliche Erinnerungen oder gar „Erinnerungskulturen“ oder das unterschiedliche „kollektive Gedächtnis“ in Ost und West untersucht würden, wenn nicht die biographischen Veränderungen, die Selbstvergewisserungen nach den Verunsicherungen insbesondere durch den weitgehenden Wechsel in den Alltagsnormen und die Verarbeitung all dessen in den Blick genommen werden.

Ein Beispiel: Als wir im Institut für Geschichte und Biographie der FernUniversität Hagen Ende 1991 begannen, über die Thematik „Elternhaus und Schule in der DDR“ zu arbeiten und Filme dazu zu produzieren, kamen wir schnell zu dem Ergebnis, dass befragte ehemalige DDR-Lehrer bereits nach einem Jahr deutscher Einheit, nach erster Sympathie mit dem westdeutschen Schulsystem in einem „heimlichen Konsens“ die DDR-Schulen wieder oder erstmalig in einem sehr positiven Licht sahen. Außerdem wurde deutlich, dass Eltern, die noch in DDR-Schulen gegangen waren, ihre Kompetenz gegenüber ihren Kindern, die auf heutige Schulen gehen, verloren, dass sie zum Beispiel die Gesamtschulproblematik völlig anders als westdeutsche Lehrer und Eltern sahen, nämlich auf der Folie der Erfahrungen mit der Polytechnischen Oberschule. Zugleich zeigte sich in dieser Forschung, dass sich beide Seiten – Elternhaus und Schule – bei Problemen in der DDR-Zeit in einer Weise arrangierten, die nicht in den Schulakten auftauchten. Keine dieser Fragestellungen hätte durch Akten allein beantwortet werden können. Jedem „Erfahrungswissenschaftler“ ist sofort klar, dass in diesem Fall wie bei ähnlichen Forschungsfragen mit Methodenvielfalt gearbeitet werden muss, dass die Zentrierung auf eine Methode, nämlich nur auf die Akten, borniert wäre, da sie nicht durch Akteninterpretation allein untersucht werden könnten, aber eben auch nicht allein durch Interpretation von Interviews nach Befragungen.⁹

Charybdis – oder die Puristen des heutigen Diskurses

Die andere Fundamentalkritik, die Erinnerungszeugnisse als historische Quelle ins Visier nimmt und sich dabei auch der beschriebenen anderen grundsätzlichen Kritik bedient, sieht prinzipiell heutige Befragungen wie zum Beispiel das mündliche lebensgeschichtliche Interview als Artefakte, die ausschließlich das in der Gegenwart erzählte Bild auf die Geschichte wiedergibt und jeden historischen Bezug auf vergangene Wirklichkeit darin verneint oder für wissenschaftlich nicht fassbar hält. Diese Kritik¹⁰ scheint zunächst plausibler, da selbstverständlich jedes lebensgeschichtliche Interview,

9 Als wir jedoch solche Fragen und Probleme für einen Forschungsantrag formulierten, der verschiedene Methoden des Zugangs von Akten bis zu Befragungen begründete, erklärte ein Gutachter, die Schulakten gäben genug her und wir sollten uns darauf beschränken. Ein Beispiel dafür, wie borniert einige Zunftwissenschaftler mit mentalitätsgeschichtlichen Fragen umgehen und wie aktengläubig einige sind – ausgerechnet in Bezug auf die DDR, in der die Aktenwirklichkeit und die erfahrene Realität weit auseinanderklafften. Vgl. dazu Plato (1999).

10 Harald Welzer sieht sich als Vertreter dieser Kritik; daher haben wir uns beide als Repräsentanten unterschiedlicher Ansätze zu der gemeinsamen Konferenz „Zeitzeugen als natürliche Feinde der historischen Zunft?“ entschlossen. Vgl. dazu seinen nachfolgenden Aufsatz. [Welzer 2000, und auch in diesem Reader. Anm. der Red.]

jede heutige Oral History-Befragung Artefakte sind im Sinne neu geschaffener Quellen. Und es ist fast müßig, erneut zu betonen, dass es den meisten lebensgeschichtlichen Befragungen eben um die Erfahrungen, um Verarbeitung von und um spätere Bilder auf die Geschichte geht. Unter dieser Voraussetzung werde ich mich besonders mit den Aspekten der Kritik auseinandersetzen, die den konkreten Bezug in der Erinnerung zu einer vergangenen Wirklichkeit als Quelle für die Historiographie ablehnt oder der es gleichgültig ist, was den „Wahrheitsgehalt“ oder „Wirklichkeitsbezug“ in diesen Erinnerungen angeht.

Man könnte es sich einfach machen und auf einer ersten Ebene erneut mit einer schon gemachten Bemerkung antworten: Zeitzeugen sterben heute nicht wie früher. Sie haben ein langes mediales Nachleben. Ihre Aussagen sind nicht mehr nur durch Schriften und Protokolle, sondern authentisch auch durch Tonbänder, durch digitale Filme, durch das „Stellen“ ihrer Zeugnisse ins Internet für die Zukunft erhalten und sind daher schnell historische Quellen für die jeweilige Gegenwart des Erzählens. Enorme, früher undenkbar Speicherkapazitäten schaffen große jederzeit und überall zugängliche Archive und verschaffen den Zeitzeugen ein langes, langes Leben als historische Quellen. Damit wird auch das Artefakt „Interview“ sofort nach seinem Entstehen zu einer historischen Quelle zumindest für das Verstehen der Zeit seines Entstehens. Dadurch verschiebt sich das Problem der Kritik in die Zeit, in eine neue Vergangenheit. Das Interview wird von allen Kritikern der Methoden qualitativer Befragung in der Geschichtswissenschaft als Quelle für eine nun vergangene Zeit genutzt werden können.

Aber das Problem sitzt natürlich tiefer: Die Spielberg-Stiftung „Survivors of the Shoah“ ist ein Beispiel dafür, wie eine geförderte Zeitzeugenschaft die Geschichtsbilder und deren mediale Präsentation in eine weitere Zukunft hinein bestimmen oder verändern können. Auch dieses Problem ist nicht neu: Bereits das erste wirkliche Millionen-Massenpublikum der Weltausstellungen im 19. Jahrhundert mit seinen speziellen Bedürfnissen veränderte die Bilder auf die Geschichte: Nun wurden, um die Bedürfnisse dieses Massenpublikums zu befriedigen, Arbeitsweisen und Werkzeuge, Kleidung und Wohnformen, Sitten und Gebräuche usw. Felder der Präsentation auch der eigenen Geschichte und schließlich auch der Historiographie, die solche Bereiche bis dato der Ethnologie und Anthropologie überlassen hatte.¹¹

Was bedeutet es, wenn heute und in Zukunft weitaus stärker nicht mehr nur ein Millionenpublikum etwas in Ausstellungen sieht, sondern insgesamt ein Verhältnis zum Gedenken und zur Wissenschaft über jeweilige Unterhaltungswerte, über ein „Infotainment“ oder „Edutainment“ bekommt, das sich seine alten, medial erfassten Zeitzeugen jeweils verlebendigt, neu geschnitten präsentieren kann, in jeweils „moderne“ Zusammenhänge stellt und neu strukturiert? Die Geschichtswissenschaft wird sich diesem Problem „als Horrorvision“ nähern, aber nicht verschließen können, sondern Methoden entwickeln müssen, um diese neuen Bezüge zur Geschichte und ihren Quellen in dieser neuen medialen Wirksamkeit zu fassen. Die Bilder auf Geschichte werden noch stärker als zuvor nicht nur Erinnerungen bestimmen, sondern eine neue Quellenkritik schaffen: Denn Aktenwirklichkeit, die heute schon deutliche Differenzen zur Entscheidungswirklichkeit aufweist, wird noch mehr durch andere Formen der Entscheidungsfindung und deren Aufzeichnung oder Nichtaufzeichnung ein Eigenleben führen.

11 Über diese ethnologischen und museologischen „Umwege der Historiographie“ hat Alice von Plato gearbeitet, vgl. Alice von Plato (2001).

Erinnertes und dessen „Wirklichkeitsgehalt“

Stellen wir uns dem letzten, schwierigsten, wenn auch nicht entscheidendem Problem der Mentalitätsgeschichte, dem Problem der präzisen Erinnerung in Befragungen, die mehr oder minder lange nach dem erinnerten Ereignis oder Vorgang gemacht werden. Anders als der Disziplin (Sozialpsychologie) oder Schule, die in diesem Heft durch Harald Welzer vertreten wird, muss es Historikern natürlich auch um die Glaubwürdigkeit oder den Wirklichkeitsgehalt der Zeitzeugen gehen, schon um die „Stimmigkeit“ einer bestimmten Aussage oder das Missverhältnis zwischen einer „Unwahrheit“ und deren Gründen interpretieren zu können.¹²

Fritz Schütze gilt als der Urvater der Theorie von der Widerspiegelung der vergangenen Wirklichkeit in den Erzählungen späterer Interviews. Kaum eine soziologische Biographieforschung, die sich nicht auf ihn positiv¹³ wie negativ bezieht. Schütze selbst bietet einige Angriffsflächen für die Kritik an einer mechanischen Widerspiegelungstheorie, obwohl er selbst an entscheidenden Stellen nur von einer „Homologie“ zwischen vergangener Wirklichkeit und deren Wiedergabe in narrativen Interviews spricht (Schütze 1976; 1981; 1984; 1989). Aber der Begriff Homologie macht es nicht leichter, da er in den Naturwissenschaften eher die „Übereinstimmung“, in der Philosophie eher die „Entsprechung“ meint. Und „Entsprechung“ ist in seiner unpräzisen Bestimmung unserem problematischen Gegenstand angemessener, trägt aber nur begrenzt zu dessen Klärung bei. Zu Beginn steht ein Erlebnis, ein Ereignis, eine Person, eine Entwicklung oder ein Konflikt, heraus kommen Berichte und Erzählungen in Texten oder in lebensgeschichtlichen Interviews, die es zu interpretieren gilt – in diesem Fall auf deren Wahrheitsgehalt hin. Aber wie hängen Erinnerung und Interview zusammen? Gibt es Möglichkeiten, durch Interviewtechniken, Aussagen zu erweitern und besser zu überprüfen oder gar Erinnerungen zu aktivieren?

Das vernetzte Gedächtnis und Vernetzungen im Interview

Die Kunst des Interviewens besteht unter anderem darin, ein wesentliches Ereignis oder gar eine Weichenstellung im Leben der interviewten Person oder ein Schlüsselerlebnis nicht isoliert stehen zu lassen, sondern in einem Netz von Bezügen, Beschreibungen, Episoden und Informationen mit vielfachen Zugängen komplex und weitgehend interpretier- und kontrollierbar zu machen. Warum? In den Interviews gibt es meiner Erfahrung nach eine Relation zwischen einer qualifizierten Vielfalt eines Interviews, die Interviewende oder Interviewpartner herstellen, und der Aktivierung der Erinnerungsfähigkeit der Interviewpartner selbst. Es ist mir mit fortschreitender Zahl meiner Interviews auch plausibler geworden, dass Interviewer und Interviewerinnen durch Techniken und Qualifikationen Erinnerungsleistungen erhöhen, Legitimationszwänge auf Seiten der Interviewpartner abbauen und ein vielfach verzweigtes lebensgeschichtliches Informationsnetz für die spätere Interpretation an- oder auslegen können. Diese Grundthese muss erläutert werden, und zwar durch einige erklärende Beispiele, beginnend mit einem einfachen:

¹² Das wäre auch für Welzers Untersuchungen nicht uninteressant, da man nur dann genauer die „Codes“ bestimmen kann, auf die sich Interviewer und Interviewte manchmal gegen „die“ Wirklichkeit oder auch gegen die erinnerte Wirklichkeit einigen – worum es in einigen seiner Arbeiten unter anderem geht.

¹³ Vor allem wegen Schützes Entwicklung von Interviewtechniken.

Beispiel A:

Derselbe Mann, der mir auf die Frage nach dem Verlauf eines 30 Jahre zurückliegendes gewerkschaftlich geführten Betriebskonflikts nicht die Namen der Beteiligten nennen konnte, war jedoch sehr genau in der Lage, mir Inhalt und Verlauf des Streits zu beschreiben. Während er mir diesen Konflikt erzählte und auf meine Nachfragen präzierte, fielen ihm nach und nach auch die Namen der Beteiligten wieder ein. Sie wurden in den Protokollen des Betriebsrats zum Teil bestätigt, zum anderen Teil durch den Interviewpartner ergänzt und sogar mit dem historischen und lebensgeschichtlichen Hintergrund dieser Personen versehen wie Offiziersrang, Mitgliedschaft in der NSDAP oder Verhalten gegenüber Zwangsarbeitern. Daher stellen sich sofort Fragen an die Gedächtnisforschung: Erinnert man sich in verschiedenen Bereichen unseres Gedächtnisses unterschiedlich? Können sich diese verschiedenen Bereiche gegenseitig aktivieren? Gibt es besondere Erinnerungsleistungen im Alter in Bezug auf die Jugendzeit, schlechtere in Bezug auf kürzer zurückliegende Ereignisse?

Beispiel B:

Ein Unternehmer, der eine hohe Stellung in seiner Branchenvereinigung während des Nationalsozialismus einnahm, verschwieg seine NSDAP-Mitgliedschaft, konnte aber sehr genau und voller Stolz schildern, wie ihm in der Nachkriegszeit die Kontakte aus seiner früheren Funktionstätigkeit beim Wiederaufbau seiner Firma und bei der Streichung von der Demontageliste der britischen Besatzungsbehörde nützten. Letzteres wurde ihm durch die Aufteilungen von Verantwortungen innerhalb seiner Familie erleichtert. All dies wiederum zeigte mehr und mehr seine eigenen Belastungen während der Entnazifizierung, was ihm selbst auffiel, sodass er – wenn auch erst in einer dritten Interviewsitzung – schließlich seine NSDAP-Mitgliedschaft „zugab“. Die Vernetzung in dem äußerst reichhaltigen, viele Bereiche seines Lebens ansprechenden Interview musste schließlich den persönlichen „Schutzwall“, den er sich selber aufgebaut hatte und durch gute Witze und sinnfällige Kritik an der NSDAP verteidigte, und auch seine Scham darüber, dass er sich dieser „plebejischen“, grobschlächtig-brutalen Partei angeschlossen hatte, durchlöchern.

Beispiel C:

Ein Pfarrer in einer Stadt der (noch existierenden) DDR versuchte in der ersten Stunde unseres lebensgeschichtlichen Interviews in politischer Vorsicht und diplomatischer Rücksichtnahme die Verfolgung und Demütigung seiner Person durch SED-Führung und Staatssicherheit nicht zur Sprache zu bringen. Das gelang ihm auch bis zu einem Gespräch, das ich zwischendurch mit seiner Frau führte. Sie erzählte nämlich, wie eifersüchtig sie gewesen war, als eine Sekretärin der Pfarrei, die ihm von der Stadt zugewiesen worden war, ihrem Mann deutliche Avancen machte – mehr noch: sich während ihrer (der Pfarrersfrau) Abwesenheit in das Bett ihres Mannes legte. Der Pfarrer entließ dann diese Frau. Der Pfarrer und seine Frau redeten sich während des nun folgenden Gesprächsabschnitts in eine Wut, die mir wie das Hochkommen ihrer früheren Empörung und Eifersucht erschien, und berichteten dann von weiteren Einflussnahmen, Schikanen und empörenden Rufschädigungen durch die SED vor Ort und durch die Stasi. Die Dämme waren gebrochen und konnten auch nicht durch nachträgliche Korrekturen

geflickt werden, nur die Form der Veröffentlichung konnte der Pfarrer natürlich bestimmen, aber nicht die Interpretationen durch mein weiteres Wissen. Selbstverständlich konnten erst nach der Wende von 1989 diese Manipulationen der Staatssicherheit durch Akten belegt werden. Daraus ergeben sich wieder Fragen an die Gedächtnisforschung bzw. meine These: Emotionen, frühere Gefühlsverfassungen sind für sich erinnerbar; sie fördern andere Bereiche der Erinnerung und setzen die Hemmschwellen und Rücksichtnahmen, die bewusst oder unbewusst das Gedächtnis beschränkten, herab. Ähnlich wie bei Erinnerungen an Emotionen verhält es sich auch bei Erinnerungen an Sinneserfahrungen: Ein bestimmter Geruch oder der Geschmack eines Essens sind für sich erinner- und beschreibbar und aktivieren ihrerseits andere Erinnerungen.

Beispiel E:

In meinem Heimatort, einem kleinen Dorf in Niedersachsen, wurde von verschiedenen Gesprächspartnern eine Geschichte über einen Bomberabsturz Anfang 1945 in mehreren Variationen erzählt. Der Kern all dieser Berichte: Während des Rückfluges von einer Bombardierung Berlins stürzte ein britischer Bomber in der Umgebung dieses Dorfes ab. Vor seinem Absturz fielen brennende Teile oder auch ausgeklinkte Bomben herab und trafen ein freistehendes Gehöft. Während sich viele Dorfbewohner um die Absturzstelle versammelten, begann das freistehende Gehöft lichterloh zu brennen. Alles rannte dahin und half dem Bauern bei der Rettung des Mobiliars. Viel hörte ich über „die Massen von Schinken, Speckschwarten und Würsten“, die der Bauer heimlich schwarzgeschlachtet und gehortet hatte (und nun weitgehend verteilen musste zur „Geheimnisbewahrung“ durch die Dorfbewohner). Viel hörte ich über die Empörung wegen der Bombardements der Alliierten und noch mehr über alles, was man aus dem Bomber gerettet hatte, von der Fallschirmseite bis zu den Bomben- und Tragflächen-teilen, die man für alles Mögliche verwendet hatte, so zum Beispiel für den Boots- und Floßbau. Aber ich hörte wenig – und dies auch nur auf Nachfrage – über die britische Besatzung des Bombers. Was war mit ihr geschehen? Die Erklärungen, die ich zumeist verdeckt oder manchmal auch von betrunkenen Zeitzeugen während verschiedener Schützenfeste hörte, waren durchaus unterschiedlich: Mal gab es überhaupt keine Überlebenden, mal waren es zwei, mal fünf. In der einen Geschichte waren sie im Feuerwehrhaus über Nacht eingesperrt und dann den Behörden „ordnungsgemäß übergeben“ worden; in einer anderen Geschichte war einer „noch am Leben gewesen und starb dann“ auf dem Wege ins Dorf, in einer dritten waren es zwei Überlebende, wovon einer starb und einer als Kriegsgefangener den Krieg überlebt habe. In den meisten anderen Geschichten druckte man herum und erzählte gar nichts. Ich lernte einiges über „Reden und Schweigen“ in einer Dorfgemeinschaft, über das Schwarzschlachten und noch mehr über das damalige Verhältnis zu den Kriegsgegnern, aber ich erfuhr letztlich nichts Genaueres über die Besatzung des abgestürzten britischen Bombers.

Jahre später befragte ich eine Dorfbewohnerin zu Zwangsarbeitern in diesem Dorf. Sie erzählte, wie unterschiedlich die Fremdarbeiter behandelt worden waren, wie schlecht bei dem Bauern XY, an dem die freigelassenen Polen 1945 Rache genommen hätten, aber wie gut es auch andere Zwangsarbeiter hatten, die ganz froh gewesen wären, den Krieg in tiefem Frieden in Deutschland zu überstehen. So zum Beispiel auch Stanislaus, genannt „Stani“, der im Dorf besonders bei der weiblichen Bevölkerung angekommen sei: gutaussehend mit einem frechen Lachen und vor allem mit Reiterkunststückchen und Voltigierfähigkeiten. Er sei mal im Handstand auf einem Arm, aber

hoch zu Pferde (auf einem Kaltblüter) durchs Dorf „geritten“, mal rückwärts liegend, aber rauchend usw. usf. Plötzlich sagte sie: „Wie gut es dem bei uns ging, kannst Du daran sehen, dass er sogar seinen eigenen Verbündeten tottrat.“ Ich war sprachlos. „Stani“ hatte also in dieser Version die britischen Bomberpiloten mit seinen „dicken Stiefeln“ getreten, bis sie tot gewesen seien. Das war der Beweis für diese Befragte, wie sehr er sich mit den Deutschen identifiziert hatte. Diese Frau wusste, dass ich mich für die Bombergeschichte interessierte, ich hatte sie früher mehrfach dazu befragt. Niemals hatte sie Stanis Morde erwähnt, mir ihn im Gegenteil als sympathischen, sogar gebildeten Mann Mitte der 20 beschrieben. 14 Tage nach dem Interview bat sie mich, diese Geschichte nicht mit ihrem Interview zu veröffentlichen. Sie sei sich nicht sicher, ob sie stimme, möchte auch niemandem wehtun, denn sie hatte auch andere Dorfeinwohner erwähnt, die dabei gewesen waren und nicht eingegriffen hätten, sie selbst eingeschlossen.

Welche Version stimmte nun? Dazu zunächst wieder eine These, die zugleich eine Frage an die Gedächtnisforschung ist: Häufig bekommt man in lebensgeschichtlichen Interviews etwas zu hören, zu dem man keine Frage gestellt hatte, etwas wird in einem anderen Zusammenhang erzählt, was in der direkten Frage zu dieser Geschichte nicht beantwortet oder sogar verschwiegen worden war. Erinnerung funktioniert offensichtlich so, dass angewöhnte Beschränkungen des Gedächtnisses zu bestimmten Erlebnissen aus welchem Grunde auch immer eingeschliffen worden waren, die jedoch in anderen Zusammenhängen der Erinnerung ohne diese Art angewöhnter Einschränkungen weniger wirksam sind und deshalb erzählt werden können. Zwei persönliche Legitimationsstrukturen waren in diesem Interview in Konflikt miteinander gekommen: diejenige nach Entlastung von Verbrechen, in diesem Falle von Morden, während des Dritten Reiches und die Betonung der guten Behandlung der meisten Fremdarbeiter durch das „einfache Volk“ auf dem Lande.

Welche Version sollte man höher bewerten? Zunächst einmal sind durch diese verschiedenen Varianten die Interpretamente, das zu interpretierende Material oder die Zugänge für weitere Interpretationen größer geworden. Dann ist die Kontrollierbarkeit gewachsen sowohl mithilfe anderer Befragungen als auch durch andere Quellen, schließlich festigten sich auch die Plausibilitäten bestimmter Annahmen. In diesem Fall sind die anderen Zeitzeugen durch diese Variante der Zeugin „aufgeschlossener“ geworden, haben diese Variante bestätigt (andere haben weiter geschwiegen oder sich nicht erinnert). Einer derjenigen, die nun ebenfalls dieser Variante zustimmten, schilderte sich als Augenzeuge und verwies mich an andere noch lebende Personen, die ebenfalls dabei gewesen wären und diese Sicht bestätigen könnten. Solche Hinweise fehlten in dieser Art dörflicher Verschweigensgemeinschaft bis dato völlig.

Exkurs zu „guten“ und „schlechten“ Interviews. Einige grundsätzliche Hinweise zu Interviewtechniken

Aus den bisher geäußerten Thesen entspringen einige grundsätzliche Annahmen über die Qualität von Interviews mit historischer Zielrichtung.

Die Interviews sollten unbedingt lebensgeschichtlich angelegt sein und vielfältige Bereiche und Themen eines Lebens ansprechen. Eine der Ursachen für die bisher genannten Kritiken und Missverständnisse ist: Viele Historiker und Historikerinnen machen „Experteninterviews“ im Sinne einer Befragung zu ganz bestimmten Ereignissen oder eingeschränkten Themen. Dann begegnet ihnen die mangelnde Gedächtnisleistung

besonders, und ihre Kritik an der Subjektivität wächst, ohne dass sie die „Subjektivität“ eigentlich untersucht hätten, also Fragen der Erfahrung und Verarbeitung von Geschichte. Deshalb machen wir, das heißt die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Institut für Geschichte und Biographie, prinzipiell, auch bei eingeschränktem Untersuchungszielen, lebensgeschichtliche Interviews. Diese werden mit dem Zweck geführt, ein Erzählnetz zu evozieren und spinnen zu lassen, dass auch die Vor- und Nachgeschichte, möglichst weitgehende Teile der Lebensgeschichte einbezieht, sodass die Interpretationsmöglichkeiten wachsen, spätere Sichtweisen und frühere Erlebnisse miteinander in Beziehung gesetzt werden können – und alles in der Hoffnung, Erinnerung zu aktivieren und Verarbeitungsweisen bei den Interviewpartnern zu finden, die eine möglichst umfassende Interpretation erlauben.

Das halboffene narrative lebensgeschichtliche Interview hat sich bewährt mit idealtypisch drei Phasen, die ich möglichst durch eine vierte erweitere:

Zunächst der freilaufende Teil, in dem die interviewende Person eine allgemeine Frage stellt, wie „Könnten Sie mir Ihre Lebensgeschichte erzählen?“ und sich danach weitgehend zurückhält. Diese Zurückhaltung hat den Sinn, eine Erzählkonstruktion des ganzen eigenen Lebens der Interviewpartner zu ermöglichen. Wie entwirft jemand eine Lebensgeschichte und warum? Werden Schlüsselerlebnisse für Weichenstellungen angeführt, um eine Wende im Leben sinnfällig zu machen? Gibt es Erzählmuster, die auch in dieser Lebensgeschichte bewusst oder unbewusst als Vorlage dienen? Sind dies eher Berufslebensläufe oder Wilhelm-Meister-Nachempfindungen, die den jetzigen Stand in leichter Übertreibung als notwendigen Endpunkt und Erfüllung eines zielgerichteten Lebens beschreiben? Oder eher als zerrissene, von Willkür und Zufall, Zeitsprüngen und Fragmenten bestimmtes Chaos à la Robbe-Grillet? Worin liegen seine/ihre Hauptakzente? Was wird eher nebensächlich gesehen? Wo wird etwas nicht erwähnt, was sich später auf Nachfrage als durchaus bedeutsam herausstellt und warum?

Diese Zurückhaltung der ersten Phase hat also Ziele, die zunächst nicht in einer versuchten „Neutralität“ der Interviewenden begründet ist; dennoch wird diese angebliche Neutralität zu einem Hauptelement der Kritik: Man könne nicht so tun, als ob nicht sofort mit dem Interview eine dialogische Konstellation wirksam werde, die das gesamte Interview bestimme. Das ist zwar richtig, übersieht jedoch, dass es eine die Interpretation einschränkende Wirkung hat, wenn man die Ausführungen zu dieser allgemeinen Frage ständig unterbricht, sodass diese Eigenkonstruktion des Lebens nicht zu Stande kommt. Die meisten Menschen haben ein Bild von sich selbst und ihrem Leben, um das es in der Erfahrungsgeschichte auch geht und das die Interviewten auch erzählen möchten – trotz mehr oder minder großem Altersunterschied zwischen Interviewpartner und Befragenden, langer oder kurzer Haare, trotz unterschiedlichen Geschlechts der Interviewenden, was eine „Neutralität“ kaum aufkommen lässt. Unterbrechungen lassen einen Erzählfluss versiegen, der für die Interpretation von Bedeutung wäre. Schütze hat Recht, wenn er von einem „Erzählzwang“ bei Interviewpartnern spricht, der sich gerne erfüllen möchte. Diese Erfahrungen wird jeder gemacht haben, der überhaupt lebensgeschichtliche Interviews geführt hat. Diese Erfahrung wird auch dadurch bestätigt, dass sich Gesprächssituationen ändern, wenn Interviewer in einem rabiaten Bruch mit jeder Neutralitätsvorstellung den - sagen wir - Antisemitismus eines Interviewpartners anprangert. Die Vorsichten der Interviewpartner werden stärker oder gehen sogar so weit, dass nur noch im Sinne der erwarteten „politischen Korrektheit“

geantwortet wird – ein Grundfehler eines Interviews, zumindest mit historischer Zielrichtung. Ganz so einfach ist es mit der Preisgabe jeder Vorstellung von Neutralität eben nicht, deren Begründung mir manchmal als eine Neuauflage der radikalen Anfänge in den Oral History-Debatten vor zwanzig Jahren vorkommt, als schon vom „Interview als Artefakt“ gesprochen wurde, was damals aber schnell durch fortschreitende Erfahrung differenziert oder sogar korrigiert wurde (vgl. Niethammer 1985).¹⁴ Nur bei sehr eingeschränkten Untersuchungszielen – beispielsweise bei der Untersuchung der Wirkung von solchen Eingriffen und Unterbrechungen – könnte man all diese Erfahrungen beiseiteschieben.

Eine zweite Phase des Interviews dient der unmittelbaren Nachfrage nicht verstandener Einzelhinweise. Nach dieser zweiten Phase käme eine dritte, in der die vorher erarbeitete Frageliste eingesetzt wird – nicht im Sinne einer strikten Abfolge eines Fragebogens, sondern je nach Gesprächssituation. Hier stellt sich immer wieder als Hauptproblem, ab wann eine Frage als beantwortet gilt oder ab wann ein Interviewpartner eine Frage aus seiner Sicht für beantwortet hält – ein Problem, das in der Forschungsgruppe diskutiert werden sollte.

Ich würde noch eine vierte Phase anschließen, eine „Streit“-Phase möglichst gegen Ende des Interviews. Damit meine ich einen Abschnitt, in dem die Differenzen zwischen Interviewpartner und Interviewendem angesprochen werden, also zum Beispiel, um den eben angeführten Fall aufzunehmen, die Kritik an einem vorgetragenen Antisemitismus. Ein solcher Streit um unterschiedliche Ansichten, um die Verantwortung der Person allgemein oder konkret in beschriebenen Situationen entlastet die Interviewenden bei Abwehren zum Beispiel gegen „Täter“, vielleicht auch bei Überidentifikation zum Beispiel mit Opfern und Ähnliches mehr. Denn problematisch ist immer die Frage nach der Ehrlichkeit der Interviewenden gegenüber den Interviewten: Ist man, besonders zu Beginn mit den eigenen Ansichten und Einschätzungen zurückhaltend bis „hinterhältig“ verschlossen, streitet man sich gar, schaltet man immer, wenn man darum gebeten wird, das Tonband wirklich ab? In diesen Dilemmata wissen Interviewer dann, dass sie später, in eben dieser vierten Phase, noch zu unterschiedlichen bis strittigen Auffassungen oder Beurteilungen Stellung nehmen können. Außerdem ist es für spätere Interpreteure dieser Interviews leichter, vorherige Haltungen der Interviewer oder deren mangelnde Reaktionen auf „empörende“ Aussagen der Interviewpartner als „vorläufige Mimikry“ zu interpretieren. Meine Erfahrung ist, dass sich in dieser vierten Phase die Gesprächssituation noch einmal neu entwickelt und auch neue Interpretamente entstehen – wieder ein Hinweis darauf, dass die sogenannte Neutralität zuvor zwar nicht vollständig erreicht werden kann, aber dennoch eine gewisse Relevanz hat.

Häufig werden solche Probleme gar nicht aktuell, nämlich zumeist dann nicht, wenn es den Befragenden gelingt, hohes Interesse zu signalisieren, die Zeitzeugenschaft als wesentliche Quelle darzustellen, Neugier auf die Lebensgeschichte zu demonstrieren (und zwar ernsthaft, nicht „hinterhältig“) und vor allem durch die Schaffung einer Bereitschaft, gemeinsam auf die Spur in die Vergangenheit gehen zu wollen. Die Fähigkeit, solche Haltungen zu vermitteln, scheint mir eine ebenso wesentliche Interviewer-Qualifikation wie auch und vor allem soziale Kompetenz, Expertenwissen gepaart mit fast hilflos erscheinender Professionalität, Neugier und empirische Offenheit für vielfältige Ansichten, Beurteilungen und Interpretationen.

14 Der methodologische Aufsatz von Lutz Niethammer ist immer noch äußerst lesenswert.

Einige weitere Hinweise: Es sollten nur selten Fragen nach Einstellungen und Einschätzungen gestellt werden oder nach Daten von Ereignissen usw., sondern Stimuli gegeben werden, die Anekdoten und Erzählungen evozieren, Beschreibungen von Menschen, Freunden, Familienangehörigen, Kollegen, Vorgesetzten, routinisierten Tagesabläufen, Konflikten, Beziehungen oder überhaupt konkrete Erzählungen von bestimmten Tagen, als man zum Beispiel zum ersten Mal zur Arbeit ging, die spätere Liebe zum ersten Mal traf oder eben verhaftet oder verschleppt wurde usw. Es hat sich gezeigt, dass man eher durch solche „Umwege“ etwas über frühere Einstellungen erfährt als durch direkte Nachfragen, deren Beantwortung häufig heutige Überlagerungen und Auffassungen demonstrieren.

Geschichten sollten auch dann nicht unterbrochen werden, wenn sie zum wiederholten Male erzählt werden; denn „Wiederholungsgeschichten“ werden immer wieder ausgefeilter und auf Pointen hin erzählt, weil sie offensichtlich „Erfolg“ bei einer Zuhörerschaft hatten. Sie lassen meines Erachtens deshalb Rückschlüsse auf frühere Einstellungen, vielleicht auch auf das frühere „Publikum“ zu. Ein Beispiel: Ein 1945 sehr junger Soldat, der sich mit 17 freiwillig zur Waffen-SS gemeldet hatte, erzählte mir im Laufe dreier Interview-Sitzungen mindestens vier Mal die Geschichte einer Wette, die er im Sommer mit einem Betriebsratskollegen abgeschlossen hatte: Ich wette, sagte er sinngemäß, dass wir in diesem Betrieb keinen einzigen Nazi finden, keinen, der zugibt, Nazi gewesen zu sein. Die Wette ging um einen Kasten Bier. Sie glauben nicht, fügte er in meine Richtung hinzu, was damals ein Kasten Bier wert war. Und in der Tat: Sie fanden keinen einzigen Nazi in diesem Riesenbetrieb. Dabei hatte er sie doch „Heil“ schreien hören, als Mussolini 1936 mit Hitler bei Krupp war. „Ich kannte doch den Meister, der Nazi war und Fremdarbeiter schurigelte, einen hat er sogar erschossen. Aber ich, ich konnte mich nicht verstecken. Meine Tätowierung blieb.“ Es kostete mich einige Mühe, diese Geschichte, die er mir Jahre später wieder erzählte, ohne mit der Wimper zu zucken, ein fünftes Mal anzuhören. Aber es gab immerhin eine Neuerung: Das war die Tätowierung und deren Unvergänglichkeit.

Nützlich ist der Einsatz anderer persönlicher Dokumente wie Zeugnisse, persönliche Briefe oder Fotoalben. Gerade die letzten schaffen aus mehreren Gründen Anregungen für weitere Erinnerungen: Fotos haben eine andere Sinnlichkeit und regen andere Erinnerungen an; außerdem sind die Bildunterschriften selbst eine Quelle für sich, zumeist früher geschrieben; schließlich zeigen sich auch Differenzen oder Übereinstimmungen zwischen vorherigen Erzählungen und diesen Dokumenten.

Das ist einer der Gründe dafür, die Interviews möglichst in der Wohnung der Interviewpartner zu führen, um diese Dokumente schnell griffbereit zu haben. Ein weiterer Grund: Die Interviewpartner sind sicherer, weniger nervös, verhalten sich als Gastgeber, also zumeist hilfsbereiter und großzügiger, und empfinden das Interview eher als ihre eigene Sache.

Zusätzliche Paar-, Familien- oder Gruppeninterviews haben sich ebenfalls als hilfreich herausgestellt, sowohl zur Anregung von Geschichten als auch zur Herausbildung einer „gemeinsamen Erinnerung“ oder zur Korrektur des einen durch die andere und umgekehrt. Sie scheinen mir überdies besonders bei Fragestellungen oder Ereignissen notwendig, zu denen es keine anderen Quellen gibt.

In jedem Fall sollten Protokolle der Sitzungen durch die Interviewer und Interviewerinnen angefertigt werden, um ihre Haltungen, die ansonsten kaum sichtbar oder

hörbar werden, später in Rechnung stellen zu können, ihre Einschätzungen der Interviewpartner, ihre Sicht auf die Wohnungen und deren Einrichtungen oder der Atmosphäre des Gesprächs.

Die Volkskunde hat eine Vielzahl von „Erzähl-Gattungen“ ausgemacht, deren Charakterisierungen Anregungen sowohl für das Interview als auch für die Interpretation liefern (vgl. Lehmann¹⁵ 1978; 1983). In den historischen Analysen scheinen mir solche Gattungen aufzunehmen und ergänzbar zu sein: So zum Beispiel die immer wieder auftauchenden Erzählungen und Bilder, die zur „Selbstvergewisserung“ von Familien, Gruppen oder ganzen Bevölkerungsteilen in einer eher bedrohten Situationen dienen, oder „Überlistungsgeschichten“ der Schwachen gegenüber den gerade Mächtigen (zum Beispiel gegenüber den Nazis, gegenüber den Alliierten nach 1945 oder gegenüber Westdeutschen nach 1990). Sie zeichnen sich meiner Ansicht nach besonders dadurch aus, dass sie einer allgemeinen emotionalen Gefühlslage entsprechen, daher schnell aufgenommen und – häufig als eigene Erfahrung – weitergegeben werden: die „Persilschein“-Geschichten sind Beispiele dafür („jeder hatte plötzlich seinen Juden versteckt, so der Herr XY, der ‚Goldfasan‘ war, dann aber nach 1945 ...“) oder die Witze über die „unwissenden“ Alliierten, die man schnell ebenso überlisten konnte wie die tumben Westdeutschen nach 1990 in der ehemaligen DDR.

Fazit

Ein „gutes“ Interview muss sich meines Erachtens dadurch auszeichnen, dass es von unterschiedlichen Zugängen her verschiedene Erinnerungen aktiviert und das gesamte Set von Erzählungen, von Verweisen, Kontrollen und Interpretationen erweitert und so die Plausibilität einer bestimmten Annahme erhöht und die Möglichkeiten, auch durch andere Quellen Falsifizierungen oder Bestätigungen zu erfahren, verbessert. Die Vernetzungen verschiedener Ebenen, Inhalte und Erzählungen zu bestimmten Ereignissen, Abläufen oder Personen in Interviews entsprechen – so meine These – der Beschreibung der Gedächtnisforschung über die verschiedenen „Gedächtnisse“ eines Menschen und deren Vernetzung untereinander.¹⁶

Kritik an der Kritik und ihre Gefahren

Die Kritiker einer Nutzung der subjektiven Erinnerungszeugnisse als Quelle in der Historiographie sitzen im Glashaus, denn die Reduktion auf schriftliche Quellen, insbesondere auf Verwaltungsakten, ist heute noch problematischer als vor einigen Jahrzehnten: Die Aktenzentrierung ist in einer Zeit, in der die Aktenwirklichkeit nicht nur zu rechtgestutzt ist für den beschönigenden Schein, sondern auch in der Bedeutung rückläufig ist durch das Telefon, durch Videokonferenzen und Bilder/Fotos, durch E-Mails

¹⁵ Als einer der ersten in historischen Untersuchungen.

¹⁶ Zu diesen Fragen war auch Hans J. Markowitsch auf die Zeitzeugen-Konferenz eingeladen, dessen Vortrag – in Aufsatzform gebracht – ebenfalls in BIOS nachzulesen ist (Markowitsch 2000). Seine Beschreibung der verschiedenen Bereiche des Gedächtnisses (des episodisch-autobiographischen und des Wissenssystems oder deklarativen Gedächtnisses) und deren Vernetzung untereinander scheinen mir meinen hier dargelegte Erfahrungen aus den Interviews und den genannten Beispielen zu entsprechen. Eine bedeutende Ausnahme: In unseren Interviews scheinen Daten und Fakten eher „vergessen“ zu werden als biographische Ereignisse. Und eine Frage bleibt: Affektiv besetzte Erlebnisse sind in den Ausführungen von Markowitsch mal erinnerungsverstärkend, mal hemmend zum Beispiel bei traumatisierten Personen.

und schnelle und unauffällige Löscharbeit großer Datenspeicher, noch fragwürdiger geworden, als sie es schon vorher war.¹⁷

Die Reduktion auf schriftliche Quellen allein ist – man muss es immer wieder betonen – in der Gefahr, Subjekte zu vernachlässigen auf eine scheinpositivistische Weise; denn nahezu alle Quellen der Historiographie sind subjektiv oder von Subjekten geschrieben, die in Interessenkonstellationen leben und arbeiten. Hier tut sich eine Unehrlichkeit vieler Historiker auf, die einerseits mit ihrer Bevorzugung der Akten-Quellen so tun, als ob sie in der Tradition des Positivismus stehen können, aber andererseits sehr genau wissen, dass auch ihre Quellenbasis nicht einmal den Schein naturwissenschaftlicher Methodik zulässt. Überdies sind die meisten Forschungen, die allein auf Verwaltungsakten basieren und sie unkritisch nutzen, „herrschaftsorientiert“. Ein Beispiel: Würde man sich bei der Untersuchung sowjetischer Speziallager in Deutschland allein auf die (sowjetischen) Akten verlassen, wäre jedem evident, dass dies eine einseitige Sicht der Sowjets verabsolutiere. In Ermangelung ähnlich umfassender Akten von anderer Seite sind die Erinnerungen oder frühere Aufzeichnungen der Häftlinge einziges Korrektiv. Ansonsten hieße dies: Wer die Akten anlegt und besitzt, hat die geschichtsmächtige Überlieferung oder Definitionsmacht – in diesem Beispiel über die Häftlinge in sowjetischen Lagern nach 1945.

Auch umgekehrt besteht die Gefahr, dass diejenigen, die mit subjektiven Erinnerungszeugnissen arbeiten, ihre Quellen ohne entsprechende, hier zum Teil benannte Kontrollen nutzen. Aber diese Gefahr ist geringer geworden, da sich in der erfahrungsgeschichtlichen Forschung eine Methodenvielfalt durchgesetzt hat, die ich bei traditionellen Historikern häufig vermisste.

Zugleich schafft die Nähe zu den Befragten andere Gefahren: zum Beispiel Überidentifikationen, vor allem mit den Opfern historischer Entwicklungen oder anderer Repräsentanten von politisch-historisch akzeptierten Gruppen (Arbeiter-Aktivistinnen und Widerständler bei Sozialdemokraten und Sozialisten, „starke Frauen“ bei Feministinnen, Bürgerbewegungs-Angehörige bei Kritikern der DDR usw. usw.). Aber auch eine starke Abwehr gegen bestimmte Gruppen und deren Vertreter („Täter“, informelle Mitarbeiter der Staatssicherheit der DDR usw.) kann vorschnelle Thesenbildungen und politisch-korrekte Interpretationen fördern und Quellenkritik reduzieren.

Es gibt eine regelrechte hermeneutische Falle, in die heute weniger als noch vor 20 Jahren fallen: Heute nimmt die qualitative Forschung die Aussagen der Befragten weder blauäugig als „die“ Wirklichkeit, noch werden die Subjekte entsprechend realhistorischen Vorannahmen für Illustrationszwecke zurechtgestutzt. Subjektive Erinnerungen oder Lebensverläufe nutzte man damals weit häufiger als heute ausschließlich als Beleg für Thesen, die man aus anderen Quellen gewonnen hatte, weniger als eigenständige Quelle für spezifische Fragestellungen zur subjektiven Verarbeitung historischer Erfahrungen.

¹⁷ Bekanntestes Beispiel dafür ist die Löschung von Akten im Bundeskanzleramt nach der Ablösung der Regierung Kohl 1998.

Schlussbemerkung: Zur „Unschärferelation“¹⁸ in der qualitativen historischen Forschung

Es ist eine erkenntnistheoretische Selbstverständlichkeit, dass für jeden Untersuchungsgegenstand spezifische methodische Instrumente gefunden werden müssen. Die Verarbeitung von Geschichte, das kollektive Gedächtnis oder auch kollektive Mythen über die Vergangenheit, die Beziehung zwischen großer Politik bzw. politisch-gesellschaftlicher historischer Veränderung und Lebenslauf bzw. Lebensgeschichte oder biographische (Neu-)Konstruktionen sind die großen Felder, in denen subjektive Erinnerungszeugnisse und besonders die mündlichen Befragungen (auch quantitativer Art wie in der Lebenslauf-Forschung) eine notwendige Rolle spielen müssen. Sie können auch Quellen für die Rekonstruktion von Fakten, Abläufen und Ereignissen in der Geschichte sein, entweder in Ermangelung anderer Quellen oder als Kontrolle und Korrektiv anderer methodischer Zugänge.

Die Erfahrungsgeschichte steht dabei vor dem großen Problem, dass es wie in allen Wissenschaften, die sich mit dem Subjekt und dessen Beziehung zur Gesellschaft befassen, eine „Unschärferelation“ gibt zwischen den Einzelnen (mit ihren Erinnerungen, persönlichen Erklärungen, Lebensverläufen) auf der einen und Gruppen, Milieus oder ganzen Gesellschaften auf der anderen Seite. Diese „Unschärferelation“ wird nicht vollständig aufgehoben werden können, da immer nur entweder das eine oder das andere wirklich „scharf“ gesehen werden kann, jeweils beeinflusst durch wissenschaftliche Instrumente selbst. Aber es gibt Annäherungen¹⁹ von der einen oder anderen Seite her: von der quantitativen Lebenslaufforschung, von früheren repräsentativen Querschnittsuntersuchungen einerseits, die allgemeine Veränderungen in Haltungen und Einstellungen fassen, aber ohne die Dynamik und die Voraussetzungen in den einzelnen Lebensgeschichten, und andererseits von der Seite des Subjekts her, die Erklärungen liefert über die Gründe der Veränderungen in den einzelnen Lebensgeschichten mit entsprechenden Vorerfahrungen, über Gründe ihres dynamischen Verlaufs mit allen Wendepunkten und Schlüsselerlebnissen.

Beide Sichtweisen zusammen helfen vielleicht, uns möglichst weitgehend auf diese historischen Veränderungen blicken zu lassen. Das Problem der „Unschärferelation“ muss den Beteiligten in der qualitativen (und quantitativen) Forschung bewusst sein. Schon in der Auswahl der Interviewpartner wird – in erfahrungsgeschichtlichen Untersuchungen prinzipiell – zwar keine Repräsentativität²⁰ erreicht werden können, mit Ausnahme der Untersuchung von kleinen Gruppen und deren heutiger Sicht. Dennoch sollten aber Gesprächspartner mit möglichst differierenden, wenn nicht gegensätzlichen, Erfahrungen vertreten sein, um eine möglichst große Vielfalt nach Geschlecht, Haltungen, weltanschaulichen, religiösen und politischen Orientierungen, Lebensver-

18 Erstmalig habe ich diesen Begriff 1983 genutzt – ebenso anfällig für Kritik und notwendigerweise ebenso unvollständig-offen (vgl. Plato 1983: 59).

19 Diese Annäherung erlaubt meiner Ansicht nach die Übernahme dieses Begriffs aus der Naturwissenschaft, genauer aus der Quantenphysik Heisenbergs.

20 Dass man in der qualitativen historischen Forschung auch über eine andere Bestimmung der „Repräsentativität“ als in den quantitativen Untersuchungen nachdenken müsste, dass fast alle „Erfahrungswissenschaftler“ von einem „Sättigungsgrad“ bei einer bestimmten Anzahl von Interviews ausgehen, nach denen keine weitere fundamentalen Verarbeitungsweisen und Haltungen einer Befragtengruppe herauskommen, habe ich bereits in dem Aufsatz *Geschichte und Psychologie* beschrieben (Plato 1998b).

läufen, Milieuzugehörigkeiten in den Blick nehmen zu können. Und in den Interpretationen sollten diese Bezüge zu anderen Forschungen, insbesondere zu den quantitativen Befragungen und Lebenslaufforschungen Berücksichtigung finden – wie auch umgekehrt.

Bekanntermaßen rekonstruieren nicht nur Zeitzeugen, sondern auch wir Angehörige der historischen Zunft Geschichte neu, sei es auf der Grundlage subjektiver Erinnerungsquellen, sei es auf der Grundlage von Akten. Zeitzeugen haben zwar Mühen mit ihrer Erinnerung und wir Historiker mit deren Interpretation, aber ähnliche Mühen haben wir auch mit der Interpretation von Akten; denn auch diese verlangen besondere Kenntnisse zu deren Deutung, die ebenfalls „veralten“. Wer kann schon die Differenzen in Akten – sagen wir – zwischen Zentralkomitee und einer Bezirks- oder Stadtleitung der SED so interpretieren wie die damaligen Beteiligten? Die damalige Sprache, in diesem Fall das „Parteideutsch“, scheint aus der zeitlichen Entfernung nahezu gleich oder lässt Differenzen verschwinden bzw. minimiert sie. Auch dies ist ein Übergang von Zeitgeschichte zur Geschichte, von „erfahrungsgesättigter Vergangenheit“ zur „reinen Vergangenheit“, und dieser Übergang ist für die Auslegung fast aller Quellen ähnlich kompliziert. Und manche Kritiker scheinen, wenn sie Erfahrungswissenschaft kritisieren, eine 100-prozentige Kongruenz von „vergangener Wirklichkeit“, Erinnerung und Berichten zu meinen. Aber welche historische Quelle welcher Art auch immer könnte dies leisten?

LITERATUR

- Assmann, Aleida (1999): Erinnerungsräume, Formen und Wandel des kulturellen Gedächtnisses, München.
- Assmann, Aleida und Dietrich Harth (Hg.) (1991): Mnemosyne, Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung, Fischer-Wissenschaft, Bd. 10724, Frankfurt am Main.
- Assmann, Jan (1997)²: Das kulturelle Gedächtnis, Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München.
- Assmann, Jan (1988): Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in: Ders. und Tonio Hölscher (Hg.): Kultur und Gedächtnis, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 724, Frankfurt am Main, 9-19.
- Assmann, Jan und Tonio Hölscher (Hg.) (1988): Kultur und Gedächtnis, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 724, Frankfurt am Main.
- Domansky, Elisabeth und Harald Welzer (Hg.) (1999): Eine offene Geschichte, Zur kommunikativen Tradierung der nationalsozialistischen Vergangenheit, Studien zum Nationalsozialismus in der edition diskord, Bd. 4, Tübingen.
- Frei, Norbert (1999): Vergangenheitspolitik, Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, München.
- Halbwachs, Maurice (1996): Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen, Soziologische Texte, Bd. 34, Berlin, Neuwied 1966 oder als Taschenbuch, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 538, Frankfurt am Main 1985 (ursprünglich *Les cadres sociaux de la mémoire*, Paris 1925).
- Lehmann, Albrecht (1978): Erzählen eigener Erlebnisse im Alltag, Tatbestände, Situationen, Funktionen, in: Zeitschrift für Volkskunde, 74, 198-215.
- Lehmann, Albrecht (1983): Erzählstruktur und Lebenslauf, Autobiographische Untersuchungen, Frankfurt am Main, New York.
- Markowitsch, Hans J. (2000): Die Erinnerung von Zeitzeugen aus der Sicht der Gedächtnisforschung, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 13, Heft 1, 30-50.

- Nora, Pierre (1990): Zwischen Geschichte und Gedächtnis, Kleine kulturwissenschaftliche Bibliothek, Bd. 16, Berlin 1990.
- Koselleck, Reinhart (1994): Nachwort zu: Charlotte Beradt: Das Dritte Reich des Traums, in: Charlotte Beradt: Das Dritte Reich des Traums, Suhrkamp Taschenbuch, Bd. 2321, Frankfurt am Main, 117-132.
- Niethammer, Lutz (1985): Fragen – Antworten – Fragen, Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History, in: Ders. und Alexander von Plato: (Hg.): „Wir kriegen jetzt andere Zeiten“, Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern, Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960, Bd. 3, Berlin, Bonn, 392-445.
- Niethammer, Lutz (Hg.) (1983a): „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll“, Faschismus-Erfahrungen im Ruhrgebiet, Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960, Bd. 1, Berlin, Bonn.
- Niethammer, Lutz (Hg.) (1983b): „Hinterher weiß man, daß es richtig war, daß es schief gegangen ist“, Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet, Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960, Bd. 2, Berlin, Bonn.
- Niethammer, Lutz und Alexander von Plato (Hg.) (1985): „Wir kriegen jetzt andere Zeiten“, Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern, Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1945, Bd. 3, Berlin, Bonn.
- Plato, Alexander von (1983): „Ich bin mit allen gut ausgekommen.“, Oder: War die Ruhrarbeiterschaft vor 1933 in politische Lager gespalten?, in: Lutz Niethammer (Hg.): „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll“, Faschismus-Erfahrungen im Ruhrgebiet, Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960, Bd. 1, Berlin, Bonn, 31-66.
- Plato, Alexander von (1987): „Der Verlierer geht nicht leer aus“. Betriebsräte geben zu Protokoll, Berlin, Bonn.
- Plato, Alexander von (1998): Erfahrungsgeschichte – von der Etablierung der Oral History, in: Gerd Jüttemann und Hans Thomae: Biographische Methoden in den Humanwissenschaften, Weinheim, 60-74.
- Plato, Alexander von (1998b): Geschichte und Psychologie – Oral History und Psychoanalyse, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 11, Heft 2, 171-200.
- Plato, Alexander von (Hg.) (1999): Die DDR in der Erinnerung, Studienbrief der FernUniversität Hagen, Hagen.
- Plato, Alice von (2001): Präsentierte Geschichte, Ausstellungskultur und Massenpublikum im Frankreich des 19. Jahrhunderts, zugleich Hannover, Universität, Dissertation, 1999 unter dem Titel: Geschichte auf Umwegen, Massenpräsentation, Ethnologie und Geschichte auf den Pariser Weltausstellungen des 19. Jahrhunderts, Frankfurt am Main, New York.
- Reichel, Peter (1995): Politik mit der Erinnerung, Gedächtnisorte im Streit um die nationalsozialistische Vergangenheit, München, Wien.
- Schütze, Fritz (1976): Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung: dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Kommunikative Sozialforschung, Alltagswissen und Alltagshandeln, Gemeindeforschung, Polizei, politische Erwachsenenbildung, Kritische Informationen, Bd. 48, München, 159-260.
- Schütze, Fritz (1981): Prozeßstrukturen des Lebenslaufs, in: Joachim Matthes, Arno Pfeifenberger und Manfred Stosberg (Hg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive, Kolloquium am Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen-Nürnberg, herausgegeben von dem Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum Nürnberg, Nürnberg, 67-156.

- Schütze, Fritz (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens, in: Martin Kohli und Günther Robert (Hg.): *Biographie und soziale Wirklichkeit, Neue Beiträge und Forschungsperspektiven*, Stuttgart, 78-118. https://doi.org/10.1007/978-3-476-03188-4_5
- Schütze, Fritz (1986): *Das narrative Interview*, Kurs der FernUniversität Hagen, Hagen.
- Schütze, Fritz (1989): Kollektive Verlaufskurve oder kollektiver Wandlungsprozeß, in: *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 2, Heft 1, 31-110.
- Welzer, Harald (2000): Das Interview als Artefakt. Zur Kritik der Zeitzeugenforschung, in: *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 13, Heft 1, 51-63.

Das Interview als Artefakt

Zur Kritik der Zeitzeugenforschung

Harald Welzer

[*BIOS 13 (2000), Heft 1, 51-63*]

„Sie erzählen lauter Erfindungen!“

„Ich erlebe lauter Erfindungen.“

Max Frisch: Mein Name sei Gantenbein

Ich möchte im Folgenden anhand einiger grundsätzlicher Überlegungen aus gedächtnispsychologischer, interaktionstheoretischer und erzähltheoretischer Perspektive darlegen, dass Erinnerungen an Erlebnisse und Geschehnisse, die in Interviews erzählt werden, eines ganz sicher nicht sind: Erlebnisse und Geschehnisse, wie sie in der historischen Situation geschehen und erlebt worden sind. Der Entwicklungspsychologe Jean Piaget liefert für diese Behauptung einen prägnanten autobiographischen Beleg, wenn er schreibt:

Eine meiner ältesten Erinnerungen würde, wenn sie wahr wäre, in mein 2. Lebensjahr hineinreichen. Ich sehe noch jetzt mit größter visueller Genauigkeit folgende Szene, an die ich noch bis zu meinem 15. Lebensjahr geglaubt habe: Ich saß in meinem Kinderwagen, der von einer Amme auf den Champs-Élysées (nahe beim Grand Palais) geschoben wurde, als ein Kerl mich entführen wollte. Der gestraffte Lederriemen über meiner Hüfte hielt mich zurück, während sich die Amme dem Mann mutig widersetzte (dabei erhielt sie einige Kratzwunden im Gesicht, deren Spuren ich noch heute vage sehen kann). Es gab einen Auflauf, ein Polizist mit kleiner Pelerine und weißem Stab kam heran, worauf der Kerl die Flucht ergriff. Ich sehe heute noch die ganze Szene, wie sie sich in der Nähe der Metro-Station abspielte.

Doch als ich 15 Jahre alt war, erhielten meine Eltern einen Brief jener Amme, in dem sie ihren Eintritt in die Heilsarmee mitteilte und ihren Wunsch ausdrückte, ihre früheren Verfehlungen zu bekennen, besonders aber die Uhr zurückzugeben, die sie als Belohnung für diese – einschließlich der sich selbst zugefügten Kratzspuren – völlig erfundene Geschichte bekommen hatte. Ich mußte also als Kind diese Geschichte gehört haben, an die meine Eltern glaubten. In der Form einer visuellen Erinnerung habe ich sie in die Vergangenheit projiziert. So ist die Geschichte also eine Erinnerung an eine Erinnerung, allerdings

an eine falsche. Viele echte Erinnerungen sind zweifellos von derselben Art (Piaget 1969: 240 f.).

Drei Aspekte sind an dieser Erinnerungserzählung Piagets für unseren Zusammenhang interessant. Erstens weist er auf die soziale Quelle seiner Erinnerung hin: Er hat von dem, was ihm widerfahren ist, gehört und sich dann die Geschichte zu eigen, zu einem Teil seiner Biographie gemacht. Als eigene Erinnerung gewinnt die Geschichte zweitens die Gestalt einer visuell repräsentierten, detailgetreu abrufbaren Szene aus der Vergangenheit. Als vermittelte Erinnerung ist das, woran Piaget sich selbst zu erinnern meint, drittens eine Erinnerung an eine Erinnerung, also nichts originär Erlebtes, nichts Authentisches, sie beinhaltet keinen Kern historischer Wirklichkeit.

Piagets Erinnerung bezieht sich auf ein fiktives Geschehnis; bemerkenswert ist aber seine Einschätzung, auch die „echten Erinnerungen“ seien von dieser Art. Man kann diese überraschende Einschätzung mit Ergebnissen der neueren Gedächtnisforschung recht gut belegen, denn auch hier ist man längst von der Vorstellung abgekehrt, Erlebnisse und Ereignisse würden im Gehirn wie in einem Computer gespeichert und abgerufen. Wie die falsche Erinnerung Piagets schon nahelegt, sollte man eher davon ausgehen, dass das Gedächtnis ein konstruktives System ist, das Realität nicht einfach abbildet, sondern auf unterschiedlichsten Wegen und nach unterschiedlichsten Funktionen filtert und interpretiert. Das Gedächtnis als *constructive memory framework* (Schacter et al. 1998) operiert mit unterschiedlichen Systemen des Einspeicherns, Aufbewahrens und Abrufens, die ihrerseits wieder auf unterschiedliche Subsysteme des Gedächtnisses zugreifen. Mentale Repräsentationen von Erfahrungen, Erinnerungen also, werden mithin als multimodale Muster der unterschiedlichen Aspekte und Facetten der jeweiligen Erfahrungssituation verstanden.

Die Erinnerungsspuren oder Engramme, die die Erfahrungen im Gehirn repräsentieren, sind nun nicht – wie man lange Zeit annahm – an bestimmten Stellen des Gehirns zu finden, sondern als Muster neuronaler Verbindungen über verschiedene Bereiche des Gehirns verteilt. Sich zu erinnern bedeutet, ein Muster zu bilden (*pattern completion*), und bei diesem komplexen Vorgang werden die Bestandteile des Erinnerung, zum Beispiel also ihre zeitlichen, situativen, emotionalen Merkmale, in dieser oder jener Weise neu figuriert. Schon intuitiv leuchtet ein, dass dieser Prozess der Muster-Vervollständigung so vielfältigen gedächtnisinternen und -externen Einflüssen unterliegt, dass von einer exakten Erinnerung an eine Situation und an ein Geschehen nur im seltenen Grenzfall auszugehen ist. Im Regelfall leistet das Gehirn eine komplexe und eben konstruktive Arbeit, die die Erinnerung, sagen wir: anwendungsbezogen gestaltet.

Damit sind wir schon bei den sozialen Situationen, in denen Erinnerungen aufgerufen und kommuniziert werden. Grundsätzlich ist davon auszugehen, dass es Kommunikation unabhängig von einem Adressaten nicht gibt. Aus der Experimentalpsychologie sind zahlreiche Untersuchungen bekannt, die den Einfluss auch kleinster verbaler und nonverbaler Äußerungen und Reaktionen des Zuhörers auf das Verhalten des Erzählers belegen (vgl. zusammenfassend Tausch 1968: 33 f.). Theoretisch lassen sich diese Befunde aus der Sicht einer interaktionistischen Sozialpsychologie mit zwei ganz grundsätzlichen Annahmen begründen: Erstens, dass man nicht nicht kommunizieren kann (Watzlawick et al. 1972: 50 f.), und zweitens, dass man so spricht, wie man erwartet, dass der andere erwartet, dass man sprechen wird. Das bedeutet, dass die anti-

zipierten Reaktionen des anderen auf das, was ich sage, immer schon Teil meiner Äußerungen sind. All dies gilt notwendigerweise auch für die Situation des Forschungsinterviews, und an dieser Stelle kann der Titel dieses Beitrags präzisiert werden: Das Interview ist nämlich nur im selben Maß Artefakt wie es jede andere Gesprächssituation auch ist. Es ist eine einmalige, nicht replizierbare Situation der gemeinsamen Verfertigung eines Textes, eine Kette aufeinander bezogener Sprechhandlungen.

Auch hinsichtlich seiner spezifischen Asymmetrie – dass nämlich per definitionem einer der Sprecher vorwiegend fragt und der andere vorwiegend antwortet – ist das Forschungsinterview vielen anderen Alltagssituationen ganz ähnlich: von der Beichte über die Anamnese, vom Mandantengespräch bis zum therapeutischen Gespräch gibt es eine alltagsweltliche Fülle asymmetrischer Kommunikationen, in die sich die Sprecher unter der Voraussetzung begeben, dass der Frager sich in Bezug auf den Befragten gerade nicht neutral, sondern engagiert verhalten wird. In diesem Sinne hat auch das Forschungsinterview, zumal das qualitative, das Format eines Alltagsgesprächs mit genau festgelegter Rollenverteilung – zu einem Artefakt wird es in dem Augenblick, in dem Forschungsregeln aktiviert werden, die zwar in jedem Lehrbuch und in jeder Interviewerschulung vermittelt werden, die aber von grundlegenden Kommunikationsregeln auf geradezu absurde Weise absehen. In erster Linie ist hier das Neutralitätspostulat an den Interviewer zu nennen, der wie eine weiße Leinwand als Projektionsfläche für die Lebensschilderungen des Befragten fungieren soll. In zweiter Linie gehört hierzu auch die geforderte strikte Zurückhaltung des Interviewers in der ersten Phase des narrativen Interviews (Schütze 1976: 1982), und in dritter das Grundpostulat interpretativer Sozialforschung, dass der Interviewte seine Geschichte nach Kriterien seiner eigenen Relevanzsetzung erzählen kann – als wäre nicht gerade diese Relevanzsetzung, kommunikationstheoretisch betrachtet, Produkt der situativen und personalen Bedingungen der Gesprächssituation, sondern eine einsame Handlung des Befragten. Vor diesem Hintergrund erscheint es dann als abwegig, wenn – wie in weiten Teilen der Forschungspraxis – aus der Kette aufeinander bezogener Sprechhandlungen – auf a(1) folgt b(1), auf a(2) b(2) usf. – nur der Monolog b(1), b(2) usw. ausgewertet wird, der so nie stattgefunden hat. Alltagspraktisch ist dieser Sachverhalt in Formulierungen wie „Ein Wort gibt das andere“ festgehalten, aber in der Forschungspraxis geht man nach wie vor davon aus, mit dem Instrument des Interviews „wahre Werte“ etwa über die Eigenschaften einer Person, über ihre Haltungen, Einstellungen oder ihre Geschichte erheben zu können, indem man den Text in Einzelsegmente zerlegt, und begründet gerade vor diesem Hintergrund die Forderung, Interviewer bzw. Forscher hätten sich neutral zu verhalten.

Dieser Neutralitätsforderung liegt, was oft vergessen wird, das klassische Erkenntnismodell der Naturwissenschaften zugrunde, das ja davon ausgeht, dass die in Raum und Zeit ablaufenden Prozesse, die beobachtet werden, auch dann und genauso ablaufen, wenn sie nicht beobachtet werden. Der Forschungsprozess ist nach einem Modell konzipiert, das davon ausgeht, dass mithilfe einer spezifischen Methodologie „Daten“ aus lebensweltlichen Kontexten „entnommen“ und zu Forschungszwecken „ausgewertet“ werden können. Dieses Modell basiert auf der Theorie, dass diese Daten objektiv, also auch jenseits ihrer Erhebung existieren, auf einer Theorie des „wahren Wertes“ (zum Beispiel Esser 1986). Deutlich zutage tritt diese Vorstellung, wenn etwa vom „Forschereffekt“ oder vom „Interviewereinfluss“ oder von „Verzerrungen“ die Rede

ist, was jeweils voraussetzt, dass irgendwo etwas „Reines“, etwas „Gegebenes“ im Verborgenen liege, das mit geeigneten Techniken zu heben wäre.

Es ist nicht ohne Ironie, dass ausgerechnet die Naturwissenschaft, genauer gesagt die Quantenphysik, gezeigt hat, dass diese Theorie insofern nur beschränkte Gültigkeit beanspruchen kann, als die Messvorgänge das Verhalten der untersuchten Objekte durchaus verändern können.¹ Auch wenn man hier von einem Hineinreichen des Beobachtungsvorgangs in das untersuchte Objekt sprechen muss, ist die Problemlage in den Naturwissenschaften noch erheblich weniger komplex als in den historischen und in den Sozialwissenschaften; denn die Tatsache, dass Naturwissenschaftler ein wie immer konstruiertes Bild von der Bahn des Elektrons entwerfen, ist dem Teilchen ja durchaus gleichgültig. Ganz anders als Teilchen deuten Befragte in Forschungsinterviews aber die Situation inklusive der Motive, Fragen, Haltungen des Forschers sehr genau und betrachten sie als Teil ihrer Wirklichkeit. In der sozialen Situation des Interviews ist jeder der Sprecher nicht nur Subjekt seines Handelns, sondern zugleich Objekt der Beobachtung des jeweils anderen – das ist die Bedingung für die Möglichkeit der Perspektivenübernahme, die wiederum die Bedingung für die Voraussetzung ist, dass man so spricht, wie man erwartet ... usw.

Dabei ist es wichtig zu betonen, dass die Beobachtungen am jeweils anderen keineswegs nur darauf gerichtet sind, was dieser verbal zum Ausdruck bringt, sondern darauf, welche Subtexte alle wahrnehmbaren Merkmale seines Handelns in der Situation liefern: Gestik, Mimik, körperliche Reaktionen wie Rotwerden oder Pupillenerweiterungen, Aufgeregtheit etc. – alles das gehört zum Ausdrucksverhalten, das im komplexen Wechselspiel sozialer Interaktion permanent in Rechnung gestellt wird. Wenn von diesen interdependenten Beobachtungen und Deutungen, das heißt, vom sozialen Setting, von der Interaktionsbeziehung, der Interaktionsgeschichte usw. abstrahiert wird, werden die Befragtenäußerungen von ihrem Entstehungszusammenhang abgekoppelt, und genau in diesem Augenblick wird das Interview bzw. seine Auswertung zum Artefakt.

Es lässt sich also zunächst zusammenfassen, dass die Gestalt einer Erinnerungserzählung immer von der sozialen Situation abhängig ist, in der sie erhoben wird. Daneben gibt es aber noch weitere Faktoren, die auf die Erzählung einwirken. Wenn man etwa die narrative Strukturierung betrachtet, mit deren Hilfe Erinnerungen zu Geschichten werden, wird man schnell feststellen, dass eine Erzählung bestimmte Kriterien erfüllen muss, damit ein Zuhörer sie für gelungen hält. „Erzählte man, wie man zwei Häuserblocks nach Norden, drei Richtung Osten und dann rechts in die Parkstraße gegangen ist, würde das eine erbärmliche Geschichte abgeben.“ (Gergen 1998: 172). Wäre diese Erzählung aber in die Geschichte einer Wohnungssuche eingebettet, die schließlich mit dem unerwarteten Finden einer Traumwohnung in der Parkstraße 102

1 So gehen etwa, wie Heisenberg 1927 herausgearbeitet hat, Beobachtungen im subatomaren Bereich stets mit einer Störung des beobachteten Objekts einher – womit man keineswegs mehr davon ausgehen kann, die festgestellten Vorgänge spielten sich auch unabhängig von der Beobachtung, also objektiv in Raum und Zeit ab. Diese „Störung“ stellt sich im Experiment etwa so dar, dass der Ort eines Elektrons nur dann bestimmt werden kann, wenn das Teilchen „beleuchtet“ wird – was aber zur Folge hat, dass das Teilchen von Lichtquanten getroffen wird, die es völlig aus eben der Bahn werfen, die eigentlich beobachtet werden soll. Auf dieser Grundlage nun lassen sich keine Aussagen mehr über objektive, das heißt, unabhängig von der Beobachtung existierende Eigenschaften machen. Insofern ist es unsinnig, etwa von der „Bahn des Elektrons im Wasserstoffatom“ zu sprechen, weil diese „Bahn“, wie Heisenberg 1927 so folgenreich formuliert hat, erst dadurch entsteht, dass wir sie beobachten (Heisenberg 1927: 185).

endet, macht die Wegbeschreibung Sinn für den Zuhörer. Und dieser Sinn wiederum liegt Kenneth Gergen zufolge darin, dass Geschichten innerhalb eines „evaluativen Rahmens“ erzählt werden und auf einen „werthaltigen Endpunkt“ hinauslaufen müssen – erst das macht sie mitteilenswert. Die Komplikation liegt allerdings darin, dass das Leben selbst nicht nach werthaltigen Endpunkten verläuft: „Der Endpunkt und sein Wert wird vielmehr vom Erzähler der Geschichte bestimmt.“ (ebd.: 173).

Eine biographische Erzählung ist mithin viel eher bestimmt durch die normativen Anforderungen und kulturellen Kriterien für eine gute Geschichte einerseits und die Bedingungen ihrer Performanz andererseits als durch so etwas wie tatsächlich gelebtes Leben. Dieses nämlich ist, so Donald Polkinghorne, „viel wechselvoller und zusammenhangloser als die Geschichten, die wir darüber erzählen. Unser tägliches Leben besteht aus Essen und Schlafen, aus dem Weg zur Arbeit und nach Hause und den laufenden Besorgungen. [...] Die narrative Strukturierung hebt diejenigen Geschehnisse, Gedanken und Handlungen hervor, die benötigt werden, um den Weg, auf welchem die erzählte Episode entfaltet wird, nachvollziehen zu können. [...] Ein narratives Gebilde dreht sich, im Gegensatz zum gelebten Leben, üblicherweise um einen ‚Hauptplot‘; dabei werden lediglich jene Subplots und Ereignisse aufgenommen, die zu diesem beitragen, und alle hierfür irrelevanten Geschehnisse werden ausgesondert.“ (Polkinghorne 1998: 26).

Schon auf der Ebene der notwendigen narrativen Strukturierung der biographischen Erzählung ergibt sich, dass der Erzähler Teile des Erlebten weglassen und andere hinzufügen muss, dass er Einzelepisoden dramatisieren und auf den Plot hin frisieren muss, dass er mithin recht erfinderisch sein muss, will er erfolgreich eine Geschichte erzählen. „Abenteuer erlebt nur der, der sie zu erzählen weiß“, hat Henry James in diesem Sinne bemerkt. Oder, etwas aktueller und besser auf Forschungszusammenhänge der Biographieforschung bezogen: „Das Ereignis ist nicht das, was passiert. Das Ereignis ist das, was erzählt werden kann.“ (Allen Feldman).²

Gibt es nicht aber Erlebnisse, deren emotionale Qualität so einschneidend gewesen ist, dass sie sich nachgerade ins Gedächtnis eingebrannt haben und dort starr, aber vollständig, abgelagert sind? Man hat das eine Weile für traumatische Erlebnisse angenommen und hat etwa auch sogenannte *flashbulb memories* thematisiert, Erinnerungen also an blitzlichtartig aufgenommene Ereignisse, die wie fotografiert im Gedächtnis ihre unveränderliche Gestalt zu behalten scheinen. Ein inzwischen berühmtes Beispiel hierfür hat Reinhard Koselleck geliefert: „Es gibt Erfahrungen, die sich als glühende Lava-masse in den Leib ergießen und dort gerinnen. Unverrückbar lassen sie sich seitdem abrufen, jederzeit und unverändert. Nicht viele solcher Erfahrungen lassen sich in authentische Erinnerung überführen; aber wenn, dann gründen sie auf ihrer sinnlichen Präsenz. Der Geruch, der Geschmack, das Geräusch, das Gefühl und das sichtbare Umfeld, kurz alle Sinne, in Lust oder Schmerz, werden wieder wach und bedürfen keiner Gedächtnisarbeit, um wahr zu sein und wahr zu bleiben.“ (Koselleck 1995). Koselleck berichtet hier über die schockierende Erfahrung, wie er am 9. Mai 1945 in Auschwitz von den Massenmorden erfährt, und bemerkenswert an seiner Beschreibung ist, dass er die körperliche und emotionale Empfindung, die die Nachricht in ihm hervorgerufen hat, als unverrückbar und unverändert beschreibt.

2 Den Hinweis auf dieses Zitat verdanke ich Natalija Basic.

Es geht hier um emotionale Erinnerung, und dazu lässt sich anmerken, dass sich mittlerweile sogar neuroanatomisch belegen lässt, dass Emotionen und Kognitionen im Gehirn mittels unterschiedlicher Systeme verarbeitet werden (LeDoux 1998; Damásio 1999). Die faktischen Umstände und Details, die etwa mit einem schweren Autounfall zusammenhingen, können verschwimmen, verändert oder auch völlig vergessen werden, während ein dem damaligen Unfallereignis ähnlicher Hupton nach wie vor in der Lage ist, eine emotionale Reaktion auszulösen. Das emotionale Gedächtnissystem ist weniger anfällig für Beschädigungen und Entstellungen durch äußere Einflüsse oder durch das Altern des sich Erinnernden; es ist, mit anderen Worten, weniger vergesslich als Gedächtnissysteme, die kognitive Wissensbestände aufbewahren. Im Gegenteil: Furchtreaktionen und Ängste, die mit traumatisierenden Erfahrungen zusammenhängen, können nicht nur weniger schnell verblassen, sondern mit der Zeit sogar anwachsen – ein Phänomen, das als „Inkubation der Furcht“ bezeichnet wird (LeDoux 1998: 219). Wohlgemerkt: die mit dem Ereignis verbundene Reaktion wird stabil oder sogar übersteigert erinnert, nicht aber die Konturen des Ereignisses selbst, die vielfältige Überzeichnungen, Abweichungen oder völlige Neukonstruktionen erfahren können. Dies wiederum ist folgenreich für die Verknüpfung zwischen emotionaler Erinnerung und erinnertem Ereignis – denn gerade hier kann das *constructive memory framework* Verknüpfungen herstellen, die mit tatsächlichen Ereignissen nichts oder nur wenig zu tun haben. Als Beispiel sei hier genannt, dass Opfer von Extremtraumatisierungen nicht notwendigerweise das erinnern, was ihnen faktisch widerfahren ist, sondern manchmal das, wovor sie sich am meisten gefürchtet haben (*greatest fear vision*) (Schacter 1996: 207). In diesem Zusammenhang sind auch Phänomene wie das des *weapon focussing* zu nennen, das die Aufmerksamkeitszentrierung um den höchsten Punkt der Gefahr bezeichnet. In allgemeinerer Perspektive lässt sich sagen, dass der Grad der Angst in einer Situation das Maß der Verengung der Aufmerksamkeit auf einzelne Situationsmerkmale bestimmt (ebd.: 210), womit das Problem der „verzerrten“ oder unvollständigen Erinnerung nicht erst bei der Aufbewahrung oder beim Abruf des erinnerten Erlebnisses beginnt, sondern bereits bei seiner Wahrnehmung und Einspeicherung.³

In diesem Sinne ist Lenore Terr, die die Erinnerung von entführten und 16 Stunden festgehaltenen Schulkindern untersucht hat, der Auffassung, dass die überraschende Quote von falschen Erinnerungen der vier bis fünf Jahre nach dem Ereignis befragten Kinder (n=23) auf die verzerrte oder extrem eingeschränkte Wahrnehmung der Entführung selbst zurückgeht. Allerdings erinnerte sich auch die Minderheit von sieben Kindern, die sich unmittelbar nach dem Verbrechen exakt an die Umstände erinnert hatte, zum späteren Untersuchungszeitpunkt genauso freizügig wie die übrigen (Terr 1994).

Im Fall eines Amoklaufs in einer amerikanischen Schule, bei dem ein Kind getötet wurde, „erinnerten“ sich sogar Kinder, die an jenem Tag gar nicht in der Schule waren, daran, Schüsse gehört und jemanden am Boden liegen gesehen zu haben (Pynoos/Nader

3 Intraub et al. (1998) beschreiben in diesem Zusammenhang das Phänomen, dass Probanden, denen Fotos gezeigt wurden, später in der Erinnerung den Ausschnitt der Szene, den sie auf dem Foto gesehen haben, ausdehnen (*boundary extension*). Sie „interpretieren dieses Phänomen dahingehend, daß schon im Zuge der Wahrnehmung einer Szene – und nicht erst in der Erinnerung an diese – Informationen über das erwartete Layout der Szene aktiviert werden.“ (Piefke 1999: 90). Hochberg spricht in diesem Zusammenhang von mentalen Schemata, die die Wahrnehmung anleiten und sie in einen vorhandenen Kontext für ihre Interpretation und Erinnerung einordnen (Hochberg 1978). Dieses Konzept scheint eng verwandt mit Goffmans Auffassung von (sozialen) „Rahmen“, die seiner Auffassung nach die Organisation von Erfahrung übernehmen (Goffmann 1980).

1989). Die Einflüsse auf die Erinnerung sind hier natürlich vielfältig – in beiden Fällen wird eine Rolle gespielt haben, dass die Ereignisse wieder und wieder ausgetauscht und erzählt wurden und eine soziale Standardisierung erreichen konnten, die es möglich machte, dass die Schüler, insbesondere im letzten Fall, ihre „eigenen“ Erinnerungen nicht mehr von denen der anderen Mitglieder ihrer sozialen Bezugsgruppe unterscheiden konnten – wobei es allerdings im Rahmen einer überstandenen Gefahr auch schmachvoll ist, nicht dabei gewesen zu sein und stattdessen mit Halsschmerzen im Bett gelegen zu haben.

Die inzwischen zahlreichen entwicklungspsychologischen Untersuchungen zur Rolle von *conversational remembering* (David Middleton) vor allem im Zusammenhang familialer Interaktionen haben gezeigt, dass sich insbesondere autobiographische Erinnerungen erst dann entwickeln, wenn Kinder an der sozialen Praxis des Redens über vergangene Ereignisse zu partizipieren beginnen (Nelson 1993; Middleton/Edwards 1990), wobei die sozialisatorische Funktion des *memory talk* gerade darin liegt, dass Eltern das Handeln ihres Kindes im gemeinsamen Gespräch nicht nur vergegenwärtigen, sondern im selben Zug als bedeutsam markieren (Miller 1993). Eine Langzeitstudie (Reese/Haden/Fivush 1993) hat gezeigt, dass ein signifikanter Zusammenhang zwischen der Struktur der Mutter-Kind-Dialoge und den späteren Erinnerungen der Kinder besteht. Eine Studie von Tessler und Nelson hat überdies die soziale Determination des Erinnerns mit dem Befund verdeutlicht, dass Kinder sich nach einem Museumsbesuch explizit nur an das erinnerten, worüber während des Besuchs auch gesprochen worden war (Tessler/Nelson 1994).

Allgemein sind übrigens die Erinnerungen von Kindern anfälliger für das Verwechseln der Umstände von Geschehnissen und der Quellen von Ereignissen, übrigens auch für kryptomnestische Erinnerungen, also Erinnerungen an Ereignisse, die überhaupt nicht stattgefunden haben. Dieser Befund ist durch eine Reihe von Experimenten mit Kindern untermauert worden, denen in Gesprächen Erlebnisse suggeriert wurden, an die sie sich später detailliert erinnern zu können glaubten, obwohl sie sie faktisch nie gehabt hatten (Loftus/Pickrell 1995; Loftus et al. 1995; Hyman et al. 1995).

Wolfgang Hell hat solche und andere Untersuchungen zu falschen Erinnerungen prägnant zusammengefasst: „Das Gedächtnis ist im Laborversuch durch Zusatzinformationen, Fragestellung oder Ausnutzen von Zusatzwissen systematisch beeinflussbar. In der Realität kann die Täuschung noch viel stärker sein. Eine emotionale Voreingenommenheit in eine Richtung, wiederholtes Abfragen, Suggestionen und vieles andere kann eine falsche Erinnerung auslösen, die für die Betroffenen so real wie eine richtige Erinnerung ist und die für die Zuhörer dieser Erinnerung durch die Lebendigkeit der Schilderung absolut glaubwürdig wirkt. Bei Kindern ist dieser Effekt noch stärker als bei Erwachsenen.“ (Hell 1998: 274).

Dabei spielt die emotionale Einbettung der Situation eine offenbar größere Rolle für das, was erinnert wird, als die faktischen Merkmale der vergangenen Situation. Ein Beispiel hierfür ist das sogenannte *flashback*, das insbesondere von Vietnam-Veteranen als das Gefühl beschrieben wird, unmittelbar und ungeheuer plastisch in eine Situation größter Gefahr und Angst „zurück“-versetzt zu sein; das Phänomen des *flashback* wird allerdings klinisch erst verzeichnet, seit es in den Beschreibungen von LSD-Konsumenten eine gewisse Verbreitung gefunden hat (Schacter 1996: 207). Frankel vermutet,

dass die Beziehung von *flashbacks* zu Träumen – an die man sich ja übrigens auch erinnern kann – enger ist als zu wirklichen Geschehnissen (Frankel 1994).⁴

Befindensabhängige Erinnerungen zeigen sich auch im Zusammenhang anderer bewusstseinseinschränkender Befindlichkeiten: Wenn man etwa Alkohol trinkt oder andere Drogen konsumiert, erinnert man sich im nüchternen Zustand schlecht an das, was in den entsprechenden Zuständen passiert ist – experimentell ist aber nachgewiesen worden, dass die Erinnerung präziser wird, wenn der sich Erinnernde wieder auf demselben Pegel ist! Dieses Phänomen des *state dependent retrieval* (Schacter 1996: 62) scheint mir vor allem deshalb interessant, weil es den Schluss nahelegt, dass auch von einer Kongruenz zwischen sozialen Umständen des Einspeicherns und Abrufens auszugehen ist – weshalb etwa auf Kameradschaftsabenden oder Heimattreffen eine größere Reichhaltigkeit von ereignisspezifischen Erinnerungen vorfindlich ist, als wenn im Rahmen anderer Settings, also etwa in Forschungsinterviews, lebensgeschichtliche Erinnerungen abgefragt werden. Dieses Phänomen verweist auch auf die Rolle, die Erinnerungsgemeinschaften für die Konturierung von Vergangenheitsbeständen spielen (Burke 1991).

Daneben sind noch zwei weitere Dinge bedeutsam für meine Überlegungen: Erstens nämlich, dass es mittlerweile gute Belege dafür gibt, dass Stress und die damit verbundenen biochemischen Prozesse die Funktionen des Hippocampus, des zentralen Verarbeitungsorgans für kognitive Gedächtnisinhalte, empfindlich stören können – woraus durchaus ein Unvermögen resultieren kann, sich an das verursachende Trauma überhaupt erinnern zu können.

Oft scheint der Fall zu sein, dass das traumatisierende Ereignis zumindest hinreichend Stress dafür ausgelöst hat, dass die Erinnerung an dieses Ereignis schwächer ist als gewöhnlich. Gleichwohl können Aspekte des Ereignisses bewusst rekonstruiert werden, wobei bei dieser Art von Erinnerung nun aber zwangsläufig Lücken aufgefüllt werden müssen, „und die Zuverlässigkeit der Erinnerung wird davon abhängen, wieviel aufgefüllt wurde und wie wichtig die aufgefüllten Teile für den Inhalt der Erinnerung waren.“ (LeDoux 1998: 263). All dies stimmt skeptisch gegenüber der Annahme, Erinnerungen an traumatisierende Ereignisse seien präziser, gar authentischer als in gewöhnlichen Fällen – es lässt sich im Gegenteil eher Evidenz dafür zusammenbringen, dass diese Erinnerungen größeren Beschränkungen unterliegen als Erinnerungen an weniger belastende Ereignisse. Sollte dieser Befund zutreffend sein, würde das das konstruktive Moment des Erinnerns gerade gefahrvoller, schrecklicher und emotional belastender Situationen deutlich erhöhen.

Zweitens, und damit zusammenhängend, sei noch auf die Bedeutsamkeit der visuellen Repräsentanz von Erinnerungen hingewiesen: Gerade das, was einem „noch genau vor Augen steht“, wovon man noch jedes einzelne Detail buchstäblich zu sehen glaubt, stattet den sich Erinnernden mit der felsenfesten Überzeugung aus, dass das,

4 Bourke (1999) erwähnt, dass auch Personen, die gar nicht unmittelbar in Kampfhandlungen involviert, sondern etwa in Versorgungs- oder Nachrichteneinheiten eingesetzt waren, von *flashbacks* berichteten. Kriege scheinen regelmäßig so etwas wie einen „Ich war dabei“-Mythos zu evozieren, der auch denjenigen Kampfschilderungen abverlangt, die allenfalls von ferne oder aus zweiter Hand etwas von Kampfhandlungen mitbekommen haben. Bourke zitiert einen Vietnam-Veteranen, der sich darüber aufregt, im Krankenhaus Soldaten getroffen zu haben, die über *flashbacks* klagten, ohne je in Kampfhandlungen involviert gewesen zu sein: „These guys were having heavy flashbacks [...], I couldn't understand. I said, 'What y'all talking 'bout? You was in the artillery. At the base camp. You fired guns from five miles away and talking 'bout flashbacks?'“ (Bourke 1999: 9).

woran er sich erinnert, auch tatsächlich geschehen ist. Erstaunlicherweise und subjektiv äußerst schwer nachvollziehbar liegt das aber nicht unbedingt daran, dass sich das Geschehen erst auf der Netzhaut und dann im Gehirn nachgerade eingebrannt hat, sondern daran, dass die neuronalen Verarbeitungssysteme für visuelle Perzeptionen und für phantasierte Inhalte sich überlappen, sodass auch rein imaginäre Geschehnisse mit visueller Prägnanz „vor den Augen“ des sich Erinnernden stehen können. Gerade hier ist die Diskrepanz zwischen der subjektiven Überzeugung, sich genauestens zu erinnern, und dem Artefaktischen der Erinnerung am größten.

Genau deshalb werden Zeitzeugen etwa des Zweiten Weltkriegs mit felsenfester Überzeugung die Authentizität von berichteten Erlebnissen und Ereignissen behaupten können – „das weiß ich noch wie heute!“ Der Umstand, dass es sich hier um wieder und wieder erinnerte und erzählte Episoden handelt, die zudem in einen Kanon kurrenter Geschichten eingebettet sind, die den gleichen sozial abgestützten Erzählmustern folgen, bestärkt die subjektive Überzeugung, über wirkliche Erlebnisse und Geschehnisse zu sprechen, einmal mehr.

Ausgehend von solchen Überlegungen wird einsichtig, wieso es regelmäßig zu empörten Reaktionen von Zeitzeugen kommt, wenn sie – wie im Zusammenhang der Wehrmachtsausstellung – mit historischen Befunden konfrontiert werden, die mit ihrer Erinnerung subjektiv nichts zu tun haben; ich glaube, man unterschätzt das Problem, wenn man einfach davon ausgeht, hier ginge es immer um Verdrängung, Abwehr oder Lüge. Das Problem könnte im Gegenteil eher darin bestehen, dass die Leute glauben, was sie sagen.⁵

Es gäbe noch einige Phänomene zu ergänzen, die ich hier nur stichwortartig nennen kann: etwa, dass es abhängig vom Lebensalter unterschiedliche Verdichtungen von Erinnerungen gibt und dass Erzähler sich häufig in der Quelle vertun, aus der sie eine Erinnerung schöpfen (*source amnesia*). Daneben sollte auch das neuerdings intensiv diskutierte Phänomen berücksichtigt werden, dass mediale Produkte und Diskurse Erinnerungen nicht nur überformen, sondern oft überhaupt erst entstehen lassen – das bislang spektakulärste Beispiel hierfür hat der Fall Wilkomirski geliefert.⁶

5 Unlängst hat ein wissenschaftlicher Vortrag in Dresden für einen Eklat gesorgt: Viele alte Dresdener, die sich die Ausführungen des Historikers Peter Schnatz zum verheerenden Angriff auf Dresden am 13. und 14. Februar anzuhören gekommen waren, empörten sich über dessen Darlegung, dass ein wichtiger Aspekt ihrer Erinnerungen der historischen Wirklichkeit einfach nicht entsprechen konnte. Hier ging es um den Mythos, dass am 14. und 15. Februar, nach dem ersten Angriff, Tiefflieger Jagd auf Menschen gemacht hätten. Der Umstand, dass der durch den Bombenangriff erzeugte Feuersturm es britischen Tieffliegern unmöglich gemacht hätte, in die brennende Innenstadt zu fliegen, überzeugte die Zuhörer so wenig wie die akribische Analyse von Flugeinsatzplänen und Logbüchern, die keinerlei Beleg für die Richtigkeit der Dresdener Erinnerungen lieferten. Das wurde von den versammelten Zeitzeugen als Angriff auf ihre Erinnerung an „silbrig-schimmernde“ Mustangjäger und verzweifelt fliehende Menschen verstanden (Carstens 2000).

6 Dessen als autobiographisch apostrophierte *Bruchstücke* (Wilkomirski 1995), die zunächst von der Öffentlichkeit und den meisten Rezensenten für authentisch und besonders beeindruckend gehalten wurden, erwiesen sich nach Recherche des Schweizer Autors Ganzfried eindeutig als gefälscht. Aleida Assmann hat – neben Raul Hilberg – darauf hingewiesen, dass die „Bruchstücke“ der vorgeblichen Autobiographie Wilkomirskis zahlreiche Versatzstücke aufweisen, die offensichtlich in ästhetischer wie in inhaltlicher Sicht Spielfilmen zur Holocaust-Thematik entliehen sind. Obwohl im Fall Wilkomirski offen ist, ob der Autor eine bewusste Fälschung vorgelegt hat oder unbewusst einer *false memory* erlegen ist, ist in jedem Fall auffällig, dass hier mediale Vorlagen in einen Lebensbericht eingearbeitet werden und, wie Assmann anmerkt, beim Leser das Gefühl einer „unheimlichen Vertrautheit“ hervorrufen, das in authentischen Berichten von Überlebenden gerade nicht evoziert wird (Assmann 1999). Ganz ähnlich finden sich im Interviewmaterial der Mehrgenerationenstudie „Tradierung von Geschichtsbewußtsein“, die gegenwärtig

Zusammengefasst lässt sich sagen, dass Zeitzeugenerzählungen als adressatenbezogene Konstruktionen aufgefasst werden müssen, in denen biographische Erfahrungen nach ihrer sozialen und emotionalen Bedeutsamkeit, nach narrativen und normativen Erfordernissen und nach Maßgabe nachträglichen Wissens jeweils neu figuriert und präsentiert werden.

Was folgt nun aus all dem für die Einschätzung und Auswertung von biographischen Interviewmaterialien und Quellen der Oral History? Methodisch folgt daraus eine modifizierte Definition des Materials und eine Veränderung der Perspektive: Was mithilfe von Zeitzeugeninterviews erhoben wird, ist, wie ein Erzähler seine Auffassung von der Vergangenheit einem Zuhörer zu vermitteln versucht. Das ist – zumindest sozialpsychologisch – auch die viel interessantere Frage als die nach einer historischen Wahrheit: Denn wir finden hier Material über das Fortwirken von Geschichte in aktuellen sozialen Prozessen, das heißt, über die Bedeutung einer jeweiligen Vergangenheitsmodulation für die Gegenwart.

Bezieht man nun diesen an der Face-to-face-Situation des Interviews der Biographieforschung oder der Oral History gewonnenen Befund auf großräumige gesellschaftliche Diskurse über die Vergangenheit (Frei 1996; Reichel 1995; Moller 1998), so wird man gerade am Beispiel der Deutungsveränderung des Holocaust ganz analog feststellen können, dass ein Ereignis der Vergangenheit auch auf der kollektiven Ebene vielfältigen Darstellungs- und Deutungsveränderungen unterliegt, die jeweils aus den politischen Erfordernissen oder Wünschen der fortschreitenden Gegenwart heraus vorgenommen werden.

Metaphorisch gesprochen, ist individuelle wie kollektive Erinnerung einem abstrakten Bild vergleichbar, das eine monochrome Farbfläche zeigt. Was der Betrachter zu sehen scheint, ist die oberste Schicht des Farbauftrags, die Bildoberfläche. Was er in Wahrheit sieht, nämlich Licht, Farbe und Raum, geht aber auf die sorgfältig aufgetragenen dreißig oder vierzig Schichten von Farbe in unterschiedlicher Pigmentierung zurück, die hinter der Oberfläche liegen, aber empirisch deren Farb- und Lichtwirkung hervorbringen. Genauso ist es mit Gesprächen über die Vergangenheit: Wir finden in Zeitzeugeninterviews die oberste, sichtbare Schicht, deren Gestalt sich den vielfältigen sozialen und kommunikativen Modulationen aller darunterliegenden Schichten verdankt. Um diese Gestalt freilich entschlüsseln zu können, muss die vollständige Interaktion Gegenstand der Auswertung sein, das heißt, es sollte sich allmählich herumsprechen, dass die Auswertung von Befragtenäußerungen unabhängig von ihrem sozialen und kommunikativen Kontext ziemlich unsinnig ist – ebenso wie das Postulat vom neutralen Interviewerverhalten.

In der Sicht des Historikers nun wäre das Zeitzeugeninterview nicht als Quelle dafür zu betrachten, wie etwas gewesen ist, sondern wie etwas von heute aus als vergangenes Ereignis wahrgenommen wird. In allgemeinerer Perspektive, aber in gleichem Sinne hat Walter Benjamin einmal formuliert, „daß das Gedächtnis nicht ein Instrument für die Erkundung des Vergangenen ist, vielmehr das Medium.“ (Benjamin 1991: 400).

am Psychologischen Institut der Universität Hannover durchgeführt wird, eine Reihe von Belegstellen, in denen Befragte Elemente zum Beispiel aus den Spielfilmen *Die Brücke*, *Im Westen nichts Neues* oder aus *Des Teufels General* in ihre biographische Erzählung einfügen. In umgekehrter Perspektive ist mit einiger Plausibilität argumentiert worden, dass Daniel Goldhagens Studie *Hitlers willige Vollstrecker* (1996) über weite Strecken narrative Strukturen und Montagetechniken in Anspruch nimmt, die dem Genre des Kriegs- und Holocaust-Spielfilms entnommen sind (Knoch 1998).

Damit kehre ich an den Anfang zurück: Erinnerungserzählungen sind Medien der Erinnerung an Erinnerungen, und ich hoffe, gezeigt zu haben, dass es nahezu unmöglich ist, zu sagen, ob an wahre oder falsche.

LITERATUR

- Assmann, Aleida und Dietrich Harth (Hg.) (1991): *Mnemosyne, Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung*, Fischer-Wissenschaft, Bd. 10724, Frankfurt am Main.
- Assmann, Aleida (1999): *False memories*, Vortrag auf der internationalen Konferenz „Traditions/Transitions, Communicating history and presenting the past“, Hannover, 25. September 1999.
- Benjamin, Walter (1991): *Gesammelte Schriften*, Bd. IV, 1: *Kleine Prosa, Baudelaire-Übertragungen*, herausgegeben von Tillman Rexroth, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 934, Frankfurt am Main.
- Bourke, Joanna (1999): *An Intimate History Of Killing, Face To Face Killing In Twentieth Century Warfare*, London.
- Burke, Peter (1991): *Geschichte als soziales Gedächtnis*, in: Aleida Assmann und Dietrich Harth (Hg.): *Mnemosyne, Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung*, Fischer-Wissenschaft, Bd. 10724, Frankfurt am Main, 289-304.
- Carstens, Peter (2000): *Das alte Dresden empört sich über die Thesen eines Historikers. „Gingen Tiefflieger Anfang 1945 im Elbtal wirklich auf Menschenjagd?“*. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 20.4.2000, S. 93.
- Christianson, Sven-Åke (1989): *Flashbulb memories: special, but not so special*, *Memory and Cognition*, 17, Issue 4, 435-443. <https://doi.org/10.3758/BF03202615>
- Conway, Martin A. und David C. Rubin (1993): *The structure of autobiographical memory*, in: Alan F. Collins, Susan E. Gathercole, Martin A. Conway und Peter E. Morris (Eds.): *Theories of memory*, Hillsdale, 103-137. <https://doi.org/10.4324/9781315782119-4>
- Damásio, António (1999): *The feeling of what happens, Body and emotion in the making of consciousness*, New York u. a.
- Esser, Hartmut (1986): *Können Befragte lügen?, Zum Konzept des „wahren Werts“ im Rahmen der handlungstheoretischen Erklärung von Situationseinflüssen bei der Befragung*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 38, Heft 2, 314-338.
- Frankel, Fred H. (1994): *The concept of flashbacks in historical perspective*, in: *The International Journal of Clinical and Experimental Hypnosis*, 42, Issue 4, 321-336. <https://doi.org/10.1080/00207149408409362>
- Frei, Norbert (1996): *Vergangenheitspolitik, Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit*, München.
- Gergen, Kenneth J. (1998): *Erzählung, moralische Identität und historisches Bewußtsein, Eine sozialkonstruktivistische Darstellung*, in: Jürgen Straub (Hg.): *Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein*, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1402, Frankfurt am Main, 170-202.
- Goffman, Erving (1980): *Rahmenanalyse, Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 329, Frankfurt am Main.
- Goldhagen, Daniel J. (1996): *Hitlers willige Vollstrecker, Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust*, Berlin.
- Hell, Wolfgang (1998): *Gedächtnistäuschungen, Fehlleistungen des Erinnerens im Experiment und im Alltag*, in: Ernst Peter Fischer (Hg.): *Gedächtnis und Erinnerung*, Neue Horizonte 97/98, München, 233-277.
- Heisenberg, Werner (1927): *Über den anschaulichen Inhalt der quantentheoretischen Kinematik und Mechanik*, in: *Zeitschrift für Physik*, 43, 172-198. <https://doi.org/10.1007/BF01397280>
- Hochberg, Julian (1978): *Perception*, Englewood Cliffs.

- Hyman, Ira E., Troy H. Husband und F. James Billigs (1995): False memories of childhood experiences, in: *Applied Cognitive Psychology*, 9, Issue 3, 181-197. <https://doi.org/10.1002/acp.2350090302>
- Intraub, Helene, Carmela V. Gottesman und Amy J. Bills (1998): Effects of perceiving and imagining scenes on memory for pictures, in: *Journal of Experimental Psychology, Learning, Memory and Cognition*, 24, Issue 1, 186-201. <https://doi.org/10.1037/0278-7393.24.1.186>
- Koselleck, Reinhart (1995): Glühende Lava, zur Erinnerung geronnen, Vielerlei Abschied vom Krieg: Erfahrungen, die nicht austauschbar sind, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 105, 6. Mai 1995, Beilage: Bilder und Zeiten, B4.
- Knoch, Habbo (1998): Im Bann der Bilder, Goldhagens virtuelle Täter und die deutsche Öffentlichkeit, in: Johannes Heil und Rainer Erb (Hg.): *Geschichtswissenschaft und Öffentlichkeit, Der Streit um Daniel J. Goldhagen*, Fischer-Taschenbuch Geschichte, Bd. 14065, Frankfurt am Main, 167-183.
- LeDoux, Joseph E. (1998): *Das Netz der Gefühle, Wie Emotionen entstehen*, München, Wien.
- Loftus, Elizabeth F. und Jacqueline E. Pickrell (1995): The formation of false memories, in: *Psychiatric Annals*, 25, Issue 12, 720-725. <https://doi.org/10.3928/0048-5713-19951201-07>
- Loftus, Elizabeth F., Julie Feldman und Richard Dashiell (1995): The reality of illusory memories, in: Daniel L. Schacter (Ed.): *Memory distortion: How minds, brains and societies reconstruct the past*, Cambridge, 47-68.
- Middleton, David und Derek Edwards (1990): Conversational remembering, A social psychological approach, in: David Middleton und Derek Edwards (Eds.): *Collective Remembering, Inquiries in Social Construction*, London, 23-45.
- Miller, Patricia H. (1993): *Theorien der Entwicklungspsychologie*, Heidelberg, Berlin, Oxford.
- Moller, Sabine (1998): Die Entkonkretisierung der NS-Herrschaft in der Ära Kohl, Die Neue Wache, das Denkmal für die ermordeten Juden Europas, das Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, *Diskussionsbeiträge des Instituts für Politische Wissenschaft der Universität Hannover*, Bd. 24, Hannover.
- Nelson, Katherine (1993): The psychological and social origins of autobiographical memory, in: *Psychological Science*, 4, No. 1, 7-14.
- Neisser, Ulric und Nicole Harsch (1992): Phantom flashbulbs, False recollections of hearing the news about Challenger, in: Eugene Winograd und Ulric Neisser (Eds.): *Affect and accuracy in recall: Studies of „flashbulb memories“*, Emory Symposia in Cognition, Bd. 4, Cambridge, 9-31. <https://doi.org/10.1017/CBO9780511664069.003>
- Polkinghorne, Donald E. (1998): Narrative Psychologie und Geschichtsbewußtsein, Beziehungen und Perspektiven, in: Jürgen Straub (Hg.): *Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein*, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1402, Frankfurt am Main, 12-45.
- Piaget, Jean (1969): *Nachahmung, Spiel und Traum, Die Entwicklung der Symbolfunktion beim Kinde*, Stuttgart.
- Piefke, Martina (1999): *Autobiographisches Gedächtnis und interdisziplinäre Gedächtnisforschung*, unveröffentlichte Diplomarbeit, Hannover.
- Pynoos, Robert S. und Kathleen Nader (1989): Children's memory and proximity of violence, in: *Journal of the American Academy of Child & Adolescent Psychiatry*, 28, Issue 2, 236-241. <https://doi.org/10.1097/00004583-198903000-00015>
- Reese, Elaine, Catherine A. Haden und Robyn Fivush (1993): Mother-child conversations about the past: Relationships of style and memory over time, in: *Cognitive Development*, 8, Issue 4, 403-430. [https://doi.org/10.1016/S0885-2014\(05\)80002-4](https://doi.org/10.1016/S0885-2014(05)80002-4)
- Reichel, Peter (1995): *Politik mit der Erinnerung: Gedächtnisorte im Streit um die nationalsozialistische Vergangenheit*, München, Wien.
- Rubin, David C. (Ed.) (1996): *Remembering our Past, Studies in Autobiographical Memory*, Cambridge. <https://doi.org/10.1017/CBO9780511527913>
- Rubin, David C. (1995): *Memory in Oral Traditions, The Cognitive Psychology of Epic, Ballads, and Counting-Out Rhymes*, New York.

- Schütze, Fritz (1976): Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung: dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Kommunikative Sozialforschung, Alltagswissen und Alltagshandeln, Gemeindeforschung, Polizei, politische Erwachsenenbildung, Kritische Informationen, Bd. 48, München, 159-260.
- Schütze, Fritz (1982): Narrative Repräsentation kollektiver Schicksalsbetroffenheit, in: Eberhard Lämmert (Hg.): Erzählforschung, Ein Symposium, Germanistische Symposien-Berichtsbände, Bd. 4, Stuttgart, 568-590.
- Schacter, Daniel L. (Ed.) (1995): *Memory Distortion: How Minds, Brains, and Societies reconstruct the Past*, Cambridge, London.
- Schacter, Daniel L. (1996): *Searching for Memory, The Brain, the Mind and the Past*, New York.
- Schacter, Daniel L., Kenneth A. Norman und Wilma Koutstaal (1998): The cognitive neuroscience of constructive memory, in: *Annual Review of Psychology*, 49, 289-318.
<https://doi.org/10.1146/annurev.psych.49.1.289>
- Tausch, Reinhard (1968)²: *Gesprächspsychotherapie*, Göttingen.
- Terr, Lenore C. (1994): *Unchained Memories, True Stories Of Traumatic Memories Lost And Found*, New York. <https://doi.org/10.1097/00005053-199509000-00012>
- Tessler, Minda und Katherine Nelson (1994): Making memories: The influence of joint encoding on later recall by young children, in: *Consciousness and Cognition: An International Journal*, 3, Issue 3-4, 307-326. <https://doi.org/10.1006/ccog.1994.1018>
- Watzlawick, Paul, Janet H. Beavin und Don D. Jackson (1972): *Menschliche Kommunikation, Formen, Störungen, Paradoxien*, Bern, Stuttgart.
- Welzer, Harald (1993): *Transitionen, Zur Sozialpsychologie biographischer Wandlungsprozesse*, Tübingen.
- Welzer, Harald (Hg.) (1995): *Das Gedächtnis der Bilder, Ästhetik und Nationalsozialismus*, Tübingen.
- Welzer, Harald, Robert Montau und Christine Plaß (1997): „Was wir für böse Menschen sind!“, *Der Nationalsozialismus im Gespräch zwischen den Generationen, Studien zum Nationalsozialismus in der edition diskord*, Bd. 1, Tübingen.
- Wilkomirski, Binjamin (1995): *Bruchstücke, Aus einer Kindheit 1939-1948*, Frankfurt am Main.

Die Integration qualitativer und quantitativer Methoden in der Biographie- und Lebenslaufforschung¹

Udo Kelle

[*BIOS 14 (2001), Heft 2, 60-88*]

Einleitung

Zurzeit mehren sich die Anzeichen dafür, dass die empirische Soziologie des Lebenslaufs eine seit langem festgefahrene methodologische Debatte zwischen Vertretern qualitativer und quantitativer Verfahren erneut in Bewegung bringen könnte. Zwar hatten sich in den 1980er Jahren quantitative „Lebenslauf“- bzw. „Lebensverlaufs“-Forschung auf der einen Seite und qualitative „Biographie“-Forschung auf der anderen Seite in Form getrennter akademischer Diskussionskreise und Publikationsorgane etabliert. Die Soziologie des Lebenslaufs reflektierte damit den seit langem andauernden Lagerstreit über die in den Sozialwissenschaften angemesseneren Verfahren der Datenerhebung und Datenauswertung. Am Ende dieser Debatte, die zur Bildung voneinander abgegrenzter *communities* geführt hatte, zwischen denen ein ernsthafter Austausch von Argumenten oft gar nicht mehr stattfand, stand für viele ihrer (quantitativ und qualitativ orientierten) Teilnehmer die Überzeugung, dass qualitative und quantitative Methoden letztendlich auf unvereinbaren erkenntnistheoretischen und methodologischen Grundpositionen beruhen (vgl. etwa Schnell/Hill/Esser 1999; Lamnek 1995; Lincoln/Guba 2000; Smith 1983; Blaikie 1991).

In den letzten zehn Jahren haben jedoch eine ganze Reihe von Forschungsprojekten aus dem Kontext der empirischen Lebenslaufsoziologie diese scheinbar unüberwindlichen Gräben überbrückt, indem sie qualitative und quantitative Methoden in ein Forschungsdesign integriert haben und auf dieser Grundlage weiterführende, die Theorieentwicklung stimulierende Forschungsergebnisse erzielt haben (vgl. hierzu die Arbeiten aus dem Bremer Sonderforschungsbereich 186, etwa Kluge/Kelle 2001; Heinz 2000; Heinz/Kelle/Witzel/Zinn 1998; Erzberger 1998; Erzberger/Prein 1997; Kelle/Erzberger 1999, 2001; Schaepfer/Witzel 2001; Buhr/Hagen 2001; Wingens 1999). Während sich die Notwendigkeit zur Methodenintegration aus den jeweiligen Forschungsfragestellungen und theoretischen Überlegungen gut begründen lässt (vgl. Kelle/Kluge

1 Dieser Beitrag wäre nicht möglich gewesen ohne die erfolgreiche vierzehnjährige Arbeit des Bremer Sonderforschungsbereichs 186. Den Forschungsergebnissen seiner zahlreichen Einzelprojekte und den hierauf aufbauenden Diskussionen mit Walter Heinz, Susann Kluge, Christian Erzberger, Gerald Prein, Ansgar Weymann und vielen anderen Mitgliedern des Sfb verdanke ich wesentliche Anregungen für meine methodologischen Reflektionen.

2001), gerät man aber in Schwierigkeiten, wenn man auf Ergebnisse der sozialwissenschaftlichen Methodendebatte zurückgreifen möchte, um ein solches Vorgehen methodologisch zu begründen oder um die sich hierbei ergebenden methodischen Probleme zu bearbeiten. Denn unbeschadet der Tatsache, dass in der Praxis der empirischen Sozialforschung seit vielen Jahrzehnten qualitative und quantitative Verfahren oftmals gemeinsam in einem Untersuchungsdesign genutzt wurden,² ist die Methodendiskussion vor allem in Deutschland weiterhin von Lagerdenken beherrscht. Die methodische und methodologische Grundlagenliteratur vermittelt oftmals den Eindruck, als müsse sich jeder empirisch forschende Soziologe ein für alle Mal für ein „Paradigma“ entscheiden: So existiert hier zurzeit kein einziges Lehrbuch der empirischen Sozialforschung, welches qualitative und quantitative Methoden gleichgewichtig behandelt (wie etwa die amerikanische Monographie von Bernard 2000). Methodiker der empirischen Sozialforschung qualifizieren sich in der Regel nur auf einem der beiden Methodenstränge, und eine international in ersten Ansätzen existierende integrative Methodendebatte (vgl. etwa Bryman 1988; Brannen 1992; Creswell 1994; Bernard 2000, Tashakkori/Teddlie 1998) wird im deutschen Sprachraum kaum wahrgenommen.

Im ersten Teil des Beitrags werde ich den Versuch unternehmen, die Notwendigkeit der Integration qualitativer und quantitativer Methoden für den Gegenstandsbereich der Biographie- und Lebenslaufforschung methodologisch zu begründen: Beide Traditionen haben mit jeweils spezifischen Methodenproblemen bei der empirischen Beschreibung und Erklärung von Lebensläufen bzw. Biographien zu kämpfen, können sich aber in ihren Stärken gegenseitig ergänzen. Eine wachsende Pluralität von Lebenslaufstrukturen in sich modernisierenden Gesellschaften wird in aktuellen theoretischen Ansätzen der Lebenslaufsoziologie zwar zunehmend reflektiert, indem die Bedeutung von Handlungsspielräumen und Handlungskreativität von Akteuren thematisiert wird. In diesen Debatten bleiben jedoch zumeist die hiermit verbundenen methodologischen Probleme ausgespart. Dabei erzeugt eine durch Handlungsspielräume erzeugte Pluralität und Kontingenz biographischer Muster Schwierigkeiten für beide methodischen Ansätze. Im zweiten und dritten Teil des Beitrags möchte ich zu zeigen versuchen, dass zumindest ein Teil dieser Schwierigkeiten überwunden werden kann, wenn qualitative und quantitative Methoden in gemeinsamen Untersuchungsdesigns integriert und ihre Ergebnisse systematisch aufeinander bezogen werden. Im dritten Teil des Aufsatzes werden hierzu illustrierend empirische Beispiele aus der Arbeit des Sonderforschungsbereichs 186 „Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf“ herangezogen. Eine Verknüpfung qualitativer und quantitativer Verfahren, so zeigen diese Beispiele, ist bei der Analyse von Lebensläufen und Biographien oft erforderlich, um sowohl Momente objektiver Sozialstruktur als auch die subjektiven Deutungsmuster und Interpretationsleistungen der Akteure in den Blick zu nehmen und auf dieser Grundlage Strukturen des Lebenslaufs angemessen soziologisch zu erklären und zu verstehen.

2 Man denke nur an die „Hawthorne Study“ (Roethlisberger/Dickson 1939), die die Entwicklung der Industriesoziologie stark beeinflusst hat oder an die „Marienthalstudie“, die wegweisend wurde für die gesamte soziologische Erforschung des Phänomens der Arbeitslosigkeit (Jahoda/Lazarsfeld/Zeisel 1982 [1933]).

Die Pluralität und Kontingenz von Lebenslaufstrukturen und die Probleme der empirischen Soziologie des Lebenslaufs

Bereits am Anfang der empirischen Lebenslaufsoziologie stand die Trennung in zwei verschiedene Traditionen – einer nur quantitativ vorgehenden Lebensverlaufsforschung stand lange Zeit eine rein qualitativ orientierte Biographieforschung gegenüber:

Die quantitativ orientierte Lebensverlaufsforschung (Mayer 1990) konzeptualisierte die Lebensläufe der Individuen als eine Abfolge von Ereignissen, die deren sozialen Status verändern, etwa Übergänge von „ledig“ zu „verheiratet“ (Diekmann 1996), von „kinderlos“ zu „Elternschaft“ (Burkart 1993, 1998), von „erwerbstätig“ zu „erwerbslos“ (Andreß 1996) bzw. „im Ruhestand“ (Wagner 1996), Übergänge zwischen beruflichen Statuspositionen (Blossfeld 1990; Behrens/Dreyer-Tümmel 1996) usw. Zumeist wurde dabei die Veränderung von sozialen Statusmerkmalen bei zahlreichen Individuen im Längsschnitt untersucht und durch eine Reihe von verschiedenen unabhängigen Variablen zu erklären versucht. Mit den üblicherweise verwendeten statistischen Modellen (etwa den mittlerweile allgemein verbreiteten *event history*-Modellen) kann auf diese Weise untersucht werden, in welcher Weise solche Statusübergänge bzw. deren Zeitpunkt von der Kohortenzugehörigkeit der Individuen, von weiteren (zeitunabhängigen) soziodemographischen Merkmalen (wie Geschlecht oder formaler Bildungsstatus) sowie von vorherigen Statusübergängen abhängt³.

Statuswechsel individueller Akteure können nun, soweit sie als abhängige Variablen in die Modelle eingehen, verstanden werden als Folge von „Lebenslaufentscheidungen“ (Meulemann 1990: 90), die selber abhängig sind von sozialstrukturellen Einflüssen (wie sie sich etwa durch die Zugehörigkeit zu bestimmten Geburtskohorten ergeben). Theoretische Arbeiten, mit denen die Lebenslaufforschung mikrosoziologisch, unter Rückgriff auf allgemeine Handlungstheorien fundiert werden sollte (vgl. hierzu etwa den Herausgeberband von Blossfeld/Prein 1998) machten deutlich, dass eine soziologische Analyse der Ursachen von Statusübergängen im Lebenslauf nicht allein auf Grundlage von Statusübergängen oder soziodemographischen Variablen erfolgen kann, sondern zusätzliche Informationen über die eigentlichen Entscheidungsprozesse und die Handlungsgründe der Akteure erfordert (vgl. Kelle/Lüdemann 1998). Mit der Hilfe einer kohortenvergleichenden Untersuchung lässt sich vielleicht feststellen, dass in der Abfolge von Geburtskohorten das durchschnittliche Alter von Erstgebärenden kontinuierlich steigt, und dass das durchschnittliche Alter bei der Geburt des ersten Kindes bei denjenigen Frauen, die sich einer längeren Ausbildung unterziehen, höher ist als bei Frauen, die eine kürzere Ausbildungsdauer aufweisen (vgl. etwa Blossfeld/Huinink/Rohwer 1993; Blossfeld/Jaenichen 1993). Solchen Daten lassen sich aber keine Informationen darüber entnehmen, welche konkreten (gegebenenfalls typischen und häufigen) Entscheidungsprozesse diesen Phänomenen zugrunde liegen und wie sich die Art, sich für oder gegen die Zeugung oder Geburt von Kindern zu entscheiden, in der Kohortenabfolge verändert hat (vgl. hierzu auch Burkart 1998: 117). Möchte man den Umstand, dass sich das durchschnittliche Alter bei Erstgeburt eines Kindes zwischen

3 Auf diese Weise lässt sich, um ein Beispiel zu nennen, etwa feststellen, wie stark der Zeitpunkt der Erstheirat oder der Geburt des ersten Kindes von Frauen bestimmter Geburtskohorten abhängig ist von deren Bildungsniveau und faktischer Bildungsdauer (Blossfeld/Huinink 1989; Huinink 1990; Diekmann 1996).

verschiedenen sozialen Gruppen unterscheidet, etwa auf der Basis eines entscheidungstheoretischen Ansatzes erklären, so muss man zusätzliche „Brückenannahmen“ (Esser 1998; Kelle/Lüdemann 1995) über die in diesen Gruppen „typischen“ Situationsdefinitionen und Handlungsorientierungen einführen, Annahmen, die sich aufgrund von soziodemographischen Daten und anhand der Informationen über Statusübergänge nicht direkt empirisch erhärten lassen. Hierzu wären Informationen notwendig über die Handlungsgründe der Akteure: Sehen Personen, während sie eine bestimmte Ausbildung absolvieren, die Verpflichtungen, die eine Elternschaft mit sich bringt, als unvereinbar an mit ihrer ökonomischen Situation, mit ihren sonstigen zeitlichen Verpflichtungen oder mit ihren Wünschen, zur Zeit ihrer Ausbildung einen Freiraum für andere Aktivitäten zur Verfügung zu haben?

Da in zahlreichen kohortenvergleichenden Lebenslaufstudien Informationen über subjektive Situationsdefinitionen und Handlungsziele der betreffenden Akteure nicht erhoben werden, müssen solche Brückenannahmen oft *ex post* eingeführt werden. Zusammenhänge zwischen soziodemographischen Merkmalen und dem Zeitpunkt von Statusübergängen lassen aber oft unterschiedliche, auch konkurrierende Erklärungen zu, bei denen den Handelnden jeweils verschiedene Situationsdefinitionen und Handlungsorientierungen unterstellt werden. Beispiele hierfür finden sich in nahezu allen Untersuchungsfeldern der Lebenslaufforschung.⁴ Auf dieses Problem hat man in der quantitativen Lebenslaufforschung damit reagiert, dass man sich zunehmend bemüht, neben den „klassischen“ Variablen zu Statuswechseln und soziodemographischen Merkmalen „weiche“ Merkmale zu Einstellungen, Handlungszielen und Werten in die Modelle einzubeziehen (vgl. etwa Becker 2000). Diese Strategie lässt sich jedoch nicht ohne weiteres überall einsetzen: Einerseits müssen viele Lebenslaufstudien auf Sekundärdaten (etwa das GSOEP) zurückgreifen, die entsprechende Variablen für viele Fragestellungen gar nicht enthalten, andererseits ist das für das untersuchte Handlungsfeld verfügbare Theoriewissen zur Formulierung von Brückenannahmen über die dort relevanten Handlungsorientierungen und Situationsdefinitionen der Akteure oft nicht ausreichend (Kelle/Lüdemann 1995, 1996, 1998). Dies lässt sich besonders gut verdeutlichen anhand der in den letzten Jahren in der Lebenslaufforschung zunehmend verwendeten entscheidungstheoretischen Ansätze. Aus solchen Ansätzen lassen sich zwar allgemeine Aussagen ableiten über die Tendenz menschlicher Akteure, aus einer Menge perzipierter Handlungsalternativen jene auszuwählen, von deren Konsequenzen sie sich subjektiv den größten Nutzen versprechen. Hypothesen darüber, welche Handlungsziele Akteure in konkreten Handlungsfeldern haben, welche Handlungsalternativen ihnen jeweils zur Verfügung stehen, welche Handlungsfolgen welchen Nutzen haben

4 Die empirisch feststellbare Bildungsabhängigkeit des Heiratsalters von Frauen (in dem Sinne, dass Frauen mit höherer Bildung in allen Geburtskohorten später heiraten; vgl. hierzu zum Beispiel Dieckmann 1996) lässt sich beispielsweise der familienökonomischen Theorie zufolge erklären durch die Tatsache, dass Frauen mit höherer Bildung und damit höherem Einkommenspotential weniger von der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in der Ehe profitieren, unabhängiger sind und eher Alternativen zur Ehe wahrnehmen können (Becker 1974: 1981). Akteuren werden dabei spezifische Handlungsziele unterstellt (zum Beispiel die Maximierung des persönlichen Nutzens in einer intimen Zweierbeziehung), in der Regel, ohne dass hierfür empirische Hinweise oder Belege dem Datenmaterial entnommen werden können. Aus diesem Grund lassen empirische Zusammenhänge dieser Art oftmals eine ganze Reihe von Erklärungen zu. Das vergleichsweise hohe durchschnittliche Heiratsalter von Frauen mit hohem formalen Bildungsabschluss könnte – insbesondere in den jüngeren Geburtskohorten – auch die Folge davon sein, dass diese Frauen an den betreffenden Bildungseinrichtungen bestimmte normative Orientierungen kennenlernen und übernehmen, die einer Heirat entgegenstehen (Dieckmann 1996: 167).

und mit welcher Sicherheit sie von den Akteuren erwartet werden, sind aus allgemeinen Entscheidungstheorien jedoch nicht deduzierbar. Dies wäre auch nicht sinnvoll, denn, würden *rational choice*-Theorien derartige Aussagen über ihre Antezedensbedingungen enthalten „[...] würden die Individualtheorien falsch sein. Der Grund ist, dass zumindest die meisten Anfangsbedingungen nur für bestimmte Orte und Zeitpunkte gelten“ (Opp 1979: 78). „Ohne systematische Annahmen über die Nutzenargumente, Präferenzänderung (bzw. -stabilität) und subjektive Wahrscheinlichkeiten“ bleibt die Nutzentheorie jedoch „wie ein leerer Sack“ (Lindenberg 1981: 26).

Jene Brückenannahmen, mit deren Hilfe sich allgemeine nutzentheoretische Heuristiken zu konkreten, empirisch gehaltvollen Annahmen über biographisches Handeln konkreter Akteure in konkreten Handlungsfeldern präzisieren lassen, lassen sich aber oft auch nicht aus grundlegenden theoretischen Arbeiten der Lebenslaufsoziologie ableiten. Deren Entwicklung während der letzten vier Jahrzehnte (für einen Überblick vgl. Ecarius 1996; Sackmann 1998: 15 ff.) haben bislang nicht zur Formulierung einer einheitlichen und allgemeinen Theorie geführt, aus welcher sich systematisch empirisch gehaltvolle Hypothesen über Akteursorientierungen im Lebenslauf deduzieren lassen könnten, vielmehr gibt es zahlreiche Hinweise darauf, dass der Versuch, eine solche Theorie überhaupt zu formulieren, möglicherweise ein fruchtloses Unterfangen darstellt: Das ursprünglich von strukturfunktionalen Ansätzen vorgetragene Postulat universeller Altersnormen (vgl. etwa Cain 1964), welche den Lebenslauf kultur- und gesellschaftsübergreifend in ein strukturelles Korsett zwängen, wurden von der empirischen Forschung bald als Fiktion aufgedeckt. Eine Reihe von Lebenslaufstudien zeigten die Grenzen universeller Strukturen des Lebenslaufs auf, indem sie Abweichungen von dem normativ postulierten Lebenslauf in verschiedenen historischen Epochen und die relativ häufig zu beobachtende Variation in der zeitlichen Aufeinanderfolge von Lebensereignissen sichtbar machten (zum Beispiel Rindfuss/Swicegood/Rosenfeld 1987; Marini 1978; Elder 1978; Winsborough 1979). Solche Befunde regten theoretische Entwicklungen an, in denen nicht mehr universelle, kulturunabhängige Normen im Mittelpunkt standen, welche den Lebenslauf hinsichtlich der Existenz und des Zeitpunkts von Statusübergängen strukturieren, sondern die Dynamik des sozialen Wandels, die zu einer Veränderung von Lebenslaufstrukturen führt.

Zur Erklärung solcher Prozesse sind verschiedene theoretische Konzepte verfügbar, etwa das Kohortenmodell (Ryder 1965), Thesen einer Segmentierung des Lebenslaufs (Mayer/Müller 1989) oder die Theorie der Institutionalisierung des Lebenslaufs (Kohli 1985: 2), denen gemeinsam ist, dass sie die empirisch feststellbare historische Veränderung von Lebenslaufmustern nicht mehr wie strukturfunktionale Ansätze auf eine universell geltende normative Ordnung zurückzuführen suchen, sondern die Tatsache der historischen Vielfalt von Lebenslaufstrukturen zum Anlass nehmen für die Formulierung von theoretischen Konzepten mittlerer Reichweite zur Erklärung historisch begrenzter empirischer Phänomene. Die Vielfältigkeit von Lebenslaufstrukturen wurde auch von einem weiteren Theoriestrang in das Blickfeld gerückt, der ansetzt an einer empirisch feststellbaren Pluralisierung von Lebensläufen, die die in der „ersten Moderne“ stattgefundenen industriegesellschaftlichen und wohlfahrtsstaatlichen Institutionalisierung und Standardisierung des Lebenslaufs während der letzten Jahrzehnte tendenziell aufzulösen begann. Die verschiedenen Spielarten der Individualisierungsthese (vgl. Beck 1986; Ecarius 1996; Friedrichs 1998) verstanden diese Pluralisierung als

Ausdruck einer neuerlichen Beschleunigung der seit der Aufklärung im abendländischen Kulturraum stattfindenden säkulären Prozesse der Freisetzung des Individuums aus traditionellen Bindungen an Familie und Stand. Zunehmende „Handlungsspielräume“ (Weymann 1989) in der modernen Industriegesellschaft vergrößern demnach für eine wachsende Zahl von Gesellschaftsmitgliedern die Autonomie über das eigene Leben unbeeinflusst von sozialen Strukturzwängen. Individualisierung in dieser Lesart bezeichnet einen Prozess, in dessen Verlauf Einstellungen, Normen und Handlungsmuster in immer stärkerem Maße in den Bereich autonomer Entscheidungsfindung fallen und zunehmend weniger von sozialen Herkunftsmilieus, Klassen- oder Standeszugehörigkeiten bestimmt werden (Broeck/Heunks 1994: 72).

Das Kohortenmodell, Institutionalisierungs- und Segmentierungstheorien des Lebenslaufs auf der einen Seite und die These von der Individualisierung und daraus folgenden Pluralisierung von Lebenslaufmustern auf der anderen Seite thematisieren die Kontingenz (im Sinne von Nichtdeterminiertheit) der Strukturen in Lebensläufen in jeweils unterschiedlicher Weise: Das Kohortenmodell, die Institutionalisierungs- und Segmentierungstheorien konzentrieren sich auf die Erklärung der historischen Kontingenz dieser Strukturen im Vergleich zwischen Geburtskohorten. Die Individualisierungs- bzw. Pluralisierungsthese können und wollen dahingegen eine (wachsende) individuelle Kontingenz von Lebenslaufstrukturen innerhalb bestimmter Kohorten erklären, indem sie auf die prinzipielle Möglichkeit der Individuen verweist, sich zwischen verschiedenen Handlungsoptionen zu entscheiden, und annimmt, dass aufgrund historischer Bedingungskonstellationen Gelegenheitsstrukturen entstanden sind, welche den Individuen die Wahl zwischen einer wachsenden Anzahl von Handlungsalternativen eröffnet (oder auch aufzwingt).

Die Frage, ob die Sozialstruktur der (west-)deutschen Industriegesellschaft seit den siebziger Jahren einen tiefgreifenden Wandel durch einen neuen „Individualisierungsschub“ erfährt, hat Anlass gegeben für Kontroversen (vgl. etwa Mayer/Blossfeld 1990; Burkart 1993, 1998; Beck/Beck-Gernsheim 1993; ein Überblick über die kritischen Argumente findet man bei Friedrichs 1998: 11). Auch wenn die empirische Prüfung der Annahme eines neuen Individualisierungsschubes (verstanden als Zunahme von Handlungsspielräumen und in der Folge davon als wachsende Pluralität von Handlungs- und Lebenslaufmustern) offensichtlich mit zahlreichen empirischen Schwierigkeiten belastet ist, so sind deren handlungstheoretische und methodologische Implikationen jedoch von weitreichender Bedeutung. Denn die Annahme wachsender Heterogenität von Lebenslaufmustern aufgrund zunehmender Handlungsspielräume lässt sich nur dann sinnvoll formulieren, wenn dabei soziales Handeln als prinzipiell kontingent und nicht vorhersagbar betrachtet wird, das heißt, individuellen Akteuren unterstellt wird, dass sie sich (zumindest unter ganz bestimmten, zum Beispiel modernen, industriegesellschaftlichen oder „postmodernen“ Bedingungen) frei zwischen verschiedenen Handlungsoptionen entscheiden können. Falls Akteure diese Fähigkeit tatsächlich besitzen, so muss sie auch unabhängig sein von der faktisch konstatierbaren und empirisch vorfindbaren Pluralität von Handlungen und Handlungsmustern. Man muss vielmehr dann davon ausgehen können, dass auch Individuen, die sich konform bestimmten Regeln gegenüber verhalten, auch prinzipiell anders handeln könnten (wenn sie wollen), als sie dies empirisch tun.

Diese Unterstellung ist nun aber auch eine unhintergehbare handlungstheoretische Voraussetzung für Kohortenmodell, Segmentations- und Institutionalisierungstheorie.

Zwar fokussieren Kohortenmodell, Segmentations- und Institutionalisierungstheorie *prima facie* stärker auf strukturelle Handlungszwänge als die Pluralisierung- bzw. Individualisierungstheorie: Im Kohortenmodell etwa werden Mitglieder einer Geburtskohorte durch ähnliche Sozialisationserfahrungen in Handlungsmuster eingeübt, die sie während ihres gesamten Lebenslaufs beibehalten, die Segmentations- und Institutionalisierungstheorie betont die Strukturierung des Lebenslaufs durch wohlfahrtsstaatliche Regime, die Institutionalisierungstheorie stellt das industriegesellschaftliche Erwerbssystem als den zentralen erklärenden Faktor für Lebenslaufstrukturen heraus. Doch auch in diesen Ansätzen wird der Existenz individueller Handlungsspielräume und von Wahlmöglichkeiten zwischen institutionell vorgegebenen Alternativen – allerdings in jeweils unterschiedlicher Gewichtung – Rechnung getragen.⁵

In dem Maße, wie die Existenz von Handlungsspielräumen der Akteure und von kontingenten Strukturen des Lebenslaufs in der Lebenslaufsoziologie theoretisch anerkannt wurde, gewannen solche mikrosoziologischen Ansätze, die in bewusster und starker Abgrenzung zu makrosoziologisch orientierten Theorien die Entscheidungsspielräume und Wahlmöglichkeiten individueller Akteure betonen, in der Soziologie des Lebenslaufs an Bedeutung (vgl. Heinz 1991, 1992, 2000; Sackmann/Wingens 2001). Hierzu gehören so unterschiedliche Ansätze wie interaktionistische Theorien, und insbesondere die interaktionistische Akteurskonzeptionen fortentwickelnde Theorie sozialer Strukturierung von Giddens (Giddens 1988), aber auch entscheidungstheoretische Modelle, welche die Entscheidungsfreiheit einzelner Akteure als für die soziologische Theoriebildung konstitutiv herausstellen (so etwa Coleman 1991: 5).

Aus der Perspektive dieser theoretischen Entwürfe würde eine zunehmende Heterogenität und Pluralisierung von Lebenslaufstrukturen und von individuellen Lebensläufen eine akteursorientierte Sichtweise erfordern, bei der ein besonderes Augenmerk auf deren Situationsdefinitionen und Handlungsorientierungen gelegt wird. Für die Pluralisierungstheorie, das heißt, für die These der zunehmenden individuellen Kontingenz von Lebenslaufstrukturen stellt eine solche Sichtweise ohnehin eine unhintergehbare Grundlage dar. Ein akteursorientierter Ansatz kann aber auch dann eine wichtige Bedeutung erhalten, wenn die These der in der „zweiten Moderne“ angeblich wachsenden Handlungsspielräume mit (mehr oder weniger plausiblen) empirischen Argumenten bestritten wird, indem zum Beispiel darauf hingewiesen wird, „dass auch in der Vergangenheit wahrscheinlich ein höheres Maß an individueller Entscheidungsfreiheit vorhanden war, als wir häufig annehmen.“ (Burkart 1998: 117)⁶. Entscheidungsfreiheit wäre dann als eine handlungstheoretische Universalie zu betrachten, die die Tatsache der empirisch zu beobachtenden – mehr oder weniger großen – Varianz von Statusübergängen in allen Kulturen zu allen Zeiten erklären kann:

5 So räumt etwa Ryder ein, dass kohortenspezifische Sozialisationsprozesse gewisse Freiräume für individuelle Entwicklungen lassen, die dann Differenzierungen innerhalb der Kohorten („Intrakohortendifferenzierungen“) ermöglichen.

6 Burkart diskutiert diesen Umstand am Beispiel der Entscheidung für (oder gegen) Elternschaft und argumentiert, dass möglicherweise Menschen zu allen Zeiten und in allen Kulturen bestimmte Spielräume bei so zentralen Lebensentscheidungen hatten, sodass „Elternschaft als Schicksal mit der Konsequenz einer unkontrolliert hohen Fertilität ... in keiner Kultur jemals“ existiert hat (Burkart 1998: 117). In diesem Zusammenhang ist etwa daran zu erinnern, dass die die Geburtenkontrolle durch Infantizid eine im vorchristlichen Europa weit verbreitete Praxis darstellte.

[...] people of the same age do not march in concert across major events of the life course; rather they vary in pace and sequencing [...] Entry into full-time job, completion of schooling, cohabitation and marriage, childbearing-these and other events in the transition to adulthood are not experienced by all members of a birth cohort, and those who experience them do so at widely varied times in life. Even in highly constrained societies, such as Maoist China, individual agency ensures a measure of loose coupling in lived experience (Elder 1995: 110 f.).

In dieser Sichtweise wird also der „endogene Kausalzusammenhang“ des Lebenslaufs zu einer „lockeren Verbindung“ (*loose coupling*) und die empirisch vorfindbare Pluralität von Lebenslaufmustern erklärbar durch „human agency and self regulation“.

Akteursorientierte, mikrosoziologische Ansätze haben den großen Vorteil, gesellschaftliche Pluralisierung und sozialen Wandel problemlos erklären zu können, indem sie auf jene Interpretations- und Entscheidungsspielräume verweisen, die es den Individuen ermöglichen, allgemeine soziale Strukturen im Vollzug des Alltagshandelns abzuändern und dabei kreativ neue Handlungsorientierungen und Handlungsmuster zu entwickeln. Solche Änderungen können in dem Maße strukturbildend werden, wie sie von anderen Akteuren aufgegriffen und übernommen werden. Sozialer Wandel auf der Makroebene lässt sich auf diese Weise von Ereignissen auf der Mikroebene sozialen Handelns und Entscheidens ableiten. Doch gleichzeitig wird hierdurch eine prinzipielle Einschränkung der Theoriebildung in Kauf genommen. Wenn Strukturen des Lebenslaufs prinzipiell kontingent sind, das heißt, wenn sie nur in konkreten Handlungsfeldern und nur solange gelten, wie die Akteure nicht in großer Zahl beginnen, ihre Handlungsorientierungen und Handlungsmuster kreativ abzuändern, lässt sich prinzipiell keine gleichermaßen allgemeingültige und empirisch gehaltvolle Theorie über Lebenslaufstrukturen mehr formulieren, mit deren Hilfe soziales Handeln in allen denkbaren Handlungsfeldern a priori erklärbar und prognostizierbar wird. Handlungsorientierungen und Situationsdefinitionen der Akteure, auf denen mikrosoziologischen Ansätzen zufolge dieses Handeln beruht, sind ja nicht allein abhängig von universellen Gesetzmäßigkeiten des Handelns, sondern ebenso von soziohistorisch kontingenten Entwicklungen, die sich aus einer Nutzung von Handlungsspielräumen ergeben können.

Dies hat nun weitreichende methodologische Konsequenzen für eine quantitativ vorgehende Lebenslaufforschung, die sich auf die Analyse von Zusammenhängen zwischen Statusübergängen (wie Berufswahlen, Heiraten, Geburten von Kindern) und soziodemographischen Strukturvariablen beschränkt. Deren mikrosoziologisch fundierte Interpretation erfordert ja, wie bereits weiter oben diskutiert, die Einführung von Brückenannahmen über Handlungsorientierungen und Situationsdefinitionen der individuellen Akteure, die im empirischen Datenmaterial gar nicht abgebildet sind. Dann ist aber der die interessierenden statistische Zusammenhänge letztlich erzeugende kausale Nexus zwischen den Handlungsgründen der Akteure einerseits und den mit standardisierten Instrumenten beschriebenen Handlungsergebnissen (ihren Statusübergängen) andererseits empirisch gar nicht fassbar. In einer Gesellschaft, in der Handlungsorientierungen in stabiler, exklusiver und deutlicher Weise mit sozialen Zugehörigkeiten zusammenfallen würden, kann dieses Problem empirisch unsichtbar bleiben, weil Sozialforscher hier auf allgemein zugängliche kulturelle Wissensbestände über die in be-

stimmten Milieus allgemein akzeptierten Handlungsorientierungen und Situationsdefinitionen zurückgreifen können. Bildungs- und Heiratsverhalten, Geburten- und Scheidungsraten und das aggregierte Verhalten der Akteure an anderen Statusübergänge wären dann einfach erklärbar durch Rekurs auf allgemein verbindliche und bekannte normative Ordnungen des Lebenslaufs. Wenn man jedoch davon ausgeht, dass diese normativen Ordnungen und die durch sie geprägten Handlungsorientierungen weitaus flexibler und plastischer, weil durch eine Nutzung von Handlungsspielräumen veränderbar sind, muss das Vertrauen in solche sozialwissenschaftliche *ex post*-Erklärungen wesentlich geringer ausfallen: Wissensbestände über kulturell vermittelte Handlungsorientierungen und Situationsdefinitionen werden sich in modernisierenden Gesellschaften rasch wandeln, schnell veralten und oft nur auf sehr beschränkte Handlungsfelder bezogen sein. Die in mancher empirischen Analyse dieser Art feststellbare geringe Varianzaufklärung lässt sich durchaus als ein Indikator für diesen Umstand betrachten.

Eine gesellschaftliche Pluralisierung von biographischen Handlungsorientierungen und Handlungsmustern wirft aber nicht nur Probleme auf für jene quantitativen Studien, bei denen Statusübergänge statistisch allein durch soziodemographische Merkmale erklärt werden sollen. Auch dann, wenn mikrosoziologische Modelle zur Erklärung von Statusübergängen empirisch fundiert werden, indem subjektive Handlungsorientierungen und Situationsdefinitionen der Akteure mit Hilfe standardisierter Instrumente erfasst werden, kann das Problem der Handlungskontingenz methodologische Konsequenzen haben. Die Konstruktion von standardisierten Messinstrumenten zur Erfassung individueller Handlungsorientierungen und Situationsdefinitionen erfordert nämlich ebenso wie die Interpretation von statistischen Zusammenhängen zwischen Statusübergängen und sozialstrukturellen Merkmalen die Verfügbarkeit kulturell vermittelter Wissensbestände. Soll etwa ein Fragebogen zur Erfassung biographischer Entscheidungen auf der Grundlage nutzentheoretischer Konzepte entwickelt werden, so muss der Fragebogenkonstrukteur sowohl die den Akteuren in einer bestimmten Situation subjektiv bekannten Handlungsalternativen als auch die in solchen Situationen kulturell allgemein akzeptierten Handlungsziele kennen, um entsprechende Items formulieren zu können. Da sich sowohl Handlungsalternativen als auch Handlungsziele stets auf konkrete Handlungsfelder beziehen (vgl. Kelle/Lüdemann 1995), lassen sich solche Items, wie bereits diskutiert, nicht nur aus allgemeinen entscheidungstheoretischen Konzepten ableiten, sondern erfordern einen Rückgriff auf kulturell vermitteltes Alltagswissen über die in bestimmten Handlungsfeldern allgemein bekannten Handlungsalternativen und die dort akzeptierten potentiellen Handlungsziele. Auch hier gilt: In sich rasch modernisierenden Handlungsfeldern, unter den Bedingungen der Pluralisierung von Handlungsorientierungen kann ein solches Wissen sich schnell wandeln und veralten, so dass der Sozialforscher bei dem zur Konstruktion von standardisierten Instrumenten notwendigen Rückgriff auf kulturelle Wissensbestände quasi ins Leere greift. Untersuchungen, in denen die Rezeption von Fragebogenitems durch Surveyteilnehmer empirisch untersucht wird, zeigen, dass dies auch oft bei Items mit *prima facie* relativ einfachem semantischem Gehalt der Fall sein kann (vgl. Kurz/Prüfer/Rexroth 1999)

Die in solchen Fällen notwendige Erkundung von kulturellen Wissensbeständen, Handlungsorientierungen und Deutungsmuster, erfordert explorative Verfahren, wie sie im Kontext der qualitativen Methodentradition der empirischen Sozialforschung entwickelt wurden. In der empirischen Soziologie des Lebenslaufs wurde qualitative

Forschung seit den 1980er Jahren vor allem als Biographieforschung (Alheit/Hoerning 1989; Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997; Dausien 1996) betrieben, die Erzählungen über den individuellen Lebensverlauf analysiert. „Erzählenden“, wie sie hier erhoben werden, können zwei Ebenen von Handlungsgründen zugänglich machen, über die bei der alleinigen Verwendung standardisierter Daten oft nur spekuliert werden kann: Das sind einerseits „Normen, Ideologien, gesellschaftliche Leitbilder und Interpretationsmuster, die Teil der sozialen und kulturellen (Meso-)struktur“ sind, also gesellschaftlich vermittelte Wissensbestände über soziale Regeln in bestimmten (möglicherweise eng begrenzten) Handlungsfeldern, und andererseits die „Erfahrungen und Interpretationen“ konkreter Akteure, also deren Situationsdeutungen und persönlichen Handlungsziele (vgl. Dausien 1996: 84). Mit Hilfe solchen Datenmaterials würden sich also Handlungsgründe individueller Akteure rekonstruieren lassen, welche sich weder aus allgemeinen soziologischen Handlungstheorien noch aus speziellen Theorien über den Lebenslauf herleiten lassen. Nur wirkt die Nutzung von Handlungsspielräumen durch Akteure und die sich daraus ergebende Pluralität von Handlungszielen und Handlungsmustern auch für die qualitative Biographieforschung spezifische methodologische Probleme auf. Das von dieser Tradition geforderte Vorgehen zur Analyse von Biographien – äußerst umfangreiche, mehrstündige narrative Interviews werden erhoben und *in extenso* interpretiert – erfordert in der Regel eine starke Beschränkung der Größe der untersuchten Samples. Unter einer akteurstheoretischen Perspektive und unter der Annahme signifikanter Handlungsspielräume für die Akteure kann sich dieser Umstand problematisch auf die Validität der so ermittelten Ergebnisse auswirken – in Handlungsfeldern, die empirisch durch eine starke Heterogenität und Pluralität von Handlungsorientierungen und Handlungsmustern gekennzeichnet sind, wirkt die Ziehung kleiner qualitativer Stichproben stets die Frage auf, ob die bei den Befragten gefundenen „Fallstrukturen“ in irgendeiner Weise relevant für das betrachtete Handlungsfeld oder aber ideosynkratisch sind.

Integration qualitativer und quantitativer Verfahren in der Soziologie des Lebenslaufs

Die Existenz von Handlungsspielräumen und deren (möglicherweise zunehmende) Nutzung durch die Akteure wirkt also für beide Traditionen der empirischen Soziologie des Lebenslaufs, für die quantitative Lebenslaufforschung ebenso wie für die qualitative Biographieforschung, jeweils unterschiedliche methodische und theoretische Schwierigkeiten auf.

In der quantitativen Lebenslaufforschung steht das notwendige kulturelle Alltagswissen, mit dessen Hilfe einerseits Zusammenhänge zwischen soziodemographischen Variablen und Statusübergängen vollständig erklärt werden kann und andererseits standardisierte Instrumente zur empirischen Erfassung von Handlungsorientierungen der Akteure konstruiert werden können, Sozialforschern nicht mehr problemlos (qua Mitgliedschaft in einer kulturell relativ homogenen Gesellschaft) zur Verfügung. Die potentielle Instabilität kultureller Wissensbestände erfordert, dass sie ständig bereit sind, sich aktuelle Informationen über die für spezifische Handlungsfelder für angemessen gehaltenen Handlungsziele und die zu ihrer Erreichung sozial akzeptierten Mittel zu beschaffen.

Mithilfe explorativer und qualitativer Verfahren könnte man sich nun Zugang verschaffen zu solchen Informationen. Doch auch für qualitative Forschung bringt die Existenz von (mehr oder weniger großen und unter bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen wachsenden) Handlungsspielräumen besondere Herausforderungen mit sich: Wegen der notwendigerweise kleinen Fallzahlen qualitativer Studien erhält deshalb die Frage nach der Verallgemeinerbarkeit der Befunde ein besonderes Gewicht für solche Handlungsfelder, die durch eine Pluralität von Handlungsmustern (und gegebenenfalls durch einen raschen sozialen Wandel) gekennzeichnet sind.

Für die empirische Erforschung von Lebensläufen ergeben sich hieraus die folgenden drei methodologischen Desiderata:

Die Erhebung quantitativer Daten über Lebensläufe mit Hilfe standardisierter Verfahren erfordert, dass Wissen zur Verfügung steht über jene Wissensbestände, kulturellen Normen und typischen Deutungsmuster, auf deren Grundlage Handlungsentscheidungen zugunsten oder während bestimmter Statuspassagen getroffen werden. Da ein solches Wissen aus allgemeinen (handlungs- und gesellschafts-)theoretischen Konzepten in der Regel nicht ableitbar ist und sich oft auf raumzeitlich beschränkte Handlungsfelder bezieht, sind qualitative Interviewstudien und ethnographische Explorationen unverzichtbare Werkzeuge für eine empirisch begründete Konstruktion von Hypothesen über die für die untersuchten Handlungsfelder relevanten Akteursorientierungen und Deutungsmuster.

Qualitative Methoden dürfen in der empirischen Untersuchung des Lebenslaufs dabei nicht auf jene marginale Rolle beschränkt werden, die ihnen in vielen quantitativen Methodenlehrbüchern zugewiesen wird, in denen etwa empfohlen wird, in der Vorphase vor der „eigentlichen Forschung“ Hypothesen über den Gegenstandsbereich in „mehr oder weniger impressionistischer Form“ durch „Ideen, Gespräche und Explorationen“ zusammenzutragen (Friedrichs 1980: 52).⁷ Die Erkundung von Handlungsorientierungen, Deutungsmustern und von lokalen kulturellen Wissensbeständen der Akteure im Feld bringt vielmehr ein systematisches und oftmals sehr zeit- und personalintensives Vorgehen mit sich, bei dem etwa Dutzende umfangreicher offener Interviews durchgeführt, wörtlich transkribiert und zeitaufwendig ausgewertet werden müssen. Werden qualitative Verfahren der Datenerhebung und -auswertung zur Exploration umfangreicher Handlungsfelder eingesetzt, handelt es sich zumeist um aufwendige Forschung, von deren Ergebnissen allein aus forschungsökonomischen Gründen ein hoher Grad an Systematik und Validität erwartet werden muss. Der qualitative Untersuchungsstrang macht dann einen wesentlichen, wenn nicht den dominanten Teil einer Multimethodenstudie aus.

Fragen der Generalisierbarkeit und damit zusammenhängende Probleme der Auswahl der Untersuchungseinheiten dürfen nicht, wie dies in der qualitativen Sozialforschung oft der Fall ist, salopp beiseitegeschoben werden (vgl. Fleck 1992: 758), etwa mit dem Hinweis, dass statistische „Repräsentativität“ ohnehin ein für die qualitative

7 Solche methodologischen Vorschläge leiden ohnehin unter dem Widerspruch, dass qualitative Methoden dabei einerseits als eine „unsystematische Form der Datenerhebung“ betrachtet werden, die zu „beliebigen Interpretation“ (Mayntz/Holm/Hübner 1969: 93) führen können, andererseits deren Verwendung zur Hypothesengenerierung empfohlen wird. Unter forschungspragmatischen Gesichtspunkten bleibt dabei unklar, warum Forscher sich dann überhaupt der Mühe unterziehen sollen, Feldbeobachtungen und Interviews durchzuführen, wenn daraus ohnehin nur beliebige Hypothesen resultieren, und nicht stattdessen am Schreibtisch auf Intuitionen warten, Hypothesen aus einer Lostrommel ziehen o.ä.

Sozialforschung nicht methodenadäquates Gütekriterium sei. Eine solche Argumentation übersieht, dass das Postulat der statistischen Repräsentativität nur eine methodenspezifische (und dabei möglicherweise problematische⁸) Ausformulierung eines viel grundlegenderen methodologischen Desiderats darstellt: Es soll eine Verzerrung der Untersuchungsgruppe hinsichtlich von Merkmalen, die für die Forschungsfragestellung relevant sind, vermieden werden. Auch in der qualitativen Sozialforschung muss Sorge dafür getragen werden, dass für die Untersuchungsfragestellung und das Untersuchungsfeld relevante Fälle in die Studie einbezogen werden und dass die Auswahl von Untersuchungseinheiten nicht einseitig oder grob verzerrt ist, weil etwa Personen, soziale Situationen und Untersuchungsfelder, die für die Fragestellung bedeutsam sind, gar nicht in den Blick kommen (vgl. Kelle/Kluge 2001: 147 ff.).⁹ Die unter den Begriffen „analytische Induktion“ (Lindesmith 1968; Cressey 1950, 1971), „*theoretical sampling*“ (vgl. Glaser, Strauss 1967, 45) oder „Typenbildung“ (Gerhardt 1986: 69, 1991: 438, Kelle/Kluge 1999) in der qualitativen Sozialforschung seit längerem diskutierten Techniken einer gezielten Fallauswahl und Fallkontrastierung müssen methodologisch gezielter eingesetzt und fortentwickelt werden. Qualitative Samplingverfahren können dabei von einer Verbindung mit quantitativen Methoden sehr profitieren, denn quantitative Studien können zur Identifikation von durch sozialstrukturelle Einflüsse konstituierten Handlungsfeldern bzw. zur Beschreibung der im Untersuchungsfeld faktisch vorhandenen Variation von Handlungsmustern dienen, die dann durch qualitative Methoden intensiver untersucht werden können. Auf diese Weise können bspw. in einer quantitativen Repräsentativstudie einzelne Berufsgruppen identifiziert werden, die sich hinsichtlich ihrer bildungs- und erwerbsbiographischen Muster systematisch unterscheiden, und anschließend mit qualitativen Verfahren berufs-kulturelle Wissensbestände identifiziert werden, die zur Entstehung solcher Muster beitragen. Hierbei dient eine quantitative Voruntersuchung zur Positionierung eines qualitativen Samples, welches aus der größeren quantitativen Stichprobe gezogen werden kann (vgl. Kluge 2001). Auf diese Weise können Informationen zur Untersuchungspopulation Berücksichtigung finden, die für die Forschungsfrage und damit für die weiteren Auswertungsschritte relevant sind, indem etwa aufgrund der quantitativen Erhebung verschiedene Problemkonstellationen identifiziert werden, und anschließend qualitative Interviews mit Vertretern dieser vorerst rein statistischen Gruppen durchgeführt werden, um typische Deutungs- und Handlungsmuster dieser Akteure zu entdecken.

8 Die „Zielvorstellung der Stichprobe als (perfekte) Miniatur der Grundgesamtheit“, wie sie der Forderung nach Repräsentativität oftmals zugrunde liegt, ist auch für den Bereich der quantitativen Forschung unrealistisch und zudem methodologisch problematisch (vgl. Rendtel/Pötter 1993). Quantitative Stichproben müssen, vor allem dann, wenn sie nicht der Sozialberichterstattung, sondern der Konstruktion und Überprüfung von Theorien dienen, keineswegs solche Miniaturen der Population darstellen (vgl. Zetterberg 1965): So muss etwa eine Untersuchung, die den systematischen Vergleich zwischen Angehörigen bestimmter sozialer Gruppen zum Ziel hat, nicht das quantitative Verhältnis dieser Gruppen in der gesamten Bevölkerung berücksichtigen. Statt durch eine Repräsentativerhebung kann die Ziehung der Stichproben in einem quasi-experimentellen Design so erfolgen, dass jede der Untersuchungsgruppen gleich stark vertreten ist.

9 Will man beispielsweise das Engagement junger Väter in der Kindererziehung untersuchen, so ist man gut beraten, qualitative Interviews nicht ausschließlich mit Angehörigen von Berufen mit übermäßiger zeitlicher Belastung (wie beispielsweise freiberuflichen Rechtsanwälten, Managern, Wissenschaftlern etc.) zu führen. Sonst bleibt unklar, was durch die qualitative Studie untersucht wird: Ist es das Geschlechterverhältnis und seine Auswirkungen auf familiäre Arbeitsteilung oder sind es vielmehr bestimmte Berufskulturen?

Die methodologischen und theoretischen Probleme, die aufgeworfen werden durch die Existenz mehr oder weniger großer Handlungsspielräume, durch pluralisierte Lebenslaufmuster und durch kulturellen Wandel im Gegenstandsbereich der Lebenslaufsoziologie lassen sich also durch eine Verbindung der klassischen quantitativen Surveymethodologie mit der qualitativen Methodentradition entschärfen. Das erfordert allerdings die Überschreitung von Grenzen zwischen verschiedenen methodologischen Lagern, ein nach wie vor schwieriges Unterfangen, weil in der Methodendebatte die Idee, dass qualitative und quantitative Verfahren auf erkenntnistheoretisch inkompatiblen Paradigmen aufbauen, immer noch zahlreiche Fürsprecher findet (etwa Schnell/Hill/Esser 1999; Lamnek 1995; Lincoln, Guba 2000; Smith 1983; Blaikie 1991). Die folgenden Beispiele machen jedoch deutlich, wie demgegenüber eine Integration qualitativer und quantitativer Erhebungs- und Analyseverfahren helfen kann, Erklärungsdefizite zu überwinden und Methodenartefakte aufzudecken, die sich bei der Verwendung von nur einem der beiden Methodenstränge ergeben können.

Methodenintegration zur Ergänzung und zur Validierung von Forschungsergebnissen: Beispiele aus der empirischen Lebenslaufforschung

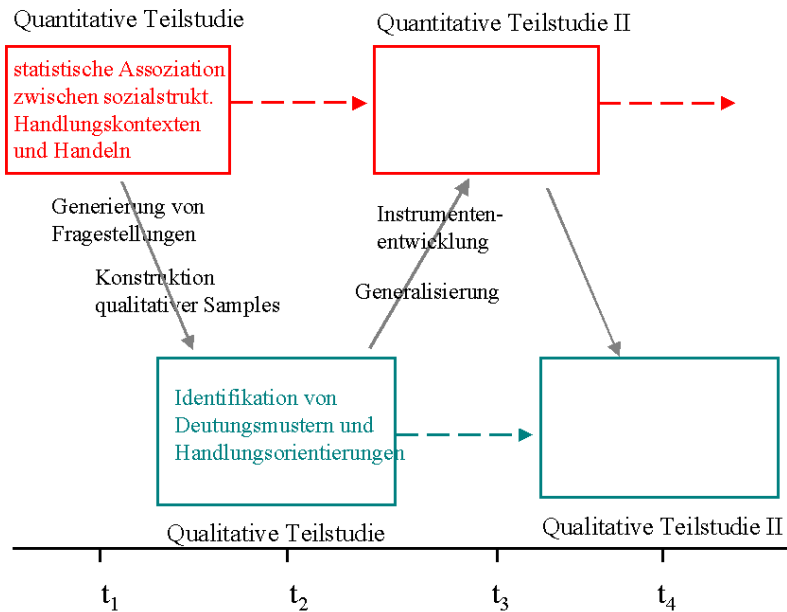
Die folgenden Beispiele für eine Kombination qualitativer und quantitativer Forschungsmethoden entstammen dem von 1988 bis 2001 von der DFG geförderten Sonderforschungsbereich 186 „Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf“ der Universität Bremen, dessen Teilprojekte die Strukturierung von Lebensläufen im Deutschland der 1980er und 1990er Jahre untersuchten, wobei Statusübergänge in vier Lebensbereichen analysiert wurden: Übergänge vom Ausbildungs- in das Erwerbssystem, Statuspassagen zwischen Reproduktions- und Erwerbsarbeit, Statuspassagen innerhalb der Erwerbsarbeit und Übergänge zwischen Erwerbssystem und sozialer Sicherung (vgl. unter anderem Weymann/Heinz 1996; Leisering, Leibfried 1999; Heinz 2000). Durch einen parallelen Einsatz quantitativer und qualitativer Erhebungs- und Auswertungsverfahren sollten in etlichen Teilprojekte sowohl die Momente objektiver Sozialstruktur als auch die subjektiven Deutungsmuster und Interpretationsleistungen der Akteure in den Blick genommen werden. Um hierbei die gesellschaftliche und auch die individuelle Dynamik von Lebenslaufstrukturen angemessen zu erfassen, wurden empirische Studien als Panelstudien angelegt, in deren Verlauf strukturierte qualitative „Mikropanels“ aufgebaut und mit standardisierten „Makropanels“ synchronisiert wurden, so dass die Forschungsergebnisse aus beiden Methodensträngen systematisch aufeinander bezogen werden konnten.

Grafik 1 stellt beispielhaft und idealtypisch ein solches quantitativ-qualitatives Pannedesign für ein Handlungsfeld dar, in welchem die sozialwissenschaftlichen Untersucher zu Beginn nur einen sehr beschränkten Zugang zu den typischen Handlungsorientierungen und Deutungsmuster der Akteure haben. Die Studie beginnt mit einer quantitativen Teilstudie, die der Identifikation von Zusammenhängen dient zwischen sozialstrukturellen Handlungskontexten (wie sie durch soziodemographische Merkmale wie Geschlecht, formaler Bildungsabschluss, Schichtzugehörigkeit usw. abgebildet werden können) und sozialem Handeln (wie es sich in Statusübergängen wie Heirat, Geburt eines Kindes, Wechsel des Arbeitsplatzes usw. ausdrückt). Im nächsten Schritt werden nun mit Hilfe qualitativer Methoden anhand einer Teilstichprobe des quantita-

tiven Samples jene Entscheidungsprozesse rekonstruiert, die die statistischen Zusammenhänge hervorbringen. Die Ziehung der qualitativen Stichprobe geschieht dabei auf der Grundlage von Ergebnissen der quantitativen Datenanalyse: Mit deren Hilfe werden für die Fragestellung des Projektes relevante Subgruppen identifiziert, über deren typische Handlungsorientierungen und Situationsdefinitionen die qualitative Untersuchung Aufschluss erbringen soll. Das ursprünglich von Barton und Lazarsfeld vorgeschlagene Modell der Verbindung qualitativer und quantitativer Methoden, bei welchem eine qualitative Vorstudie zur Hypothesengenerierung und eine darauf folgende quantitative Hauptstudie der Hypothesentestung dienen soll (Barton/Lazarsfeld 1955/1984), wird dabei im ersten Teil dieses quantitativ-qualitativen Mehrmethoden-designs quasi umgedreht: Die quantitative Teilstudie dient im gewissen Sinne als „Vorstudie“, die die strategische Platzierung des qualitativen Samples ermöglicht. Dessen Befragung mit qualitativen Interviewmethoden hat die Identifikation von charakteristischen Handlungsorientierungen und Situationsdefinitionen im Untersuchungsfeld zum Ziel, die auf der Basis des Datenmaterials in deskriptiven Typologien zusammengefasst und systematisiert werden können (zur Methode der Typenbildung vgl. Kelle/Kluge 1999). Diese, anhand kleiner qualitativer Stichproben entwickelten Typologien und weitere, auf der Grundlage des qualitativen Datenmaterial entwickelte Hypothesen können nun anhand einer größeren Stichprobe quantitativ geprüft werden. Hierzu können in einer zweiten Welle des quantitativen Makropanels Items in das standardisierte Fragebogeninstrumentarium aufgenommen werden, die anhand der qualitativen Untersuchung formuliert wurden und die sich auf Handlungsorientierungen und Situationsdefinitionen der Akteure beziehen (zu einem solchen Vorgehen bei der Prüfung qualitativ entwickelter Typologien vgl. Schaeper/Witzel 2001): Bezogen auf Handlungsgründe und Deutungsmuster der Akteure beginnt das quantitative Makropanel also erst mit dessen zweiter Welle. Wiederum können die quantitativen Analysen dieser zweiten Welle Anlass geben zur Formulierung von inhaltlichen und methodischen Fragestellungen, die anhand der zweiten Welle des qualitativen Mikropanels untersucht werden usw.

Im Folgenden soll der methodologische und empirische Ertrag, der sich aus solchen integrativen Paneldesigns ergeben kann, anhand konkreter Forschungsergebnisse aus verschiedenen Projekten der Lebenslaufforschung dargestellt werden.

Grafik 1: Integration qualitativer und quantitativer Methoden in einem gemeinsamen Paneldesign



Handlungs- und Orientierungsmuster sozialer Akteure als Explanantia für Zusammenhänge auf der statistischen Aggregatebene

Das folgende Beispiel aus einer Studie, welche den Zusammenhang zwischen Erwerbslosigkeit und Delinquenz bei Jugendlichen untersucht (vgl. Dietz et al 1997; Prein/Seus 1999), macht deutlich, wie Zusammenhänge auf der statistischen Aggregatebene, die mit Hilfe einer quantitativen Teiluntersuchung identifiziert wurden, durch die Kenntnis von Handlungsorientierungen und Deutungsmustern der Akteure, die durch eine qualitative Teilstudie ermöglicht wurde, verstehbar wurden. In dieser Längsschnittstudie wurde eine Kohorte von Schulabgängern aus Haupt- und Sonderschulen der Stadt Bremen in vier Wellen 1989, 1992, 1995 und 1997 mit einem standardisierten Instrument befragt. Aus der größeren, quantitativen Stichprobe wurde ein kleineres Subsample für ein qualitatives Mikropanel gebildet¹⁰: Diese Jugendlichen wurden fünfmal mit Hilfe offener Leitfadenterviews befragt.

Eine der zentralen Fragestellungen bezog sich auf den kausalen Zusammenhang zwischen dem Scheitern bzw. dem Erfolg in Ausbildung und Beruf einerseits und dem Delinquenzverhalten der Jugendlichen andererseits. Quantitative Analysen des Zusammenhangs zwischen der aktuellen Erwerbstätigkeit und der Delinquenzbelastung in der

¹⁰ Das Bruttosample der standardisierten Befragung umfasste 732 Personen, von denen in der letzten Welle noch 370 Personen antworteten, das qualitative Mikropanel umfasste 60 Personen.

quantitativen Stichprobe ergaben, dass die aktuell nicht erwerbstätigen Befragten im Durchschnitt eine niedrigere Delikthäufigkeit aufwiesen als jene Interviewpartner, die in das Erwerbssystem integriert waren (Prein/Seus 1999). Nur langdauernde Erwerbslosigkeit zeigte einen nachweisbaren Effekt auf die Delinquenzbelastung – ein Hinweis darauf, dass langdauernde Ausgrenzungserfahrungen den Ausstieg aus Gewaltdelinquenz erschweren. Der nicht bzw. nur für dauerhafte Erwerbslosigkeit nachweisbare kausale Zusammenhang zwischen beruflichem Status und Delinquenz stellte jedoch ein anfänglich kontraintuitives Ergebnis dar, wie die Autoren herausstellen. Der Befund, dass der Arbeits- und Berufsstatus keine ursächliche Bedingung für Konformität und Abweichung darstellte, widersprach der Erwartung, dass benachteiligte, deprivierte Jugendliche leichter „auf die schiefe Bahn“ geraten, aus wirtschaftlicher Not zu illegalen Mitteln der Geldbeschaffung greifen usw. (ebd.:18).

Im Datenmaterial des qualitativen Mikropanel ließ sich nun ein bestimmter Handlungstypus identifizieren, den die Untersucher als „Doppelleben“ bezeichneten. Jugendliche, die diesen Typus verkörperten, hatten einen „direkten problemlosen Einstieg in das Berufsbildungssystem im angestrebten Wunschberuf“ erreicht, waren zufrieden mit dem gewählten beruflichen Weg und hoch motiviert, die Ausbildung abzuschließen, und zeigten deshalb eine „hohe Anpassungsbereitschaft an die Erwartungen in Bezug auf Leistung und Arbeitsmoral.“ (ebd.).

„Die während der Woche angepassten und hochmotivierten Auszubildenden waren in der Freizeit und am Wochenende auf Spaß und *action* aus, was sich häufig an kriminalisierbarem Verhalten niederschlug. [...] Delinquente Aktivitäten dienten nicht der Kompensation von Versägenserlebnissen im beruflichen Alltag oder der Frustration durch Erwerbslosigkeit. Sie standen für *action*, Spaß, Nervenkitzel, für Handlungen, mit denen sich die jungen Männer teilweise vom Erwachsenwerden abgrenzten.“ (ebd.: 18 f.).

Kontakte, die diese Jugendlichen aufgrund ihres devianten Verhaltens zu sozialen Kontrollinstanzen wie Polizei und Justiz hatten, führten dabei nicht zu deren dauerhaften Marginalisierung. Vertreter dieser Instanzen, ebenso wie Ausbilder in den Betrieben, bewerteten die durch Qualifikationsbemühungen und Erwerbstätigkeit gezeigte Disziplin und Arbeitsmoral nämlich durchgängig positiv im Sinne einer Prognose für einen erwartbaren Rückgang des delinquenten Verhaltens. Dass solche Deutungsmuster für das Handeln der Kontrollinstanzen eine wesentliche Bedeutung hatten, war den gerichtserfahrenen Jugendlichen auch durchaus bewusst, wie Prein und Seus anhand von Interviewauszügen wie dem folgenden illustrieren:

Na, ich schätz' mal, wenn einer Arbeit hat, den schicken sie nicht so schnell in 'n Bau wie einer, der keine Arbeit hat. Weil einer, der keine Arbeit hat, der hängt den ganzen Tage auf der Straße 'rum, der baut wieder Scheiße. Und einer, der Arbeit hat, der arbeitet tagsüber und hat halt nicht mehr soviel Gelegenheit, Scheiße zu bauen. (ebd.)

Jenes soziale Handeln, welches durch das Modell „Doppelleben“ beschrieben wird und das sich in den statistischen Daten des Makropanel zeigt, ist nur deshalb empirisch realisierbar, weil die in dem Untersuchungsfeld handelnden Akteure ein bestimmtes Alltagswissen einsetzen: Bei den Vertretern sozialer Kontrollinstanzen sind dies sozialpsychologische (Alltags-)Theorien, bei den Jugendlichen das Wissen über die Relevanz

solcher Deutungsmuster für das Verhalten der Kontrollinstanzen. Für den soziologischen Untersucher wird das auf der Ebene statistischer Daten identifizierbare Handlungsmuster dementsprechend erst dann soziologisch verstehbar, wenn es einen Zugang erhält zu jenem lokalen Handlungswissen, das für das interessierende Handlungsfeld relevant ist. Aber auch die quantitativen Daten waren für die Untersuchung des Handlungsfeldes unerlässlich: Denn nur auf diese Weise konnten unterschiedliche institutionelle Rahmenbedingungen (zum Beispiel verschiedene Erwerbsstatus) und die hiermit verknüpften Handlungsmuster in ihrer Heterogenität systematisch miteinander verglichen und beschrieben werden und auf diese Weise der Typus „Doppelleben“ als verbreitetes Handlungsmuster identifiziert werden.

Die Entstehung von Methodenartefakten: Fehlinterpretationen quantitativer Ergebnisse als Resultat divergierender Sinnwelten

Das im vorigen Abschnitt dargestellte Forschungsergebnis gibt ein Beispiel dafür, wie eine qualitative Untersuchung von Handlungsorientierungen und Deutungsmustern dazu dienen kann, jene sozialen Prozesse zu beschreiben, welche mehr oder weniger überraschende statistische Phänomene hervorbringen. Methodologisch noch interessanter ist aber der Fall, dass sich *prima facie* plausible und vordergründig sehr einfach zu deutende statistische Befunde als problematisch erweisen, wenn zusätzliches qualitatives Material herangezogen wird. Das folgende Beispiel zeigt, wie die Ergebnisse einer standardisierten Befragung in die Irre führten, solange nicht Zugang zu lokalem Handlungswissen der Akteure mit den Mitteln der interpretativen Sozialforschung gefunden wurde.

In dieser empirischen Studie wurde die Statuspassage zwischen dem Bildungs- und dem Beschäftigungssystem in der DDR vor der demokratischen Revolution 1989 (der „Wende“) und in den ostdeutschen Bundesländern nach der Vereinigung kohortenvergleichend untersucht (Sackmann/Weymann/Wingens 2000). Ziel der in mehreren Wellen durchgeführten quantitativen und qualitativen Befragungen von Lehr- und Hochschulabsolventen war es, ein Bild von der Statuspassage zwischen Bildungssystem und Arbeitsmarkt in der DDR vor der gesellschaftlichen Transformation, in der Wende- und Nachwendezeit, zu erhalten.¹¹ Im Rahmen dieser Studie hat Wingens (1999) anhand von Daten über jene Kohorte von Hochschulabsolventen, die die Hochschule 1985 verlassen hatte, den Übergang zwischen Bildungs- und Beschäftigungssystem im planwirtschaftlichen System der DDR im Hinblick auf institutionelle Steuerung und individuelle Handlungsstrategien analysiert.

Die DDR verfügte, zumindest wurde dies von offizieller Seite in den 1980er Jahren so dargestellt und propagiert, über ein hochgradig institutionalisiertes Übergangssystem an den verschiedenen Schwellen zwischen Bildungs- und Beschäftigungssystem. Eine vertikale Bedarfsplanung sollte, ausgehend von zentralen Vorgaben der beim Ministerrat angesiedelten staatlichen Plankommission und unter Verwendung von Infor-

¹¹ Bei der quantitativen postalischen Befragung wurde eine Zufallsstichprobe (n=3705) aus drei Absolventenkohorten ostdeutscher Facharbeiter und Hochschulabsolventen (Beendigung der Ausbildung bzw. des Studiums 1985, 1990 und 1995) mehrfach zu ihrer Erwerbsbiographie befragt. Ein hieraus gezogenes qualitatives Subsample umfasste 67 Personen der Abschlussjahrgänge 1985 und 1990, von denen 47 ein zweites Mal befragt werden konnten.

mationen über vorhandene Ressourcen, die von unteren Planungsebenen erhoben wurden, die Bereitstellung von Arbeitskräften mit den erforderlichen Qualifikationen sicherstellen. Dieses Konzept erforderte ein striktes dirigistisches Steuerungssystem in Verbindung mit pädagogischen Maßnahmen, die eine „Erziehung zur bewussten Berufswahl“ bewirken sollten, um die individuellen Bildungs- und Qualifizierungsinteressen der Akteure mit dem vermuteten „gesellschaftlichen Bedarf“ und dem vorhandenen Angebot an Ausbildungsplätzen und Studienplätzen auszubalancieren. Für Hochschulabsolventen wurde der Übergang in das Beschäftigungssystem durch die sogenannte „Absolventenvermittlung“ organisiert, Vermittlungsstellen an den Hochschulen, durch die Akademiker ihren Arbeitsstellen nach Abschluss des Studiums offiziell zugewiesen wurden.

Die Ergebnisse der quantitativen Datenanalyse vermittelten auf den ersten Blick den Eindruck, dass dieses umfassende Planungs- und Lenkungssystem qualifizierter menschlicher Arbeitskraft zumindest für Akademiker funktioniert hatte. Befragt nach den Informationsquellen für ihre erste Arbeitsstelle nannten 60,4 % jener Befragten, die ihren Hochschulabschluss noch in der DDR erworben hatten, die staatliche Absolventenvermittlung, nur 17,3 % gaben persönliche Netzwerke an. Weitere 5,6 % der Befragten berichteten, sie hätten ihre erste Stelle auf dem Wege der Blindbewerbung erhalten, 18,2 % waren ihren eigenen Angaben zufolge als Facharbeiter von ihren Betrieben zum Studium delegiert worden.

Die Analyse der qualitativen Daten zeigte allerdings deutlich, „dass der Schein individueller Passivität und Fremdsteuerung trügt: Unter der ‚Vermittlungsoberfläche‘ verbarg sich ein erhebliches individuelles Gestaltungspotential berufsbiographischer Verläufe“ (Wingens 1999: 268). So stellte jenes formelle Delegierungsverfahren, durch das bestimmte Individuen von ihren Betrieben zum Studium entsandt wurden, in den betrachteten Fällen nicht einen Prozess dar, dem die Delegierten passiv unterworfen wurden. Eine betriebliche Delegation zum Studium erwies sich vielmehr als die Folge individueller Initiative der Mitarbeiter, die teilweise ein scheinbar direktives Verfahren für die eigene Karriereplanung in kompetenter Weise instrumentalisieren konnten. Einer der Befragten beschrieb diesen Vorgang im qualitativen Interview so: „Man brauchte bloß den Wunsch zu äußern, dass man studieren will, und da lief das alles seine Bahn. Da hat man so seine Gespräche geführt.“ (ebd.: 268). In manchen Fällen wurde auch ein bestehender Kontakt zu Betrieben strategisch genutzt, um durch eine scheinbare Delegierung *ex post* jenes Vermittlungsverfahren zu umgehen, welches durch die an den Hochschulen angesiedelten Stellen zur Absolventenvermittlung gesteuert werden sollte. Auch diese administrative Lenkung der Statuspassage zwischen Universitätsabschluss und Erwerbssystem ließ teilweise erhebliche Handlungsspielräume, die von den Akteuren kreativ genutzt werden konnten, ohne dass hierbei die staatlichen Steuerungsinstanzen in irgendeiner Weise sanktionierend eingegriffen hätten, wobei das offizielle Vermittlungsverfahren in vielen Fällen nur noch zu einer *ex post*-Legitimation für eine durch individuelle Bemühungen erfolgreich abgeschlossene Arbeitsplatzsuche diente:

So hatte zum Beispiel ein Hochschulabsolvent die Liste und damit das Informationsmonopol dieser Institution unterlaufen, indem er sich beim „Rat des Kreises“ über die regionale Stellensituation informiert und eine Arbeitsstelle ausgesucht hatte und der „Rat des Kreises“ daraufhin eine bereits entsprechend spezifizierte Nachfrageliste an

die Absolventenvermittlung gab. Erfolgte in diesem Fall die Umgehung der Absolventenvermittlung noch durch Rückgriff auf eine andere staatliche Planungs- und Koordinierungsbehörde, so realisierten andere Akademiker ihren Berufseinstieg in völliger Eigenregie und unterliefen die staatlichen Planungs- und Vermittlungsinstanzen komplett. (ebd.: 269)

Ähnlich wie im ersten Beispiel ermöglichte es auch hier lokales Handlungswissen, die Bedeutung eines statistischen Aggregatphänomens (in diesem Fall die Tatsache, dass mehr als die Hälfte der Befragten in einer quantitativen Untersuchung angaben, ihre erste Arbeitsstelle durch die staatliche Absolventenvermittlung erhalten zu haben) zutreffend einzuschätzen. Für sich genommen produzierten die quantitativen Daten aber ein unzutreffendes Bild sozialer Wirklichkeit: Es wird der (verzerrte) Eindruck einer umfassenden sozialtechnologischen Steuerung des Arbeitsmarktes reproduziert, welcher einer offiziellen ideologischen Semantik im „real existierenden Sozialismus“ entsprach, während mehr oder weniger findige Akteure die sozialtechnologischen Kontrollstrategien nicht nur unterlaufen konnten, sondern sogar für die eigenen Handlungsziele zu instrumentalisieren vermochten¹².

Die Suche nach „Tiefenerklärungen“ für statistische Zusammenhänge und die Integration qualitativer und quantitativer Methoden

Hartmut Esser hat den Begriff der „Tiefenerklärung“ verwendet (vgl. Esser 1991: 40; Esser 1993: 83 ff.), um eine handlungstheoretisch fundierte soziologische Erklärung sozialer Makrophänomene abzugrenzen von „variablensoziologischen“ Erklärungsstrategien. Eine soziologische Erklärung ist dann eine solche Tiefenerklärung, wenn sie von dem interessierenden kollektivem Explanandum (in der Lebenslaufsoziologie: einer spezifischen Verteilung von Statusübergängen in einer bestimmten sozialen Gruppe zu einem gegebenen Zeitpunkt) einen Bezug herstellt zu Gesetzmäßigkeiten auf der Mikroebene individuellen Handelns. Im Kontext entscheidungstheoretischer Ansätze wird in diesem Zusammenhang oft von Makro-Mikro-Makro-Erklärungen gesprochen (vgl. hierzu Lindenberg/Wippler 1978; Colemann 1991; Esser 1993: 98): In einem ersten Schritt wird zur Erläuterung von Zusammenhängen auf der Makroebene soziologischer Beschreibung „hinabgestiegen“ zur Mikroebene, indem Aussagen getroffen werden über jene Einflüsse, die ein makrosozietares Phänomen auf individuelle Akteure ausübt. Ein weiterer Teil der Erklärung umfasst (eines oder mehrere) Mikromodelle, die das Handeln individueller Akteure erklären, indem Aussagen darüber formuliert werden, wie diese die Einflüsse sozialer Strukturen verarbeiten und auf der Grundlage dieser Verarbeitungsprozesse handeln. Im dritten Schritt einer Makro-Mikro-Makro-Erklärung soll geklärt werden, wie die von einzelnen Akteuren getroffenen Entscheidungen, ihre Handlungen und Interaktionen selber wiederum soziale Makrophänomene zuwege bringen.

Weder der (erste) Erklärungsschritt von der Makro- zur Mikroebene, noch die Mikromodelle sozialen Handelns können nun allein auf der Grundlage von allgemeinen Handlungstheorien erfolgen, stets müssen „Brückenannahmen“ eingeführt werden, die Bezug nehmen auf die Ebene normativer Orientierungen, auf Wertvorstellungen und

12 Zu ähnlichen Ergebnissen gelangen die Autoren des Bandes *Kollektiv und Eigensinn*, die die Bedeutung der „List des Individuums“ auch unter den Bedingungen äußerst restriktiver Lebenslaufregime mit quantitativen Methoden der Lebenslaufforschung aufzeigen konnten (Huinink/Mayer/Diewald 1995).

Deutungsmuster, die kulturellen Wissensbeständen entstammen. Um für die dargestellten empirischen Beispielen einen ersten Erklärungsschritt von der Makro- zur Mikroebene zu gehen, müssen etwa Fragen beantwortet werden wie: Wie nehmen Jugendliche das Handeln der Instanzen sozialer Kontrolle wahr und welche Sanktionen antizipieren sie für potentiell delinquentes Handeln? Wie interpretierten DDR-Bürger vor der Wende jene *constraints*, die ihrem berufsbiographischen Handeln unter den Bedingungen einer sozialistischen Parteidiktatur auferlegt waren, und welche Handlungschancen nahmen sie wahr? Der zweite Erklärungsschritt, die Formulierung von Mikromodellen, erforderte die Beantwortung von Fragen nach den beruflichen und persönlichen Zielen der Akteure und nach den Mitteln, die ihnen zur Erreichung dieser Ziele subjektiv zur Verfügung standen. Solche Fragen lassen sich keineswegs allein auf der Grundlage einer allgemeinen Theorie über menschliches Handeln beantworten, wie sie etwa eine Entscheidungstheorie in der Art der Wert-Erwartungstheorie darstellt. Deren Kernannahmen besagen im Grunde ja nur, dass individuelle Akteure aus einem Set überhaupt verfügbarer oder möglicher Handlungsalternativen diejenige auswählen, die am ehesten angesichts der vorgefundenen Situationsumstände bestimmte Ziele zu realisieren verspricht (Esser 1991: 54). Welche Handlungsalternativen aber nehmen die Akteure in dem untersuchten Handlungsfeld üblicherweise wahr? Welches sind die Handlungsziele, die in einem bestimmten kulturellen Kontext als erstrebenswert gelten und welches die zu ihrer Erreichung allgemein akzeptierten Mittel? Zur Klärung dieser Fragen muss auf lokales kulturelles Wissen (mit einem jeweils unterschiedlichem Geltungsbe- reich) zurückgegriffen werden, das sich nicht aus soziologischen Gesellschafts- und Handlungstheorien ableiten lässt.

So lässt sich also eine mikrosoziologisch fundierte Tiefenerklärung analytisch in zwei Teile trennen: einerseits in eine allgemeine handlungstheoretische Heuristik. Eine entscheidungstheoretische Heuristik würde etwa die Aussage machen, dass das untersuchte statistische Phänomen (etwa: die Verteilung bestimmter Statusübergänge) zurückzuführen ist auf einzelne Handlungen (begrenzt) rationaler, das heißt unter gegebenen sozialstrukturellen Bedingungen (und mit begrenzten Informationen) ihren Nutzen maximierende Akteure¹³. Der zweite Teil der Erklärung muss dann aber spezifizieren, welche sozialstrukturelle Bedingungen in welcher Weise von den Akteuren wahrgenommen werden und auf welche Nutzenargumente sie bei ihren Handlungsentscheidungen zurückgreifen. Wie die Beispiele zeigen, müssen solche Informationen oft aus lokalen Wissensbeständen entnommen werden: etwa dem Wissen darüber, welche Sanktionen von Instanzen sozialer Kontrolle in bestimmten (zeitlich und räumlich vielleicht eng begrenzten) Kontexten angesichts eines bestimmten abweichenden Verhaltens verhängt werden.

Strukturen des Lebenslaufs unter spezifischen institutionellen Bedingungen können also nicht angemessen erklärt werden ohne Rückgriff auf Wissensbestände über die für bestimmte Handlungsfelder typischen Akteursorientierungen und Deutungsmuster. Sozialwissenschaftler können oft dann relativ problemlos zutreffende Tiefenerklärungen für statistische Oberflächenphänomene formulieren, wenn sie als informierte Mitglied ihrer Gesellschaft Zugang zu deren Alltagswissensbeständen haben. Die Anwendung dieser „Gewohnheitsheuristik des Alltagswissen“ (Kelle/Lüdemann 1995) bei der Formulierung sozialwissenschaftlicher Erklärungen bringt normalerweise solange keine

13 Natürlich lassen sich auch andere handlungstheoretische Ansätze als Heuristiken verwenden.

schwerwiegenden Probleme mit sich, wie empirische Forschung in einer Kultur stattfindet, die dem Forscher selber vertraut ist. Die Gefahren einer solchen Schattenmethodologie werden offensichtlich, wenn nicht die eigene, sondern fremde Kulturen oder Subkulturen den Gegenstand der Untersuchung bilden, zu deren Wissensbeständen der Forscher *prima facie* keinen oder einen nur sehr beschränkten Zugang hat – und um fremde Subkulturen kann es sich bereits dort handeln, wo die Befragten einer anderen Schicht, einem anderen Geschlecht oder einer anderen Altersgruppe angehören, einen anderen Beruf oder andere religiöse und politische Orientierungen haben als die soziologischen Untersucher. Handlungsfelder, wie sie Gegenstand der beschriebenen Studien waren, sind hiervon besonders betroffen: Hier war die Kreativität der Akteure bei der Ausnutzung von institutionell gegebenen Handlungsspielräumen besonders gefordert, und es hatten sich lokale kulturelle Praktiken des Umgangs mit institutionellen Anforderungen abseits von allgemein verfügbaren gesellschaftlichen Handlungsmustern und Wissensbeständen entwickelt. Beide Beispiele zeigen eindrucklich die Bedeutung von Handlungskreativität und *agency* bei der Entstehung von (soziohistorisch kontingenten) Strukturen des Lebenslaufs: Sozialstrukturelle, institutionelle Bedingungen determinierten nicht das Handeln der Akteure, schufen vielmehr Gelegenheitsstrukturen, die von Akteuren kreativ ausgefüllt wurden – und dass nicht nur in einer sich rasch modernisierenden und individualisierenden Gesellschaft, sondern auch unter den Bedingungen einer sozialistischen Parteidiktatur mit erheblichen Modernisierungsdefiziten, wo Kreativität auf den unteren Ebenen der Planungshierarchie erklärtermaßen nicht und am wenigsten bei den Objekten der Planung selber zum Zuge kommen sollte.

Die Existenz von Handlungsspielräumen und deren kreative Nutzung durch die Akteure kann somit schwerwiegende Erklärungsdefizite erzeugen, solange nur qualitative oder nur quantitative Verfahren zur Anwendung kommen. Der Typus „Doppelleben“ ließ sich anhand des Datenmaterials aus dem standardisierten Makropanel zwar beschreiben, die ihm zugrundeliegenden sozialen Prozesse – hier: eine konkrete Praxis der Rechtsprechung, die eine „protektive“ Wirkung von Erwerbstätigkeit gegenüber juristischer Sanktionierung zur Folge hatte – konnten aber nur mit Hilfe qualitativer Daten rekonstruiert werden. Bei der quantitativen Untersuchung der Statuspassagen zwischen Universitätsausbildung und Erwerbstätigkeit in der DDR hätte die Verwendung nur quantitativer Verfahren eine schwerwiegende Fehlinterpretation zur Folge, die sich auch noch auf eine in der Literatur häufig geäußerten Sozialisationsthese berufen könnte: Demnach führt die Sozialisation in autoritären sozialistischen Gesellschaften zu Kompetenzdefiziten in der Gestaltung jener autonomen Lebenspraxis, wie sie eine Marktökonomie erfordert. Erst der gezielte und systematische Einsatz qualitativer Verfahren führte hier zur Aufdeckung der hinter der Fassade offizieller ideologischer Rhetorik tatsächlich noch vorhandenen (und zur Systemstabilisierung letztlich sogar notwendigen) Gestaltungsspielräume.

Aber auch qualitative Methoden reichen für sich genommen keineswegs aus, um den methodologischen Problemen zu begegnen, die sich aus der Existenz von solchen Gestaltungsspielräumen und den hierbei entstehenden lokalen Wissensbeständen und kulturellen Praktiken ergeben. Die daraus resultierende gesellschaftliche Heterogenität biographischer Handlungsmuster erfordert nicht nur besonders elaborierte Formen qualitativer Stichprobenkonstruktion, bei denen Prinzipien bewusst heterogener Auswahl und der Auswahl „typischer Fälle“ so miteinander kombiniert werden, dass der Einbe-

zug theoretisch relevanter Fälle gesichert werden kann. In vielen Fällen wird eine Einbindung qualitativer Forschung in quantitative Untersuchungsdesigns erforderlich, um jenen Validitätsbedrohungen zu begegnen, die die Verwendung kleiner Fallzahlen in qualitativen Studien zwangsläufig mit sich bringen. Ergebnisse quantitativer Voruntersuchungen können relevante sozialstrukturelle Rahmendaten erbringen, mit deren Hilfe differierende Handlungsbedingungen für die Akteure im Untersuchungsfeld erst identifiziert werden können. Auf diese Weise kann die qualitative Analyse von Akteursorientierungen systematisch auf Aspekte der Sozialstruktur bezogen werden und die oft in interpretativen Ansätzen vorherrschende „Strukturblindheit“ überwunden werden.

Die Integration von qualitativen und quantitativen Methoden, bei welcher Informationen über makrosozietaäre, nur auf der statistischen Aggregatebene abbildbare Phänomene verbunden werden mit Wissen über kulturell vermittelte Handlungsorientierungen und Praktiken, stellt somit eine bedeutsame Methodeninnovation dar. Mit ihrer Hilfe können charakteristische Schwächen beider Methodentraditionen ausgeglichen werden und Forschungsergebnisse erbracht werden, die eine umfassendere Erklärung von sozialen Strukturen in Lebensläufen erlauben, als sie aufgrund der Verwendung von Verfahren nur einer der beiden Methodentraditionen möglich wären.

LITERATUR

- Alheit, Peter und Erika M. Hoernig (Hg.) (1989): *Biographisches Wissen, Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung*. Frankfurt am Main, New York.
- Andreß, Hans-Jürgen (1996): *Arbeitslosigkeit und Arbeitsunfähigkeit*, in: Johann Behrens und Wolfgang Voges (Hg.): *Kritische Übergänge, Statuspassagen und sozialpolitische Institutionalisierung*, Schriften des Zentrums für Sozialpolitik, Bd. 4, Frankfurt am Main, New York, 227-273.
- Barton, Allen H. und Paul F. Lazarsfeld [1955] (1984)²: *Einige Funktionen von qualitativer Analyse in der Sozialforschung*, in: Christel Hopf und Elmar Weingarten (Hg.): *Qualitative Sozialforschung*, Stuttgart, 41-89.
- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft, Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Edition Suhrkamp, 1365 = N.F., Bd. 365, Frankfurt am Main.
- Beck, Ulrich und Elisabeth Beck-Gernsheim (1993): *Nicht Autonomie, sondern Bastelbiographie, Anmerkungen zur Individualisierungsdiskussion am Beispiel des Aufsatzes von Günter Burkart*, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 22, Heft 3, 178-187.
<https://doi.org/10.1515/zfsoz-1993-0302>
- Becker, Gary S. (1974): *A theory of marriage*, in: Theodore W. Schultz (Hg.): *Economics of the Family, Marriage, Children and Human Capital*, Chicago, 299-351.
- Becker, Gary S. (1981): *A treatise on the family*, Cambridge.
- Becker, Rolf (2000): *Klassenlage und Bildungsentscheidungen, Eine empirische Anwendung der Wert-Erwartungstheorie*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 52, Heft 3, 450-474. <https://doi.org/10.1007/s11577-000-0068-9>
- Behrens, Johann und Anne Dreyer-Tümmel (1996): *Abstiegskarrieren und Auffangpositionen*, in: Johann Behrens und Wolfgang Voges (Hg.): *Kritische Übergänge, Statuspassagen und sozialpolitische Institutionalisierung*, Schriften des Zentrums für Sozialpolitik, Bd. 4, Frankfurt, New York, 188-226.
- Bernard, H. Russell (2000): *Social Research Methods, Qualitative and Quantitative Approaches*, Thousand Oak.
- Blaikie, Norman W. H. (1991): *A Critique of the use of Triangulation in Social Research*, in: *Quality & Quantity*, 25, Issue 2, 115-136. <https://doi.org/10.1007/BF00145701>

- Blossfeld, Hans-Peter (1990): Berufsverläufe und Arbeitsmarktprozesse, Ergebnisse sozialstruktureller Längsschnittuntersuchungen, in: Karl Ulrich Mayer (Hg.): Lebensverläufe und Sozialer Wandel, Sonderheft 31 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen, 118-145. https://doi.org/10.1007/978-3-322-97011-4_5
- Blossfeld, Hans-Peter und Johannes Huinink (1989): Die Verbesserung der Bildungs- und Berufschancen von Frauen und ihr Einfluß auf die Familienbildung, Eine Längsschnittuntersuchung über die Entwicklung in der Bundesrepublik Deutschland seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs, in: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 15, Heft 4, 383-404.
- Blossfeld, Hans-Peter, Johannes Huinink und Götz Rohwer (1993): Wirkt sich das steigende Bildungsniveau der Frauen tatsächlich negativ auf den Prozeß der Familienbildung aus?, in: Andreas Diekmann und Stefan Weick (Hg.): Der Familienzyklus als sozialer Prozeß, bevölkerungssoziologische Untersuchungen mit den Methoden der Ereignisanalyse, Sozialwissenschaftliche Schriften, Bd. 26, Berlin, 216-233.
- Blossfeld, Hans-Peter und Ursula Jaenichen (1993): Bildungsexpansion und Familienbildung, in: Andreas Diekmann und Stefan Weick (Hg.): Der Familienzyklus als sozialer Prozeß, bevölkerungssoziologische Untersuchungen mit den Methoden der Ereignisanalyse, Sozialwissenschaftliche Schriften, Bd. 26, Berlin, 165-193.
- Blossfeld, Hans-Peter und Gerald Prein (Ed.) (1998): Rational Choice Theory and Large-Scale Data Analysis, Social inequality series, Boulder.
- Brannen, Julia (Ed.) (1992): Mixing Methods: Qualitative and Quantitative Research, Aldershot.
- Broeck, Andries van den und Felix Heunks (1994): Political culture: Patterns of political orientations and behaviour, in: Peter Ester, Loek Halman und Ruud de Moor (Hg.): The individualizing society, Value change in Europe and North America. Tilburg, 67-69.
- Bryman, Allen (1988): Quantity and Quality in Social Research, Contemporary social research series, Bd. 18, London, New York.
- Buhr, Petra und Christine Hagen (2001): Die subjektive Bedeutung von Sozialhilfverläufen, in: Susann Kluge und Udo Kelle (Hg.): Methodeninnovation in der Lebenslauforschung, Integration qualitativer und quantitativer Verfahren in der Lebenslauf- und Biographieforschung, Statuspassagen und Lebenslauf, Bd. 4, Weinheim, München, 189-216.
- Burkart, Günter (1998): Individualisierung und Elternschaft, Eine empirische Überprüfung der Individualisierungsthese am Beispiel USA und ein Systematisierungsvorschlag, in: Jürgen Friedrichs (Hg.): Die Individualisierungs-These, Opladen, 107-142. https://doi.org/10.1007/978-3-663-09724-2_8
- Burkart, Günter (1993): Individualisierung und Elternschaft – Das Beispiel USA, in: Zeitschrift für Soziologie, 22, Heft 3, 159-177. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-1993-0301>
- Cain, Leonard D. (1964): Life Course and Social Structure, in: Robert E. L. Faris (Hg.): Handbook of Modern Sociology, Chicago, 272-309.
- Coleman, James Samuel (1991): Grundlagen der Sozialtheorie, Bd. 1: Handlungen und Handlungssysteme, München.
- Cressey, Donald R. (1950): The Criminal Violation of Financial Trust, in: American Sociological Review, 15, 738-743. <https://doi.org/10.2307/2086606>
- Cressey, Donald R. (1971): Other People's Money, A Study in the Social Psychology of Embezzlement, Belmont, (erstmalig erschienen 1953).
- Creswell, John W. (1994): Research Design, Qualitative and Quantitative Approaches, Thousand Oaks.
- Dausien, Bettina (1996): Biographie und Geschlecht, Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten, IBL-Forschung, Bd. 1, Bremen.
- Diekmann, Andreas (1996): Zeitpunkt der Erstheirat und Streuung des Heiratsalters, in: Johann Behrens und Wolfgang Voges (Hg.): Kritische Übergänge, Statuspassagen und sozialpolitische Institutionalisierung, Schriften des Zentrums für Sozialpolitik, Bd. 4, Frankfurt am Main, New York, 154-168.

- Dietz, Gerhard-Uhrland, Eduard Matt, Karl F. Schumann und Lydia Seus (1997): „Lehre tut viel...“, Berufsbildung, Lebensplanung und Delinquenz bei Arbeiterjugendlichen, Münster.
- Ecarius, Jutta (1996): Individualisierung und soziale Reproduktion im Lebensverlauf, Konzepte der Lebenslauforschung, Opladen. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-99908-5>
- Elder, Glen H. (1978): Family History and the Life Course, in: Tamara Hareven (Hg.): Transitions, The Family and the Life Course in Historical Perspective, New York, 17-64. <https://doi.org/10.1016/B978-0-12-325150-3.50008-8>
- Elder, Glen H. (1995): The Life Course Paradigm: Social Change and Individual Development, in: Phyllis Moen, Glen H. Elder und Kurt Lüscher (Ed.): Examining Lives in Context, Perspectives on the Ecology of Human Development, Washington, 101-140. <https://doi.org/10.1037/10176-003>
- Erzberger, Christian (1998): Zahlen und Wörter, Die Verbindung quantitativer und qualitativer Daten und Methoden im Forschungsprozess, Status passages and the life course, Bd. 11, Weinheim.
- Erzberger, Christian und Gerald Prein (1997): Triangulation: Validity and Empirically Based Hypothesis Construction, in: Quality & Quantity, 31, Issue 2, 141-154. <https://doi.org/10.1023/A:1004249313062>
- Esser, Hartmut (1991): Alltagshandeln und Verstehen, Zum Verhältnis von erklärender und verstehender Soziologie am Beispiel von Alfred Schütz und „Rational Choice“, Die Einheit der Gesellschaftswissenschaften, Bd. 73, Tübingen.
- Esser, Hartmut (1993): Soziologie, Allgemeine Grundlagen, Frankfurt, New York.
- Esser, Hartmut (1998): Why are bridge hypotheses necessary?, in: Hans-Peter Blossfeld und Gerald Prein (Ed.): Rational Choice Theory and Large-Scale Data Analysis, Social inequality series, Boulder, 94-111. <https://doi.org/10.4324/9780429303753-6>
- Fischer-Rosenthal, Wolfram und Gabriele Rosenthal (1997): Warum Biographieanalyse und wie man sie macht, in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungswissenschaft, 17, Heft 4, 405-427.
- Fleck, Christian (1992): Vom „Neuanfang“ zur Disziplin?, Überlegungen zur deutschsprachigen qualitativen Sozialforschung anlässlich einiger neuer Lehrbücher, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 44, Heft 4, 747-765.
- Friedrichs, Jürgen (1980)⁸: Methoden empirischer Sozialforschung, Reinbek bei Hamburg.
- Friedrichs, Jürgen (Hg.) (1998): Die Individualisierungs-These, Opladen. <https://doi.org/10.1007/978-3-663-09724-2>
- Gerhardt, Uta (1986): Verstehende Strukturanalyse: Die Konstruktion von Idealtypen als Analyseschritt bei der Auswertung qualitativer Forschungsmaterialien, in: Hans-Georg Soeffner (Hg.): Sozialstruktur und soziale Typik, Campus Forschung, Bd. 465, Frankfurt am Main, New York, 31-83.
- Gerhardt, Uta (1991): Typenbildung, in: Uwe Flick, Ernst von Kardorff, Heiner Keupp, Lutz von Rosenstiel und Stephan Wolff (Hg.): Handbuch qualitative Sozialforschung: Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen, München, 435-439.
- Giddens, Anthony (1988): Die Konstitution der Gesellschaft, Grundzüge einer Theorie der Strukturierung, Theorie und Gesellschaft, Bd. 1, Frankfurt am Main.
- Glaser, Barney G. und Anselm S. Strauss (1967): The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research, New York. <https://doi.org/10.1097/00006199-196807000-00014>
- Heinz, Walter R. (Hg.) (1991): Theoretical Advances in Life Course Research, Konferenzschrift, 1989, Bremen, Status Passages and the Life Course, Bd. 1, Weinheim.
- Heinz, Walter R. (1992): Introduction: Institutional Gatekeeping and Biographical Agency, in: Ders. (Hg.): Institutions and Gatekeeping in the Life Course, Weinheim, 9-30.

- Heinz, Walter R. (2000): Übergänge: Individualisierung, Flexibilisierung und Institutionalisierung des Lebensverlaufs, 3. Beiheft der Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, Weinheim.
- Heinz, Walter R., Udo Kelle, Andreas Witzel und Jens Zinn (1998): Vocational training and career development in Germany-Results from a longitudinal study, in: *International Journal for Behavioral Development*, 22, Issue 1, 77-101.
<https://doi.org/10.1080/016502598384522>
- Huinink, Johannes (1990): Familie und Geburtenentwicklung, in: Karl Ulrich Mayer (Hg.): *Lebensverläufe und Sozialer Wandel*, Sonderheft 31 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen, 239-271. https://doi.org/10.1007/978-3-322-97011-4_9
- Huinink, Johannes, Karl Ulrich Mayer und Martin Diewald (1995): *Kollektiv und Eigensinn, Lebensverläufe in der DDR und danach*, Berlin. <https://doi.org/10.1524/9783050071497>
- Jahoda, Marie, Paul F. Lazarsfeld und Hans Zeisel (1982)⁴: *Die Arbeitslosen von Marienthal, Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit*, Edition Suhrkamp, Bd. 769, Frankfurt am Main (zuerst Psychologische Monographien, Bd. 5, Leipzig 1933).
- Kelle, Udo und Christian Erzberger (1999): Integration qualitativer und quantitativer Methoden, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 51, Heft 3, 509-531
- Kelle, Udo und Christian Erzberger (2001): Die Integration qualitativer und quantitativer Forschungsergebnisse, in: Susann Kluge und Udo Kelle (Hg.): *Methodeninnovation in der Lebenslaufforschung, Integration qualitativer und quantitativer Verfahren in der Lebenslauf- und Biographieforschung, Statuspassagen und Lebenslauf*, Bd. 4, Weinheim, München, 135-168.
- Kelle, Udo und Susann Kluge (1999): Vom Einzelfall zum Typus, Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung, *Qualitative Sozialforschung*, Bd. 4, Opladen. <https://doi.org/10.1007/978-3-663-11776-6>
- Kelle, Udo und Susann Kluge (2001): Einleitung, in: Susann Kluge und Udo Kelle (Hg.): *Methodeninnovation in der Lebenslaufforschung, Integration qualitativer und quantitativer Verfahren in der Lebenslauf- und Biographieforschung, Statuspassagen und Lebenslauf*, Bd. 4, Weinheim, München, 11-36.
- Kelle, Udo und Christian Lüdemann (1995): „Grau, teurer Freund ist alle Theorie...“, Rational Choice und das Problem der Brückenannahmen, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 47, Heft 2, 249-267.
- Kelle, Udo und Christian Lüdemann (1996): Theoriereiche Brückenannahmen?: Eine Erwiderung auf Siegwart Lindenberg, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 48, Heft 3, 542-546.
- Kelle, Udo und Christian Lüdemann (1998): Bridge Assumptions in Rational Choice Theory: Methodological Problems and Possible Solutions, in: Hans-Peter Blossfeld und Gerald Prein (Ed.): *Rational Choice Theory and Large-Scale Data Analysis, Social inequality series*, Boulder, 112-125. <https://doi.org/10.4324/9780429303753-7>
- Kluge, Susann (2001): Strategien zur Integration qualitativer und quantitativer Erhebungs- und Auswertungsverfahren, Ein methodischer und methodologischer Bericht aus dem Sonderforschungsbereich 186 „Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf“, in: Susann Kluge und Udo Kelle (Hg.): *Methodeninnovation in der Lebenslaufforschung, Integration qualitativer und quantitativer Verfahren in der Lebenslauf- und Biographieforschung, Statuspassagen und Lebenslauf*, Bd. 4, Weinheim, München, 37-88.
- Kluge, Susann und Udo Kelle (Hg.) 2001: *Methodeninnovation in der Lebenslaufforschung, Integration qualitativer und quantitativer Verfahren in der Lebenslauf- und Biographieforschung, Statuspassagen und Lebenslauf*, Bd. 4, Weinheim, München.
- Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37, Heft 1, 1-29.

- Kurz, Karin, Peter Prüfer und Margrit Rexroth (1999): Zur Validität von Fragen in standardisierten Erhebungen, Ergebnisse des Einsatzes eines kognitiven Pretestinterviews, in: ZUMA-Nachrichten, 23, Heft 44, 83-107.
- Lamnek, Siegfried (1995)³: Qualitative Sozialforschung, Band 1: Methodologie, Weinheim.
- Leisering, Lutz und Stephan Leibfried (1999): Time and Poverty in Western Welfare States, United Germany in Perspective, Cambridge.
- Lincoln, Yvonna S. und Egon G. Guba (2000)²: Paradigmatic Controversies, Contradictions and Emerging Influences, in: Norman K. Denzin und Yvonna S. Lincoln (Ed.): Handbook of Qualitative Research, Thousand Oaks, 163-188.
- Lindenberg, Siegwart (1981): Erklärung als Modellbau: Zur soziologischen Nutzung von Nutzentheorien, in: Werner Schulte (Hg.): Soziologie in der Gesellschaft, Referate aus den Veranstaltungen der Sektionen der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, der Ad-hoc-Gruppen und des Berufsverbandes Deutscher Soziologen beim 20. Deutschen Soziologentag in Bremen 1980, herausgegeben von der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Bremen, 20-35.
- Lindenberg, Siegwart und Reinhard Wippler (1978): Theorienvergleich: Elemente der Rekonstruktion, in: Karl Otto Hondrich und Joachim Mattes (Hg.): Theorienvergleich in den Sozialwissenschaften, Soziologische Texte; Bd. 108: N.F., Darmstadt, Neuwied, 219-231.
- Lindesmith, Alfred Ray (1968): Addiction and Opiates, Chicago (erstmalig erschienen 1947).
- Marini Mooney, Margaret (1978): The Transition to Adulthood: Sex Differences in Educational Attainment and Age of Marriage, in: American Sociological Review, 43, No. 4, 483-507. <https://doi.org/10.2307/2094774>
- Mayer, Karl Ulrich (Hg.) 1990: Lebensverläufe und Sozialer Wandel, Sonderheft 31 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-97011-4>
- Mayer, Karl Ulrich und Hans-Peter Blossfeld (1990): Die gesellschaftliche Konstruktion sozialer Ungleichheit im Lebensverlauf, in: Peter A. Berger und Stefan Hradil (Hg.): Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile, Soziale Welt, Sonderband, 7, Göttingen, 297-318.
- Mayer, Karl Ulrich und Walter Müller (1989): Lebensverläufe im Wohlfahrtsstaat, in: Ansgar Weymann (Hg.): Handlungsspielräume, Untersuchungen zur Individualisierung und Institutionalisierung von Lebensläufen in der Moderne, Der Mensch als soziales und personales Wesen, Bd. 9, Stuttgart, 41-60.
- Mayntz, Renate, Kurt Holm und Peter Hübner (1969): Einführung in die Methoden der empirischen Sozialforschung, Köln. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-96383-3>
- Meulemann, Heiner (1990): Schullaufbahnen, Ausbildungskarrieren und die Folgen im Lebensverlauf, Der Beitrag der Lebenslauforschung zur Bildungssoziologie, in: Karl Ulrich Mayer (Hg.): Lebensverläufe und Sozialer Wandel, Sonderheft 31 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen, 89-117. https://doi.org/10.1007/978-3-322-97011-4_4
- Opp, Karl-Dieter (1979): Individualistische Sozialwissenschaft, Arbeitsweise und Probleme individualistisch und kollektivistisch orientierter Sozialwissenschaften, Enke-Sozialwissenschaften, Stuttgart.
- Prein, Gerald und Lydia Seus (1999): „Müßiggang ist aller Laster Anfang?“: Beziehungen zwischen Erwerbslosigkeit und Delinquenz bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen, Ergebnisse einer qualitativen und quantitativen Längsschnittstudie, in: Soziale Probleme, 10, Heft 1, 43-74.
- Rendtel, Ulrich und Ulrich Pötter (1993): „Empirie“ ohne Daten, Kritische Anmerkungen zu einer Repräsentativitätsstudie über den Allbus, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 45, Heft 2, 350-358.
- Rindfuss, Ronald R., C. Gray Swicegood und Rachel A. Rosenfeld (1987): Disorders in the Life Course, in: American Sociological Review, 52, No. 6, 785-801. <https://doi.org/10.2307/2095835>

- Roethlisberger, Fritz Jules und William J. Dickson (1939): *Management and the Worker*, Cambridge.
- Ryder, Norman B. (1965): The cohort as a concept in the study of social change, in: *American Sociological Review*, 30, No. 6, 843-861. <https://doi.org/10.2307/2090964>
- Sackmann, Reinhold (1998): *Konkurrierende Generationen auf dem Arbeitsmarkt, Altersstrukturierung in Arbeitsmarkt und Sozialpolitik*, Opladen, Wiesbaden.
<https://doi.org/10.1007/978-3-322-85120-8>
- Sackmann, Reinhold, Ansgar Weymann und Matthias Wingens (Hg.) (2000): *Die Generation der Wende, Berufs- und Lebensverläufe im sozialen Wandel*, Wiesbaden.
<https://doi.org/10.1007/978-3-322-83354-9>
- Sackmann, Reinhold und Matthias Wingens (Hg.) (2001): *Strukturen des Lebenslaufs, Übergang – Sequenz – Verlauf, Statuspassagen und Lebenslauf*, Bd. 1, Weinheim, München.
- Schaeper, Hildegard und Andreas Witzel (2001): *Rekonstruktion einer qualitativen Typologie mit standardisierten Daten*, in: Susann Kluge und Udo Kelle (Hg.): *Methodeninnovation in der Lebenslaufforschung, Integration qualitativer und quantitativer Verfahren in der Lebenslauf- und Biographieforschung, Statuspassagen und Lebenslauf*, Bd. 4, Weinheim, München, 217-260.
- Schnell, Rainer, Paul B. Hill und Elke Esser (1999)⁶: *Methoden der empirischen Sozialforschung*, München.
- Smith, John K. (1983): Quantitative versus Qualitative Research: An Attempt to Clarify the Issue, in: *Educational Researcher*, 12, No. 3, 6-13.
<https://doi.org/10.3102/0013189X012003006>
- Tashakkori, Abbas und Charles Teddlie (1998): *Mixed Methodology, Combining Qualitative and Quantitative Approaches*, Applied Social Research Methods Series, Vol. 46, London.
- Wagner, G. 1996: „Gemeinsamer Rentenzugang“, in: Johann Behrens und Wolfgang Voges (Hg.): *Kritische Übergänge, Statuspassagen und sozialpolitische Institutionalisierung*, Schriften des Zentrums für Sozialpolitik, Bd. 4, Frankfurt, New York, 323-348.
- Weymann, Ansgar (Hg.) (1989): *Handlungsspielräume, Untersuchungen zur Individualisierung und Institutionalisierung von Lebensläufen in der Moderne, Der Mensch als soziales und personales Wesen*, Bd. 9, Stuttgart.
- Weymann, Ansgar und Walter R. Heinz (Ed.) (1996): *Society and Biography, interrelationships between Social Structure, Institutions and the Life Course, Status passages and the life course*, Vol. 9, Weinheim.
- Wingens, Matthias (1999): Der „gelernte DDR-Bürger“: biographischer Modernisierungsrückstand als Transformationsblockade?, *Planwirtschaftliche Semantik, Gesellschaftsstruktur und Biographie*, in: *Soziale Welt*, 50, Heft 3, 255-280.
- Winsborough, Halliman H. (1979): *Changes in the Transition to Adulthood*, in: Matilda White Riley (Hg.): *Aging from Birth to Death*, Bouldner, 137-152.
- Zetterberg, Hans L. (1965): *On Theory and Verification in Sociology*, Totowa (erstmal erschienen 1953).

Vom „statistischen Kleingemälde“ zur „Lebensgeschichte“

Die Entwicklung von Biographie- und Lebensverlaufsforschung in der frühen deutschen Soziologie

Martin Schmeiser

[*BIOS 17 (2004), Heft 1, 69-94*]

Über die Entwicklung der Biographie- und Lebensverlaufsforschung in der frühen deutschen Soziologie ist wenig bekannt. Die ausführliche *Geschichte persönlicher Dokumente in Ethnologie, Soziologie und Psychologie* von Sigrid Paul (1979, 2 Bände) geht lediglich auf die Geschichte der Biographieforschung in den USA ein. Auch die Einführung in die Biographieforschung von Werner Fuchs-Heinritz kommt in dem entsprechenden Kapitel zur „Geschichte der biographischen Forschung“ nur beiläufig auf erste Ansätze zur biographischen Forschung in Deutschland zu sprechen (Fuchs-Heinritz 2000: 106 f.; vgl. analog Chanfrault-Duchet 1995). Nur die luzide Geschichte der empirischen Sozialforschung von Horst Kern geht ausführlicher auf die Anfänge der Biographieforschung ein, thematisiert aber lediglich die um 1900 herum von Paul Göhre angestoßene Veröffentlichung von Arbeitermemoiren (Kern 1982: 102 ff.). Und was die Entwicklung der ersten Ansätze der quantitativen Lebensverlaufsforschung angeht, so existieren darüber meines Wissens überhaupt noch keine gesonderten Darstellungen. Die nachfolgende Studie zeichnet die Geschichte der Biographie- und Lebensverlaufsforschung in Deutschland ab dem Ende des 19. Jahrhunderts bis 1933 nach. Die Darstellung wird zunächst in den Kontext der Entwicklung der empirischen Sozialforschung ab dem 19. Jahrhundert eingebettet, so werden Hindernisse sichtbarer, die der Verwendung autobiographischer Materialien zunächst entgegenstanden.

Die Darstellung beginnt mit einem kurzen Blick auf die Entwicklung in der Sozialforschung ab der Mitte des 19. Jahrhunderts und folgt dann den entscheidenden Stationen bis 1933. Im Resümee wird die Entwicklung von Biographie- und Lebensverlaufsforschung in der deutschen Soziologie im Kontext eines Ländervergleichs und des Vergleichs mit den Nachbardisziplinen diskutiert.

1. Unzuverlässige Zeugen? Die Enqueten des Vereins für Sozialpolitik als Arbeiterforschung ohne Arbeiter

So groß die Zahl autobiographischer und biographischer Dokumente seit der Antike auch war (vgl. Misch 1907/1 bis 1969/8), das Interesse an ihnen bezog sich in den zurückliegenden Jahrhunderten überwiegend auf herausragende und historisch bedeutsame Individuen. Und auch wenn Johann Gottfried Herder bereits Ende des 18. Jahr-

hundreds eine Programmatik der biographisch fundierten Humanwissenschaften vorlegte (vgl. Herder 1953: 357), findet man wesentliche Ansätze zur Einführung der biographischen Methode erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Dabei erfolgte in der Soziologie die Hinwendung zu autobiographischen Materialien zögerlicher als in der Psychologie, Psychiatrie, Psychoanalyse und Völkerkunde. Das mag zum einen damit zusammenhängen, dass die großen theoretischen Entwürfe eines Comte, Marx oder Durkheim ihre Hauptaufgabe zuallererst darin gesehen haben, die Gesellschaftlichkeit des Lebens und ihrer Individuen nachzuweisen (vgl. Fuchs-Heinritz 2000: 83). Zum anderen ist jedoch auch die Entwicklung der empirischen Sozialforschung lange Zeit von einem Interesse an der großen Zahl beherrscht gewesen, sodass sich ein einzelfallorientierter Zugang im deutschsprachigen Raum erst über die besondere Tradition der jüngeren Schule der historischen Nationalökonomie entwickeln konnte.

Um 1850 herum war in Deutschland die „Moralstatistik“ eine Art Modewissenschaft. Sie wollte der kausalen Abhängigkeit des gesellschaftlichen Menschen von bestimmten allgemeinen Faktoren nachgehen. Bei dem Versuch, das Funktionsgefüge der Gesellschaft mit quantifizierenden Methoden transparent zu machen, knüpfte man an die Arbeiten Adolphe Quetelets und sein 1835 erschienenes Buch *Soziale Physik: Abhandlung über die Entwicklung der Fähigkeiten des Menschen* an. Nicht individuelle Besonderheiten, die je spezifischen Ausprägungen der Lebensgeschichte und der Persönlichkeit eines Einzelmenschen waren für ihn von Interesse, sondern die Suche nach dem „mittleren Menschen“ einer bestimmten Gesellschaftsformation (vgl. Kern 1982: 37 ff.). Dieser mittlere Mensch ließ sich nur durch eine numerische Erörterung sozialer Tatsachen ermitteln. Die Regelmäßigkeiten einer Gesellschaft konnte man durch die Abstraktion von individuellen Besonderheiten erkennen, und man musste Beobachtungen an einer hinreichend großen Zahl von Fällen durchführen, um das Zufällige und Individuelle vom Allgemeinen und Sozialtypischen unterscheiden zu können.

Der Aufschwung der deutschen Verwaltungsstatistik in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stand stark unter dem Einfluss von Quetelet. Seinen Ausdruck fand der Fortschritt der Verwaltungsstatistik in der Gründung von statistischen Büros (Preussen 1805; Westfalen 1809; Bayern 1813; Württemberg 1820). Sie wurden zu staatlichen Sammel- und Veröffentlichungsstellen für statistisches Material (Bonß 1982: 100). Die deutsche Nationalökonomie war gegenüber den hinter dem Gesetz der großen Zahl stehenden Quantifizierungsbestrebungen skeptisch eingestellt. Die jüngere historische Schule der Nationalökonomie um Gustav Schmoller und Lujo Brentano glaubte nicht daran, dass Gesetze „wie Brombeeren an der Hecke wachsen“ (Schmoller zitiert nach Goetz 1941: 206). Sie trat im älteren Methodenstreit des Vereins gegenüber dem Wiener Nationalökonom Carl Menger gegen das Programm einer „exakten“, „deduktiven“ und „abstrakten“ Nationalökonomie an und votierte stattdessen für ein historisches und induktives Vorgehen, das einzelne Phänomene in ihrem So-und-nicht-anders-Gewordensein zu untersuchen hatte (Lindenlaub 1967: 96 ff.).

Methodisch führte diese Position zu einem Alternativkonzept der empirischen Untersuchung, nämlich einer monographischen Orientierung. In ihrem Zentrum standen Fallstudien, wobei quantitativ-statistische und qualitativ-historische Vorgehensweisen kombiniert wurden. Die alternative Arbeitsweise der Monographie wurde umgesetzt in den Untersuchungen des Vereins für Socialpolitik. 1873 gegründet, verfochten die Mitglieder die Idee eines bürgerlichen „Sozialstaats“. Nachdem gegenüber England in Deutschland die industrielle Revolution erheblich verzögert eingetreten war, ging es

darum, einen möglichen Unfrieden der zunehmend in den Sog des Lohnarbeiterdaseins geratenden Bevölkerungsgruppen dadurch abzuwenden, dass die Untersuchung der sozialen Frage mit sozialreformerischen Bemühungen verbunden wurde. Schwerpunkt der Vereinstätigkeit wurde die Durchführung sozialwissenschaftlicher Untersuchungen über sozialpolitisch bedeutsame Fragen wie die Fabrikgesetzgebung (1873), das Lehrlingswesen (1875), die Zustände in der Landwirtschaft (1883), die Wohnungsnot (1886), den Wucher (1887), die Hausindustrie (1889) sowie die Verhältnisse der Landarbeiter (1892) (vgl. Kern 1982: 89).

Begnügte man sich zunächst mit dem Erstellen von Gutachten, so entwickelte der Verein mit der Zeit ein differenziertes Erhebungsverfahren: die Enquete. Sie war die einmalige Untersuchung eines Problemkomplexes, dessen Erörterung für die Vorbereitung der Sozialgesetzgebung wichtig erschien. Sie war komplex angelegt, da Informationen aus statistischen Aufarbeitungen, monographische Studien, Befragungen von Experten und Interessenten sowie Gutachten von Wissenschaftlern in sie eingingen. Ihr Hauptmittel war die Anhörung von Zeugen und Sachverständigen, in der wie in einem „Tribunal alle Parteien mit ihrem Anliegen“ geladen werden sollten (Bonß 1982: 128 f.). Ein allseitiges Bild der Tatsachen sollte dadurch entstehen, dass divergierende Standpunkte konfrontiert wurden. Die einem Gerichtsverfahren ähnelnde Kreuzverhörtechnik war den sozialpolitischen Enqueten des britischen Parlaments entlehnt, die eine ungewöhnlich kühne Enquetetechnik besaßen (Kern 1982: 74 ff.). Schaut man die entsprechenden Untersuchungen jedoch durch, dann wird deutlich, dass nicht alle Parteien mit ihren Anliegen geladen wurden, sondern eine Forschung mittels „orts- und sachkundiger Männer“ betrieben wurde, als die dann Arbeitgeber, Verbandsvertreter, Lehrer, Pfarrer und Beamte galten. Bei der Landarbeiterenquete von 1892 wurde eine schriftliche Befragung von 3.180 Landwirten und Gutsbesitzern unternommen, nicht jedoch eine Befragung der Landarbeiter selbst, die ja eigentlich Gegenstand der Studie waren. Als der Sozialdemokrat Max Quarck zur Landarbeiterenquete anmerkte, hier liege keine Einvernahme von „Zeugen“, sondern die Selbstdarstellung einer „Partei“ vor, wandte man ein, dass die Betroffenen „geistig so wenig entwickelt und über ihr Selbstinteresse so wenig klar“ seien, „dass eine kurze Vernehmung wahrscheinlich wenig Bedeutsames und Wertvolles zu Tage gefördert haben würde“ (Verein für Sozialpolitik 1892: XII).

Max Weber, der die Bearbeitung der „Lage der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland“ (1892a) übernommen hatte, räumte die Schwäche des Vorgehens indirekt ein, als er am Schluss seines tausend Seiten starken Berichts darauf zu sprechen kam, dass über die „subjektive Stellungnahme der Arbeiter innerhalb der gegenwärtigen Veränderungen“ das Material nur eine „teilweise“ und „unvollständige“ Antwort gebe (1984: 919). Weber sah klar und deutlich, dass in der Enquete nur die „Angaben und Auffassungen der Arbeitgeber allein zum Ausdruck gelangen“ (ebd.: 63). Als er dann aufgrund seiner guten persönlichen Beziehungen zum Generalsekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses, Paul Göhre, in die Lage kam, den Kongress dafür zu gewinnen, seinerseits eine neue Enquete über die Lage der Landarbeiter durchzuführen, ging es ihm darum, unparteiischere Ergebnisse zu gewinnen als zuvor. Statt der Gutbesitzer und Landwirte unternahm er deshalb eine „Befragung der Geistlichen“. Das „scheinbar Nächstliegende“, nämlich „die Arbeiter selbst in Gestalt der Versendung eines Fragebogens“ heranzuziehen, schien Max Weber unpraktikabel. Wer die „Eigenart dieser Arbeiter“ kenne, wisse, dass ein solches Vorgehen „erhebliche Verwirrung gestiftet,

aber kein sachliches Ergebnis gehabt“ hätte. Also bleibe nur der Weg, ortsangesessene Mittelspersonen mit der Befragung zu betrauen. Da die Probleme „in ganz hervorragendem Masse auf dem psychologischen Gebiet“ lägen, schien Weber der gangbarste Weg der, „den Versuch zunächst bei den Geistlichen zu machen“ (Weber 1993b: 209 f.).

Die von Max Weber und Paul Göhre angeschriebenen Landgeistlichen gingen schließlich so vor, dass sie „die Arbeiter ihres Dorfes“ zusammennahmen „und mit ihnen kollegialisch“ verhandelten, teils wählten sie „den Weg der ambulanten Einzelausfrage“. Jedenfalls hatte Weber über die Vermittlung dieser Vertrauenspersonen eine „Fülle von Angaben aus Arbeitermund“ vor sich. Als er dann im Mai 1894 auf dem Fünften Evangelisch-sozialen Kongress in einem Referat über die Enquete berichtete, betonte er nicht ohne Stolz gleich zu Beginn, dass eine „Personenklasse“ an der Untersuchung mitgearbeitet habe, „die in unserem Staate bisher überhaupt noch nie zu Wort gekommen ist, und welche deshalb die Gesetzgebung bisher konsequent ignoriert hat: *die deutschen Landarbeiter*“ (Weber 1993c: 314).

Die Enqueten des Vereins für Socialpolitik hatten also zunächst die Lebensverhältnisse der Arbeiter zu erforschen versucht, ohne die Arbeiter selbst zu befragen. Noch für die 1880er Jahre konstatierte Gottlieb Schnapper-Arndt, dass diejenigen, die über „Arbeiterverhältnisse“ schrieben, ihre Angaben „von den Arbeitgebern“ bezogen. Sich stattdessen „mit dem Arbeiter selbst in Beziehung zu setzen“ erschien diesen Forschern „als ein unerhörtes Wunder“ und als „ein unzuverlässiges, gewagtes, abenteuerliches Verfahren“ (Schnapper-Arndt 1906a: 89). Obwohl die jüngere historische Schule der deutschen Nationalökonomie ein alternatives Methodenverständnis besaß, das einer einseitigen Quantifizierung gegenüber skeptisch eingestellt blieb, war die Reserve gegenüber einer direkten Befragung von Arbeitern und Landarbeitern so stark, dass sich in diesem Feld zunächst kein Ansatz für eine qualitative Forschung und die Biographieforschung entwickeln konnte (vgl. auch die ernüchternde Schilderung der Entwicklung der Feldbeobachtung nach 1880 bei Oberschall 1997: 123 ff.).

Die Zurückhaltung gegenüber den angeblich unzuverlässigen Zeugen ist ein merkwürdiges Phänomen. Das Argument, dass man es bei den Landarbeitern mit einem „geistig wenig entwickelten“ Personenkreis zu tun habe, ist dabei nur vordergründig stimmig, zumal Webers zweite Enquete durchaus den Gegenbeweis antrat, auch wenn er sich der Landgeistlichen als Vertrauens- und Mittelspersonen bediente. Sicherlich hat damals ein patriarchalisches Selbstverständnis der Nationalökonomien eine Rolle gespielt, nach dem es vollauf genügte, sich auf das Zeugnis der Arbeitgeber zu verlassen (vgl. Bonß 1982: 137). Unübersehbar ist jedoch auch, dass die späteren Untersuchungen des Vereins, die dann nach der Wende ins 20. Jahrhundert den Weg der direkten Befragung wählten, mit einem sehr starken Misstrauen der Arbeiter konfrontiert waren (vgl. Kern 1982: 97 f.). Eine Demokratisierung der deutschen Gesellschaft hatte noch nicht stattgefunden, und Wilhelm II. hatte keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, dass die Mitgliedschaft in der Sozialdemokratie mit den Pflichten einer „Lehrers unserer Jugend an der königlichen Hochschule“ unvereinbar war (Mast 1980: 109), zudem waren die Jahre 1878 bis 1890 durch die Sozialistengesetze bestimmt. Die Professoren mussten demnach den Arbeitern zwangsläufig als „königlich preussische Beamte“ und als Vertreter der bürgerlichen Wissenschaft erscheinen, und für die Professoren war die Distanz zu den unteren Bevölkerungsschichten offenbar so groß, dass der

Weg der direkten Befragung und der teilnehmenden Beobachtung gar nicht erst beschritten wurde.

In anderen europäischen Ländern und den Vereinigten Staaten war im 19. Jahrhundert die direkte Befragung und teilnehmende Beobachtung einfacher Bevölkerungsgruppen durchaus gängig (man denke an Le Play in Frankreich und die Chicago-School in den USA), während in Deutschland aufgrund einer noch fehlenden Demokratisierung auch ein deutscher Sonderweg der zögerlichen Annäherung an das Forschungsobjekt vorlag. Es dürfte deutlich geworden sein, dass die Vorbehalte gegenüber den unzuverlässigen Zeugen ein Hemmschuh für die Entwicklung der modernen Biographieforschung waren. Sie setzt gerade voraus, dass man sich den Jedermannsbiographien zuwendet, während die Biografik früherer Jahrhunderte eine Art Forschung über „große Männer“ war. Was aber dem Verein für Socialpolitik trotz eines alternativen Methodenverständnisses bis zum Ende des 19. Jahrhunderts nicht gelang, wagten dann zwei Außenseiter: Gottlieb Schnapper-Arndt und Paul Göhre.

2. Die „statistischen Kleingemälde“ von Gottlieb Schnapper-Arndt

Der erste, der im deutschsprachigen Raum eine Art Biographieforschung forderte, war der an der Universität Lemberg lehrende Philologe Richard Maria Werner, der 1895 den Vorschlag machte, nicht nur die Biographien berühmter Menschen aufzuschreiben. Er ging davon aus, dass „jedes Menschenleben eine Erzählung (verdient)“, und forderte deshalb, „durch solche Biographien der ‚Namenlosen‘ dem Völkerpsychologen reiches Material zuzuführen“ (Werner 1988: 70 ff.).

Eine erste Umsetzung erfuhr dieses Programm dann durch die Veröffentlichung *Nährkele. Ein sozialstatistisches Kleingemälde aus dem schwäbischen Volksleben* (1904) von Gottlieb Schnapper-Arndt. Schnapper-Arndt führte aufgrund einer vermögenden Herkunft ein Leben als unabhängiger Privatgelehrter und war erst sehr spät an der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften in Frankfurt am Main als Dozent für Statistik tätig. Er hatte eine gründliche Ausbildung bei den Vertretern der historischen Schule der Nationalökonomie durchlaufen. In seinen wirtschaftsgeschichtlichen Forschungen war er der Überzeugung, dass man sich auf kleine, eng begrenzte Gebiete beschränken müsse. Ähnlich ging er auch bei der sozialstatistischen Arbeit vor. Bei der Untersuchung von Haushaltbudgets ging es ihm nicht um die großflächige und ungenaue Erfassung vieler Budgets, sondern er konzentrierte sich auf Einzelfälle, die er zeitaufwändig und minutiös recherchierte.

Nährkele ist zunächst die „wirtschaftliche Biographie“ einer 1835 geborenen Weißzeugnäherin, die ihren Unterhalt durch Flicken und das Anfertigen von Morgenhauben, Kragen und Manschetten verdiente. Die Quellenbasis der Einzelfallstudie ist breit: Briefe, Quittungen, Steuerzettel, Einnahme- und Ausgabebücher, „mehrfache Besichtigungen ihrer Wohnung“ und „zahlreiche Gespräche“, die Schnapper-Arndt mit dem Nährkele führte, als diese für seine Frau arbeitete. Detailliert werden die Besitz- und Erwerbsverhältnisse rekonstruiert, es werden die Ernährungsgewohnheiten geschildert, und es wird ein Wohnungs- und Kleidungsinventar erstellt. Schließlich wird die Lebensgeschichte von Nährkele dargestellt, wobei die äußere und innere Lebensgeschichte auch unter Rückgriff auf zahlreiche Passagen aus den mit ihr geführten Gesprächen zur Darstellung gebracht wird. Bei der Veröffentlichung dieser Lebensgeschichte war sich Schnapper-Arndt sehr wohl bewusst, dass er um „einiges den Rahmen

überschreitet, innerhalb dessen ich mich in früheren Publikationen gehalten habe“. Er begründete diese Form der Biographieforschung mit den Worten: „Ich erachte, dass psychologische Zustände und Entwicklungen einer naturgetreuen Beobachtung und Wiedergabe sowohl fähig wie würdig sind, und dass es nicht genügt, die nötigen realistischen Einblicke nur in anormalen Fällen, nämlich aus Biographien hervorragender Persönlichkeiten oder aus Gerichtsverhandlungen zu erhalten“ (1906b: 210). Die Hinwendung zum Einzelfall und seiner Lebensgeschichte wurde damit legitimiert, dass man es mit einer „für das äußere und namentlich innere Leben weiter Volkskreise charakteristischen Lebensgeschichte“ zu tun habe. Schnapper-Arndt war an typischen Einzelfällen interessiert, dementsprechend hieß es gleich zu Beginn der Veröffentlichung: „Nicht das Leben eines Menschen, das Leben vieler wird erzählt, wenn immer wir uns in die Geschichte eines einzigen ernstlich vertiefen“ (ebd.: 190).

Schnapper-Arndts Hinwendung zu Haushaltsbudgets erklärt sich durch die Rezeption der Arbeiten von Frédéric Le Play, dem in der frühen Entwicklung der empirischen Sozialforschung die Rolle zukam, die monographische Detailanalyse an die Stelle der Massenbeobachtung zu setzen (vgl. Kern 1982: 50 ff.). Le Play wandte sich von der damals noch üblichen sekundäranalytischen Auswertung von Massendaten ab, und plädierte für ein Verfahren der Primärerhebung, wobei bei ihm die direkte Beobachtung von Familien im Zentrum stand. Herzstück seiner Familienuntersuchungen war die Erhebung sogenannter Familienbudgets (Budget der Jahreseinnahmen und -ausgaben). Das Verfahren der monographischen Detailanalyse war eine Methode der „Empirie der kleinen Zahl“. Die direkte Beobachtung der Lebensweise von Familien verursachte einen beträchtlichen Erhebungsaufwand, sodass die Zahl der Erhebungsfälle radikal eingengt werden musste. Je kleiner die Fallzahlen aber wurden, desto schärfer stellte sich die Frage nach den Kriterien der Fallauswahl. Von daher überrascht es nicht, dass Schnapper-Arndt betont, eine „charakteristische Lebensgeschichte“ darzustellen. Sorgfalt bei der Auswahl der Untersuchungsobjekte konnte nur dann garantiert werden, wenn man sich auf für den Gesamtzusammenhang typische Einzelfälle konzentrierte.

3. Methodische Innovation eines Außenseiters: Paul Göhre und die Sammlung von Arbeitermemoiren

Kurz nach der Wende ins 20. Jahrhundert erschien in Deutschland eine Reihe von Arbeitermemoiren, bei deren Veröffentlichung Paul Göhre eine wichtige Rolle spielte. Göhre war ein an der Arbeiterfrage interessierter Theologe, der schließlich „selbst unerkannt unter die Leute [ging]“ und einige Zeit als Fabrikarbeiter tätig war, um dann die Ergebnisse seiner teilnehmenden Beobachtung 1891 unter dem Titel *Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche* zu veröffentlichen. Danach übernahm er das Amt des Generalsekretärs des Evangelisch-sozialen Kongresses, in dem er zum linken Flügel zählte, trat dann der SPD bei und erhielt schließlich einen Reichstagsssitz (vgl. Kern 1982: 102 f.).

Drei Monate Fabrikarbeiter erregte viel Aufsehen, aber erntete auch Kritik. Max Weber, der mit Göhre befreundet war und mit ihm bei der Planung der Landarbeiter-enquete durch den Evangelisch-sozialen Kongress eng zusammenarbeitete, verteidigte schließlich öffentlich Göhres Vorgehen, indem er hervorhob, „daß es zahlreiche und höchst wichtige ‚Imponderabilien‘ der Arbeiterfrage gibt, über die allerdings nur der Weg örtlicher autoptischer Recherche Aufschluß geben kann“ (Weber 1993a: 111).

Göhre begann nun, Arbeitermemoiren anzuregen, zu sammeln und herauszugeben. Am Beginn standen die *Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters* von Carl Fischer (1903), dann Moritz Brommes *Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters* (1903-1905, 2 Bände), Fischers *Arbeiterschicksale* (1906), Wenzel Holeks *Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters* (1909) und schließlich *Das Leben eines Landarbeiters* von Franz Rehbein (1911) und *Jugendgeschichte einer Arbeiterin* von Adelheid Popp (1909) (vgl. zu weiteren Dokumenten Emmerich 1974/1975; Frerichs 1980).

Zwar stießen die Arbeiterlebenserinnerungen bei den Sozialforschern auf ein reges Interesse, aber es lässt sich nicht sagen, dass damit in Deutschland die Stunde der Biographieforschung begann. Erst 1929 wurde im „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ die von dem damals in Basel lehrenden Robert Michels angeregte Dissertation Adelbert Kochs *Arbeitermemoiren als sozialwissenschaftliche Erkenntnisquelle* veröffentlicht. Koch wollte mit der Erfassung der Lebenserinnerungen „eine solide Grundlage für das Studium der Psyche und der Lebenswelt des Proletariats schaffen“. Den Wert der Quellen sah er darin, etwas über „die eigentliche proletarische Lebensführung des Alltags“ zu erfahren, und er versuchte, um eine „abstrakt vorgestellte Figur“ herum „die typischen Erlebnisse und Ereignisse des proletarischen Lebens“ herauszuarbeiten (Koch 1929: 129 ff.). In der Beurteilung von Lebenserinnerungen als Quelle ist bei Koch weniger bedeutsam, dass er von Erinnerungstäuschung und von Tendenzen zum Verschweigen und Verstellen in der Selbstdarstellung spricht, sondern dass ihn das Problem beschäftigt, ob man es überhaupt mit Memoiren von Arbeitern zu tun hat. Hier stellt er fest, dass bei den Autoren „außerordentliche persönliche Verhältnisse“ wie „Junggesellentum“ und „Kinderlosigkeit“ die Niederschrift veranlasst haben, dass der Bildungsgrad der Autoren über dem Durchschnitt der übrigen Klassenangehörigen liegt und dass die Autoren bei der Niederschrift nicht mehr dem „wertaktiven Proletariat“ angehörten, sondern „in eine höhere soziale Schicht hinaufgestiegen“ waren (ebd.: 132 ff.). Steht bei Schnapper-Arndts Vorgehen der Suche nach einem lebensgeschichtlichen Erzähler das Problem der Exemplarizität des Einzelfalls im Zentrum der Reflexion, so drängt sich bei der Verwendung von vorliegenden gedruckten autobiographischen Materialien das Problem der Repräsentativität in den Vordergrund. Tatsächlich kommt man beim Rückgriff auf gedruckte Lebenserinnerungen nicht darum herum, sorgfältig abzuklären, was der Anlass der Niederschrift war, und dann näher zu bestimmen, mit welchem Personenkreis man es überhaupt zu tun hat. Aus heutiger Sicht läge dann mit Blick auf die genannten Arbeitermemoiren der Ratschlag nahe, in diesen nicht nach den typischen Strukturen des Proletarierlebens zu suchen, sondern sie etwa unter Einbezug von Bruno H. Bürgels *Vom Arbeiter zum Astronomen: Der Aufstieg eines Lebenskämpfers* (1929) zum Ausgangspunkt einer Studie über Aufsteiger mit proletarischer Herkunft zu machen, wie dies bereits Theodor Geiger 1931 einmal empfahl (Geiger 1962: 156).

4. Die Untersuchungen über „Auslese und Anpassung der Arbeiter in der Großindustrie“ – Ein fehlgeschlagenes Projekt von Alfred und Max Weber

Der Verein für Sozialpolitik hatte in zahlreichen Untersuchungen eine Unmenge von Querschnittsdaten über die Lebensverhältnisse der Arbeiter gesammelt. Das Aufkom-

men der Arbeitermemoiren lud nun dazu ein, den Blickwinkel von punktuellen Analysen weg und auf Lebensverläufe zu richten. Es war also de facto nur ein kleiner Schritt erforderlich, um in der empirischen Sozialforschung selbst den Versuch zu unternehmen, eine lebenslaufsoziologische Fragestellung zu entwickeln, und die Sozialforschung um eine diachrone Untersuchungsperspektive zu bereichern. Eine solche lebensverlaufsorientierte Perspektive wurde von der zweiten Generation der Mitglieder des Vereins für Sozialpolitik in der Untersuchung „Auslese und Anpassung (Berufswahl und Berufsschicksal) der Arbeiter in den verschiedenen Zweigen der Großindustrie“ (1909-1912) entwickelt. Die Initiatoren der für die spätere Entwicklungsphase des Vereins für Sozialpolitik wohl bedeutendsten Untersuchung waren Alfred Weber, dessen Bruder Max Weber und Heinrich Herkner.

Die Fragestellung des Projekts hatte Max Weber in einem Memorandum formuliert: „Die gegenwärtige Erhebung versucht festzustellen: einerseits, welche Einwirkung die geschlossene Großindustrie auf persönliche Eigenart, berufliches Schicksal und außerberuflichen ‚Lebensstil‘ ihrer Arbeiterschaft ausübt, welche physischen und psychischen Qualitäten sie in ihnen entwickelt, und wie sich diese in der gesamten Lebensführung der Arbeiterschaft äußern, – andererseits: inwieweit die Großindustrie ihrerseits in ihrer Entwicklungsfähigkeit und Entwicklungsrichtung an gegebene, durch ethnische, soziale, kulturelle Provenienz, Tradition und Lebensbedingungen der Arbeiterschaft erzeugte Qualitäten derselben gebunden ist. Es sind also zwei verschiedene Fragen miteinander verkoppelt, welche der Theoretiker scheiden kann und muß, die aber in der Praxis der Untersuchung fast überall kombiniert miteinander auftreten“ (Max Weber 1988a: 1 f.).

Die für uns interessanteste Fragestellung ist diejenige, welche die Einwirkung der Großindustrie auf das berufliche Schicksal der Arbeiter ermitteln wollte. Hier war man an der typischen „Berufskarriere“ der Arbeiter interessiert (ebd.: 57), wobei dann schließlich für die Untersuchung entscheidend wurde, an Stelle der Berufsbiographien „die Entwicklung der Verdienstkurven bei Arbeitern“ in Abhängigkeit vom Lebensalter darzustellen (ebd.: 43). Als Alfred Weber 1912 den Vortrag „Das Berufsschicksal der Industriearbeiter“ hielt, stellte er mehrere Verdienstkurven von Drahtziehern, Schmelzern, Spinnerinnen und Spinnern, Weberinnen und Webern vor. Hier nahm der erzielte Verdienst vom 20. bis zum 40. Lebensjahr kontinuierlich zu, um dann nach dem Scheitelpunkt bis zum Alter von 60 Jahren um zwanzig Prozent gegenüber dem ehemaligen Maximalverdienst zu sinken. Weber brachte diese Einkommensverluste im Alter damit in Verbindung, dass die Arbeiter ab dem 40. Lebensjahr von den hoch bezahlten Stellen an die Peripherie der Hilfslangertätigkeiten abgedrängt wurden, wenn sie nicht gar außerhalb des Betriebs gestellt wurden und dann als kleine Gastwirte oder Hausierer ihr Einkommen zu erwirtschaften hatten. Der Befund, dass „das 40. Lebensjahr den entscheidenden Knick“ im Lebenslauf der Arbeiter darstellt (Alfred Weber 1912: 383), kontrastierte eigentümlich damit, dass der „Verlauf des Berufsschicksals“ in anderen Berufsgruppen Momente eines karriereartigen Zuwachses aufwies: Während der Unternehmer mit 40 Jahren „erst auf seiner Klimax“ sei, der Beamte erst dann die höchsten Positionen erklimmen würde und selbst der Handwerker noch zwanzig Lebensjahre vor sich habe, in denen er sich „mehr in der Zunft und Ähnlichem“ betätige, sei das Problem des Arbeiters, dass er in den Jahren „seiner besten geistigen Kräfte und seiner psychisch folglich größten Ansprüche ans Leben“ in Gefahr sei, „zu sinken“ (ebd.: 384 ff.). Um

der „Berufskurve jene fürchterliche Abwärtsneigung nach dem 40. Lebensjahr zu nehmen“, plädierte Alfred Weber dafür, die „Verdienstkurve“ durch die „Einkommenslinie“ der „Rente“ vom 55. bzw. 50. Jahr an zu ergänzen und die Berufsbildung so umzuorganisieren, dass sie eine „mannigfaltige Arbeitseinstellung für das spätere Leben“ bietet (ebd.: 398 ff.).

Als die Ergebnisse der Untersuchung dann als Nummer 133 der Schriften des Vereins für Sozialpolitik in insgesamt sechs Teilbänden veröffentlicht waren (1910-1912), hatte man zwar äußerlich einen erfolgreichen Projektabschluss erreicht, doch insgesamt zeigte sich, dass das Vorhaben aus mehreren Gründen fehlgeschlagen war. Zum einen war das ausgebreitete Material von unterschiedlicher Güte. Da der Weg der schriftlichen Befragung gewählt worden war, fielen die Rücklaufquoten teilweise aufgrund des Misstrauens der politisch engagierten Arbeiter gegenüber der „bürgerlichen“ Wissenschaft deprimierend niedrig aus (vgl. dazu Kern 1982: 97 f.). Zum anderen fehlte es „völlig an einer konsequenten Interpretation des Materials“ (ebd.: 99). Die von den beiden Weber-Brüdern entwickelten Fragen blieben aufgrund methodischer Defizite meist unbeantwortet. Doch auch wenn die Enquete der jüngeren Generation des Vereins für Sozialpolitik letztlich als missglückt bezeichnet werden muss, ist wichtig zu sehen, dass es sich bei Alfred Webers Interesse an der „Aufklärung des Berufsschicksals der Industriearbeiter“ um eine genuin lebenslaufsoziologische Untersuchungsperspektive handelt. Als 1911 in Nürnberg auf der Tagung des Vereins für Sozialpolitik die Resultate der Enquete diskutiert wurden, hob Alfred Weber als Diskussionsredner hervor, er hätte vor Inangriffnahme der Studie „nur Rahmenhaftes über dieses Berufsschicksal“ gewusst: „Man wußte Bescheid über die Arbeitszeit, über Lohn, über die Verhältnisse der Wohnung, diese äußerlichsten Einrahmungen, auch über die Verhältnisse der Ernährung usw. Seither sind uns die Inhalte des Arbeiterberufsschicksals in sehr starkem Maße aufgeklärt worden, vor allen Dingen durch die Arbeiter selbst und ihre Biographien; – dann aber doch auch durch diese Enquete“ (Verein für Sozialpolitik 1912: 149). Es war also die Lektüre der Arbeiterlebenserinnerungen, die Alfred Weber auf den Gedanken gebracht hatte, mittels der Aufzeichnung von Verdienstkurven über die Lebensspanne hinweg das objektive Berufsschicksal der Arbeiter zu erfassen.

5. Ursprünge der Biographieforschung in Psychologie, Völkerkunde, Psychiatrie und Psychoanalyse zu Beginn des 20. Jahrhunderts

Bevor die weitere Geschichte der Verwendung autobiographischer Materialien in der Soziologie skizziert wird, ist kurz ein Blick auf die Situation in der Psychologie, Völkerkunde, Psychiatrie und Psychoanalyse zu werfen. Die Verwendung lebensgeschichtlicher Materialien findet hier früher als in der Soziologie statt. Folgt man einer These von Thomae, dann finden sich wesentliche Ansätze zur Einführung der biographischen Methode in diesen Disziplinen mit der Wende ins 20. Jahrhundert, „wobei die Entwicklung auf einmal von den verschiedensten Ursprungsorten her einsetzte“ (Thomae 1969: 76).

Im ausgehenden 19. Jahrhundert wird Wilhelm Dilthey die Biografik fördern. Gegen die „Experimentalpsychologie“ gerichtet, will er eine „Darstellung des Singularen“ und ein „liebevolles Verständnis des Persönlichen“ statt einer Nachahmung naturwissenschaftlicher Methodik. Aber für ihn ist das bedeutende Individuum der Grundkörper der Geschichte. „Jedes Leben kann beschrieben werden, das kleine wie das mächtige

[...]. Aber der historische Mensch, an dessen Dasein dauernde Wirkungen geknüpft sind, ist in einem höheren Sinne würdig, in der Biographie als Kunstwerk fortzuleben“, heißt es in Diltheys *Plan der Fortsetzung zum Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften* (Paul 1979/1: 29). Diltheys Anregungen gingen in die Schulpsychologie kaum ein, auch wenn die biographische Methode nach der Wende ins 20. Jahrhundert an Bedeutung zunahm. Einfluss gewannen sie aber vor allem in der Entwicklungspsychologie. Ferner ist auf die *Geschichte der Autobiographie* des Dilthey-Schülers Misch (1907/1 bis 1969/8) hinzuweisen.

Auch in der Völkerkunde vollzogen sich um die Jahrhundertwende entsprechende Wandlungen. Hier war das Problem, die alte Vorstellung von einer „Individuenlosigkeit“ der „primitiven Naturvölker“ hinter sich zu lassen, die statt individuell differenzierter Fremdgruppen nur homogene Kollektivitäten zu sehen in der Lage war. Anstöße zu einer Beachtung des Individuellen gaben vor allem Alfred Vierkandt und der Ethnosoziologe und Völkerpsychologe Richard Thurnwald. Thurnwald wurde nicht müde zu betonen, bei Studien über fremde Gesellschaften die Einzelpersonlichkeit als kleinste Einheit nicht zu übersehen. Es war dann seine Frau Hilde Thurnwald, die mit *Menschen der Südsee* den Versuch unternahm, der Vorstellung entgegenzutreten, „dass bei Naturvölkern alle Individuen eines Gemeinwesens einander gleich sind“ (Thurnwald 1937: V; vgl. auch Paul 1979/1: 37 ff.).

Obwohl es Krankengeschichten so lange wie ärztliche Behandlungen gibt (vgl. Tölle 1998), nahm die wissenschaftlich-biographische Forschung in der Psychiatrie erst um die Jahrhundertwende ihren Aufschwung. Zwar reichen mit dem *Magazin für Erfahrungsseelenkunde* (1783-1793) von Karl Philipp Moritz die Ansätze zu einer psychopathologischen Kasuistik bis ins 18. Jahrhundert zurück (vgl. dazu Paul 1979/2: 43 f.). Für die moderne Krankengeschichte wurde jedoch Emil Kraepelin mit der Entwicklung der Anamnese bedeutsam (vgl. zur Anamnese Kehrer 1928). Die Zusammenfassung von subjektiv gewonnenen Befunden zur Krankengeschichte wurde schließlich in der Tübinger Schule Robert Gaupps und bei dem Heidelberger Psychiater Hans Walter Gruhle zentral. Gaupp wurde bekannt mit der Monographie über den Hauptlehrer Ernst Wagner, der 1913 vierzehn Menschen umgebracht hatte. Während der Zeit einer 25-jährigen Beziehung zum Täter veröffentlichte Gaupp ein Dutzend Arbeiten über seinen wichtigsten Patienten. Es war die Vertiefung in einen Fall, mit der Gaupp sein wissenschaftliches Ansehen erwarb (vgl. Foerster et al. 1999). Gruhle gab die Reihe „Abhandlungen aus dem Gesamtgebiete der Kriminalpsychologie. Heidelberger Abhandlungen“ im Julius Springer Verlag heraus, in der einige Lebenslaufuntersuchungen erschienen sind: *Die Ursachen der jugendlichen Verwahrlosung und Kriminalität* von Hans W. Gruhle (1912), *Lebensschicksale geisteskranker Strafgefangener: Katamnestische Untersuchungen nach den Berichten L. Kirns über ehemalige Insassen der Zentralstrafanstalt Freiburg i. B. (1879-1886)* von August Homburger (1912), *Über Massenmörder: Ein Beitrag zu den persönlichen Verbrechensursachen und zu den Methoden ihrer Erforschung* von Albrecht Wetzel (1920), *Studien über Persönlichkeit und Schicksal eingeschriebener Prostituerter* von Kurt Schneider (1921), *Die Ursachen der Trunksucht und ihre Bekämpfung durch die Trinkerfürsorge in Heidelberg* von Ernst Gerhard Dresel (1921), und *Lebensschicksal und Persönlichkeit ehemaliger Fürsorgezöglinge* von Adelheid Fuchs-Kamp (1929).

Wesentliche Ansätze zu einer Methodologie der psychiatrischen Biografie bot dann Karl Jaspers mit seiner *Allgemeinen Psychopathologie* (1913). „Jede rechte Kranken-

Geschichte führt zur Biographie“ (Jaspers 1965: 563), mahnt er an. Jaspers stand unter dem Einfluss von Emil Kraepelin, der immer wieder gefordert hatte, dass in der Psychiatrie die „Gewinnung ganzer Lebensläufe“ Grundlage der empirisch-klinischen Forschung sein müsse. So versuchten er und andere schließlich, neben den Berichten einer ärztlichen Konsultation den Blick auszuweiten auf klinische Krankenakten und diverse Gerichtsakten. Überzeugt davon, dass man sich in der Psychiatrie „ohne die Schilderung einzelne Fälle nicht verständigen kann“ (ebd.: 85), kritisierte Jaspers vor allem, dass die bisher veröffentlichten Krankengeschichten nur dem „Beweis allgemeiner Thesen“ dienten. Er monierte zudem, „wie wenig die Weise ihrer Abfassung bewußt gepflegt wird“ (ebd.: 571). Seine frühen psychiatrischen Aufsätze zeigen deutlich, dass es ihm nicht nur um eine Darstellung der „Krankengeschichte“, sondern um „Biographien“ ging (ebd.: 86). Entsprechend vorbildhaft fallen seine ausführlichen Fallschilderungen aus. In seiner Arbeit über „Dementia praecox (Schizophrenie)“ wird etwa der Fall „Dr. Joseph Mendl“ auf insgesamt vierzig Seiten dargestellt, wobei nach der Darstellung der „Krankengeschichte“ die „Analyse“ respektive Fallinterpretation folgt (1963d bzw. 1913a). Vor allem sind „Krankengeschichte“ und „Analyse“ strikt getrennt, während heute noch in der qualitativen soziologischen Forschung eine Vermischung von Falldarstellung und -interpretation in der erdrückenden Mehrzahl der Fälle stattfindet, die es einem erschwert, nachzuvollziehen, wovon überhaupt gesprochen wird. Narzisstische Demonstration theoretisch brillanter Ideen oder Darstellung spektakulärer Fälle lagen Jaspers fern. Er betrachtete vielmehr jede minutiös erarbeitete Fallgeschichte als für den Erkenntnisfortschritt in der Psychiatrie unabdingbar. Dementsprechend heißt es bei Jaspers einmal gelegentlich einer Rechtfertigung der „Veröffentlichung langer Krankengeschichten“: „Wir bemerken noch ausdrücklich, daß die Krankengeschichten in keiner Beziehung für die angeschlossenen theoretischen Bemerkungen zurechtgestutzt sind. Vielmehr verfolgen wir das Ziel, ganz unabhängig von diesen [theoretischen Bemerkungen] in den Krankengeschichten ein auch für andere eventuell brauchbares objektives Material zu bringen. Wir möchten es als einen Vorteil angesehen wissen, daß die Krankengeschichten nicht Illustrationen einer bestimmten Auffassung sind“ (Jaspers 1963b: 87). Die weitere Entwicklung von Karl Jaspers Forschungsinteressen war zunächst dadurch bestimmt, dass er sich den Biographien bedeutender Menschen zuwandte, wobei vor allem seine Pathographie *Strindbergh und van Gogh. Versuch einer pathographischen Analyse unter vergleichender Heranziehung von Swedenborg und Hölderlin* (1922) zu nennen ist. Schließlich wurde aus dem Heidelberger Psychologen dann der in Basel lehrende Philosoph. Diese Hinwendung zur Philosophie mag die Kenntnisnahme durch Soziologen behindert haben.

Am bedeutsamsten für die Einführung und Entwicklung einer biographischen Methodik war um die Jahrhundertwende jedoch die Psychoanalyse Sigmund Freuds, da sie ein autobiographisches Verfahren darstellt. Mit der Etablierung der psychoanalytischen Behandlungsmethodik wurde auf das Studium eines einzelnen Menschenlebens so viel Zeit und Mühe verwendet, wie noch nie zuvor in der Geschichte (vgl. Schraml 1965: 260). Ausführliche Erzählungen aus der Lebensgeschichte spielten bei der Begründung der Psychoanalyse von Anfang an eine wichtige Rolle. Schon in den frühen *Studien über Hysterie* (1895) mit den Krankengeschichten der Anna O., Emmy von N., Miss Lucy, Katharina und Elisabeth von R. zeigte sich die herausragende Rolle von Erzählungen aus der Lebensgeschichte als Erfahrungsmaterial und Heilverfahren. Die Wirkung dieser Krankengeschichten, die nach Freuds Worten „wie Novellen zu lesen“

sind (Bude 1993: 3), lässt sich kaum überschätzen. Wichtig war weniger Freuds Vorstellung, dass alle wesentlichen Persönlichkeitszüge ein für alle Mal durch die in der Kindheit durchlebten Triebkonstellationen festgeschrieben sind. Vielmehr machte es die theoretisch-methodische Zentralstellung der Lebensgeschichte in der Psychoanalyse möglich, den Jedermannsbiographien ein Ausmaß an Zeit und Mühe zuzuwenden, das in der frühen Biografik nur den bedeutsamen Personen der Geschichte und Kultur zuteil geworden war. Damit hat die Psychoanalyse „zur inzwischen gängigen Alltags-(selbst)wahrnehmung beigetragen, daß jedermann eine Biographie hat“ (Fuchs-Heinritz 2000: 85).

6. 1910-1933: Frühformen der Lebensverlaufsforschung und Biographieforschung in Psychologie, Psychiatrie und Pädagogik

Mit den fehlgeschlagenen „Untersuchungen über Auslese und Anpassung (Berufswahl und Berufschicksal) der Arbeiter in den verschiedenen Zweigen der Großindustrie“ ist für einen längeren Zeitraum bereits schon das letzte namhafte soziologische Forschungsprojekt erwähnt, das eine Affinität zu lebenslaufsoziologischen Fragestellungen und zur biographischen Methode hatte. Von 1910 bis zum Ende der Weimarer Republik vollzog sich die Entwicklung der deutschen Soziologie nahezu ausschließlich auf der Ebene einer theoretischen Disziplin. Auf den Soziologentagen, welche die 1909 gegründete „Deutsche Gesellschaft für Soziologie“ abhielt, wurde die Rolle der empirischen Sozialforschung hin und wieder allgemein diskutiert, „but not one paper delivered at the meetings was actually based on an empirical study“ (Schad 1972: 1).

Susanne Petra Schad weist in ihrer Studie *Empirical Social Research in Weimar-Germany* darauf hin, dass eine Menge sozialer Probleme von deutschen Soziologen durch Rückgriff auf die empirische Sozialforschung hätten untersucht werden können, dass es aber bis 1930 keine einzige autoritative Studie eines Soziologen zu diesen zentralen Problemen gegeben habe. Psychologie, Pädagogik und Psychiatrie begannen zusammen mit Statistik, Ökonomie und Strafrecht diese Problembereiche systematisch zu erforschen, bevor sich die Soziologie selbst als akademische Disziplin konstituiert hatte. Und bevor die Soziologie ihre Anerkennung als etabliertes Fach erlangte, konnten die genannten Disziplinen erfolgreich einen soliden Grundstock empirischer Forschungsdaten über die Themengebiete Bevölkerung, Schichtung, Bevölkerungswanderung, Konjunkturschwankungen, Kriminalität, Selbstmord, Prostitution, soziale Bedingungen psychischer und physischer Gesundheit, Wirkung der Armut auf das Lernen, die Schulleistung, die Intelligenz usw. sammeln (Schad 1972: 8). Themen, die heute selbstverständlich den Gegenstandsbereich der empirischen Sozialforschung ausmachen, wurden also vor 1933 systematisch außerhalb der deutschen Soziologie untersucht. Die Entwicklung dieser „nichtsoziologischen Sozialforschung“ soll hier nur insofern dargestellt werden, als auf exemplarische Studien verwiesen wird, in denen Frühformen der Biographieforschung und der Lebensverlaufsforschung realisiert wurden.

Die Plausibilität von Schads These zeigt sich schon bei einem Vergleich der *Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie* (1921-1934) mit der *Zeitschrift für angewandte Psychologie*. In den *Kölner Vierteljahresheften* finden sich bis 1934 lediglich vier empirische Studien (Mombert 1921; Schneider 1927; Sorokin 1928; Nothaas 1931), wovon nur zwei Frühformen der Lebenslaufsforschung darstellen. Es handelt sich einmal um

den 1927 veröffentlichten Aufsatz Kurt Schneiders, der auf eine im Jahr zuvor selbständig veröffentlichte Studie über Persönlichkeit und Schicksal eingeschriebener Prostituiertes zurückgeht, und die ebenfalls auf einer Buchveröffentlichung basierende Studie *Sozialer Auf- und Abstieg im deutschen Volk* von Nothaas. Beide Autoren waren aber in anderen Disziplinen als der Soziologie beheimatet: Schneider war außerordentlicher Professor für Psychiatrie an der Universität Köln, und der „wissenschaftliche Hilfsarbeiter Dr. J. Nothaas“ war am Statistischen Landesamt Bayern tätig. Die Studie über „Aufstieg und Abstieg im deutschen Volk“ wertet die Angaben von 11.000 „bekannten Persönlichkeiten“ eines Zeitgenossenlexikons der Geburtsjahrgänge 1840–1890 aus und ist an einer „Statistik der Entwicklung“ interessiert. Für Nothaas bedeutete dies, den „sozialen Werdegang für die einzelnen Individuen“ und die Werdegänge in „ihrem wirklichen Ablauf“ zu erfassen. Während die sorgfältige Arbeit von Nothaas als Beispiel für den Zusammenhang zwischen der sozialen Mobilitätsforschung mit der späteren quantitativen Lebensverlaufs-forschung herangezogen werden kann, ist Schneiders Studie ein Beispiel für eine Frühform der Biographieforschung. *Persönlichkeit und Schicksal eingeschriebener Prostituiertes* basiert auf Unterhaltungen mit siebzig Prostituierten, wobei die Gespräche „sehr viel Platz zu einer völlig ungezwungenen, ausführlichen Vorgeschichte“ ließen, und eine Fragebogenvordruck nur dazu diente, „keine wichtigen Punkte unberührt zu lassen“ (Schneider 1926: 2). Neben den „Unterredungen“, von denen charakteristische Äußerungen „möglichst wortgetreu“ wiedergegeben sind, wurden Gerichts- und Fürsorgeakten als „objektives“ Material bei der Untersuchung herangezogen. Schneider sieht den „wichtigsten“ Teil seiner Arbeit darin, „die 70 Lebensläufe nicht nur mit besonderer Sorgfalt ausgearbeitet, sondern auch ganz ausführlich wiedergegeben“ zu haben. Die „Schilderung der Einzelschicksale“ könne von „keiner Statistik jemals ersetzt werden“ (ebd.: 5). Folgerichtig hebt das Vorwort der Arbeit mit dem Satz an: „Der Schwerpunkt dieser Arbeit liegt in den Lebensläufen, und wenn ich ihr einen Wunsch mit auf den Weg geben darf, so ist es der, dass diese Lebensläufe gelesen werden“ (ebd.: VII).

Während man in dem sozialwissenschaftlichen Publikationsorgan lange nach entsprechenden empirischen Studien suchen und sich dann mit den Arbeiten von Schneider und Nothaas bescheiden muss, führt die Durchsicht der *Zeitschrift für angewandte Psychologie* zu spannenderen Resultaten: Man trifft auf die Studie *Die öffentliche Persönlichkeit: Statistische Untersuchungen an geistigen Führern der Gegenwart* (Giese 1928), in der auf „biographischer Grundlage“ Daten zur sozialen Herkunft, zum Bildungsgang, zum Heiratsverhalten und zu den Freizeitgepflogenheiten von Künstlern, Geisteswissenschaftlern, Naturwissenschaftlern, Technikern und Personen des „praktischen Lebens“ erhoben wurden. Und man stößt immer wieder auf Aufsätze mit Titeln wie: *Schulleistung, Berufswahl und Lebensleistung ehemaliger Gymnasialabiturienten* (Gentzkow 1936), *Schulleistung und Lebensleistung ehemaliger Mittelschüler* (Krehl 1939; vgl. auch Lottmann 1934; Kramm 1936) oder *Beziehungen zwischen Schulleistungen und Lebensleistungen. Geprüft an 10 Abiturientenjahrgängen, 1891–1900, von 250 Schulen mit 37.242 Schülern* (Rosenow 1936).

Wie diese Studien vorgehen, lässt sich an der letztgenannten Arbeit von Lotte Rosenow gut demonstrieren: Sie erhob bei den zum Zeitpunkt der Durchführung der Untersuchung zwischen dem 50. und 65. Lebensjahr stehenden Personen die soziale Herkunft, die Note im Abschlusszeugnis bzw. den im letzten Schuljahr innegehabten Klassenrangplatz und die höchste im Beruf erreichte Stellung und bezeichnende Daten des

beruflichen Scheiterns, um dann die Korrelation von Schul- und Lebensleistung zu prüfen. Dabei fand sie heraus, dass die Einser-Abiturienten besonders häufig bei den Universitätsprofessoren, Juristen und Philologen vertreten waren, katholische und evangelische Geistliche, Ärzte und Ingenieure hatten dagegen schlechtere Abiturnotenprofile (Rosenow 1936: 137). Die anderen Untersuchungen, die ebenfalls auf den Zusammenhang zwischen Schul- und Lebensleistung zielen, erheben weitere Ereignisse aus der „Gesamtlebensbahn“ (die Einstellung der Eltern zu den Berufsplänen; die Datierung der Berufswahl; die Berufszufriedenheit). Faszinierend sind diese Forschungen deshalb, da in ihnen Vorformen einer quantitativ orientierten Lebensverlaufsanalyse entwickelt wurden. Hervorgegangen waren diese Arbeiten aus der damaligen Schulreformdiskussion, in der einige dem Kultus der genialen Einzelpersonlichkeit zuneigende Gelehrte wie Wilhelm Ostwald eine weitergehende Verschulung ablehnten. Ostwald glaubte, „mit mathematischer Sicherheit“ angeben zu können, dass „aus einem Schulumsterknaben hernach sicherlich nichts Besonderes wird“ (Ostwald zitiert nach Gentzkow 1936: 2). Dies motivierte psychologisch und erbpsychologisch orientierte Forscher, entsprechende Untersuchungen über die Beziehungen zwischen Schulbegabung und nachschulischem Leben zu initiieren, wobei die oben genannten Arbeiten großteils aus einem groß angelegten Untersuchungsvorhaben von Günther Just (1939) stammen, der damals mit Unterstützung der „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft“ Schulleistung, Berufswahl und Lebensleistung von ehemaligen Gymnasiasten untersuchte.

7. Die Arbeiten der Wiener Gruppe um Charlotte Bühler und die Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle von Paul F. Lazarsfeld

Eine größere Offenheit gegenüber biographischer Forschung findet sich in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts zum einen in den Vereinigten Staaten, was später noch kurz thematisiert werden wird, und dann in Österreich. Hier sind die Arbeiten der Wiener Gruppe um Charlotte Bühler zu erwähnen. Charlotte Bühler hatte sich 1920 in Wien mit einer Arbeit über *Entdeckung und Erfindung in Literatur und Kunst* habilitiert und wandte sich in den Folgejahren unter Heranziehung von Tagebüchern Jugendlicher entwicklungspsychologischen Fragestellungen zu (Bühler 1922, 1925, 1928 und 1929; vgl. dazu Paul 1979/2: 18 ff.). 1933 veröffentlichte sie dann die für den Beginn der biographischen Forschung grundlegende Arbeit *Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Phänomen*, in der Autobiographien und Lebensläufe von Personen unterschiedlichster Berufsgruppen untersucht wurden.

In Anknüpfung an fallorientierte Techniken der Datenerhebung der Medizin und Psychiatrie unternahm Bühler den interessanten Versuch, auf der Basis der Unterscheidung von „objektiven“ und „subjektiven“ Daten und des „Werkaspektes“ Lebensgeschichten mit anamnестischen Methoden auszuwerten.¹ Damit beschritt sie einen produktiven Mittelweg zwischen Einzelfallanalyse und statistischer Aggregation. In der

1 Unter Rückgriff auf Karl Bühlers *Krise der Psychologie* (1927) differenzierte Charlotte Bühler bei der Untersuchung der Lebensläufe drei Aspekte: „Äußere“ oder „objektive Daten“, wie der Tag, an dem ein Arbeiter in eine Fabrik eintritt oder ein Rechtsanwalt seine Kanzlei eröffnet. „Innere Daten“ bzw. das „Erlebnis“ betreffende Daten, „z. B. eine dokumentarisch nachweisbare Äußerung dieser Männer über ihre Zufriedenheit mit ihrer Arbeit“. Schließlich Daten über „Werk und Leistung des Individuums“: „ein von dem Arbeiter hergestellter Bestandteil eines Stücks, bzw. ein vom Rechtsanwalt erledigter Akt wäre ein Werk“ (Frenkel/Weisskopf 1937: V).

Argumentation sozialpsychologisch orientiert, gelang es in der Veröffentlichung *Der menschliche Lebenslauf* zum ersten Mal, „Grundstrukturen von Lebensverläufen“, typische berufsbiographische Verläufe und Karrierestrukturen zu unterscheiden sowie thematisch das gesamte Feld der Lebenslauf- und Biographieforschung abzustecken.

Bühlers Studie basierte auf einer breit angelegten Forschungsarbeit. Sie konnte auf zahlreiche Einzelstudien eines großen Mitarbeiterinnenkreises zurückgreifen: Marie Jahoda-Lazarsfeld hatte Lebensgeschichten von „einfachen alten Leuten“ erhoben, und promovierte 1933 in Wien mit den Untersuchungsergebnissen dieses Forschungsprojekts („Anamnesen im Versorgungshaus“). Margarete Andics erhob „Anamnesen von Lebensmüden“. Margarete Schmidt untersuchte Konversionsbiographien. Lebensläufe von Sportlern, Arbeitern, Bauern, Philosophen und Geschäftsleuten, Politikern und Journalisten, Technikern und Schauspielern wurden erforscht von Frieda Sack, Gertrud Wagner, Martha Fischer, Paula Klein, Hedwig Kramer und Grete Mahrer. Karrieren von Frauen wurden von Lotte Fischer, Elizabeth G. Barnes und Maria Schalit untersucht. Else Frenkel und Egon Brunswik entwickelten in ihrer Arbeit *Das Lebenswerk. Untersuchungen über Lebenslauf, Werk und Erfolg* die Methode der „Werkstatistik“. Dass all diese Arbeiten hier nicht bibliographisch nachgewiesen werden können, hängt damit zusammen, dass sie zwar in psychologischen Fachzeitschriften der 1930er Jahre Erwähnung finden, jedoch zum überwiegenden Teil nicht zur eigenständigen Veröffentlichung gelangten (vgl. dazu auch Frenkel 1936). 1937 erschien ein erster Band der von Charlotte Bühler und Else Frenkel geschaffenen Reihe *Psychologische Forschungen über den Lebenslauf* (Frenkel/Weisskopf 1937). Geplant waren weitere Veröffentlichungen mit Themen wie „Das Problem des Phasenaufbaues im menschlichen Leben“, „Die Dimensionen des menschlichen Lebenslaufes“, „Pubertät und Lebenslauf“, „Beruf und Lebenslauf“, „Das Problem des Kurzlebens“ etc. Doch Folgebände kamen wegen der nationalsozialistischen Machtergreifung nicht mehr zur Veröffentlichung. Charlotte Bühler setzte nach der Emigration ihre Arbeit in den Vereinigten Staaten fort.

Wissenschaftsgeschichtlich besonders interessant ist, dass sowohl bei den Untersuchungsvorhaben Charlotte Bühlers wie in den frühen Lebensverlaufsuntersuchungen der deutschen Psychologie, die bereits dargestellt wurden, Frauen in großer Zahl vertreten sind. Im deutschsprachigen Raum waren es somit zum überwiegenden Teil Frauen, welche die frühe Biographie- und Lebenslaufforschung initiiert und betrieben haben. Für den Anstoß zu ihrer wissenschaftlichen Arbeit dürfte entscheidend gewesen sein, dass sich mit ihrer Zulassung zum Universitätsstudium objektiv neue Karriereperspektiven eröffneten. Den ersten Generationen studierender Frauen stellte sich kollektiv das Handlungsproblem der habituellen Aneignung der neuen Perspektiven. Von einem sozialhistorisch einzigartigen Prozess der Veralltäglichung berufsbiographischer Perspektiven erfasst, waren sie vor die Aufgabe gestellt, sich die neuen Möglichkeiten zu erschließen und innerlich anzueignen, was sie in besonderem Maße zu wissenschaftlicher Innovation auf dem Gebiet der Lebenslauf- und Biographieforschung befähigte. Der großen Beteiligung der Frauen an der Biographieforschung müsste gesondert nachgegangen werden, was zudem aufgrund der herausragenden Qualität der Arbeiten der ersten Generationen studierender Frauen ein lohnendes Unterfangen sein dürfte.

Zu den am Bühler-Institut tätigen Personen zählte auch Paul F. Lazarsfeld, der es wie kein anderer verstand, statistische Materialien und Fallstudien zu verbinden und natürliche mit experimentellen Daten zu kombinieren. Er gründete 1927 die „Wirt-

schaftspsychologische Forschungsstelle“ in Wien. Dort entstand ein Ansatz empirischer Sozialforschung, der ähnlich wie derjenige von Schnapper-Arndt undogmatische Methodenkombinationen vorsah und in dem der „oft behauptete Widerspruch zwischen ‚Statistik‘ und phänomenologischer Reichhaltigkeit“ von Anbeginn aufgehoben war, „weil gerade die Synthese der beiden Ansatzpunkte als die eigentliche Aufgabe erschien“ (Jahoda/Lazarsfeld/Zeisel 1980: 14). Einmal ging es darum, „natürliche“ Daten (die Buchhaltung eines Vereins, eine Bibliotheksstatistik) mit „experimentellen“ Daten (Antworten auf Fragebogen) zu kombinieren. Dann ging es darum, sowohl „objektive“ Daten (etwa Gesundheitsstatistiken) mit „subjektiven“ Daten (persönliche Interviews) zu verbinden. Und schließlich sollte „Statistik und einführende Beschreibung von Einzelfällen“ betrieben werden (ebd.: 15). Eine eindrucksvolle Umsetzung erfuhr diese Methodenkombination in der berühmten Studie *Die Arbeitslosen von Marienthal* (1933), in der bei der Bildung von Haltungstypen zur Arbeitslosigkeit auch „Lebensgeschichten“ Verwendung fanden: „Wir haben ausführliche Lebensgeschichten von 32 Männern und 30 Frauen aufgenommen. Deren Bedeutung liegt vor allem darin, daß über ganze Lebensläufe berichtet wurde. Kommt man dann auf die Zeit der Arbeitslosigkeit zu sprechen, so ist man bereits im Zug des Erzählens, und es fällt – vor allem, weil das Gespräch dann schon über Vergleichsmaterial verfügt –, sehr leicht, dem Arbeitslosenerlebnis Ausdruck zu geben; würde man unmittelbar nach der Arbeitslosigkeit fragen, so wäre verlegenes Schweigen oder wären Redensarten die häufigste Antwort“ (ebd.: 26 f.). Vergleicht man damit das Vorgehen einiger neuerer Projekte der Biographieforschung, die statt der Frage nach der ganzen Lebensgeschichte den Weg der thematischen Fokussierung nach dem Schema „Erzählen Sie, wie Sie arbeitslos geworden sind“ gewählt haben, dann kann man in etwa ermessen, mit welcher methodischen Sensibilität damals gearbeitet wurde.

Wie Charlotte Bühler emigrierte auch Paul F. Lazarsfeld. Er gründete schließlich 1944 an der Columbia University das „Bureau of Applied Social Research“, kam aber nur noch gelegentlich auf die qualitative Forschung zurück (vgl. Barton/Lazarsfeld 1993).

8. Kurzer Ausblick auf die weitere Geschichte der Biographieforschung: Vereinigte Staaten, Polen und Deutschland

Die weitere Geschichte der Biographieforschung ist bekannt: In Amerika ist die Entwicklung der empirischen Sozialforschung zunächst von einer ungemainen Ausweitung sozialwissenschaftlicher Aktivitäten durch die Übersichtsstudie des „social survey“ geprägt, bis sich an diese Frühphase zwei Übergänge zur modernen Sozialforschung anschlossen: Zum einen die Entwicklung der Meinungsforschung (vgl. Kern 1982: 190 ff.), zum anderen die qualitative Forschung der Chicago-School. Nach der Veröffentlichung von *The Polish Peasant in Europe and America* (1918-1920) von William I. Thomas und Florian Znaniecki entwickelte sich die Chicago-School als Zentrum der qualitativen Forschung. Hier wurden im sozialen Leben selbst entstandene und vorhandene Dokumente („undesigned records“) und Lebensgeschichten als „perfect type of sociological material“ (Thomas/Znaniecki 1974/II: 1832) betrachtet. Es entstanden vor allem in den 1920er Jahren zahllose Studien zu Problemen der Großstadt, der Migranten und Schwarzen und der Jugendkriminalität, die mit qualitativen

Methoden angegangen wurden, wobei teilnehmende Beobachtung und persönliche Dokumente eine große Rolle spielten (vgl. Paul 1979/1: 233 ff.). Ende der 1930er Jahre ging dann die Bedeutung der Chicago-School zurück, die Entfaltung biographischer Forschung in den USA wurde verunsichert. Der Forschungstypus blieb bis Ende der 1970er Jahre nur in der Nische des symbolischen Interaktionismus erhalten.

Über die Lehrtätigkeit Znanieckis in seinem Heimatland hat sich dann nur in Polen ab den 1920er Jahren eine nationale Sondertradition biographischer Forschung entwickelt. So wird manchmal mit Blick auf die „biographische Methode“ (Szcepanski 1974) auch von der „méthode polonaise“ (Markiewicz-Lagneau 1976) gesprochen. In Polen war die Sammlung von Autobiographien breiter Bevölkerungsgruppen mittels öffentlicher Wettbewerbe seit den 1930er Jahren eine Hauptmethode der Beschaffung soziologischer Materialien, wobei allein zwischen 1945 und 1989 in annähernd 1.600 Wettbewerben ungefähr 500.000 lebensgeschichtliche Dokumente zusammengetragen wurden (vgl. Lubas-Bartoszyńska 1994: 241). Wegen der seltenen Polnischkenntnisse der Sozialwissenschaftler hatte diese nationale Sondertradition jedoch keinen Einfluss auf die europäische und internationale Entwicklung.

Erst Ende der 1970er und zu Beginn der 1980er Jahre kam es dann in Westdeutschland, Frankreich, Italien, Kanada und England zu einem Aufschwung der Biographieforschung. Sie war in Deutschland das Resultat einer Reorganisation von Wissenssegmenten der herkömmlichen Spezialsoziologien. Klassische Lebensabschnittssoziologien wie Jugend-, Familien- und Alterssoziologie gaben ihre Perspektivenverengung auf eine spezifische Lebensphase auf, um das Ganze des Lebenslaufs soziologisch in den Blick zu bekommen. Zudem etablierte sich die quantitative Lebensverlaufsfor schung, die zunächst von Karl Ulrich Mayer am Berliner Max-Planck-Institut für Bildungsforschung etabliert wurde und dann von 1988 bis 2001 im SFB 186 „Statuspas sagen und Risikolagen im Lebensverlauf“ unter der Leitung von Walter R. Heinz an der Universität Bremen mit der Programmatik einer Integration quantitativer und qualitativer Methoden ergänzt wurde.

9. Resümee

Lässt man die Fakten zur Entwicklung der Biographie- und Lebensverlaufsfor schung in der deutschen Soziologie im Vergleich zur Entwicklung in den Nachbardisziplinen und den anderen Ländern noch einmal Revue passieren, so drängen sich mehrere Schlussfolgerungen auf: Die hier vorgenommene Nachzeichnung der deutschen Ent wicklung legt zunächst keine Neubewertung des bekannten Sachverhalts nahe, dass die volle Entfaltung der Biographieforschung im Chicago der 1920er Jahre stattfand und somit die Vereinigten Staaten das Ursprungsland der herkömmlich so genannten „biographischen Methode“ sind. Gewiss erschien Gottlieb Schnapper-Arndts *Nährkele* bereits im Jahr 1904, und mit Verweis auf Paul Göhres Veröffentlichungen von Arbeitermemoiren in den Jahren 1903 bis 1911 ließe sich möglicherweise formal ebenso auf einen Zeitvorsprung in der Zuwendung zu autobiographischen Materialien in Deutsch land schließen. Eine solche Argumentation vergisst jedoch, dass Paul Göhre als Theo loge und späterer Generalsekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses ein Außenseiter war und dass auch Schnapper-Arndt als ein „origineller Kauz“ galt, wobei man so gar so weit ging, seine Vorliebe für genaues Arbeiten „als ein biologisches („rassis ches“) Erbteil“ zu betrachten, denn er war Jude (Oberschall 1997: 129). Selbst wenn

man den Blick auf die zweite Phase biographischer und lebenslaufsoziologischer Arbeit im deutschsprachigen Raum der 1930er Jahre richtet, die primär von Frauen initiiert wurde, fällt auch hier auf, dass diese neue Welle der Beschäftigung mit Lebensgeschichten und -läufen nicht vom etablierten Zentrum der sozialwissenschaftlichen Forschung ausging. Diese Bewegung wurde von den Newcomern im Wissenschaftsbetrieb getragen, den ab 1908 in Preußen zum Studium zugelassenen Frauen. Auch der zweite, ungleich kraftvollere Schub der Entwicklung von Biographieforschung und Lebenslaufsoziologie im deutschsprachigen Raum ist also das Werk von begabten Außenseiterinnen.

Die Vorrangstellung der Vereinigten Staaten gegenüber dem deutschsprachigen Raum basiert auf verschiedenen Faktoren: Einmal spielt sicher eine Rolle, dass das soziologische Institut der Universität Chicago 1893 gegründet wurde, während die Institutionalisierung der deutschen Soziologie erst in der Weimarer Republik stattfand (vgl. Sutherland 1981: 286 f.; Fornfeld/Lückert/Wittebur 1986). Sodann ist in Rechnung zu stellen, dass das über Jahrhunderte hinweg durch feudale Strukturen bestimmte Europa eher zur Entwicklung strukturlastiger Sozialtheorien eines Marx oder Durkheim neigte (vgl. Mikl-Horke 2001: 175 ff.) und von daher eine antibiographische Hypothek existierte, während das Einwanderungsland USA zunächst von geschichtlichen Traditionen unbelastet war, was eine sozialpsychologischere und biographiefreundlichere Theorieentwicklung begünstigte. Strukturen und Institutionen hatten in der amerikanischen Soziologie zunächst nicht den Stellenwert und die Bedeutung wie in der europäischen Soziologie, die das Soziale eher als vom Individuum losgelöstes Kollektivbewusstsein betrachtete denn als Produkt von Interaktionen wie bei George Herbert Mead.

Der wichtigste Grund für die verspätete Hinwendung zur Biographieforschung in Deutschland dürfte jedoch damit zusammenhängen, dass die Entwicklung der empirischen Sozialforschung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch eine zögerliche Annäherung an das Forschungsobjekt charakterisiert war, da der Verein für Sozialpolitik jene merkwürdige Konzeption einer Arbeiterforschung ohne Arbeiter besaß, bei der Arbeitgeber über Arbeiter Auskunft gaben. Eine solche Reserve gegenüber direkter Befragung und teilnehmender Beobachtung einfacher Bevölkerungsgruppen zeigt sich weder in Frankreich (man denke an Le Play) noch in England (vgl. Kern 1982: 67 ff.) oder in den Vereinigten Staaten. Max Weber war Anfang der 1890er Jahre der erste, der mit „Angaben aus Arbeitermund“ arbeitete, wobei sich die direkte Befragung offenbar erst mit Beginn des 20. Jahrhunderts auf breiter Basis durchsetzte. Evident ist, dass die Vorbehalte gegenüber einer Direktbefragung einen Hemmschuh für die Entwicklung der Biographieforschung darstellen. Wie hätte sich eine Erforschung von Jedermannsbiographien entwickeln können, wenn die direkte Kontaktaufnahme mit den „Namenlosen“ (Werner) in der Wissenschaft selbst als „abenteuerliches Verfahren“ (Schnapper-Arndt) galt?

Es ist also die für Deutschland eigentümliche, bis ins Ende des 19. Jahrhunderts währende Zurückhaltung gegenüber Direktbefragungen, die die Entwicklung der Biographieforschung zu einem erheblichen Teil verzögert hat. Beginnend mit den „statistischen Kleingemälden“ Schnapper-Arndts und fortgeführt mit den zwischen Biographieforschung und Lebensverlaufsstudien angesiedelten Arbeiten der ersten Generationen der Frauen, dürfte mit der Verwendung von „Lebensgeschichten“ in der Gruppe um Paul F. Lazarsfeld dann zu Beginn der 1930er Jahre das Niveau erreicht gewesen

sein, das die Verwendung von Lebensgeschichten in der Chicago-School in den 1920er Jahren in den USA hatte.

Betrachtet man nun die Anfänge der Entwicklung der Lebensverlaufsforschung in der deutschen Soziologie im Vergleich zu Parallelentwicklungen in den Nachbardisziplinen, so ergibt sich zunächst ein positiver Befund. Wie in dem Projekt zu „Berufswahl und Berufsschicksal der Arbeiter in der Großindustrie“ (1909-1912) der Brüder Weber sichtbar wird, ist dem Vorhaben eine lebensverlaufssociologische Perspektive eigen, die durch die Lektüre der Arbeitermemoiren angeregt worden war. Göhres Sammlung von Arbeiterlebenserinnerungen führte zwar nicht zur Institutionalisierung der Biographieforschung, aber sie regte früh zur Ausformulierung eines Forschungsprojektes mit einer lebenslaufsoziologischen Perspektive an. Das Projekt der Brüder Weber blieb jedoch ein Einzelprojekt, dem 1930 lediglich die Studie von Nothaas folgte, eine am „sozialen Werdegang“ der Individuen orientierte ausgezeichnete Arbeit, die den ursprünglich engen Zusammenhang von Mobilitätsforschung und späterer quantitativer Lebensverlaufsforschung belegt. Wesentlich mehr Studien der sich formierenden Lebensverlaufsforschung erschienen jedoch in der *Zeitschrift für angewandte Psychologie*, wobei die Arbeiten der Schule um Charlotte Bühler das Bild vervollständigen, dass in der Psychologie ein stärkerer Antrieb zur Etablierung einer Lebensverlaufsforschung am Werke war als in der Soziologie.

Man kann die stärkere Hinwendung zur Lebensverlaufsforschung in der Psychologie und auch der Psychiatrie natürlich damit in Verbindung bringen, dass es sich um Nachbardisziplinen handelt, in denen der einzelne Mensch bzw. das Individuum im Mittelpunkt des Interesses stehen, während sich die Soziologie in ihrer Formationsphase als „Gesellschaftslehre“ und „Gesellschaftswissenschaft“ begriff. Aber diese Teilantwort geht zu schnell über den wichtigen Sachverhalt hinweg, dass sich nämlich die deutsche Soziologie in den ersten drei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts nur zögerlich der sozialen Wirklichkeit zuwandte, während die deutsche Psychologie und Psychiatrie der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts durch eine vorbehaltlose Hinwendung zur Empirie charakterisiert waren, was beides beinhaltete, nämlich Vorformen einer quantitativ orientierten Lebensverlaufsforschung ebenso wie einen starken qualitativen, biographischen Ansatz. Wie der Vergleich zwischen den Beiträgen in der *Zeitschrift für angewandte Psychologie* und den *Kölner Vierteljahresheften* zeigt, dominiert in der Soziologie ein wenig erfreulicher Hang zu theoretischen Abhandlungen, während in der Psychologie eine bedingungslose Hinwendung zur Wirklichkeit und eine entschiedene Rezeption der modernen Techniken der Quantifizierung erfolgt. Die Jahre 1910 bis 1933 stellen in der deutschen Soziologie unsäglich magere empirische Jahre dar, nichtsoziologische Sozialforscher erschließen stattdessen das Feld und schaffen in dieser Zeit auch Ansätze für die Lebensverlaufs- und Biographieforschung.

Mit dem Befund eines verhaltenen Aufbruchs zur Biographie- und Lebensverlaufsforschung in der frühen deutschen Soziologie ist die Diskussion in der Dimension des Fach- und Ländervergleichs beendet. Angesichts der Existenz der jüngeren historischen Schule der deutschen Nationalökonomie hätte man aufgrund ihrer historischen, fallorientierten, induktiven und qualitativen Ausrichtung eine andere Entwicklung erwarten können (vgl. dazu Bonß 1982: 97 ff.; ähnlich Papcke 1986: 3), nämlich dass die historische Schule der Nationalökonomie für die Entwicklung von Biographieforschung und qualitativer Sozialforschung ein guter Nährboden hätte sein müssen. Der historischen Schule der Nationalökonomie verdankt die deutsche Soziologie Max Weber, und das

ist nicht wenig. Aber Webers Sehnsucht nach „massiver Erfassung der Realitäten“ (1919 in einem Brief an Richard Ehrenberg; zitiert nach Hennis 1986: 126) findet bei den deutschen Soziologen der ersten Generation keine Entsprechung, und man kann nur auf die zweite Generation verweisen, etwa Hans H. Gerth mit seiner Dissertation über *Bürgerliche Intelligenz um 1800* aus dem Jahr 1935 oder auf Theodor Geiger und seine Arbeiten, um wieder auf Personen mit ähnlichem empirischen Biss zu stoßen. Sieht man von Max Weber und den begabten Außenseitern Schnapper-Arndt und Göhre ab, dann muss das Gesamturteil wohl lauten, dass die historische Schule der deutschen Nationalökonomie ein Hemmschuh für die Entwicklung der deutschen Soziologie war. Sie hat eine vorbehaltlose Hingabe an die damals sich entwickelnden Techniken der Quantifizierung eher behindert als gefördert, und die bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit teilnehmender Beobachtung durchgeführten Untersuchungen waren nach einem Urteil Oberschalls nicht herausragend, sondern „mittelmäßig“ (1997: 124).

Kommt man auf die Frage zurück, ob eine sich als „Gesellschaftswissenschaft“ konstituierende Disziplin überhaupt eine größere Nähe zur Biographieforschung entwickeln kann, so dürfte die pragmatische Antwort lauten, dass zunächst der Entwicklung einer realistischen Biographieforschung nichts entgegengestanden hätte, die sich um eine Erforschung berufs- und milieuspezifischer Karriere- und Lebensverlaufsmuster gekümmert hätte. Werner hatte schon 1895 formuliert, dass „jede Zeit und in ihr wieder jeder Stand [...] einen Typus des Lebens [hat]“ (1988: 7), und welches reichhaltige Forschungsprogramm man damit hätte entfalten können, dies zeigen die vielen Studien der Schule um Charlotte Bühler. Dass sich eine solche Forschungsprogrammatisierung innerhalb der deutschen Soziologie nicht entwickelte, hängt wohl damit zusammen, dass in der Konstitutionsphase der deutschen Soziologie kollektivistische Alltagstheorien dominant waren und es erst relativ spät zur Ausformulierung soziologischer Konzeptionen kam, die einen auf die Idee hätten bringen können, dass die Beschäftigung mit Lebensgeschichten nicht zu unsoziologischen Einzelfallstudien über Individuen führen müssen. Eine solche Perspektive wurde aber erst relativ spät entwickelt, nämlich in dem 1928 von Karl Mannheim veröffentlichten Aufsatz über *Das Problem der Generationen*. Diese Arbeit öffnete ein Fenster für eine soziologisch verstandene Biographieforschung, da in ihr die Lagerung der Individuen im gesellschaftlich-historischen Lebensraum mit einer spezifischen Art des Erlebens, Denkens, Fühlens und Handelns in Verbindung gebracht wurde. Auch Max Webers verstehende Soziologie war in hohem Grade für die Biographieforschung offen, die freundschaftlichen Verbindungen von Weber zu Göhre, Jaspers und Gruhle sollten einen zudem aufhorchen lassen. Die Frage ist jedoch, ob die schon 1913 von Weber formulierte Position einer antikollektivistischen Soziologie große Breitenwirkung hatte. So fortschrittlich seine Konzeption auch war, das „Einzelindividuum und sein Handeln“ nach unten und nach oben hin als „einzigen Träger sinnhaften Sichverhaltens“ zu betrachten (1916: 439), um den mit Kollektivbegriffen arbeitenden Gesellschaftswissenschaftlern ins Gewissen zu reden (vgl. dazu Vanberg 1975: 104), großen Einfluss hatte sie damals offenkundig nicht.

Blickt man zum Abschluss auf die heutigen Formen, Biographieforschung zu betreiben, dann wird deutlich, dass es durchaus sinnvoll wäre, sich einer in Vergessenheit geratenen Traditionslinie wieder zu erinnern, nämlich der anamnestic Tradition der Biographieforschung, wie sie nach Kraepelin von Jaspers in der Psychiatrie entwickelt wurde. Diese Tradition wurde in der Psychologie über die Schule Charlotte Bühlers

weitergeführt. In der anamnestischen Tradition ist die für Psychologie und Psychiatrie herkömmliche Trennung von Krankengeschichte und Befund, Lebensgeschichte und Analyse derselben das herausragende Merkmal. Diese Trennung von Falldarstellung und Fallinterpretation wurde deshalb als geboten angesehen, um den Lesern die Möglichkeit zu geben, sich unabhängig von den theoretischen Überlegungen des Verfassers über den Fall ins Bild zu setzen und die Interpretation des Verfassers kritisch nachvollziehen zu können. Die Falldarstellung sollte nicht nur sicherstellen, dass der Leser wusste, wovon überhaupt geredet wird, sondern es war so, dass Einzelfälle als Grundlage der Verständigung in der Disziplin angesehen wurden. Entsprechende Studien zu einem Problemkreis wurden damals mit einer Diskussion der bisher in der Literatur behandelten Fälle eröffnet, und anschließend wurden dann die neuen Fälle aus der eigenen Forschung vorgestellt (vgl. etwa Jaspers 1963a [1909]). Und insofern jede Fallgeschichte als ein weiterer Baustein für den Erkenntnisfortschritt in der Psychiatrie galt, war das Ziel der Arbeit, eine Fallgeschichte so aufzubereiten, dass sie auch für andere brauchbar war. Es wurde dementsprechend großer Wert darauf gelegt, die Krankengeschichten vollständig zu verfassen, sodass sie nicht nur Illustrationen der theoretischen Ideen des Verfassers waren.

Diese in Psychologie und Psychiatrie selbstverständliche Trennung von Falldarstellung und Fallinterpretation wird in der heutigen Biographieforschung ganz selten praktiziert, es dominiert die Vermischung von Falldarstellung und Fallinterpretation. Wer Fallanalysen aus dem Umkreis der objektiven Hermeneutik oder auch aus dem Kreis um Fritz Schütze liest, wird feststellen, dass dort in der erdrückenden Mehrzahl der Fälle mit dem Abdruck der ersten Interviewsequenz oder mit der „schwer genießbaren“ strukturellen Beschreibung von Interviewtexten (Hermanns 1982: 140) begonnen wird. Über die Lebensgeschichte des Falles ist in der Regel vorab nichts Systematisches in Erfahrung zu bringen (vgl. als Ausnahme Wohlrab-Sahr 1993), erst nach und nach erfährt der Leser bruchstückhaft die Lebensgeschichte, sodass er, wenn er an einem Nachvollzug der Interpretation interessiert ist, zuerst die entscheidenden Fakten heraus-schreiben muss, um die Interpretation zu überdenken.

LITERATUR

- Barton, Allen H. und Paul F. Lazarsfeld (1993)³: Einige Funktionen von qualitativer Analyse in der Sozialforschung [1955], in: Christel Hopf und Elmar Weingarten (Hg.): *Qualitative Sozialforschung*, Stuttgart, 41-89.
- Bonß, Wolfgang (1982): *Die Einübung des Tatsachenblicks: Zur Struktur und Veränderung empirischer Sozialforschung*, Frankfurt am Main.
- Bromme, Moritz (1905): *Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters*, Jena, Leipzig.
- Bude, Heinz (1993): Freud als Novellist, in: Ulrich Stuhr und Friedrich-Wilhelm Deneke (Hg.): *Die Fallgeschichte, Beiträge zu ihrer Bedeutung als Forschungsinstrument*, Heidelberg, 3-16.
- Bühler, Charlotte (1922): *Tagebuch eines jungen Mädchens, Quellen und Studien zur Jugendkunde*, Heft 1, Jena.
- Bühler, Charlotte (1925): *Zwei Knabentagebücher, mit einer Einleitung über die Bedeutung des Tagebuchs für die Jugendpsychologie, Quellen und Studien zur Jugendkunde*, Heft 3, Jena.
- Bühler, Charlotte (1928): *Kindheit und Jugend: Genese des Bewusstseins, Psychologische Monographien*, Bd. 3, Leipzig.

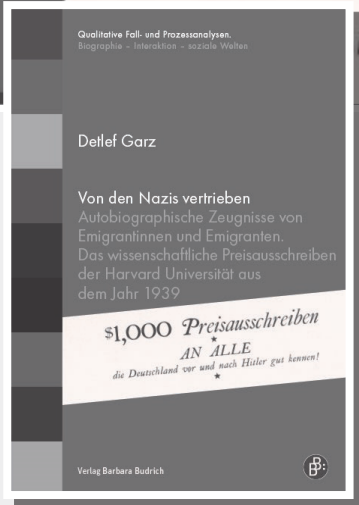
- Bühler, Charlotte (1929)⁵: Das Seelenleben des Jugendlichen, Versuch einer Analyse und Theorie der psychischen Pubertät, Jena.
- Bühler, Charlotte (1933): Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Phänomen, Psychologische Monographien, Bd. 4, Leipzig.
- Bühler, Charlotte und Fred Massarik (Hg.) (1969): Lebenslauf und Lebensziele: Studien in humanistisch-psychologischer Sicht, Stuttgart.
- Bühler, Karl (1927): Die Krise der Psychologie, Jena.
<https://doi.org/10.1515/kant.1926.31.1-3.455>
- Bürgel, Bruno H. (1929): Vom Arbeiter zum Astronomen: Der Aufstieg eines Lebenskämpfers, Berlin.
- Chanfrault-Duchet, Marie-Françoise (1995): Biographical Research in Former West Germany, in: *Current Sociology*, 43, Issue 2, 209-219.
<https://doi.org/10.1177/001139295043002017>
- Dresel, Ernst G. (1921): Die Ursachen der Trunksucht und ihre Bekämpfung durch die Trinkerfürsorge in Heidelberg, Abhandlungen aus dem Gesamtgebiete der Kriminalpsychologie, Heft 5, Berlin. https://doi.org/10.1007/978-3-642-94195-5_2
- Emmerich, Wolfgang (Hg.) (1974/1975): Proletarische Lebensläufe, Autobiographische Dokumente zur Entstehung der Zweiten Kultur in Deutschland, Band 1: Anfänge bis 1914, Band 2: 1914 bis 1945, Reinbek bei Hamburg.
- Fischer, Franz Louis (1906): Arbeiterschicksale, Berlin-Schöneberg.
- Fischer, Carl (1903-1905): Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters, 2 Bände, Jena, Leipzig.
- Foerster, Klaus, Martin Leonhardt und Gerhard Buchkremer (Hg.) (1999): Wahn und Massenmord, Perspektiven und Dokumente zum Fall Wagner, Nürtingen.
<https://doi.org/10.1515/mks-2000-00068>
- Fornfeld, Gabriele, Alexander Lückert und Klemens Wittebur (1986): Die Soziologie an den reichsdeutschen Hochschulen zu Ende der Weimarer Republik, Versuch einer Bestandsaufnahme, in: Sven Papcke (Hg.): Ordnung und Theorie: Beiträge zur Geschichte der Soziologie in Deutschland, Darmstadt, 423-441.
- Frenkel, Else (1936): Studies in biographical psychology, in: *Character and Personality*, 5, 1-34.
<https://doi.org/10.1111/j.1467-6494.1936.tb02040.x>
- Frenkel, Else und Edith Weisskopf (1937): Wunsch und Pflicht im Aufbau des menschlichen Lebens, Psychologische Forschungen über den Lebenslauf, Bd. 1, Wien.
- Frerichs, Petra (1980): Bürgerliche Autobiographie und proletarische Selbstdarstellung: Eine vergleichende Darstellung unter besonderer Berücksichtigung persönlichkeits-theoretischer und literaturwissenschaftlich-didaktischer Fragestellungen, Frankfurt am Main.
- Freud, Sigmund und Josef Breuer (1981): Studien über Hysterie [1895], Frankfurt am Main.
- Fuchs-Heinritz, Werner (2000)²: Biographische Forschung, Eine Einführung in Praxis und Methoden, Hagener Studentexte zur Soziologie, Bd. 5, Opladen, Wiesbaden.
- Fuchs-Kamp, Adelheid (1929): Lebensschicksal und Persönlichkeit ehemaliger Fürsorgezöglinge, Abhandlungen aus dem Gesamtgebiete der Kriminalpsychologie, Heft 6, Berlin.
<https://doi.org/10.1007/978-3-642-99473-9>
- Gaupp, Robert (1914): Zur Psychologie des Massenmordes: Hauptlehrer Wagner von Degerloch, Verbrechertypen, Bd. 1, Heft 3, Berlin. <https://doi.org/10.1007/978-3-662-24630-6>
- Geiger, Theodor (1962): Zur Kritik der arbeiter-psychologischen Forschung [1931], aus: Die Gesellschaft, Internationale Revue für Sozialismus und Politik, 8, 237-254, Berlin, in: Ders.: Arbeiten zur Soziologie, Methode, Moderne Großgesellschaft, Rechtssoziologie, Ideologiekritik, Ausgewählt und eingeleitet von Paul Trappe, Soziologische Texte, Bd. 7, Neuwied, Berlin-Spandau, 151-167.
- Gentzkow, Liselotte (1936): Schulleistung, Berufswahl und Lebensleistung ehemaliger Gymnasialabiturienten, Zeitschrift für angewandte Psychologie, 51, Heft 1 und 2, 1-64.

- Gerth, Hans H. (1976): Bürgerliche Intelligenz um 1800: Zur Soziologie des deutschen Frühliberalismus [1935], Mit einem Vorwort und einer ergänzenden Bibliografie herausgegeben von Ulrich Herrmann, Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 19, Göttingen 1976. <https://doi.org/10.13109/9783666359705>
- Giese, Fritz (1928): Die öffentliche Persönlichkeit, Statistische Untersuchungen an geistigen Führern der Gegenwart, Beiheft 44 der Zeitschrift für angewandte Psychologie, Leipzig.
- Göhre, Paul (1891): Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche, Eine praktische Studie, Leipzig.
- Goetz, Walter (1941): Der Briefwechsel Gustav Schmollers mit Lujo Brentano, in: Archiv für Kulturgeschichte, 30, 142-207. <https://doi.org/10.7788/akg.1941.30.jg.142>
- Gruhle, Hans W. (1912): Die Ursachen der jugendlichen Verwahrlosung und Kriminalität, Berlin. <https://doi.org/10.1007/978-3-642-50928-5>
- Hennis, Wilhelm (1987): Max Webers Fragestellung: Studien zur Biographie des Werks, Tübingen.
- Herder, Johann G. (1953): Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele [1778], in: Karl-Gustav Gerold (Hg.): Johann Gottfried Herder, Werke in zwei Bänden, Zweiter Band, München, 347-402.
- Hermanns, Harry (1982): Berufsverlauf und soziale Handlungskompetenz von Ingenieuren, Eine biografieanalytische Untersuchung auf der Basis narrativer Interviews, Kassel, Dissertation Gesamthochschule Kassel.
- Holek, Wenzel (1909): Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters, Jena.
- Homburger, August (1912): Lebensschicksale geisteskranker Strafgefangener: Katamnestiche Untersuchungen nach den Berichten L. Kirms über ehemalige Insassen der Zentralstrafanstalt Freiburg i. B. (1879-1886), Abhandlungen aus dem Gesamtgebiete der Kriminalpsychologie, Heft 2, Berlin. <https://doi.org/10.1007/978-3-642-94398-0>
- Jahoda, Marie, Paul F. Lazarsfeld und Hans Zeisel (1980)³: Die Arbeitslosen von Marienthal, Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit [1933], Edition Suhrkamp, Bd. 769, Frankfurt am Main.
- Jaspers, Karl (1963a): Heimweh und Verbrechen [1909], in: Ders.: Gesammelte Schriften zur Psychopathologie, Berlin, Göttingen, Heidelberg, 1-84. https://doi.org/10.1007/978-3-642-62027-0_1
- Jaspers, Karl (1963b): Eifersuchtswahn, Ein Beitrag zur Frage „Entwicklung einer Persönlichkeit“ oder „Prozess“? [1910], in: Ders.: Gesammelte Schriften zur Psychopathologie, Berlin, Göttingen, Heidelberg, 85-141.
- Jaspers, Karl (1963c): Die phänomenologische Forschungsrichtung in der Psychopathologie [1912], in: Ders.: Gesammelte Schriften zur Psychopathologie, Berlin, Göttingen, Heidelberg, 314-328. https://doi.org/10.1007/978-3-642-62027-0_6
- Jaspers, Karl (1963d): Kausale und „verständliche“ Zusammenhänge zwischen Schicksal und Psychose bei der Dementia praecox (Schizophrenie) [1913a], in: Ders.: Gesammelte Schriften zur Psychopathologie, Berlin, Göttingen, Heidelberg 1963, 329-412. https://doi.org/10.1007/978-3-642-62027-0_7
- Jaspers, Karl (1965)⁸: Allgemeine Psychopathologie [1913b], Berlin, Heidelberg, New York 1965. <https://doi.org/10.1007/978-3-642-62020-1>
- Jaspers, Karl (1949): Strindberg und van Gogh, Versuch einer pathographischen Analyse unter vergleichender Heranziehung von Swedenborg und Hölderlin [1922], München.
- Just, Günther (1939): Erbpsychologie der Schulbegabung, in: Handbuch der Erbbiologie des Menschen, Band V/1: Erbneurologie, Erbpsychologie, Berlin, 538-591. https://doi.org/10.1007/978-3-642-90905-4_7
- Kehrer, Ferdinand (1928): Strukturanalyse, in: Oswald Bumke (Hg.): Handbuch der Geisteskrankheiten, Erster Band, Berlin, 343-350.
- Kern, Horst (1982): Empirische Sozialforschung: Ursprünge, Ansätze, Entwicklungslinien, Beck'sche Elementarbücher, München.

- Koch, Adelbert (1929): Arbeitermemoiren als sozialwissenschaftliche Erkenntnisquelle, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 61, 128-170.
- Kramm, Hermann (1936): Beruf, Schulleistung und Lehrplanwünsche ehemaliger Abiturienten, in: Zeitschrift für angewandte Psychologie, 51, 65-127.
- Krehl, Frieda (1939): Schulleistung und Lebensleistung ehemaliger Mittelschüler, in: Zeitschrift für angewandte Psychologie und Charakterkunde, 57, Heft 1 und 2, 1-49.
- Lindenlaub, Dieter (1967): Richtungskämpfe im Verein für Sozialpolitik: Wissenschaft und Sozialpolitik im Kaiserreich vom Beginn des „neuen Kurses“ bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges (1890-1914), Teil I, Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte, Nr. 52, Wiesbaden.
- Lindner, Rolf (1990): Die Entdeckung der Stadtkultur: Soziologie aus der Erfahrung der Reportage, Frankfurt am Main.
- Lottmann, Werner (1934): Schulleistung und Lebensleistung ehemaliger Gymnasialabiturienten, in: Zeitschrift für angewandte Psychologie, 47, 173-299.
- Lubas-Bartoszynska, Regina (1994): Autobiographische Wettbewerbe und soziologische Biographieforschung in Polen nach 1945, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 7, Heft 2, 240-254.
- Mannheim, Karl (1964): Das Problem der Generationen [1928], in: Ders.: Wissenssoziologie, Auswahl aus dem Werk, Eingeleitet und herausgegeben von Kurt H. Wolff, Soziologische Texte, Bd. 28, Berlin, Neuwied, 509-565.
- Markiewicz-Lagneau, Janina (1976): L'autobiographie en Pologne ou de l'usage social d'une technique sociologique, in: Revue française de sociologie, 17, 591-613.
<https://doi.org/10.2307/3321167>
- Mast, Peter (1980): Künstlerische und wissenschaftliche Freiheit im Deutschen Reich 1890-1901, Reihe der Forschungen, Nr. 7, Rheinfelden.
- Mayer, Karl Ulrich (1990): Lebensverläufe und sozialer Wandel, Anmerkungen zu einem Forschungsprogramm, in: Ders. (Hg.): Lebensverläufe und sozialer Wandel, Sonderheft 31 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen, 7-21.
https://doi.org/10.1007/978-3-322-97011-4_1
- Mikl-Horke, Gertraude (2001)⁵: Soziologie: Historischer Kontext und soziologische Theorie-Entwürfe, München, Wien.
- Misch, Georg (1907/1 bis 1969/8): Geschichte der Autobiographie, Frankfurt am Main.
- Mombert, Paul (1921): Zur Frage der Klassenbildung, in: Kölner Vierteljahrshefte für Soziologie, 1, 40-44.
- Nothaas, Josef (1930): Sozialer Auf- und Abstieg im Deutschen Volk, Statistische Methoden und Ergebnisse, Beiträge zur Statistik Bayerns, Heft 117, München.
- Nothaas, Josef (1931): Sozialer Auf- und Abstieg im deutschen Volke, in: Kölner Vierteljahrshefte für Soziologie, 9, 61-81.
- Oberschall, Anthony (1997): Empirische Sozialforschung in Deutschland 1848-1914, Alber-Reihe Kommunikation, Bd. 21, Freiburg im Breisgau, München.
- Papcke, Sven (Hg.) (1986): Ordnung und Theorie: Beiträge zur Geschichte der Soziologie in Deutschland, Darmstadt.
- Paul, Sigrid (1979/1 und 1979/2): Begegnungen: Zur Geschichte persönlicher Dokumente in Ethnologie, Soziologie und Psychologie, Band 1 und 2, Hohenschäftlarn.
- Popp, Adelheid (1909): Jugendgeschichte einer Arbeiterin: Von ihr selbst erzählt, München.
- Quetelet, Adolphe (1914 und 1921): Soziale Physik oder Abhandlung über die Entwicklung der Fähigkeiten des Menschen [1935], Band 1 und 2, Jena (zuerst: Physique sociale ou essai sur le développement des facultés de l'homme, Brüssel 1869).
- Rehbein, Franz (1911): Das Leben eines Landarbeiters, Jena.
- Rosenow, Lotte (1936): Beziehungen zwischen Schulleistungen und Lebensleistungen, Geprüft an 10 Abiturientenjahrgängen, 1891-1900, von 250 Schulen mit 37.242 Schülern, in: Zeitschrift für angewandte Psychologie, 51, 128-143.

- Schad, Susanne Petra (1972): *Empirical Social Research in Weimar-Germany*, Publications of the International Social Science Council, Bd. 15, Paris.
<https://doi.org/10.1515/9783111558547>
- Schnapper-Arndt, Gottlieb (1906a): Zur Methodologie sozialer Enquêtes, Mit besonderem Hinblick auf die neuerlichen Erhebungen über den Wucher auf dem Lande [1888], in: Leon Zeitlin (Hg.): *Dr. Gottlieb Schnapper, Arndt, Vorträge und Aufsätze*, Tübingen, 60-102.
- Schnapper-Arndt, Gottlieb (1906b): Nährkele: Ein sozialstatistisches Kleingemälde aus dem schwäbischen Volksleben [1904], in: Leon Zeitlin (Hg.): *Dr. Gottlieb Schnapper, Arndt, Vorträge und Aufsätze*, Tübingen, 190-256.
- Schneider, Kurt (1926)²: *Studien über Persönlichkeit und Schicksal eingeschriebener Prostituiertes*, zweite, durchgesehene Auflage vermehrt um einen Anhang: Die späteren Schicksale: Katamnestische Untersuchungen von Luise von der Heyden, *Abhandlungen aus dem Gesamtgebiet der Kriminalpsychologie (Heidelberger Abhandlungen)*, Heft 4, Berlin.
<https://doi.org/10.1007/978-3-662-24997-0>
- Schneider, Kurt (1927): Studien über Persönlichkeit und Schicksal eingeschriebener Prostituiertes, in: *Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie*, 6, 274-278.
- Schraml, Walter J. (1965): Die Psychoanalyse und der menschliche Lebenslauf, in: *Psyche*, 19, Heft 5, 250-268.
- Sorokin, Pitirim A. (1928): Arbeitsleistung und Entlohnung (Experimentelle Untersuchungen bei Kindern im Alter von 3-4 und von 13-14 Jahren), in: *Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie*, 7, 186-198.
- Sutherland, David E. (1981): Wer rezipiert heute die europäische Soziologie?, Bemerkungen über die Beziehungen zwischen europäischer und amerikanischer Soziologie [1978], in: Wolf Lepenies (Hg.): *Geschichte der Soziologie, Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin*, Band 4, Frankfurt am Main, 262-297.
- Szczepanski, Jan (1974): Die biographische Methode, in: Rene König (Hg.): *Handbuch der empirischen Sozialforschung*, Band 4: Komplexe Forschungsansätze, Stuttgart, 226-252.
- Thomae, Hans (1969): Die biographische Methode in den anthropologischen Wissenschaften [1952], in: Ders.: *Vita Humana, Beiträge zu einer genetischen Anthropologie*, Frankfurt am Main, Bonn, 75-100.
- Thomas, William I. und Florian Znaniecki (1974): *The Polish Peasant in Europe and America [1918-1920]*, Volume One and Volume Two, Edited by Eli Zaretsky, New York.
- Thurnwald, Hilde (1937): *Menschen der Südsee: Charaktere und Schicksale*, Ermittelt bei einer Forschungsreise in Buin auf Bougainville, Salomo-Archipel, Stuttgart.
- Vanberg, Viktor (1975): Die zwei Soziologien: Individualismus und Kollektivismus in der Sozialtheorie, *Die Einheit der Gesellschaftswissenschaften*, Bd. 17, Tübingen.
- Verein für Sozialpolitik (1892): *Die Verhältnisse der Landarbeiter in Deutschland*, Erster Band, *Schriften des Vereins für Socialpolitik*, Bd. LIII, Leipzig.
- Verein für Sozialpolitik (1912): *Verhandlungen der Generalversammlung in Nürnberg*, 9. und 10. Oktober 1911, *Schriften des Vereins für Socialpolitik*, Bd. 138, Leipzig.
- Weber, Alfred (1912): Das Berufsschicksal der Industriearbeiter, Ein Vortrag, in: *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik*, 34, 377-405.
- Weber, Max (1984): Die Lage der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland [1892a], *Max Weber-Gesamtausgabe, Abteilung 1, Schriften und Reden*, Band 3: Die Lage der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland, Erster und Zweiter Halbband, Herausgegeben von Martin Riesebrodt, Tübingen.
- Weber, Max (1993a): Zur Rechtfertigung Göhres [1892b], in: *Max Weber-Gesamtausgabe, Abteilung 1, Schriften und Reden*, Band 4: Landarbeiterfrage, Nationalstaat und Volkswirtschaftspolitik: *Schriften und Reden 1892-1899*, Erster Halbband, Herausgegeben von Wolfgang J. Mommsen in Zusammenarbeit mit Rita Aldenhoff, Tübingen, 106-119.

- Weber, Max (1993b): Die Erhebung des Evangelisch-sozialen Kongresses über die Verhältnisse der Landarbeiter Deutschlands [1893], in: Max Weber-Gesamtausgabe, Abteilung 1, Schriften und Reden, Band 4: Landarbeiterfrage, Nationalstaat und Volkswirtschaftspolitik: Schriften und Reden 1892-1899, Erster Halbband, Herausgegeben von Wolfgang J. Mommsen in Zusammenarbeit mit Rita Aldenhoff, Tübingen, 206-219.
- Weber, Max (1993c): Die deutschen Landarbeiter, Korreferat und Diskussionsbeitrag auf dem fünften Evangelisch-sozialen Kongress am 16. Mai 1894, in: Max Weber-Gesamtausgabe, Abteilung 1, Schriften und Reden, Band 4: Landarbeiterfrage, Nationalstaat und Volkswirtschaftspolitik: Schriften und Reden 1892-1899, Erster Halbband, Herausgegeben von Wolfgang J. Mommsen in Zusammenarbeit mit Rita Aldenhoff, Tübingen, 308-345.
- Weber, Max (1988a)⁷: Methodologische Einleitung für die Erhebungen des Vereins für Sozialpolitik über Auslese und Anpassung (Berufswahl und Berufsschicksal) der Arbeiterschaft der geschlossenen Großindustrie [1908], in: Marianne Weber (Hg.): Max Weber, Gesammelte Aufsätze zur Soziologie und Sozialpolitik, Tübingen, 1-60.
- Werner, Richard M. (1988): Biographie der Namenlosen [Nachdruck], in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 1, Heft 1, 67-119.
- Wetzel, Adolf (1920): Über Massenmörder: Ein Beitrag zu den persönlichen Verbrechensursachen und zu den Methoden ihrer Erforschung, Berlin.
- Wohlrab-Sahr, Monika (1993): Biographische Unsicherheit, Formen weiblicher Identität in der „reflexiven Moderne“: Das Beispiel der Zeitarbeiterinnen, Biographie und Gesellschaft, Bd. 15, Opladen.



Detlef Garz

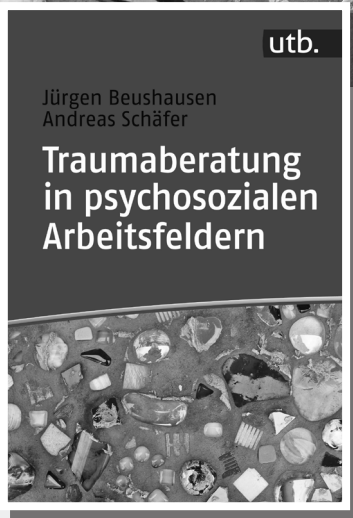
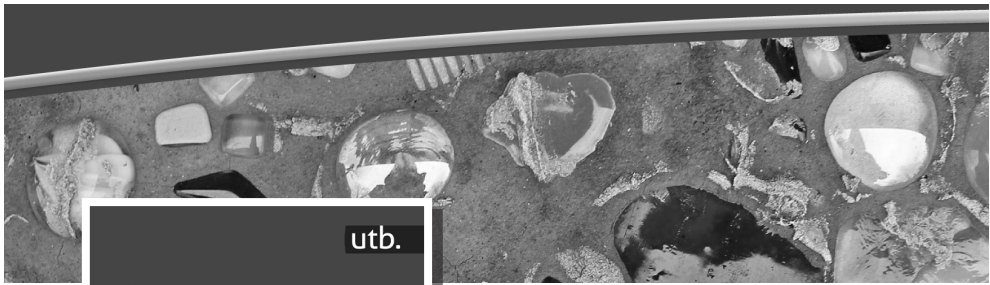
Von den Nazis vertrieben

Autobiographische Zeugnisse von Emigrantinnen und Emigranten. Das wissenschaftliche Preisausschreiben der Harvard Universität aus dem Jahr 1939

Qualitative Fall- und Prozessanalysen. Biographie – Interaktion – soziale Welten, Band 22. 2021 • 366 Seiten • Kart. • 39,90 € (D) • 41,10 € (A)
ISBN 978-3-8474-2578-6 • eISBN 978-3-8474-1736-1

Wie veränderten sich unter der Nazi-Herrschaft Leben und Alltag derer, die verfolgt wurden? Ein außergewöhnliches wissenschaftliches Preisausschreiben der Harvard Universität stellt im Jahr 1939 diese Frage und sammelt über 180, zum Teil umfangreiche autobiographische Manuskripte von Emigrantinnen und Emigranten aus dem nationalsozialistischen Deutschland sowie aus Österreich. Der Korpus ist bis heute weitgehend unerschlossen. Detlef Garz widmet sich in umfassender Weise dem Preisausschreiben und rückt die Lebensgeschichten der Teilnehmenden in den Mittelpunkt: ausführliche Erfahrungen des Lebens vor 1933, das (Er-)Leiden, der Widerstand, die erfolgte Emigration zwischen 1933 und 1939 sowie die Ankunft und Neueinrichtung in den aufnehmenden Ländern.

www.shop.budrich.de



Jürgen Beushausen
Andreas Schäfer

Traumabewertung in psychosozialen Arbeitsfeldern

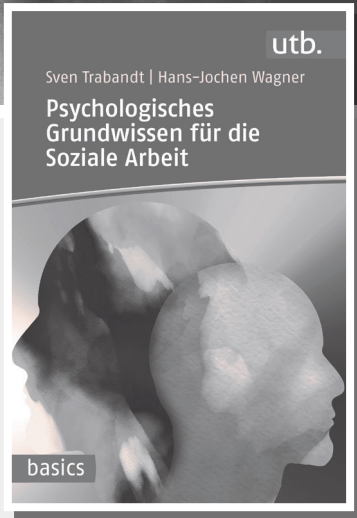
Eine Einführung für
Studium und Praxis

utb M • 2021 • 347 Seiten • Kart. • 29,90 € (D) • 30,80 € (A)

ISBN 978-3-8252-5606-7 • eISBN 978-3-8385-5606-2

In allen Bereichen der (psycho-)sozialen Arbeit sind Fachkräfte häufig mit traumatisierten Menschen konfrontiert, was gerade für Berufsanfänger*innen und Studierende in der Praxisphase oft eine große Herausforderung darstellt. Sie benötigen daher besondere Kompetenzen und ein fundiertes Wissen über Traumatisierungen. In diesem grundlegenden Buch erhalten (angehende) psychosoziale Fachkräfte methodische Hilfen und Informationen zu Traumata sowie sozialwissenschaftlichen und gesundheitsbezogenen Konzepten.

www.utb-shop.de



Sven Trabant
Hans-Jochen Wagner

Psychologisches Grundwissen für die Soziale Arbeit

*utb M basics • 2021 • 280 Seiten • Kart. • 19,90 € (D) • 20,50 € (A)
ISBN 978-3-8252-5605-0 • auch als eBook*

In den ersten Kapiteln werden klassische und neuere Richtungen der Psychologie dargestellt. Es folgen Entwicklungspsychologie in ausgewählten Bereichen sowie im Lebensalter, Sozialpsychologie mit den Schwerpunkten Gruppenpsychologie und Einstellungen. Weiter geht es um Kommunikation (z. B. nach Schulz von Thun, Rosenberg oder Watzlawick) und auffälliges Verhalten. Einen Schwerpunkt bildet die Bedeutung dieser Begriffe für das Handeln in der Sozialen Arbeit. Neben vielen Schaubildern und Tabellen, gibt es am Ende der Kapitel jeweils vertiefende, reflexions- und diskussionsanregende Aufgabestellungen.

www.utb-shop.de



Ralf Bohnsack | Nora Friederike Hoffmann |
Iris Nentwig-Gesemann (Hrsg.)

2018. 395 Seiten. Kart. • 42,00 € (D), 43,20 € (A)

ISBN 978-3-8474-2158-0 • eISBN 978-3-8474-1178-9

Typenbildung und Dokumentarische Methode

Forschungspraxis und methodologische Grundlagen

Die Bildung von (Ideal-)Typen stellt den zentralen Weg zur Generalisierung empirischer Ergebnisse im Bereich qualitativer bzw. rekonstruktiver Methoden dar. Im Rahmen der Dokumentarischen Methode ist dieser Weg vielfach erprobt und zunehmend elaboriert worden: in der Auswertung von Gesprächen bzw. Gruppendiskussionen, unterschiedlichen Arten von Interviews, Bildern, Videos und Filmen sowie auch in der Kombination, also der Triangulation, dieser Methoden miteinander. Die im Band versammelten Beiträge geben Einblick in die Vielfalt der Typenbildung im Rahmen der Dokumentarischen Methode.

Aus dem Inhalt:

Berufliche Sozialisation und berufliche Praxis • Pädagogische Interaktion und pädagogisches Milieu • Schulische Bildungswege und -prozesse • Biografische Übergänge im gesellschaftlichen Kontext • Soziale Ungleichheit, Mobilität und Milieubindung • Gesellschaftliche Milieus, Identitäten und Szenen • Fremdverstehen als alltägliche und wissenschaftliche Herausforderung • Systemtheoretische Perspektiven

www.shop.budrich.de

Unsere Fachzeitschriften auf Budrich Journals



FuG – Zeitschrift für Fußball und Gesellschaft

ISSN: 2568-0420

ISSN Online: 2568-0439

Jahrgang: 3. Jahrgang 2021

Erscheinungsweise: 2 x jährlich

Umfang: ca. 140 S. pro Heft

Sprache: Deutsch, Englisch

Open Access: nach 24 Monaten

fug.budrich-journals.de



ZQF – Zeitschrift für Qualitative Forschung

ISSN: 2196-2138

ISSN Online: 2196-2146

Jahrgang: 22. Jahrgang 2021

Erscheinungsweise: 2 x jährlich

Umfang: ca. 150 S. pro Heft

Sprache: Deutsch, Englisch

Open Access: nach 24 Monaten

zqf.budrich-journals.de



ZRex – Zeitschrift für Rechtsextremismus- forschung

ISSN: 2701-9624

ISSN Online: 2701-9632

Jahrgang: 1. Jahrgang 2021

Erscheinungsweise: 2 x jährlich

Umfang: ca. 200 S. pro Heft

Sprache: Deutsch, Englisch

Open Access: mit Erscheinen

zrex.budrich-journals.de

- ✓ rund 30 wissenschaftliche Fachzeitschriften aus den Fachbereichen Erziehung, Gender Studies, Gesellschaft, Methoden, Politik und Politische Bildung
- ✓ Einzelbeiträge als PDF im Download

- ✓ Print-, Online- und Kombi-Abonnements
- ✓ Online-Zugang über IP für Institutionen
- ✓ Archivrechte für Institutionen
- ✓ wachsende Open Access-Bereiche

www.budrich-journals.de